





**THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS**

**LIBRARY**

**506  
WIP  
v. 193**

**PERIODICALS**



















Akademie der Wissenschaften in Wien  
Philosophisch-historische Klasse

---

# Sitzungsberichte

193. Band

---

Die 4. Abhandlung ist gedruckt aus den Mitteln des Jerôme und Margaret  
Stonborough-Fonds.

---

Wien, 1922

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitäts-Buchhändler,  
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.



506  
WIP  
v. 193

## Inhalt.

---

1. **Abhandlung.** V. Jagić: Zum Altkirchenslawischen Apostolus II.
2. **Abhandlung.** Alois Goldbacher: Kritische Beiträge zum XLI., XLII. u. XLIII. Buche des T. Livius.
3. **Abhandlung.** A. Rosthorn: Die Anfänge der chinesischen Geschichtschreibung.
4. **Abhandlung.** Karl Roretz: Zur Analyse von Kants Philosophie des Organischen.

541099







Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 193. Band, 1. Abhandlung

---

Zum

# Altkirchenslawischen Apostolus

II

Lexikalisches

Die Physiognomie der slawischen Übersetzung (1)

Von

**V. Jagić,**

wirkl. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 7. Mai 1919

---

**Wien, 1919**

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitäts-Buchhändler

Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

## Dritter Abschnitt.

### Lexikalisches.

#### Die Physiognomie der slawischen Übersetzung.

Nicht leicht war die Aufgabe, die heilige Schrift im neunten Jahrhunderte in eine bis dahin brachgelegene slawische Sprache zu übersetzen. Daß die Arbeit im ganzen als wohl gelungen angesehen werden darf, dafür spricht die jetzt schon mehr als tausendjährige Geschichte dieses Ereignisses, das zeigen die tiefen Furchen, die es in das Leben einiger slawischen Sprachen gezogen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren nach der Beschaffenheit der Texte recht ungleich. Leichter gestaltete sich die Arbeit bei der Übersetzung der vier Evangelien, als bei der Apostelgeschichte, den großen und kleinen Briefen, wo neben vielem Gemeinsamen auch ganz anders geartete Worte und Ausdrücke vorlagen, für die in sehr vielen Fällen in dem damaligen slawischen Wortvorrat, mögen ihn die Übersetzer noch so vollständig beherrscht haben, nichts genau Entsprechendes vorlag. Was blieb da anderes übrig, als an den griechischen, den Übersetzern genau bekannten Wortlaut anknüpfend neue Wörter und Wortbildungen zu schaffen. Unsere diesem Gegenstande gewidmete Forschung soll dartun, daß von diesem Mittel zwar reichlicher Gebrauch gemacht wurde und doch über der ganzen Übersetzungsarbeit ein Geist der freien, nicht sklavisch dem griechischen Texte sich unterordnenden Tätigkeit ausgebreitet war, der uns hohe, vielfach an Bewunderung reichende Achtung einzuflößen im Stande ist. Man wird dabei einen sehr nahe gelegenen Grundsatz wahrnehmen, daß dort, wo dieser oder jener Ausdruck, der vielleicht für den Evangelientext eine Neuerung war, auch in einzelnen Teilen des Apostolus sich wiederholte, in der Regel der schon einmal gemachte Übersetzungsversuch auch



weiterhin aufrecht erhalten wurde, sei es in vollem Umfange, sei es als Grundlage und Ausgangspunkt für verschiedene Weiterbildungen, die man zur Hälfte als Neubildungen bezeichnen könnte. Wenn auch die weiteren Einzelforschungen möglicherweise verschiedene individuelle Unterschiede, die von verschiedenen bei der Übersetzungsarbeit beteiligt gewesen Personen herrühren könnten, sich werden nachweisen lassen, im ganzen und großen sind doch offenbar alle Teile des übersetzten Neuen Testaments die Arbeit einer Übersetzungsschule und -zeit, die auf gleichen Voraussetzungen beruhte.

Wir machen den Versuch, in die Werkstatt jener ersten Arbeit einen Einblick zu tun, um uns von dem Charakter und der Mühe derselben eine Vorstellung zu bilden. Die Resultate meiner in der Entstehungsgeschichte abgelagerten Forschung setze ich dabei als bekannt voraus und werde mich gelegentlich auf das dort Auseinandergesetzte berufen. Mein Bestreben zielt bei dieser neuen Studie dahin, zwischen der Übersetzung des Evangelientextes und des Apostolus Vergleiche anzustellen, unter Zugrundelegung der griechischen Vorlage, um einerseits die Einheitlichkeit des ganzen Übersetzungswerkes zu zeigen, anderseits bei den doch vielfach wahrzunehmenden Abweichungen der beiden Texte nicht so sehr voneinander als von dem vorgelegenen griechischen Wortlaut eine nähere Charakteristik dieses großen Kulturunternehmens des neunten Jahrhunderts zu geben, die darin gipfelt, daß der oder die Übersetzer vielfach geleitet von dem Sprachgefühl für die Sprache, in die sie die Übersetzung machten, auf Kosten der Wörtlichkeit Änderungen vornahmen, um größere Verständlichkeit oder Ausdrucksfähigkeit zu erzielen. Dabei wird die ganze Leistung in einem anderen Lichte dastehen als einst, wo man den oder die Urheber der slawischen Übersetzung als Stümper, namentlich bezüglich der Kenntnis der griechischen Sprache, hinzustellen bemüht war, nein, im Gegenteil, der Übersetzer, mag es einer oder mehrere gewesen sein, steht als verständnisvoller Kenner des griechischen Textes da, der die verschiedenen Bedeutungsnuancen des griechischen Ausdrucks richtig erfaßte, vor allem aber als feiner Beherrscher seines slawischen Idioms, das ihn dazu führte, an vielen Stellen lieber von der wörtlichen



Wiedergabe abzustehen, als der eigenen Sprache einen bezeichnenderen Ausdruck, eine gefälligere Übersetzung abgehen zu lassen. Ein solches Verfahren, dessen zahlreiche Spuren werden nachgewiesen werden, setzt nach meiner festen Überzeugung unbedingt die sichere Vermutung voraus, daß der Verfasser die slawische Sprache nicht etwa als geborener Grieche erst in späteren Jahren seines Lebens zur Not erlernt habe, sondern in ihr und mit ihr von seiner Kindheit an, unter den reichen Eindrücken des ihn umgebenden täglichen, in slawischer Sprache sich äußernden Lebens aufgewachsen war. Kann diese Behauptung auf Konstantin keine Anwendung finden, dann müßte man sagen, daß er selbst vielleicht die Übersetzung nur geleitet und beaufsichtigt, nicht aber persönlich oder ohne fremde echt slawische Mithilfe, zu Stande gebracht hat. Zwei hübsche auf dasselbe Ziel lossteuernde Vorarbeiten müssen hier verzeichnet werden: die von O. Grünenthal im 31. und 32. Bande des Archivs für slawische Philologie unter dem Titel: „Die Übersetzungstechnik der altkirchenslawischen Evangelienübersetzung“ und der Beitrag Bernekers „Kyrills Übersetzungskunst“ (im 31. Band der Indogermanischen Forschungen, 1912, S. 399—412). Ich ließ mich von den beiden Abhandlungen absichtlich nicht beeinflussen, d. h. wollte sie nicht jetzt von neuem mir vergegenwärtigen, um auf Grund des eigenen Studiums zu Resultaten zu gelangen, die in vielen Punkten über das dort Gesagte weitergehen, wenn ich auch dem von den beiden Forschern zur Sprache Gebrachten volle Anerkennung zollen muß. Meine Forschung stellt eine Vertiefung in den Text, sowohl griechischen wie slawischen, dar, die nicht bloß einzelne Stellen herausgreift, sondern nach Möglichkeit alles Beachtenswerte umfaßt.

## I.

Um bei der vorzunehmenden Analyse des Stoffes mit den dem Übersetzer am nächsten gelegenen sprachlichen Mitteln zu beginnen, wollen wir zuerst die aus den Naturerscheinungen geschöpften Ausdrücke, die ja wohl alle in der Sprache gegeben waren, in Betracht ziehen. Ich muß dabei folgendes bemerken. Bei dem Zitieren griechischer Ausdrücke



soll ein dazugesetztes <sup>u</sup> andeuten, daß der betreffende Ausdruck in beiden Hauptteilen des Neuen Testaments, d. h. in den Evangelien und dem Apostolus vorkommt, während ein hinzugefügtes <sup>e</sup> auf Evangelien allein und ein <sup>a</sup> auf Apostolus allein hindeuten soll. Dabei bleibt die Apokalypse unberücksichtigt.

Allgemein bekannte und keinem Wechsel unterliegende Ausdrücke sind: **нѣбо**—οὐρανός <sup>u</sup>, **слъньце**—ἥλιος <sup>u</sup>, **мѣсяць**—μήν <sup>u</sup>, **λογηα**—σελήνη <sup>u</sup> (das letzte griechische Wort wurde in I cor. 15. 41 durch **мѣсяць** übersetzt) und **σεληνιαζομαι** <sup>e</sup> wird mehr erklärt als wörtlich übersetzt durch **βῆσβηνοβατη на ноеѣи мѣсяца** (mat. 17. 15), in gleicher Weise **σεληνιαζόμενος** durch **мѣсячънъиѡ** **нѣаѡгъи нмъи** (mat. 4. 24). Man findet schon hier einen Beleg für die freie Bewegung des Übersetzers gegenüber dem griechischen Texte, um sein Werk möglichst verständlich zu machen.

**звѣзда**—ἄστρον <sup>u</sup> oder ἀστὴρ <sup>u</sup>, die ἀστέρες πλανῆται (iud. 13) lauten in der Übersetzung **звѣздаи лъстнѣи** (christ.) oder **лъстѣи** (šiš. mat.). Ein echt volkstümlicher Ausdruck für **φωσφόρος** <sup>a</sup> als Stern lautet **δὴννηица** (II petr. 1. 19).

Das Wort **ἀήρ** <sup>a</sup> blieb nach Ausweis der ältesten Texte des Apostolus unübersetzt: **на аеръ** (act. 22. 23), **въ аерѣ** (I cor. 9. 26), aber die Phrase **εἰς ἄερα λαλοῦντες** wird in christ. frei und vielleicht volkstümlich durch **въ вѣтрѣ глаголюиѣ** wiedergegeben (I cor. 14. 9), so liest man es auch in mat. (mit nachlässiger Auslassung der Präposition **въ**), dagegen šiš. blieb dem griechischen Texte treu: **въ аерѣ глаголюиѣ**. Die Stelle ephes. 2. 2 **τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος** (‘des Luftreiches’ übersetzen es die neuesten Erklärer) lautet in šiš. **властѣ аѡхѡу аерѣнааго** (richtig sollte es heißen **властѣ аерѣныиѣ**), christ. schreibt **властѣ ахъ** (sic!) **възѡушъиѡмѡу**, mat. **властѣ възѡушъиѡнааго аха**. Der syntaktische Zusammenhang der Worte ist nicht genau ausgedrückt, wenn man nicht annehmen will, daß der eine griechische Ausdruck **ἀήρ** durch **аѡхъ аерѣиъи** oder **аѡхъ възѡушъиъи** wiedergegeben werden sollte, aber das den Genetiv **τοῦ ἀέρος** vertretende Adjektiv steht schon übersetzt da, und auch I thess. 4: 17 **εἰς ἄερα** lautet in christ. **на възѡуѣѣ**, dagegen šiš. **на аерѣ**, und auch mat. bleibt dabei, nur schreibt er **на нѣрѣ**. Aus alledem kann man den Schluß ziehen, daß das Wort **ἀήρ** ursprünglich noch unübersetzt geblieben war, doch muß die Übersetzung sehr



früh aufgekommen sein (der Ausdruck selbst mag volkstümlich gewesen sein), das Wort lebt bekanntlich noch heute in der russischen Sprache *воздух*, daraus auch serbisch *ваздух*. Vgl. Entst. 301.

Neben  $\varphi\acute{\omega}\varsigma^u$ —*сѣтъ* kommt auch *сѣтъ* für dasselbe griechische Wort vor (act. 16. 29). Der Genitiv τοῦ φωτός ergab das Adjektiv *сѣтъ* (II cor. 11. 14), und τῶν φώτων (iac. 1. 17) lautet *сѣтъ*. Übrigens auch für  $\varphi\acute{\epsilon}\gamma\gamma\omicron\varsigma^e$  wird im Evangelientext *сѣтъ* gebraucht. Ferner findet man für  $\varphi\acute{\omega}\varsigma$  die Übersetzung *сѣтъ* (io. 5. 35), wahrscheinlich darum, weil in demselben Verse καὶ φαίνων durch *и сѣтъ* übersetzt worden war; denn  $\varphi\acute{\alpha}\iota\upsilon\epsilon\iota\nu^u$  lautet *сѣтъ* (io. 1. 5, 5. 35), während II petr. 1. 19 und I io. 2. 8 das Verbum *сѣтъ* dafür eintrat. Dieses Verbum (*сѣтъ*) drückt sonst das griechische  $\lambda\acute{\alpha}\mu\pi\epsilon\iota\nu^u$  aus (luc. 17. 24), daher auch *сѣтъ* für  $\pi\epsilon\rho\iota\lambda\acute{\alpha}\mu\pi\epsilon\iota\nu^u$  (luc. 2. 9, act. 16. 13). In Apostolus zog man die Ausdrücke *сѣтъ* und *сѣтъ* vor, während in Evangelien *сѣтъ* vorherrscht. Bei einem so allgemein bekannten Ausdruck wäre es kaum ratsam, dieser kleinen Abweichung irgendwelche Bedeutung zuzuschreiben. Das Verbum *сѣтъ* entspricht dem griechischen  $\epsilon\pi\iota\varphi\acute{\omega}\sigma\kappa\omega^e$  (mat. 28. 1, luc. 23. 54), dagegen  $\epsilon\pi\iota\varphi\acute{\alpha}\iota\upsilon\omega^u$  ist *сѣтъ* (luc. 1. 79, tit. 2. 11, 3. 4) und *сѣтъ* (act. 27. 20),  $\epsilon\pi\iota\varphi\acute{\alpha}\nu\eta\varsigma$  ist *сѣтъ* (act. 2. 20) und  $\epsilon\pi\iota\varphi\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota\alpha^a$  ist *сѣтъ* (I tim. 6. 14, II tim. 1. 10, 4. 1. 8, tit. 2. 13), nur II thess. 2. 8 steht *сѣтъ*. So, d. h. ungleich, liest man den Text nicht nur in christ., sondern auch in šiš., die Abweichung muß also sehr weit, wahrscheinlich bis in die erste Übersetzung zurückreichen. Merkwürdig liest man in einem glagolitischen Texte an letzter Stelle ‚prosvěćeniem‘, dagegen II tim. 4. 8 ‚prišstvie‘ statt *сѣтъ*. Nach den Erklärern der Stellen ist hier die Übersetzung *сѣтъ* für alle Belege die richtige (Dibelius übersetzt: ‚Offenbarung, Erscheinung, Wiederkunft‘).

*тъма* ist  $\sigma\acute{o}\tau\omicron\varsigma^u$  oder  $\sigma\kappa\omicron\tau\acute{\iota}\alpha^u$ , für τοῦ σκότους kann *тъма* stehen (col. 1. 13, iud. 13), ὁ ζόφος<sup>a</sup> τοῦ σκότους lautet *тъма* (II petr. 2. 17), so ist  $\zeta\acute{o}\phi\omicron\varsigma$ : *тъма* hebr. 12. 18, II petr. 2. 4, iud. 6;  $\sigma\kappa\omicron\tau\acute{\iota}\zeta\epsilon\sigma\theta\alpha\iota^u$  lautet *тъма* (mat. 24. 29), *тъма* (luc. 23. 45), *тъма* (marc. 13. 24, rom. 11. 10, ephes. 4. 18) und *тъма* (act. 1. 21) — lauter echte volkstümliche Ausdrücke. Das Adjektiv *тъма* ist nicht nur  $\sigma\kappa\omicron\tau\epsilon\iota\nu\acute{o}\varsigma$ ,



sondern auch ἀνχμηρός<sup>a</sup> (II petr. 1. 19). Für σκιά<sup>u</sup> hat man σѣнь (mat. 4. 16, marc. 4. 32, luc. 1. 79) und сѣнь (act. 5. 15, col. 2. 17, hebr. 8. 5, 10. 1) — der Unterschied ist beachtenswert. Dazu gehört das Verbum ἐπισκιάζω: οσѣνιατη—οσѣνητη, doch mat. 17. 5 steht in allen ältesten Texten für ἐπεσκίασεν οσηια (statt οсѣνη). Wenn das nicht ein sehr altes Versehen eines Abschreibers ist, dann entsteht die Frage, warum derselbe Übersetzer sonst überall οсѣνητη—οсѣνιατη schrieb, auch für κατασκιάζειν, und nur an dieser einen Stelle οσηιατη? Ἀποσκίασμα (iac. 1. 17) ist οсѣниеннiе.

βεδρο — εὐδία<sup>e</sup>, οβλακѣ — νεφέλη<sup>u</sup>, μυγλα — ἐμίχλη<sup>a</sup> (II petr. 2. 17), βογρια — θυέλλα<sup>a</sup> (hebr. 12. 18), вѣтрѣ — ἄνεμος<sup>u</sup>, auch вѣтрыцѣ (act. 20. 14, 27. 40), daher das Verbum ἀνεμίζεσθαι (iac. 1. 6) durch Umschreibung: οτѣ вѣтрѣ вѣзмѣтиаτη сѣ (so šiš., christ. ѿ вѣтра вѣзмѣтати сѣ, mat. schließt sich šiš. an); noch ein zweiter Ausdruck steht mit Wind im Zusammenhang: ib. iac. 1. 6 κλύδωνι θαλάσσης . . . ῥιπιζομένων: влѣниеннiю морьскоу ѿ вѣтрѣ . . . ραζεѣкаиуиоу сѣ, sehr schön gesagt in šiš. und mat., dagegen ein Schreibversehen oder Druckfehler in christ. ραζεѣкаиуиа сѣ; вѣтрѣ βογριηѣ ist ἄνεμος τυφωνικός<sup>a</sup> (act. 27. 14), das dazu gehörige Verbum τυφοῦσθαι lautet in übertragener Bedeutung ραζгрѣдѣти сѣ (I tim. 3. 6, 6. 4), das Partizip τετυφωμένοι (II tim. 3. 4) ist durch вѣзнослѣхъ wiedergegeben — gewiß lauter aus der Volkssprache bekannte Ausdrücke, die eben deswegen auch den möglichen Neubildungen vorgezogen wurden. Das Verbum вѣзнослѣхъ war schon bekannt für μετεωρίζομαι<sup>e</sup> (luc. 12. 29) und für ὑψόω<sup>u</sup> (mat. 11. 23, 23. 12, luc. 1. 52, 10. 15, 14. 11, 18. 14, II cor. 11. 7, iac. 4. 10, I petr. 5. 6), konnte also als geläufiges Wort auch in der richtigen adjektivischen Wortbildung вѣзнослѣхъ gut verwendet werden.

млѣннi: ἀστραπή<sup>e</sup>, auch влѣнцаннiе (luc. 11. 36), von влѣнцати сѣ (ἀστράπτειν<sup>e</sup>) abgeleitet (luc. 17. 24), auch in der Form влѣпати сѣ (luc. 24. 4) nachweisbar; громѣ — βροντή<sup>e</sup>, дѣждѣ — βροχή<sup>e</sup> und ѱετός<sup>a</sup>, als Verbum βρέχει<sup>u</sup> дѣждѣхъ (mat. 5. 45) und одѣждѣхъ (luc. 17. 29, iac. 5. 17); μὴ βρέξαι wurde sehr gut übersetzt durch не вѣити дѣждѣю (iac. 5. 17). Der Übersetzer wußte ganz gut, daß dasselbe Verbum auch in anderer Weise übersetzt werden muß, dafür gebrauchte er мочнѣти und омочнѣти: мочнѣти нозѣ (luc. 7. 38), омочнѣти нозѣ (luc. 7. 44).



снѣгъ—χιών<sup>e</sup>, зима—χειμών<sup>u</sup>, davon παραχειμάζω<sup>a</sup>: οζημέτη (act. 27. 12, 28. 11, I cor. 16. 6, tit. 3. 12) und παραχειμασία<sup>a</sup> (act. 27. 12): οζημέτη. Die Ableitung wird gemacht worden sein, während das Verbum als Volksausdruck lebte, wie das Fortleben des Wortes samt verschiedenen Ableitungen in modernen slawischen Sprachen zeigt. Für χειμαζομένων<sup>a</sup> ἡμῶν (act. 27. 18) vermochte der Übersetzer keinen bezeichnenderen Ausdruck herauszufinden, mußte sich mit τρουχαλιεмиъ сѧ намъ begnügen, dieser Ausdruck gilt sonst als Übersetzung von κοπιάω<sup>u</sup>. Auch für ψύχος<sup>u</sup> ist зима gebraucht (io. 18. 18, act. 28. 2, II cor. 11. 27).

тѣча ist ὄμβρος<sup>e</sup> (luc. 12. 54), παρὰ—ἀπρίς<sup>a</sup> (iac. 4. 14), doch an einer anderen Stelle steht für denselben griechischen Ausdruck κορυήνη (act. 2. 19), was von dem richtigen Sprachgefühl zeugt, denn von καπνός<sup>a</sup> (дымъ) kann man nicht gut sagen παρὰ (das wäre der Dampf des Rauches!), so nahm man die Ableitung von κορυήνη (,rauchen') zu Hilfe.

Die einzelnen Wind- und Weltgegenden sind: сѣверъ—βορρᾶς<sup>e</sup>, югъ (югъ)—νότος<sup>u</sup>. Der stürmische Wind εὐροακύλων<sup>a</sup> (vl. εὐροακλύδων, vg. euroaquilo) bleibt in šiš. unübersetzt: нарицаен се ѣвѣроклѣдѣнь (act. 27. 14), ebenso in mat.; christ. und einige andere Texte liefern die Übersetzung западынѣн ѡглынынѣ, wahrscheinlich dachte derjenige, der diesen Ausdruck wählte, der übrigens nicht der ersten, ältesten Übersetzungsperiode angehörte, an einen vom Westwinkel her wehenden Wind; sonst war εὐρος bekanntlich der Südwind, und κλύδων<sup>u</sup> als zweiter Teil der Zusammensetzung bedeutete sonst (luc. 8, 24, iac. 1. 6) влѣзѣнѣнѣ.

Das Wort вѣмѣ vertritt sowohl καιρός<sup>u</sup> wie χρόνος<sup>u</sup>, doch wird χρόνος lieber durch αἶψα übersetzt (marc. 9. 21, luc. 8. 27. 29, 20. 9, io. 5. 6), nahezu immer so im Apostolus (act. 1. 6. 7. 21, 3. 21, 7. 17. 23, 8. 11, 13. 18, 15. 33, 17. 30, 18. 20, rom. 7. 1, I cor. 7. 39, 16. 7, gal. 4. 1. 4, I thess. 5. 1, II tim. 1. 9, tit. 1. 2, hebr. 4. 7, 5. 12, 11. 32, I petr. 1. 17. 20, 4. 2. 3, iud. 18). Als Adjektiv ergibt вѣмѣньнѣ den Ausdruck des Genitivs τοῦ καιροῦ oder auch die Übersetzung von πρόσκαιρος<sup>u</sup> (mat. 13. 21, marc. 4. 17, II cor. 4. 18), auch вѣмѣньнѣ steht dafür (hebr. 11. 25), aber nur in christ.; šiš. und mat. bewahren auch hier вѣмѣньнѣ. Zu καιρός gehört das Adjektiv εὐκαιρος<sup>u</sup>, das marc. 6. 21 durch ποτρυβѣньнѣ übersetzt wird, aber an einer anderen Stelle, vielleicht



von einer anderen Person herrührend (hebr. 4. 16), wörtlich durch *благоевмененъ* wiedergegeben wird. Übrigens auch *marc.* 14. 11 lautet *εὐχαίρως*<sup>u</sup> in der Übersetzung *въ подобно брѣмѣ* und *II tim.* 4. 2 *въ благо брѣмѣ*; ebenso ist *εὐχαίρια*<sup>e</sup> *ποдобно брѣмѣ* (*mat.* 26. 16, *luc.* 22. 6). Die Wahl der Übersetzung *ποдобно брѣмѣ* zeigt freie, von dem Wunsch nach voller Verständlichkeit geleitete Arbeit. Auch die Übersetzung *ζαμου-днѣнъ* (*act.* 20. 16) für *χρονοτριβεῖν*<sup>a</sup> verdient Anerkennung, sie steht im Zusammenhang mit *χρονίζεῖν*<sup>u</sup>, das in der Übersetzung *мѣднѣнъ—мѣднѣнъ* (vl. *кѣснѣнъ*) lautet (*mat.* 24. 48, *luc.* 1. 21, 12. 45), *hebr.* 10. 37 liest man *οὐμѣднѣнъ* (vl. *οὐкѣснѣнъ*).

Die vier Weltgegenden sind *luc.* 13. 29 nebeneinander aufgezählt: *ἀπὸ ἀνατολῶν καὶ δυσμῶν καὶ βορρᾶ καὶ νότου: οὗτῃ ἐξέρχεται ἡ ζαπαδὴ ἡ сѣвера ἡ юга* — uralte slawische Benennungen; *βασιλίσσα νότου* heißt *цѣсарница южъската* (*luc.* 11. 31).

Die Zeit im allgemeinen *часъ* oder *година* für *ώρα*<sup>u</sup>, der letztere slawische Ausdruck beherrscht die ältesten Texte. Namentlich im Evangelium Johannis ist im Cod. Mar. bis auf einen Fall (*19. 27*) sonst kein Beispiel für *часъ* zu finden. Doch neben *година* ist die Anwendung des Ausdrucks *годъ* hervorzuheben (*luc.* 1. 10, 14. 17, *io.* 7. 30, 16. 21), dessen fast identische Bedeutung mit *година* dadurch gekennzeichnet wird, daß in verschiedenen Texten zu *годъ* die Variante *година* begegnet (*Entst.* 331. 445). Im Apostolus ist die Zahl der Beispiele mit *часъ* etwas größer als jene der *година*, dagegen kommt *годъ* gar nicht vor. Ob man aus diesen kleinen Tatsachen irgendetwas auf die Autorschaft Bezugnehmendes wird folgern dürfen, das muß man zunächst dahingestellt sein lassen. Wenn die Wahl des Ausdrucks *годъ* nicht rein zufällig ist, dann könnte man den Bedeutungsunterschied darin finden, daß *годъ* nicht bloß allgemein die Zeit, sondern einen bestimmten Zeitpunkt oder Tag bezeichnen will, deswegen auch die Zusätze, auf die sich der Zeitpunkt bezieht: *годъ темѣана*, *годъ вечера*, *годъ него*, *годъ кѣа*.

*οὐτρο—ютро* ist *πρωτᾶ*<sup>e</sup>: *ютро* (*mat.* 21. 18), *ютроу* *ἐξελθὼν* (*mat.* 27. 1, *io.* 21. 4), *за οὐтра* (*io.* 18. 28), oder *πρωτῆ*<sup>u</sup>: *ютро* (*mat.* 16. 3, *marc.* 1. 35, 11. 20, 13. 35), *κοῦπνῳ οὐτρο* (*ἅμα πρωτῇ mat.* 20. 1), *за οὐтра* (*marc.* 16. 2. 9, *io.* 18. 28, 20. 1), *ἀπὸ πρωτῆς ὥς ютра* (*act.* 28. 23). Auch für *αὔριον*<sup>u</sup> und *ἐπαύριον*<sup>u</sup> werden



dieselben Ausdrücke gebraucht: αὔριον ist οὔτρο (act. 25. 22, I cor. 15. 32), οὔτρѣ (mat. 6. 30, luc. 12. 28, 13. 33, iac. 4. 13), на ютрѣ (act. 4. 3, richtiger šiš. наоутрѣн), so auch act. 4. 5, оутрѣн (act. 23. 15. 20, mat. ютрѣн und ютрѣ), τὸ τῆς αὔριον: оутрѣниаго (Genit. abhängig von не вѣдоушиа iac. 4. 14); für τῇ ἐπαύριον: въ оутрѣниа днь (mat. 27. 62), ohne den Zusatz днь (marc. 11. 12), въ оутрѣн днь (io. 1. 29. 35. 44, 6. 22, 12. 12, act. 10. 9. 24), въ оутрѣ (act. 10. 23), на оутрѣн (act. 21. 8, 25. 6) und на оутрѣна (act. 14. 20, 20. 7, 22. 30, 23. 32, 25. 23). Aber auch für ῥοθρος<sup>u</sup> kommt derselbe slawische Ausdruck zur Anwendung: ῥοθρου βαθέως (io. 8. 2 wahrscheinlich ohne βαθέως) lautet ютро und ὑπὸ τὸν ῥοθρον (act. 5. 21) на оутрѣноу, dagegen luc. 24. 1 wird ῥοθρου βαθέως durch сла рано wiedergegeben. Das Adjektiv ῥοθριος<sup>e</sup> auf die Frauen bezogen (luc. 24. 22) wird durch das adverbiale рано übersetzt; hübsch selbständig lautet die Übersetzung von ῥοθρίζειν (luc. 21. 38): вьси людиа нз оутра прѣхожаахѣ. прѣрѣзѣхѣ—ἐγνυχον<sup>e</sup> (marc. 1. 35) war volkstümlicher Ausdruck, вьрѣхѣ—καύσων<sup>u</sup> (zweimal in Evangelien, einmal in Apost. iac. 1. 11) ist gewiß ebenfalls der Volkssprache entnommen; днь—ἡμέρα<sup>u</sup> und нощь—νύξ<sup>u</sup>, дньсь—σήμερον<sup>u</sup> gehört zu den Belegen für die Postposition des Pronomens im Gegensatz zu σήμερον, hodie, heute. Das war nicht bloß altbulgarische, sondern allgemein slawische Eigenschaft. Das Substantiv μεσημβρία<sup>a</sup> lautet mit Präpositionen на полуадне (act. 8. 25), кз полуадни (act. 22. 6); вечерѣ—ἑσπέρα<sup>u</sup>, ὀψία<sup>u</sup> ist bald вечерѣ, bald поздѣ, die stehende Wendung ὀψίας γενομένης lautet in der Übersetzung поздѣ вьвѣшоу (mat. 8. 16, 14. 15. 23, 27. 57, marc. 1. 32, 15. 42, io. 6. 16) und вечероу вьвѣшоу (mat. 16. 2, 20. 8, 26. 20, marc. 4. 35, 6. 47, 14. 17), einmal (io. 20. 19) dem griechischen οὔσης ὀψίας genau entsprechend сѣи поздѣ in Mar., richtiger in Ostr. сѣшоу. Auch marc. 11. 11 ὀψίας ἤδη οὔσης τῆς ὥρας lautet in der Übersetzung ganz gut поздѣ юже сѣшоу часоу. Auch als Nominativ ὥς δὲ ὀψία ἐγένετο (io. 6. 16) lautet die Übersetzung ѡко поздѣ вьистѣ, so auch für ὀψέ (marc. 11. 19) dieselbe Übersetzung. Doch marc. 13. 35 wurde ὀψέ als вечерѣ übersetzt, was schon durch den nachfolgenden Zusatz ἢ μεσονυχτίου: въ полунощи nahegelegt war. Sehr fein ist mat. 28. 1 die Phrase ὀψέ δὲ σαββάτων durch въ вечерѣ же соботѣнзи (сѣботѣнзи) wiedergegeben. въчера ist χθές<sup>u</sup> und отъ ланн: ἀπὸ πέρυσι<sup>u</sup>.



ζορη ist Übersetzung von ἀγῆ<sup>a</sup> (act. 20. 11), das Verbum ἀγάζω<sup>a</sup> (II cor. 4. 4) lautet ἐλκησθη, aber διαγάζω<sup>a</sup> (II petr. 1. 19) οζαρηθη.

Wenn man aus den Luftregionen auf die Erde heruntersteigt, begegnen uns einige Ausdrücke allgemeiner Art, für die in der Volkssprache keine Bedeckung vorhanden war. Da ist vor allem στοιχεῖον<sup>a</sup> zu nennen, das Wort wurde einfach unübersetzt gelassen (mit Ausnahme der Bedeutung hebr. 5. 12 στοιχεῖα: πησμένα, wo auch šiš. diese Übersetzung kennt): ποδὲς στοιχειῶν (gal. 4. 3), στοιχεῖα (ib. 4. 9), ποὶ στοιχειῶν (col. 2. 8), ὡς στοιχεῖα (col. 2. 20). Nur II petr. 3. 10 ist στοιχεῖα in christ. einmal durch ἐστῆν wiedergegeben. Diese Übersetzung kehrt in späteren Texten fast ausschließlich wieder, so hat mat. den übersetzten Ausdruck in gal. 4. 3. 9, col. 2. 8. 20; nur II petr. 3. 10. 12 steht noch στοιχεῖα, dafür aber schreibt mat. selbst hebr. 5. 12 ἐστῆν.

Eine Neubildung nach dem Vorbilde des griechischen ἡ οἰκουμένη<sup>a</sup> ist der Ausdruck ἐκτελεσθέν, als Partizip von ἐκτελεσθῆναι gedacht. Man kann sie als gelungen bezeichnen. Das Wort lebt noch heute in der russischen Sprache, wenigstens als Adjektiv вселенскій, wenn von ökumenischen Konzilen der Kirche die Rede ist. Im Serbokroatischen kennt man ebenfalls das davon abgeleitete Adjektiv ,vasioni', wenn z. B. von ,vasioni svijet' die Rede ist. Bedenkt man, daß das Verbum οἰκεῖν<sup>a</sup> in der Regel durch жити—живѣти wiedergegeben wird, so muß man die Bildung vom Verbum κατοικεῖν<sup>a</sup> ἐκτελεσθέν σα als ganz originelle Auffassung bezeichnen. Vgl. πρὸς ἐκτελεσθέν σα μεταοικεῖν<sup>a</sup> und ἐκτελεσθέν σα: ἐπισκηνοῦν (II cor. 12. 9).

Für das Weltall κόσμος<sup>a</sup> wollte man den für ,Welt' üblichen Ausdruck μηρ vor offenbar prägnanter machen und deswegen versah man ihn für diesen speziellen Fall mit dem Pronomen ἐν als seinem Trabanten. In den ältesten Übersetzungen herrscht in der Tat die Zusammensetzung ἐν μηρ vor, erst später wurde auch das einfache μηρ für dieselbe Bedeutung immer geläufiger. Vgl. Entst. 285. An einer Stelle (I petr. 1. 20) steht in der Übersetzung für κόσμος das sonst für αἰών gebrauchte Wort ἐκ, vielleicht ein unbeabsichtigtes Versehen, doch haben alle ältesten Texte diese Lesart. Das Adjektiv κοσμικός<sup>a</sup> wird hebr. 9. 1 durch ἀλλοτρίος übersetzt



und tit. 2. 12 durch *пѣтъскъи*, beides nicht dem Original entsprechend, die erste Übersetzung ist noch etwas besser als die zweite, denn auch Windisch übersetzt τὸ ἅγιον κοσμικόν ‚das irdische Heiligtum‘, während er an zweiter Stelle von ‚weltlichen‘ Begierden die Übersetzung sprechen läßt. Über κόσμιος *госѣиъ* vgl. weiter unten, doch *госѣиъ* heißt auch εὐλαβής<sup>u</sup> (act. 2. 5, an zwei anderen Stellen wird dieses Adjektiv durch *благосѣиъ* übersetzt, im Evangelium luc. 2. 25 durch *чѣстѣиъ*), ferner ist *госѣиъ* auch εὐσχήμων<sup>u</sup> (act. 17. 12, sonst ist dieser griechische Ausdruck übersetzt durch das neugebildete *благосѣиъ*), endlich ist *госѣиъ* auch σεμνός<sup>a</sup> (phil. 4. 8, sonst ist σεμνός *честъ* I tim. 3. 8. 11, tit. 2. 2). Wir werden noch öfters dem Falle begegnen, daß die verschiedenen griechischen Attribute, wenn man nicht zu neuen Wortbildungen greifen wollte (wie hier *благосѣиъ* und *благосѣиъ*), nur ungefähr und annähernd in der Übersetzung zur Geltung kommen konnten, d. h. man mußte sich für mehrere griechische Nuancen mit einem slawischen Ausdruck begnügen.

γῆ<sup>u</sup> ist *земля*, der Genitiv der Zugehörigkeit wird dann und wann adjektivisch durch *земельскъ* ausgedrückt (z. B. mat. 24. 30, act. 4. 26) oder *земьиъ* (hebr. 11. 38). Für γεωργός<sup>u</sup> hatte man offenbar den Volksausdruck *тѣжатеъ* (vgl. noch jetzt südslawisches ‚težak‘), aber nur im Markusevangelium gebraucht (marc. 12. 1. 2. 7. 9), sonst heißt er überall *дѣлатеъ* (mat. 21. 33. 34. 35. 38. 40. 41, luc. 20. 9. 10. 14. 16, io. 15. 1, II tim. 2. 6, iac. 5. 7). Diese Abweichung ist etwas auffallend, man wäre geneigt, an die Beteiligung verschiedener Übersetzer zu denken, der Ausdruck *дѣлатеъ* gilt ja sonst für ἐργάτης<sup>u</sup> (mat. 9. 37. 38, 10. 10, 20. 1. 2. 8, luc. 10. 2. 7, 13. 27, act. 19. 25, II cor. 11. 13, phil. 3. 2, I tim. 5. 18, II tim. 2. 15, iac. 5. 4). Offenbar war in den damaligen Zuständen jeder Arbeiter eo ipso Landbebauer, darum konnte man *дѣлатеъ* für *тѣжатеъ* sagen.

гора ist ὄρος<sup>u</sup>, *хлѣмъ*—βουνός<sup>e</sup> (vgl. luc. 3. 5), auch ἡ ὄρεινή<sup>e</sup> ist luc. 1. 39 durch *гора* ausgedrückt, ib. 1. 65 *горьниа* (с. страна), ostr. hat an erster Stelle *горьница*, das sonst, wie wir unten sehen werden, eine andere Bedeutung hat. Diese Unterscheidung des ἡ ὄρεινή von τὸ ὄρος scheint später in den Text aufgenommen worden zu sein; *крьхъ* steht für ὄφρυς<sup>e</sup> (luc. 4. 29).



πῆσζκζ ist ἄμμος<sup>u</sup>, βρῆγζ—χρημνός<sup>e</sup>, καμζι—καμενъ—πέτρα<sup>u</sup>, als plur. каменнѣ (mat. 27. 51), aber auch λίθος<sup>u</sup>, plur. λίθοι—каменнѣ, II cor. 3. 7 ἐν λίθοις lautet in der Übersetzung вѣ каменнѣ, das könnte man auch als вѣ каменнѣ deuten, doch nach dem richtigen Sprachgefühl dürfte hier die Singularform darum gewählt worden sein, weil es sich um einzelne Steine handelt (in Buchstaben auf Stein). Das Adjektiv πετρώδης<sup>e</sup> ist каменънъ (marc. 4. 5. 16), aber mat. 13. 5. 20 wurde auch каменнѣ angewendet.

Merkwürdig ist нѣпнъ (act. 27. 17) für Σόρτις<sup>a</sup> (šiš. beließ es unübersetzt сѣрѣть, mat. umschreibend нѣпнѣ мѣста), das ist eine Anlehnung an act. 27. 41, wo εἰς τόπον διθάλασσαν durch вѣ мѣсто нѣпнѣ wiedergegeben wird. So in allen Texten. Es ist noch ein ähnlich gebildetes Wort прнѣпнъ (rom. 11. 16) für εὐραμα<sup>a</sup> vorhanden, das merkwürdigerweise sonst мѣшенинѣ oder вѣмѣшенинѣ lautet, und doch ist überall der Teig gemeint. Man fragt sich schon wieder, warum für dasselbe griechische Wort an dieser Stelle ein hübsch gebildeter Ausdruck angewendet wird, von dem der Übersetzer, wenn es dieselbe Person war, an anderen Stellen keinen Gebrauch machen wollte.

вртъпнъ ist Übersetzung von σπήλαιον<sup>u</sup> in ersten drei Evangelien, in Johannes (11. 38) steht dafür πεψѣ (oder пещера), in hebr. 11. 38 wieder вртъпнъ. Wahrscheinlich ist man im Johannisevangelium absichtlich von вртъпнъ abgegangen, um dieses σπήλαιον von dem σπήλαιον ληστῶν zu trennen. Übrigens wird вртъпнъ an einer Stelle (io. 19. 41) statt вртъ für κήπος angewendet, wovon weiter unten die Rede sein wird. Ein uralter slawischer Ausdruck ist ѡма für βόθυνος<sup>e</sup>, auch вѣдъна für ἄβυσσος<sup>u</sup> ist volkstümlich, wahrscheinlich auch пропасть für ὀπή<sup>a</sup> (hebr. 11. 38), das griechische Wort wird auch (iac. 3. 11) durch οὐστѣ übersetzt, doch scheint das eine nachträgliche Berichtigung zu sein, denn šiš. und mat. lesen протаѡннѣ. Für φάραγξ<sup>e</sup> wurde дѣрѣ als Übersetzung gewählt (luc. 3. 5) und γρομαда (vl. грамада) steht für ὕλη<sup>a</sup> (iac. 3. 5). Der bestimmt volkstümliche Ausdruck ѡзѣнна entspricht dem griechischen φωλέος<sup>e</sup> (mat. 8. 29, luc. 9. 58).

Der viel umfassende Ausdruck χώρα<sup>u</sup> wird übersetzt durch страна, областъ (act. 26. 20) und земля (luc. 8. 26, act. 12. 20, 16. 6). Beachtenswert ist, daß luc. 12. 16 der sonst



gewöhnlich mit страна übersetzte Ausdruck χώρα dem Sinne gemäß durch нѣса erklärt wurde, οὐροβύχη σα нѣса, ähnlich io. 4. 35: вѣдѣте нѣзы und iac. 5. 4: дѣлабѣшѣхъ (vl. пожѣнѣшѣхъ) нѣзы. Eine so treffende Wahl des in den Zusammenhang hineingehörenden Ausdrucks setzt eine tiefe Kenntniss der Sprache voraus. Auf die ebenso feine Übersetzung des Ausdrucks λευκός<sup>u</sup> durch плабъ, wo es sich um die Saat handelte, habe ich schon Entst. 329 aufmerksam gemacht. Auch ἡ περίχωρος<sup>u</sup> bleibt in der Übersetzung страна, nur luc. 8. 37 steht dafür οὐλαστή.

Für страна war auch τὰ μέρη<sup>u</sup> häufig genug das Original, und zwar genügte singular страна für plur. τὰ μέρη, dennoch hat auch der Übersetzer Plural angewendet marc. 8. 10, act. 2. 10, 19. 1, 20. 2; statt страны für τὰ μέρη findet man ephes. 4. 9 частѣ, ganz richtig, weil es sich um τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς, um die ‚Niederungen der Erde‘ handelt.

прѣдѣлъ entspricht dem griechischen Plural τὰ ὅρια<sup>u</sup> (auch in der Übersetzung immer im Plural), einmal auch τὰ μεθόρια (marc. 7. 24), wo doch vl. τὰ ὅρια vorhanden ist, und einmal ἡ ὁροθεσία<sup>a</sup> (act. 17. 26). Für ὁδός<sup>u</sup> hatte man пѣтъ, auch für ὁδοπορία<sup>u</sup> io. 4. 6, aber II cor. 11. 26 wird wörtlicher поутѣмъ шѣстѣнѣ gesagt, und das Verbum ὁδοπορεῖν<sup>a</sup> (act. 10. 9) wird aufgelöst zu нтѣ по пѣтѣ, während ὁδοποιεῖν<sup>e</sup> (marc. 2. 23) пѣтъ творѣтѣ lautet; стѣса lautet in Evangelien τρίβος<sup>e</sup>, in Apostolus τροχιά<sup>a</sup> (hebr. 12. 13).

Der slawische Ausdruck село steht für ἀγρός<sup>u</sup> (vgl. act. 4. 37 nebst allen Stellen des Evangelientextes), für den Genitiv τοῦ ἀγροῦ wird dann und wann das Adjektiv сѣлѣнѣ angewendet (mat. 6. 30, 13. 36), für die Besiedlungsverhältnisse der damaligen Slawen ist diese Bedeutung des ἀγρός als село recht bezeichnend, село war eben der Ackerboden samt der darauf befindlichen Wohnung. Übrigens село entspricht auch dem griechischen χωρίον<sup>u</sup>, nicht im Evangelientexte, sondern im Apostolus (act. 1. 18. 19, 4. 34, 5. 3. 8, 28. 7). Die drei Beispiele für χωρίον in Evangelien (mat. 26. 36, marc. 14. 32, io. 4. 5) wurden durch вѣсъ (вѣсъ) übersetzt. Ob daraus auf verschiedene persönliche Einflüsse bei der Übersetzung geschlossen werden darf, muß zunächst unentschieden bleiben.



ΒΟΔΑ ist ὕδωρ<sup>u</sup>, und ΗΑΒΟΔΗΗΕ πλημύρα<sup>e</sup> (luc. 6. 48); das Adjektiv ΒΟΔΗΝΖ ersetzt den Genitiv τοῦ ὕδατος (luc. 8. 24, ephes. 5. 26), man verstand, dem Genitiv auch durch freiere Übersetzung auszuweichen: marc. 14. 13 κεράμιον ὕδατος βαστάζων: ВЪ СЪЖАБЛЕННЦѢ ВОДѢ НОСА, ebenso luc. 22. 10. Ganz verständlich ist I tim. 5. 23 μηκέτι ὑδροπότηι übersetzt: ΗΕ ΠΗΗ ΒΟΔΖΙ und ebenso gut umschrieben ἄνθρωπος τις ἦν ὑδρωπικός (luc. 14. 2) durch ЧЛОВѢКЪ КЪДΗНЪ НМЪИ ВОДΗΝΖИ ТРѢДЪ БѢ. ΡѢКА ist ποταμός<sup>u</sup>, ΠΟΤΟΚЪ—χείμαρρος<sup>e</sup> (io. 18. 1), ΠΟΤΟΠЪ—κατακλυσμός<sup>u</sup>, daher ΠΟΤΟΠΗΤΗ: κατακλύζειν<sup>u</sup>, ΜΟΡΙΕ—θάλασσα<sup>u</sup>, ΠΟΜΟΡΗΗΕ—παραθαλάσσια<sup>e</sup> (mat. 4. 13), aber auch αἰγιαλός<sup>u</sup> ist mat. 13. 2 ΠΟΜΟΡΗΗΕ; derselbe griech. Ausdruck wird auch durch ΚΡΑΗ wiedergegeben (mat. 13. 48, act. 27. 39. 40) und auch durch ΕΡΤΓЪ (io. 21. 4); act. 21. 5 lautet ἐπὶ τὸν αἰγιαλόν: ΠΗΗ ΜΟΡΙΗ; ΠΗΗΣΤΑΝΗΗΕ ist λιμὴν<sup>a</sup> (act. 27. 8. 12), КЪЗЕРО—λίμνη<sup>e</sup>, ΟΤΟΚЪ und ΟСТРОКЪ stehen für νῆσος<sup>a</sup> (in act. von sechs Stellen hat christ. an fünf ΟСТРОКЪ, an einer ΟΤΟΚЪ; šiš. gerade umgekehrt an fünf Stellen ΟΤΟΚЪ, an einer die adjektivische Ausdrucksweise ΟСТΡΟΒЪНЪ). Vgl. Entst. 374. Merkwürdig ist ВЪ ΠΟΥЧΗΝΗΕ act 27. 27 für das griech. ἐν τῷ Ἀδρίᾳ, einige Texte schrieben dafür ΗΑΔΡΗΗΑ, sonst ist ΠΚЧΗΗΑ πέλαγος<sup>u</sup> (mat. 18. 6, act. 27. 5). Für κόλπος<sup>u</sup> hat man ЛЖКА (act. 27. 34), sonst ist ΛΟΗΘ die übliche Übersetzung der anderen Bedeutung; ВЛЗНА ist κόμα<sup>u</sup> und ВЛЗНЕНΗΗΕ für κλύδων<sup>u</sup> wurde bereits oben erwähnt. Dem πηλός<sup>u</sup> entspricht überall ΕΡΖННΗΕ; ΠΡΑΧЪ ist κονιορτός<sup>u</sup> und auch χοῦς<sup>e</sup> (marc. 6. 11).

## II.

Wie für die atmosphärischen Erscheinungen, für die Erde und ihre Elemente, so lag auch für die Benennung der menschlichen Gesellschaft, für die verwandtschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander und für die Charakteristik derselben nach ihren Eigenschaften, die nicht gerade eine bestimmte Berufstätigkeit ausdrücken wollen, ein meistens ausreichender Wortvorrat in der lebenden Sprache vor, dem man nicht viel Neues zuzusetzen hatte.

ЧЛОВѢКЪ ist ἄνθρωπος<sup>u</sup>, auch im Plural von demselben Worte gebraucht, denn ΛΥΔΗΗΕ gilt für λαός<sup>u</sup>, seltener für andere griechische Ausdrücke, z. B. für ἔχλος<sup>u</sup> (luc. 13. 17)



oder für ἔθνος<sup>u</sup> (io. 11. 51). Das sind eigentlich stilistische Ungenauigkeiten, von denen man nicht sicher sagen kann, ob sie gerade dem ersten Übersetzer zur Last fallen. Sonst gilt für ἔθνος die Übersetzung ѡзъикъ, daher auch ѡзъичьннъ für ἐθνικός<sup>u</sup>, beides vielleicht Neubildungen, die in der russischen Sprache, wenigstens was den letzten Ausdruck betrifft, noch fortleben, offenbar aus der Kirchensprache ins Leben eingedrungen, ähnlich wie ‚poganin‘ bei den Südslawen, russisch in etwas eingeschränkter Bedeutung поганый. Natürlich ist ἐθνικός<sup>u</sup>: ѡзъичьскъ (gal. 2. 14).

Das Wort ѡродаъ ist übliche Bezeichnung für ὄχλος<sup>u</sup>, daher übersetzte man ὄχλοποιήσαντες durch ѡродаъ сътворьше (act. 17. 5, vulg. besser turba facta), nur ausnahmsweise für λαός<sup>u</sup> (act. 21. 36) oder πλῆθος<sup>u</sup> (marc. 3. 7, luc. 8. 37). Doch fast immer für πλῆθος<sup>u</sup> im Apostolus (so ist ѡродаъ für πλῆθος gewählt act. 2. 6, 4. 32, 5. 14. 16, 6. 2. 5, 14. 1. 4, 15. 12. 30, 17. 4, 19. 9, 21. 22, 23. 7, 25. 24). Dann ist ѡродаъ noch Übersetzung für δῆμος<sup>u</sup> (act. 12. 22, 17. 5, 19. 30. 33). Man sieht aus dieser Anwendung des einen Ausdrucks ѡродаъ für ὄχλος, λαός, πλῆθος, δῆμος die primitive, einfache Organisation der Gesellschaft bei den damaligen Slawen, denen eben alles das ѡродаъ war. Ein hübsches volkstümliches Wort wurde für συνοδία<sup>e</sup> (luc. 2. 44) in dem Ausdruck дружина gefunden, worunter man eine Gruppe von Hausgenossen verstand, wie das noch heute teilweise der Fall ist, z. B. im Kajdialekte ist ‚družina‘ das Hausgesinde, ‚familia‘ bei Belostenec, ein einzelnes Individuum davon ‚družinče‘.

роудель ist γονεύς<sup>u</sup> (immer im Plural gebraucht), so auch πρόγονος<sup>a</sup> (I tim. 5. 4), das genauer прароудель lautet (II tim. 5. 4); отъць—πατήρ<sup>u</sup>, мати—μήτηρ<sup>u</sup>, von πατήρ abgeleitet πατρός<sup>a</sup> (act. 22. 3, 24. 14, 28. 17) lautet отъць, πατήρ<sup>u</sup> ist отъцство (luc. 2. 4, act. 3. 25, ephes. 3. 15), das Kompositum πατροπαράδοτος<sup>a</sup> (I petr. 1. 18) wurde in der Übersetzung aufgelöst in отъци прѣданъ, (mat. ѡцы), wobei das Substantiv als Instrumental zum passiven Partizip hinzugefügt wurde.

бѣда steht für μάμη<sup>a</sup> (II tim. 1. 5), донанца für τροφός<sup>a</sup>, братъ—ἀδελφός<sup>u</sup> und ἀδελφότης<sup>a</sup> wird durch братнѣ ausgedrückt; сестра—ἀδελφή<sup>u</sup>, тѣсть—πενθερός<sup>e</sup> (io. 18. 13), тѣща—πενθερά<sup>e</sup> (mat. 8. 14, marc. 1. 30, luc. 4. 38, es ist von der Schwieger-



mutter des Mannes die Rede), aber auch **σεκρῶ** ist **πενθερά** (mat. 10. 35, luc. 12. 53, hier ist die Mutter des Mannes gegenüber der Frau des Mannes gemeint); **εζαοβα** oder **εζαοβηца** ist **χήρα**<sup>u</sup> (die deminutive Form ist üblicher als die einfache, auch in modernen slawischen Sprachen ist hie und da die einfache Form aus dem Gebrauch verdrängt durch die deminutive); **неплодѣ**—**στεῖρα**<sup>u</sup> (mit beachtenswertem Wortbildungselement); **сѣинѣ**—**υῖός**<sup>u</sup>, **дѣци**—**θυγάτηρ**<sup>u</sup>, **сѣиноуѣцѣ**—**ἀνεψιός**<sup>a</sup>, **τὰ ἔκγονα**<sup>a</sup>: **εζνοуχата** (I tim. 5. 4); **женѣхѣ**: **νυμφίος**<sup>e</sup>, **невеста**—**νύμφη**<sup>e</sup>.

**мжѣ**—**ἀνὴρ**<sup>u</sup>, **жена**—**γυνή**<sup>u</sup>, aber auch **θήλεια**<sup>a</sup> (rom. 1. 26. 27); ebenso steht **мжѣ** auch für **ἄρρηγ**<sup>u</sup>: **ἄρσενες мжѣ** (rom. 1. 27); mat. 19. 4 **ἄρσεν καὶ θῆλυ** wurde, um es deutlicher zu machen, übersetzt **мжѣскѣ полѣ и женѣскѣ**, ebenso gal. 3. 28, dagegen marc. 10. 6 steht für **ἄρσεν καὶ θῆλυ**: **мжѣ и женѣ**, aber luc. 2. 23 **πᾶν ἄρσεν** ergab die erklärende Übersetzung **всѣскѣ младаѣнѣцѣ мжѣска полѣу**. Für die freie Bewegung des verständnisvollen Übersetzers gegenüber seiner Vorlage ist dieses wie so manches ähnliche Beispiel sehr bezeichnend und beachtenswert. Noch sei erwähnt, daß der einzig dastehende Ausdruck **ὑπανδρος**<sup>a</sup>, auf die verheiratete Frau bezogen (**ὑπανδρος γυνή** rom. 7. 2), durch einen zwar neugebildeten aber nicht sklavisch die griechische Vorlage befolgenden Ausdruck wiedergegeben wurde, nämlich **мужата жена**. Wahrscheinlich ist auch das Verbum **ἀνδρίζεσθαι** durch wörtliche Übersetzung zum Ausdruck **мужати сѣ** (I cor. 16. 13) gekommen; übrigens der Ausdruck kommt nicht selten vor, wie das Wörterbuch Sreznevskijs zeigt. Auch im heutigen Russischen ist **мужаться** bekannt.

**чѣло** ist **τέχνον**<sup>u</sup>, **τεχνίον**<sup>u</sup> im Plural **чѣлѣца**, **ἄτεκνος**<sup>e</sup>: **вѣщѣлѣ** (für **вѣсчѣлѣ**), **τεχνογονεῖν**<sup>a</sup> (I tim. 5. 14) wird verdeutlicht, ohne der Sprache ein Kompositum zuzumuten, durch **чѣла тѣорнтѣ**, dagegen lautet **τεχνογονία**<sup>a</sup> (I tim. 2. 15) **чѣлопрѣжнтѣ**, wobei das Verbum **прѣжнтѣ**—**прѣжнѣатѣ** als ein wie es scheint uralter slawischer Ausdruck Beachtung verdient. Hübsch ist auch I tim. 5. 10 **εἰ ἐτεκνοτρόφησεν**<sup>a</sup> erklärend übersetzt: **дѣчѣ чѣла вѣспнтѣла естъ**.

**отрокѣ** ist **παῖς**<sup>u</sup>, **отрочѣ**—**παῖδιον**<sup>u</sup>, als Femininum **отроковѣца** (marc. 5. 39. 40. 41, 7. 30) ebenfalls **παῖδιον**, **отрочѣнѣцѣ** **παῖδιον** (luc. 7. 32) und **παῖδριον**<sup>e</sup> (io. 6. 9), **дѣтѣнѣцѣ** **παῖδιον** (mat. 11. 16),



im Plural  $\piαιδία$   $\Delta\epsilon\tau\eta$  (mat. 14. 21, 15. 38, 18. 3, 19. 13. 14, marc. 10. 13. 14, luc. 11. 7, 18. 6, io. 21. 5, I cor. 14. 20, hebr. 2. 13. 14, I io. 2. 14. 18); auch  $\piαιδάριον$  (mat. 11. 16) ist  $\Delta\epsilon\tau\eta\psi\acute{\iota}$ . In der Phrase  $\epsilon\kappa\ \piαιδιδόθεν$ <sup>e</sup> (marc. 9. 21) liest man die Übersetzung:  $\eta\zeta\ \sigma\tau\rho\chi\eta\eta\zeta\iota$ . Für  $\piαιδίσκη$ <sup>u</sup> ist die übliche Übersetzung  $\rho\alpha\beta\zeta\iota\eta\eta$ , auch  $\rho\alpha\beta\alpha$  (luc. 22. 56, io. 18. 17, act. 16. 16, gal. 4. 22. 23. 30), doch mit der Variante  $\rho\alpha\beta\zeta\iota\eta\eta$ .

$\kappa\eta\eta\kappa\alpha$  ist  $\sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\acute{\iota}\varsigma$ <sup>u</sup>, aber im Plural des griechischen Ausdrucks wird dafür auch  $\rho\omicron\upsilon\alpha\epsilon\eta\eta\eta$  gebraucht (marc. 6. 4, luc. 1. 58, 2. 44, 14. 12), letzteres natürlich im Singular. Diese Ausdrucksweise ist nicht durch irgendein griechisches Vorbild hervorgerufen worden, sie muß also im slawischen Sprachgebrauche begründet gewesen sein. Es ist zu beachten, daß luc. 2. 44 auch  $\omicron\iota\ \gamma\omega\sigma\tau\omicron\iota$ <sup>u</sup> in ähnlicher Weise durch  $\zeta\eta\alpha\eta\eta\eta$  ausgedrückt wird:  $\epsilon\upsilon\ \tau\omicron\iota\varsigma\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\epsilon\sigma\iota\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omicron\iota\varsigma\ \gamma\omega\sigma\tau\omicron\iota\varsigma$  lautet also:  $\epsilon\zeta\ \rho\omicron\upsilon\alpha\epsilon\eta\eta\eta\ \eta\ \epsilon\zeta\ \zeta\eta\alpha\eta\eta\eta$ . Daß für diesen Ausdruck keine Nötigung vorlag, ersieht man schon daraus, daß auch  $\rho\omicron\alpha\zeta$  für  $\sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\epsilon\iota\varsigma$  gebraucht wurde (luc. 21. 16, act. 10. 24). Ob nicht auch in dieser Verschiedenheit Spuren mehrerer an der Arbeit beteiligt gewesener Übersetzer zu suchen sind, das muß man der weiteren Detailforschung überlassen. Auffallend ist es jedenfalls, daß der Ausdruck  $\kappa\eta\eta\kappa\alpha$ , der sonst nur luc. 1. 36 und io. 18. 26 für die Singularform angewendet wird, im Römerbriefe sogar für die Pluralform  $\omicron\iota\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\epsilon\iota\varsigma$ , natürlich auch im Plural, wiederkehrt: rom. 9. 3, 16. 7. 11. 21. Wenn schon  $\omicron\iota\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\epsilon\iota\varsigma\ \rho\omicron\upsilon\alpha\epsilon\eta\eta\eta$  lautet, so lag es um so näher, auch für  $\sigma\upsilon\gamma\gamma\epsilon\eta\epsilon\iota\varsigma$ <sup>u</sup>  $\rho\omicron\upsilon\alpha\epsilon\eta\eta\eta$  zu übersetzen: luc. 1. 61, und doch begegnet auch dafür  $\rho\omicron\alpha\zeta$  (act. 7. 3. 14).

$\rho\omicron\alpha\zeta$  ist sonst übliche Übersetzung für  $\gamma\epsilon\eta\epsilon\acute{\alpha}$ <sup>u</sup> (nur act. 13. 36 steht in christ. karp.  $\epsilon\tau\kappa\zeta$ , aber andere Texte wahren auch hier  $\rho\omicron\alpha\zeta$ ); aber  $\rho\omicron\alpha\zeta$  ist außerdem sehr üblich für  $\gamma\epsilon\eta\omicron\varsigma$ <sup>u</sup>, nur II cor. 11. 26 steht dafür  $\rho\omicron\upsilon\alpha\epsilon\eta\eta\eta$ , weil man mit diesem Worte die Verwandten bezeichnen wollte (Lietzmann übersetzt die Stelle: ‚von meinem Volke‘). Für den Ausdruck  $\gamma\epsilon\eta\eta\eta\mu\alpha$ <sup>u</sup>, wenn es sich um lebende Wesen handelt, gebrauchte man  $\eta\psi\alpha\alpha\eta\eta$ , d. h.  $\eta\varsigma\text{-}\chi\alpha\alpha\eta\eta$  (so mat. 3. 7, 12. 34, 23. 33, luc. 3. 7), dagegen bei Sachen, wo  $\gamma\epsilon\eta\eta\mu\alpha$  geschrieben wird, wendet man  $\rho\alpha\alpha\zeta$  an:  $\rho\alpha\alpha\zeta\ \lambda\omicron\upsilon\zeta\eta\eta\zeta\iota\eta\ \gamma\epsilon\eta\eta\mu\alpha\ \tau\eta\varsigma\ \acute{\alpha}\mu\pi\epsilon\lambda\omicron\upsilon$  (mat. 26. 29, marc. 14. 25, luc. 22. 18); luc. 12. 18 liest man  $\kappa\eta\tau\omicron$ :  $\epsilon\beta\varsigma\iota\alpha\ \kappa\eta\tau\alpha\ \mu\omicron\iota\alpha$

2\*



πάντα τὰ γενήματα μου, ebenso II cor. 9. 10 — beides offenbar nach dem Zusammenhang, weil unter γενήματα eben das Getreide gemeint war. Das ist ein Beitrag zur Charakteristik des Verhaltens des Übersetzers gegenüber seiner Vorlage. Der Ausdruck κολѣно ist stehende Übersetzung für φυλή<sup>u</sup>.

Hübsch und gewiß volkstümlich ist прѣвѣнѣцѣ für πρωτότοκος<sup>u</sup>, daher πρωτοτοκία<sup>a</sup> прѣвѣнѣство (vl. mat. прѣвѣнѣчѣство); οὐνοша oder юноша ist νεανίας<sup>a</sup> und νεανίσκος<sup>u</sup>, дѣва ist παρθένος<sup>u</sup>, aber дѣвѣца galt für κοράσιον<sup>e</sup>; οὐνοша ist ἄγαμος<sup>a</sup> (I cor. 7. 8), das Genus bleibt dabei unbestimmt, es sind im allgemeinen Unverheiratete gemeint, aber ib. 7. 11 ist ἄγαμος adjektivisch genommen und frei aber verständlich übersetzt безмужа; ib. 7. 32 ist ὁ ἄγαμος: не оженѣнъ си ѿ нас und ib. 7. 34 wird ἡ ἄγαμος mit Rücksicht darauf, daß es sich um weibliches Wesen handelt, durch не посалъши нас wiedergegeben. Wir finden auch hier genaue Beobachtung des slawischen Sprachgebrauchs, die keinen Anhaltspunkt in der Vorlage hatte.

Die verstoßene Frau, griechisch ἀπολελυμένη<sup>e</sup>, wurde durch einen eigenen, gewiß volkstümlichen Ausdruck подѣвѣра (auch потъдѣра geschrieben) gekennzeichnet, es ist gewiß nicht richtig, wie es in dem Wörterbuch Sreznevskijs geschah, von подѣвѣра als der Grundform auszugehen, das Wort hat mit вѣрати nichts zu tun, wohl aber hängt es entweder mit дѣра zusammen oder mit dem Verbum тѣпѣ mit dem Präfix по — vgl. ,potepuh, tepica‘.

Für ὑπέρακμος<sup>a</sup> (I cor. 7. 36), auf παρθένος bezogen, wurde das Wort прѣхѣдѣнѣца gebraucht. Lietzmann bezieht den Ausdruck auf Mann und übersetzt ‚wenn er brünstig ist‘, gibt aber zu, daß es möglich sei, sprachlich ὑπέρακμος auch auf die Jungfrau zu beziehen. Die slawischen Texte bleiben fest bei dem einmal gewählten, auf die Jungfrau bezogenen Ausdruck. Ein späterer Text übersetzt die Stelle erklärend so: дѣва естъ прѣвѣзѣшлаа свѣи вѣзрастѣ.

блѣнѣцѣ gilt für δίδυμος<sup>e</sup>, младаѣнѣцѣ (младаѣнѣцѣ) ist νέπιος<sup>u</sup>, noch häufiger für βρέφος<sup>u</sup>, statt младаѣнѣцѣ steht bloß младаз gal. 4. 1. 3; hebr. 5. 13 muß in christ. младаѣнѣцѣ zu младаѣнѣцѣ ergänzt werden, so steht es in šiš., I thess. 2. 7 gibt die Übersetzung тѣи die Lesart ἡπιοι<sup>a</sup> wieder; für βρέφος kann man auf luc. 1. 41. 44, 2. 12. 16, 18. 15, act. 7. 19, I petr. 2. 2 ver-



weisen; hübsch ist ἀπὸ βρέφους durch HZ ΜΛΑΔΑ (II tim. 8. 15) echt volkstümlich ausgedrückt.

PAZ ist δοῦλος<sup>u</sup> und auch οἰκέτης<sup>u</sup>, für PAZYHH wurde παιδίσκη schon erwähnt, noch ist δοῦλη<sup>u</sup> zu nennen, im Zusammenhang damit wird δουλεύειν<sup>u</sup> durch PAOTATH—ΠΟΡΑΒΟΤΑΤΗ (rom. 9. 12) ausgedrückt, seltener CΛΟΥЖΗΤΗ (rom. 14. 18, gal. 4. 8. 9, 5. 13, ephes. 6. 7, I tim. 6. 2). Da in Evangelien CΛΟΥЖΗΤΗ nur für λατρεύω<sup>u</sup> und διακονέω<sup>u</sup> verwendet wird, so könnte die abweichende Anwendung desselben Wortes im Apostolus für δουλεύω (statt, aber doch auch neben PAOTATH) auf Beteiligung verschiedener Individuen hinweisen, was vorläufig nur angemerkt werden soll.

Sehr merkwürdig ist die Aufnahme des Ausdruckes KΛEBPETH für σύνδουλος<sup>u</sup> schon in den Evangelientext (fünfmal im Matthäusevangelium, zweimal im Briefe an Kolosser), wobei die Frage der Entlehnung nicht unmittelbar aus ‚collibertus‘, sondern aus einer Aussprache etwa \*κλέβερτος oder \*κέλβερτος, einer näheren Untersuchung wert wäre. Der Ausdruck dürfte ohne Zweifel aus dem Süden stammen, etwa aus Makedonien, und setzt ein fremdes Rechtsverhältnis voraus.

CΛΟΥΓA und CΛΟΥЖИТЕЛЬ entsprechen dem διάκονος<sup>u</sup>, daher auch διακονέω<sup>u</sup>: CΛΟΥЖИΤΗ (nur einmal passiv, II cor. 3. 3, CΛΟΥЖИ-CTBOBAHЪ, gewiß eine Neubildung). Im Sinne der kirchlichen Funktion blieb der Ausdruck in der Regel unübersetzt als AHIAKЪ (phil. 1. 1, I tim. 3. 8) und AHAKOHH (I tim. 3. 12). Sonst entspricht CΛΟΥΓA dem griechischen ὑπηρέτης<sup>u</sup> (so an allen vorkommenden Stellen bis auf act. 13. 5, wo CΛΟΥЖИТЕЛЬ steht, vielleicht absichtlich gewählt; es fragt sich übrigens, ob nicht ursprünglich hier CΛΟΥΓΟΥ stand, da mat. CΛΟΥΓΟ schreibt, was natürlich CΛΟΥΓΟΥ zu bedeuten hat). Für Gottesdienst entspricht CΛΟΥЖБА dem griechischen λατρεία<sup>u</sup> (io. 16. 2, hebr. 9. 1. 6), ebenso CΛΟΥЖЕННІЕ (rom. 9. 4, 12. 5), daher auch εἰδωλόλατρεία<sup>a</sup>: ΚΟΥΜΗΡЬСКОЕ CΛΟΥЖЕННІЕ christ. (I cor. 10. 14) oder ΚΟΥΜΗΡΟΜЪ CΛΟΥΓΟBAHНІЕ (gal. 5. 20, col. 3. 5) und въ . . . неприязньныхъ тѣбахъ I petr. 4. 3 — alles das sind Belege aus christ., die schwerlich die älteste Übersetzung darstellen, denn in šiš. liest man an erster Stelle ѿ нѡлѡтѣнааго, col. 3. 5 das unübersetzte нѡлѡлѡтѣрнѡ und nur I petr. 4. 3 stimmt šiš. mit christ. überein въ . . . неприязньныхъ тѣбахъ; mat. schließt sich in



I cor. 10. 14 dem christ. an, gal. 5. 20 aber schreibt er *σλoυγεννη κουμνηρομ*, col. 3. 5 *σλoυγενβα κουμνηρσκα*, nur I petr. 4. 3 stimmt auch er mit *šiš.* und christ. überein. Darnach ist es nicht leicht, die ursprüngliche Übersetzung festzustellen, möglicherweise ist eine Ungleichheit in der Übersetzung des Ausdrucks nach verschiedenen Bestandteilen des Apostolus anzunehmen, deren Hintergrund vielleicht in verschiedenen Persönlichkeiten zu suchen ist. Entsprechend dem Substantiv *σλoυγα* ist auch die Bedeutung des Verbums *σλoυγεννη* verschieden, es bedeutet *δουλεύειν* (I tim. 6. 2), *ὑπηρετεῖν*<sup>a</sup> (act. 24. 23), außerdem noch *προσεδρεύειν*<sup>a</sup> (I cor. 9. 13) und *προσκαρτερεῖν*<sup>a</sup> (act. 10. 7). Auch das Verbum *λατρεύειν*<sup>a</sup> lautet immer *σλoυγεννη*. In demselben Sinne des Gottesdienstes begegnet *σλoυγεννη* noch für *ιερατεύω*<sup>e</sup>. Das Substantiv *ιεράτευμα*<sup>a</sup> wird unten erwähnt werden. Auch für *λειτουργός*<sup>a</sup> fungiert *σλoυγεννη* (rom. 13. 6, 15. 16, hebr. 8. 2), aber auch *σλoυγα* (phil. 2. 25, hebr. 1. 7).

*челιαдъ* gilt eigentlich für *οἰκετεία*<sup>e</sup>, vl. *θεραπεία*<sup>e</sup> (mat. 24. 45 steht in der Übersetzung *домъ*, luc. 12. 42 *челιαдъ*; an beiden Stellen variiert der griechische Text zwischen *θεραπεία* und *οἰκετεία*), die Lesart *домъ* scheint *οἰκετεία*<sup>e</sup> vorauszusetzen und *θεραπεία* durch *челιαдъ* wiedergegeben zu sein. Sonst bleibt *θεραπείω*<sup>a</sup> bei der Bedeutung *цѣлѣннѣ*, *нцѣлѣннѣ*, pass. *нцѣлѣтн*, daher auch *θεραπεία*<sup>e</sup>: *нцѣлѣннѣ* (luc. 9. 11). Auffallend ist *ουγοδνηнкъ* für *θεράπων*<sup>a</sup> (hebr. 3. 5), Windisch übersetzt die Stelle ‚als Diener‘, der slawische Übersetzer wollte offenbar weder *σλoυγα* noch *σλoυγεννη* wählen, er suchte nach höherem Ausdruck, fand *ουγοδνηнкъ*, das sonst für *εὐάρεστος*<sup>a</sup> (tit. 2. 9) oder für *ἀγαθός*<sup>a</sup> (tit. 1. 7) steht; *εὐάρεστος* als Adjektiv lautet *ουгоднъ*, *ουгождѣнъ*, *благοугоднъ* und *τὸ εὐάρεστον* ist *ουгождѣннѣ* (hebr. 13. 21). In diesem Wortkreise bewegte sich der Übersetzer bei seiner Übersetzung des *θεράπων*.

Das griechische Wort *βάρβαρος*<sup>a</sup> blieb gewöhnlich unübersetzt; wenn es übersetzt wird, lautet die Übersetzung *ннoиѣзычнѣннкъ* (so act. 28. 2. 4 in christ., aber *šiš.* und mat. behalten den unübersetzten Ausdruck *βαρβαρн*) oder auch *ннoземьць* (col. 3. 11 in christ., *šiš.* bleibt auch hier bei *βαρβαρъ*, dagegen mat. schreibt *ннoиѣзычнѣннка*). Aus der Vergleichung ergibt sich, daß in der ersten Übersetzung gewiß der Ausdruck noch unübersetzt geblieben war. In wörtlicher Übersetzung lautet *ннoиѣзычнѣ-*



ннѣз fürs griechische *ἐτερόγλωσσος*<sup>a</sup> (so I cor. 14. 21); für *ἀλλογενής*<sup>e</sup> (luc. 17. 18) wählte man die Übersetzung нноплемєньннѣз, man hätte eher ннородѣннѣз erwartet, da nach den ältesten Texten im Evangelium der Ausdruck плємѣ nicht enthalten ist. Vgl. Entst. 355. 403. Übrigens нноплемєньннѣз wird doch, aber für *ἀλλόφυλος* gebraucht (act. 10. 28), wenn auch φυλή immer durch колѣно wiedergegeben wird.

Merkwürdig originell, vielleicht schon aus dem Volksleben den Übersetzern wohl bekannt, klingt der Ausdruck лнцємѣрз für *ὑποκριτής*<sup>e</sup>, daher auch *ὑπόκρισις*<sup>u</sup>: лнцємѣрнє, vereinzelt лнцємѣрствєнє (I tim. 4. 2, I petr. 2. 1), нєлнцємѣрнѣз: *ἀνυπόκριτος*<sup>a</sup>. Auch unübersetzt liest man нпокрнтѣ sehr häufig. Vgl. Entst. 310.

Nicht als wörtliche Übersetzung klingt лѣбодѣн für *πόρνος*<sup>a</sup> (auch лѣбодѣнѣцѣ). Demgemäß für das Femininum *πόρνη*<sup>u</sup>: лѣбодѣнѣцѣ. So an allen vorkommenden Stellen, nur hebr. 11. 31, iac. 2. 25 liest man Рѣлѣбѣ бѣлѣдѣнѣцѣ, vielleicht wurde mit Absicht dieser etwas mildere Ausdruck vorgezogen. Vgl. Entst. 360. Neugebildet ist нзлѣбодѣнствѣбѣтн (iud. 7) für *ἐκπορνεῦσαι*.

Eine sehr gute und originelle Übersetzung ist нєвѣжѣлѣл für *ἰδιώτης*<sup>a</sup> (II cor. 11. 6), doch wurde sie nicht konsequent durchgeführt, denn act. 4. 13 liest man statt dessen прѣстѣ, I cor. 14. 16 нєрѣзѣмѣнѣз, ib. 23. 24 нєрѣзѣмѣнѣз. Dieses Schwanken hin und her ist auffallend, begegnet jedoch öfters, wie wir unten sehen werden.

Übersetzt, aber gut, ist сѣмѣнѣлѣцѣ für *αὐτόπτης*<sup>e</sup> (luc. 1. 2), sowie verschiedene zusammengesetzte Ausdrücke, deren ersten Teil im Griechischen φίλс- bildet, dem in der Übersetzung die zweite Stelle eingeräumt wurde, da sich der Übersetzer von dem richtigen, ihm angeborenen Sprachgefühl leiten ließ. Solche Beispiele sind: φίλἀργυρος<sup>a</sup> сребролюбѣцѣ (luc. 16. 14, II tim. 3. 2), daher сребролюбѣствєнє φίларγυρία<sup>a</sup> (I tim. 6. 10), φίλαυτοί<sup>a</sup> sind сѣмѣлюбѣцн (II tim. 3. 2, mat. schreibt wohl aus Versehen сѣбѣлюбѣцн), φίλάδελφοί<sup>a</sup>: братѣлюбѣцн (I petr. 2. 8), davon братѣлюбѣствєнє: φίλαδελφία<sup>a</sup> (rom. 12. 10, I thess. 4. 9), странѣнѣлюбѣцѣ ist φίλόξєνος (tit. 1. 8, I tim. 3. 3, I petr. 4. 9), φίλόχαθος: бѣлѣлюбѣцѣ (tit. 1. 8) und нєбѣлѣлюбѣцѣ ἀφιλόχαθος<sup>a</sup> (II tim. 3. 3), мѣжѣлюбѣнѣцѣ ist φίλανδρος<sup>a</sup> und чѣлѣлюбѣнѣцѣ φίλότεκνος<sup>a</sup> (tit. 2. 4, beides von Frauen gesagt), сѣлѣлюбѣцѣ ist φίλόδѣνος<sup>a</sup> (II tim. 3. 4), богѣ-







entsprechend dem Verbum  $\tau\rho\epsilon\zeta\epsilon\eta\tau\eta\ \epsilon\alpha$  für  $\nu\acute{\eta}\phi\epsilon\iota\nu^a$  (I thess. 5. 6. 8, II tim. 4. 5, I petr. 1. 13),  $\sigma\upsilon\tau\rho\epsilon\zeta\epsilon\eta\tau\eta\ \epsilon\alpha$  und  $\eta\sigma\tau\rho\epsilon\zeta\epsilon\eta\tau\eta\ \epsilon\alpha$  (I petr. 4. 7, 5. 8). Für  $\alpha\nu\acute{\epsilon}\gamma\chi\lambda\eta\tau\omicron\varsigma^a$  begnügte sich der Übersetzer mit  $\eta\epsilon\pi\omicron\kappa\eta\eta\eta\eta\zeta$  (I cor. 1. 8, col. 1. 22) oder  $\beta\epsilon\zeta\ \beta\eta\eta\zeta$  (tit. 1. 6) aber auch  $\eta\epsilon\pi\omicron\rho\omicron\chi\eta\eta\zeta$  (I tim. 3. 10) und  $\beta\epsilon\epsilon\ \pi\omicron\rho\omicron\kappa\alpha$  (tit. 1. 7). Übrigens gerade dieser letzte Ausdruck mußte für mehrere griechische Attribute herhalten, vor allem für  $\alpha\mu\omega\mu\omicron\varsigma^a$  oder  $\alpha\mu\omega\mu\eta\tau\omicron\varsigma^a$ , dann für  $\alpha\mu\epsilon\mu\pi\tau\omicron\varsigma^u$ , ferner für  $\alpha\pi\rho\acute{o}\sigma\chi\omicron\pi\omicron\varsigma^a$  und  $\alpha\nu\epsilon\pi\acute{\iota}\lambda\eta\pi\tau\omicron\varsigma^a$  — alle diese Ausdrücke kommen im Apostolus vor, nur für  $\alpha\mu\epsilon\mu\pi\tau\omicron\varsigma$  steht die Übersetzung  $\beta\epsilon\epsilon\ \pi\omicron\rho\omicron\kappa\alpha$  schon im Evangelium (luc. 1. 6). Daß bei dieser Vereinfachung einige Nuancen des griechischen Originals verloren gehen mußten, liegt an der Hand, dafür aber gewann die Übersetzung an Verständlichkeit. Den Ausdruck  $\eta\epsilon\pi\omicron\rho\omicron\chi\eta\eta\zeta$  kannte jedermann, wem war dagegen mit solchen Übersetzungen gedient wie  $\sigma\epsilon\mu\epsilon\eta\omicron\varsigma\lambda\omicron\upsilon\beta\eta\zeta$  (act. 17. 18) für  $\sigma\pi\epsilon\rho\mu\alpha\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma^a$ ? Es ist darum begreiflich, daß man bald Ersatz dafür suchte und ihn in  $\beta\lambda\alpha\delta\eta\epsilon\zeta$  fand, denn  $\beta\lambda\alpha\delta\eta\epsilon\zeta$  (vl.  $\beta\lambda\alpha\delta\alpha\delta\eta\epsilon\zeta$ ) ist sonst Übersetzung von  $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma^a$  (I tim. 5. 13) und mit diesem griechischen Ausdruck wird bei Hesychius  $\sigma\pi\epsilon\rho\mu\alpha\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$  erläutert.

Allgemeine Ausdrücke, die sonst auf den Menschen Bezug nehmen, sind noch sehr viele vorhanden, wenigstens einige davon mögen erwähnt werden:  $\lambda\rho\omicron\upsilon\gamma\zeta$  steht für  $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma^u$  und  $\acute{\epsilon}\tau\alpha\acute{\iota}\rho\omicron\varsigma^e$ ,  $\pi\omicron\lambda\rho\omicron\upsilon\gamma\zeta$  wurde für  $\sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\chi\delta\eta\mu\omicron\varsigma^a$  gewählt (act. 19. 29), aber II cor. 8. 19 griff der Übersetzer zur Umschreibung des Ausdrucks  $\sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\chi\delta\eta\mu\omicron\varsigma$  durch  $\epsilon\zeta\ \eta\alpha\mu\eta\ \chi\omicron\lambda\alpha\eta\tau\eta$ ;  $\pi\omicron\sigma\pi\epsilon\psi\eta\eta\eta\eta\kappa\zeta$  (auch  $\epsilon\zeta\pi\omicron\sigma\pi\epsilon\psi\eta\eta\eta\eta\kappa\zeta$ ) für  $\sigma\upsilon\nu\epsilon\rho\gamma\acute{o}\varsigma^a$  sieht wie eine gelungene Neubildung aus, auch das Verbum  $\sigma\upsilon\nu\epsilon\rho\gamma\epsilon\acute{\iota}\nu^u$  —  $\pi\omicron\sigma\pi\epsilon\psi\eta\epsilon\tau\epsilon\kappa\omicron\beta\alpha\tau\eta$  (marc. 16. 20, II cor. 6. 1, iac. 2. 22) gehört hieher, vgl. noch  $\pi\omicron\sigma\pi\epsilon\tau\eta$  (rom. 8. 28) und  $\pi\omicron\sigma\pi\epsilon\beta\alpha\tau\eta$  (I cor. 16. 16) immer dasselbe  $\sigma\upsilon\nu\epsilon\rho\gamma\epsilon\acute{\iota}\nu$ . Wörtliche Übersetzung ist  $\tau\epsilon\lambda\epsilon\iota\omega\tau\acute{\eta}\varsigma^a$ :  $\epsilon\zeta\beta\epsilon\rho\psi\eta\eta\tau\epsilon\lambda\eta$  (hebr. 12. 2) und das Abstraktum  $\tau\epsilon\lambda\epsilon\iota\acute{o}\tau\eta\varsigma^a$ :  $\epsilon\zeta\beta\epsilon\rho\psi\eta\eta\eta\eta$  (col. 3. 14, hebr. 6. 1) oder das Adjektiv  $\tau\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\iota\omicron\varsigma^u$ :  $\epsilon\zeta\beta\epsilon\rho\psi\eta\eta\zeta$  (überall gleich, nur hebr. 9. 11 wurde  $\tau\epsilon\lambda\epsilon\iota\omicron\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha\varsigma\ \sigma\kappa\eta\eta\eta\varsigma$  durch  $\beta\epsilon\psi\eta\eta\eta\epsilon\omicron\ \sigma\kappa\eta\eta\eta\eta\epsilon\omicron$  wiedergegeben, wohl absichtlich).

Wahrscheinlich nicht erst zum Zwecke der Übersetzung kam das schöne Wort  $\epsilon\zeta\pi\alpha\epsilon\zeta$  für  $\sigma\omega\tau\acute{\eta}\rho^u$  auf, die Form  $\epsilon\zeta\pi\alpha\epsilon\eta\tau\epsilon\lambda\eta$  kann aus dem Adjektiv  $\epsilon\zeta\pi\alpha\epsilon\eta\tau\epsilon\lambda\epsilon\kappa\zeta\ \tau\omicron\upsilon\ \sigma\omega\tau\acute{\eta}\rho\omicron\varsigma$  (allerdings nur im Kapitelverzeichnis zu Lukas-Evangelium Cod. Mar. 186



nachweisbar) oder aus  $\sigma\pi\alpha\chi\tau\epsilon\lambda\eta\nu\zeta$  σωτήριος<sup>u</sup> (tit. 2. 11) erschlossen werden. Man hat es deutlich in phil. 3. 20.

$\chi\omicron\lambda\alpha\tau\alpha\eta$  ist  $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\tau\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (I io. 2. 11), doch in Evangelien blieb der Ausdruck unübersetzt. Da für  $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$ <sup>u</sup> die Übersetzung  $\sigma\upsilon\tau\epsilon\psi\eta\nu\eta\eta$  üblich war, so kam man nachher auch auf  $\sigma\upsilon\tau\epsilon\psi\eta\eta\tau\epsilon\lambda$  für  $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\tau\omicron\varsigma$ <sup>u</sup>;  $\chi\omicron\lambda\alpha\tau\alpha\eta$  gilt übrigens auch für  $\mu\epsilon\sigma\acute{\iota}\tau\eta\varsigma$ <sup>a</sup> (gal. 3. 19. 20, I tim. 2. 5, hebr. 8. 6, 9. 15, 12. 24). Eine Neubildung wird sein  $\tau\epsilon\omicron\rho\upsilon\tau\epsilon\zeta$  für  $\pi\omicron\iota\eta\tau\acute{\eta}\varsigma$ <sup>a</sup>, aber auch  $\sigma\zeta\chi\rho\alpha\eta\eta\eta\kappa\zeta$  (iac. 4. 11, so auch in šiš.), dieser letzte Ausdruck ist eigentlich gegen den Sinn des Textes, der nur von Gesetzgeber spricht, offenbar als Gegensatz zu  $\sigma\kappa\lambda\eta\eta$  (κρίτης), in den slawischen Text hineingekommen;  $\epsilon\lambda\zeta\chi\epsilon\zeta$  ist  $\mu\acute{\alpha}\chi\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> und  $\tau\epsilon\omicron\rho\omicron\lambda\epsilon\eta\tau\epsilon\zeta$  —  $\gamma\acute{o}\eta\varsigma$ <sup>a</sup> (II tim. 3. 13), in šiš. unübersetzt  $\rho\omicron\eta\eta\tau\eta$ :  $\gamma\acute{o}\eta\tau\epsilon\varsigma$ ; es kommt noch ein Ausdruck für  $\mu\acute{\alpha}\chi\omicron\varsigma$  in Betracht, das ist  $\kappa\omicron\rho\epsilon\eta\eta\tau\epsilon\zeta$  (act. 13. 6), den man in christ. mat. liest (šiš. hat  $\epsilon\lambda\zeta\chi\epsilon\alpha$ ); diese Wortbildung erinnert an act. 8. 9, wo statt  $\epsilon\lambda\zeta\chi\epsilon\omicron\upsilon\epsilon$  šiš. in christ.-hlf.  $\kappa\omicron\rho\epsilon\eta\eta\tau\epsilon\zeta$   $\tau\epsilon\omicron\rho\epsilon$  (für  $\mu\alpha\chi\epsilon\acute{\upsilon}\omega\eta$ ) steht. Auch diese Übersetzung gewährt einen Einblick in das slawische Volksleben.

$\rho\alpha\zeta\epsilon\omicron\eta\eta\eta\kappa\zeta$  (echtes Volkswort) ist  $\lambda\eta\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma$ <sup>u</sup>.  $\epsilon\lambda\gamma\tau\epsilon\zeta$  ist  $\epsilon\chi\theta\rho\acute{\omicron\varsigma}$ <sup>u</sup>, daher  $\epsilon\lambda\gamma\tau\epsilon\zeta$ :  $\epsilon\chi\theta\rho\alpha$ <sup>u</sup> (luc. 23. 12, rom. 8. 7, gal. 5. 20, ephes. 2. 15. 16, iac. 4. 4), der Ausdruck ist uralt, die Phrase  $\upsilon\pi\eta\rho\chi\omicron\nu$   $\epsilon\nu$   $\epsilon\chi\theta\rho\alpha$   $\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$  (luc. 23. 12) lautet in guter freier Übersetzung:  $\epsilon\beta\alpha\psi\epsilon\tau\epsilon$   $\epsilon\lambda\gamma\tau\epsilon\zeta$   $\eta\mu\iota\kappa\iota\alpha$ ; schön übersetzt ist  $\pi\rho\epsilon\lambda\zeta\tau\epsilon\tau\alpha$  für  $\pi\rho\acute{o}\delta\rho\omicron\mu\omicron\varsigma$ <sup>o</sup>, das Verbum  $\pi\rho\acute{o}\epsilon\delta\rho\alpha\mu\epsilon$  (io. 20. 4) wurde frei übersetzt  $\tau\epsilon\chi\epsilon$   $\sigma\kappa\omicron\rho\epsilon\tau\epsilon$  und  $\pi\rho\omicron\delta\rho\alpha\mu\omicron\nu$   $\epsilon\mu\pi\rho\omicron\sigma\theta\epsilon\nu$  (luc. 19. 4) lautet  $\pi\rho\epsilon\lambda\eta$   $\tau\epsilon\kappa\zeta$ ;  $\pi\rho\epsilon\sigma\tau\epsilon\psi\eta\eta\kappa\zeta$  ist genaue Übersetzung von  $\pi\alpha\rho\alpha\beta\acute{\alpha}\tau\eta\varsigma$ <sup>a</sup>, weil  $\pi\alpha\rho\alpha\beta\acute{\alpha}\iota\omega$ <sup>u</sup>  $\pi\rho\epsilon\sigma\tau\epsilon\psi\eta\eta\tau\eta$  lautet (mat. 15. 2. 3, II io. 9), doch act. 1. 25  $\epsilon\zeta$   $\eta\varsigma$   $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\beta\eta$   $\text{Ἰούδας}$  mußte schon wegen des Zusatzes  $\epsilon\zeta$   $\eta\varsigma$  anders ausgedrückt werden und so lautet die Übersetzung  $\eta\zeta$   $\eta\eta\epsilon\omicron\kappa\epsilon$   $\eta\sigma\pi\alpha\lambda\epsilon$   $\eta\iota\omicron\lambda\alpha$  — auch ein Beweis der Rücksichtnahme auf den slawischen Wortgebrauch;  $\pi\rho\epsilon\lambda\alpha\tau\epsilon\lambda$  ist  $\pi\rho\acute{o}\delta\acute{o}\tau\eta\varsigma$ <sup>u</sup>, das Verbum (rom. 11. 35)  $\tau\acute{\iota}\varsigma$   $\pi\rho\acute{o}\epsilon\delta\omega\kappa\epsilon\nu$  in anderer Bedeutung lautet gut übersetzt:  $\kappa\zeta\tau\omicron$   $\pi\rho\epsilon\lambda\epsilon$   $\lambda\alpha\sigma\tau\epsilon\zeta$ ;  $\pi\rho\omicron\pi\omicron\upsilon\epsilon\lambda\eta\eta\kappa\zeta$  (ein noch heute bekannter Ausdruck) steht für  $\chi\acute{\eta}\rho\upsilon\zeta$ <sup>a</sup> (I tim. 2. 7, II tim. 1. 11, II petr. 2. 5), im Zusammenhang mit  $\pi\rho\omicron\pi\omicron\upsilon\epsilon\lambda$  für  $\chi\acute{\eta}\rho\upsilon\gamma\mu\alpha$ <sup>u</sup> (mat. 12. 41, luc. 11. 32, I cor. 1. 21, 2. 4, II tim. 4. 17) und  $\pi\rho\omicron\pi\omicron\upsilon\epsilon\lambda\eta\eta\eta$  (I cor. 15. 14, tit. 1. 3).



Nicht wörtliche, sondern sinngemäße Übersetzung sieht man in **застѣпѣннѣ** für πρωτοστάτης<sup>a</sup> (act. 24. 5), wozu auch **застѣпѣница** für προστατις<sup>a</sup> (rom. 16. 2) gehört; das entsprechende Verbum ist **застѣпати** für προϊστάμαι<sup>a</sup> (I tim. 3. 12), aber ὁ προστατάμενος<sup>a</sup> wird durch **прѣставѣннѣ** übersetzt (I thess. 5. 12, tit. 3. 8), doch gilt **прѣставѣннѣ** auch für ἐπίτροπος<sup>a</sup> (mat. 20. 8, luc. 8. 3).

Wörtlich ist **насмѣтъннѣ** für ἐπιθανάτιος<sup>a</sup> (I cor. 4. 9), gut lautet **плѣнѣннѣ** für αἰχμάλωτος<sup>e</sup> (luc. 4. 18), **нанмѣннѣ** für μισθωτός<sup>e</sup>, **сѹпостатѣ** für ἀντίδικος<sup>a</sup> (I petr. 5. 8), doch ist für diesen griechischen Ausdruck üblicher **сѣпѣрь**, gewiß ein echter Volksausdruck, ebenso **сѣсѣдѣ** für γείτων<sup>e</sup>, **сѹбѣница** für ζωνεύς<sup>e</sup>, daneben **бѣница** für πλήκτης<sup>a</sup> (I tim. 3. 3, tit. 1. 7), **зѣлодѣн** für κακοῦργος<sup>a</sup> (wohl auch volkstümlich), aber auch für κακοποιός<sup>a</sup> (io. 18. 30, I petr. 2. 12. 14, 3. 16, 4. 15). Noch seien angeführt **мрътѣвѣцѣ** für νεκρός<sup>a</sup>, **кажѣннѣ** für εὐνοῦχος<sup>a</sup>, **засѣдѣннѣ** für ἐνχάθετος<sup>e</sup>, **пѣнажѣннѣ** für κερματιστής<sup>e</sup> (io. 2. 14), weil auch **кѣрма**<sup>e</sup> (io. 2. 15) für **пѣнажѣ** gilt, **хѣложѣннѣ** für τεχνίτης<sup>e</sup> (hebr. 11. 10), doch auch **дѣлатель** (act. 19. 24) und **кѣзѣнѣцѣ** (ib. 38, plur. **кѣзѣнѣнѣнѣ**, mat. schreibt **кѣзѣнѣнѣнѣ**), aber auch für ὁμότεχνος<sup>a</sup> liest man **кѣзѣнѣцѣ** (act. 18. 3), später näher dem Griechischen gebracht durch das Kompositum **кѣлѣнѣнокѣзѣнѣцѣ**; für das Substantiv τέχνη<sup>a</sup> liest man (act. 17. 29) **хѣложѣство** in sls. mat., christ. hat eine andere Lesart, in welcher **хѣтѣрѣсть** für τέχνη zu gelten scheint, wie act. 18. 3, wo alle **хѣтѣрѣсть** schreiben. Merkwürdig ist, daß auch für φιλοσοφία<sup>a</sup> (col. 2. 8) in christ. der Ausdruck **хѣтѣрѣсть** gebraucht wird, doch ist das wohl eine spätere Eintragung in den Text für den älteren unübersetzten Ausdruck **φѣлосоφѣнѣ**, der ebenso stehen blieb wie **φѣлософѣ** (act. 17. 18), wo alle den unübersetzten Ausdruck bewahrt haben (mat. schreibt sogar **φѣлѣсофѣ**).

Für νομικός<sup>a</sup> sagte man **закѣннѣннѣ**, einmal **закѣнооучѣтель** (mat. 22. 35), doch ist das eigentlich wörtliche Übersetzung von νομοδιδάσκαλος<sup>a</sup> (wie man es mat. 15. 34 und I tim. 1. 7 liest).

Für σύζυγος<sup>a</sup> wurde feminin **сѣзѣръстѣнѣнѣ** (phil. 4. 3) gesagt — ein hübscher, noch jetzt bekannter Ausdruck; dagegen **сѣпѣрѣжѣ**, das jetzt von Menschen gebraucht wird, also ebenso gebildet wie σύζυγος<sup>a</sup> und conjunx, bedeutete damals in realer



Auffassung ζεύγος<sup>e</sup> (сѣпрѣгъ волюбѣнѣхъ: ζεύγη βούων); für das ζεύγος τρυγόνων, womit ein Paar ausgedrückt werden sollte, entledigte sich der Übersetzer jeder sprachlichen Unbequemlichkeit dadurch, daß er einfach sagte: дѣва кагрѣлнчнша. Ob сѣпрѣгъ erst damals in übertragener Bedeutung angewendet wurde unter dem Einfluß des griechischen Wortes, ist nicht ganz sicher, jedenfalls sieht der Ausdruck darnach aus; наслѣдѣннхъ steht für κληρονόμος<sup>u</sup> und συκληρονόμος<sup>a</sup> ist сѣнаслѣдѣннхъ (aber auch einfach наслѣдѣннхъ), auch für κοινωνός<sup>u</sup> (luc. 5. 10) liest man наслѣдѣннхъ, doch ist für diesen griechischen Ausdruck обнщѣннхъ näher liegend (mat. 23. 30, luc. 5. 10 neben наслѣдѣннхъ), der im Apostolus an allen Stellen wiederkehrt bis auf II petr. 1. 4, wo прнчастѣннхъ für κοινωνός steht. Dieser letztgenannte slawische Ausdruck gilt sonst als Übersetzung von μέτοχος<sup>u</sup> (luc. 5. 7, hebr. 1. 9, 3. 1. 14, 6. 4, 12. 8). Auch für κληρονόμος begegnet in späteren Texten прнчастѣннхъ, in hebr. 1. 2, 6. 17, 11. 7 steht er in mat., während christ. und sis. наслѣдѣннхъ gebrauchen, doch auch mat. beteiligt sich an diesem letzten Ausdruck.

Eine Neubildung ist wohl кобѣннхъ für συστασιαστής<sup>e</sup> oder στασιαστής<sup>e</sup> (marc. 15. 7), abgeleitet von кобъ, womit man στάσις<sup>u</sup> übersetzte (marc. 15. 7, act. 19. 20, 24. 5), allerdings wird für στάσις auch распѣрѣ gebraucht (act. 15. 2, 23. 7. 10); richtig ist hebr. 9. 8 die andere Bedeutung des Wortes στάσις, 'Bestand', übersetzt durch στοιανнѣ.

Wir sahen schon oben eine Übersetzung für ἐπίτροπος<sup>u</sup>; nach gal. 4. 2, wenn man die griechische Reihenfolge auch für die slawische Übersetzung gelten läßt, würde ὑπὸ ἐπίτροπους καὶ οἰκονόμους in der Übersetzung lauten: подъ повелѣтелн н прнставѣннхъ, d. h. ἐπίτροπος wäre повелѣтель und οἰκονόμος<sup>u</sup>: прнставѣннхъ. Man wird das auch gelten lassen müssen, nachdem für ἐπιτροπή<sup>u</sup> (act. 26. 12) повелѣннѣ gewählt worden und auch das Verbum ἐπιτρέπειν<sup>u</sup> immer durch повелѣти oder (dreimal) durch велѣти wiedergegeben wird. An der letzterwähnten Stelle (gal. 4. 2) hat mat. ganz andere Ausdrücke, nämlich подъ пороучьннкы ѿ н стронѣлн, das ist aber die Lesart der sogenannten zweiten Redaktion, deren Widerhall in der Bedeutung стронѣти домъ für οἰκονομεῖν<sup>e</sup> (luc. 16. 2) und строеннѣ домоу für οἰκονομία<sup>u</sup> (ib. luc. 16. 3. 4) bis in den Evangelientext reicht.



Es mögen noch folgende Neubildungen die Übersetzungskunst der ersten an der Arbeit beteiligt Gewesenen beleuchten: **оврътатель**: ἐφευρετής<sup>a</sup> (rom. 1. 30), **невѣтохранитель**: ἀσύνθετος<sup>a</sup> (ib. 31), **нелюбитель**: ἄστοργος<sup>a</sup> (ib.), **неклатвохранитель**: ἄσπονδος<sup>a</sup> (ib., II tim. 3. 3), statt **нелюбитель** für ἄστοργος<sup>a</sup> liest man II tim. 3. 3 in christ. **нелюбивъ родителемъ**, vielleicht nur deswegen, weil kurz vorher von **родителемъ протнѣмъ** die Rede ist. Dem oben zitierten **неклатвохранитель** entspricht **клатвопрѣтжпннкъ** für ἐπίορχος<sup>a</sup> (I tim. 1. 10); das Verbum ἐπίορχέω<sup>e</sup> wurde mat. 5. 33 vortrefflich umschrieben: **не въ лѣжжъ клѣнешъ сѧ**. Wörtlich übersetzt ist io. 9. 31 **богочытъць** für θεοσεβής<sup>e</sup>, daher **богочытнѣ** für θεοσεβεία<sup>a</sup> (I tim. 2. 10); ebenso wörtlich klingt **оумольстыць** für φρεναπάτης<sup>a</sup> (tit. 1. 10).

### III.

Die Benennung verschiedener höherer Kräfte, die auf die Menschen den Einfluß ausüben, sei es Gott oder andere ober- und unterirdische Wesen, dann die Benennung verschiedener Würden, Beschäftigungen und Berufe der Menschen veranlaßte die Übersetzer, neben den bekannten im Leben des Volkes geläufig gewesenen Ausdrücken auch noch zu Neubildungen zu greifen oder zu Bedeutungsübertragungen in eine andere Sphäre der Vorstellungen und Begriffe, mit einem Worte, die Sprache zu christianisieren. Es soll aus diesem Wortvorrat das Wichtigste in Betracht kommen:

**богъ**—θεός<sup>a</sup>, **божъство**—θεότης<sup>a</sup> (col. 2. 9), **божъскы**—κατὰ θεόν (I petr. 4. 6), **божытвнъ**—θεοῦ (II cor. 2. 11); **богынн**—θεά<sup>a</sup> (act. 19. 27. 35. 37), **богоборць**—θεομάχος<sup>a</sup> (act. 23. 9), auch **богосварннкъ** (act. 5. 39), an erster Stelle ist im griechischen **μή θεομαχῶμεν<sup>a</sup>**, das in der Übersetzung aufgelöst wurde zu **не боудѣмъ богоборци**, so nur christ. und mat., in šiš. fehlen die Worte; dagegen **богосварннкъ** als θεομάχος kennt auch karp.; **богодуховнъ** oder **богодухновеннъ** steht für θεόπνευστος<sup>a</sup> (II tim. 3. 16), **богомръзъкъ** ist θεοσυγής<sup>a</sup> (rom. 1. 30).

Auch **господь**—κύριος<sup>a</sup> wird meistens auf Gott bezogen, während **господнъ** gewöhnlich im weltlichen Sinne gebraucht wird; **господынн**—κυρία<sup>a</sup> (II io. 1. 5), **господъство** und **господъствнѣ**: κυριότης<sup>a</sup> (ephes. 1. 21, col. 1. 16, II petr. 2. 10,







an der Zusammensetzung mit **нѡлѡ-** festhaltend, er schreibt **нѡлѡтрѣбнѣкомѣ** (I cor. 5. 10), ganz griechisch sogar **нѡлѡлатрѣ** (I cor. 5. 11, ephes. 5. 5) und **нѡлѡтрѣбнѣцѣ** (I cor. 6. 9, 10. 7). Endlich für **εἰδωλόθυτον**<sup>a</sup> lautet die Übersetzung (christ. und mat.) **ѡ трѣбѣ непрѣязнѣнѣхѣ** (act. 15. 29), **ѡ трѣбѣ** ohne Zusatz (act. 21. 25), **нѡложрѣтѣнѡ** (I cor. 8. 1. 4. 7, 10. 28), und ib. 10. 19 **коумнрожрѣтѣнѡ** in christ., aber in mat. **нѡлѡтрѣбнѡ**. Die letzte Lesart wiederholt sich in šiš. **нѡлѡтрѣбѣнѣнѣхѣ** (I cor. 8. 1), **нѡложрѣтѣнѣнѣ** (ib. 8. 10). Man kann aus diesem bunten Wechsel (wozu noch zu vergleichen oben S. 21—22) nur den Schluß ziehen, daß der griechische Ausdruck **εἰδωλον** anfänglich unübersetzt gelassen wurde, geradeso wie **σατανᾶς** oder **ἄγγελος**, wo man hinzufügen kann, daß in der Bedeutung ‚Bote‘ **ἄγγελος** übersetzt wurde durch **вѣстѣнѣкѣ** (luc. 7. 24, 9. 52); iac. 2. 25 ist die Übersetzung **сѣхѡдѣнѣкѣ** nicht für den Ausdruck **ἄγγελος**, sondern für **κατάσκοπος**<sup>a</sup> gemeint.

Um bei dem Ausdruck **εἰδώλιον**<sup>a</sup> noch zu verweilen. I cor. 8. 10 lautet die Übersetzung dieses Ausdrucks in šiš. **трѣбѣнѣ**, christ. schreibt **коумнрѣнѣнѣнѣ**, mat. hat **вѣ нѡлѣнѣ**, das einigermaßen zweifelhaft ist; soll es als **вѣ нѡлѣнѣ** gelesen werden, dann müßte man **нѡлѣнѣ** als Wiedergabe des griechischen **εἰδωλεῖον** auffassen, was nicht unmöglich wäre, aber bis jetzt durch kein Beispiel belegt ist.

Im Evangelientext blieb **διάβολος**<sup>a</sup> stets unübersetzt als **дѣяволѣ**, der Ausdruck **непрѣязнѣ** gilt als Vertreter von **ἐπὶ πονηρός**<sup>a</sup> in der Bedeutung des bösen Geistes. Im Apostolus steht aber **непрѣязнѣ** auch als Übersetzung von **διάβολος**, vgl. Entst. 306. 369. Der Text des Matica-Apostolus befolgt betreffs des Ausdrucks **непрѣязнѣ** die sogenannte erste Redaktion: act. 10. 38, 13. 10, ephes. 4. 27, I tim. 3. 6, II tim. 2. 26, iac. 4. 7, I io. 3. 8. 10, iud 9, an allen diesen Stellen steht **непрѣязнѣ** für das griechische Wort **διάβολος**, nur ephes. 6. 11 liest man **прѡтнѣоу хоудожѣтѣоу дѣяволѣу**, I tim. 3. 7 **вѣ проуглѡ дѣяволѣ**, hebr. 2. 14 **ѡ дѣяволѣ**, I petr. 5. 8 **дѣяволѣ**. In übertragener Bedeutung auf Weiber bezogen wird I tim. 3. 11 der Ausdruck **сѣдѣлѣнѣнѣ** und tit. 2. 3 **нѣдѣлѣнѣнѣ** angewendet, šiš. schreibt an beiden Stellen **нѣдѣлѣнѣнѣ**, mat. hat an erster Stelle den Ausdruck **клеветнѣ** (ebenso karp.): **нѣ клеветнѣ**; in derselben Bedeutung maskulin II tim. 3. 3 **сѣдѣлѣнѣ**, mat. **сѣдѣлѣнѣ**.



Über  $\lambda\pi\kappa\alpha\kappa\zeta\iota\eta$  für  $\acute{o}\ \pi\omicron\nu\eta\rho\acute{o}\varsigma$  vgl. Entst. 369, für  $\mu\acute{\alpha}\chi\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> hatte man  $\beta\lambda\zeta\chi\epsilon\zeta$  und für  $\gamma\acute{o}\eta\varsigma$ <sup>a</sup>:  $\mu\alpha\rho\alpha\beta\epsilon\iota\upsilon$  (II tim. 3. 13), beides wohl sicher im Volke bekannt gewesene Ausdrücke. Der unübersetzte Ausdruck  $\rho\omicron\eta\tau\zeta$  in šiš. war bereits oben erwähnt.

Der Ausdruck  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\eta\eta\kappa\zeta$  entspricht dem griechischen  $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}\lambda\alpha\lambda\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (rom. 1. 30), daher  $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}\lambda\alpha\lambda\iota\acute{\alpha}$ <sup>a</sup>  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha$  (II cor. 12. 20, I petr. 2. 1). Aber auch  $\lambda\omicron\iota\delta\omicron\rho\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> ist  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\eta\eta\kappa\zeta$  (I cor. 5. 11, 6. 10) und  $\lambda\omicron\iota\delta\omicron\rho\iota\acute{\alpha}$ <sup>a</sup> lautet  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha$  I petr. 3. 9, während I tim. 5. 14 alle Texte dafür  $\chi\omicron\upsilon\lambda\alpha$  gebrauchen. Für das Verbum  $\lambda\omicron\iota\delta\omicron\rho\epsilon\iota\nu$ <sup>a</sup> steht io. 9. 28 der Ausdruck  $\omicron\upsilon\kappa\omicron\rho\eta\tau\eta$ , act. 23. 4  $\alpha\omicron\upsilon\varsigma\alpha\kappa\alpha\lambda\tau\eta$ , erst I cor. 4. 12, I petr. 2. 23 begegnet als Partizip  $\omicron\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha\iota\epsilon\mu\zeta$  und  $\omicron\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha\eta\zeta$ . Aber noch ein dritter Ausdruck des griechischen Wortschatzes gehört nach der slawischen Übersetzung hieher: auch  $\kappa\alpha\tau\acute{\eta}\gamma\omicron\rho\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> ist  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\eta\eta\kappa\zeta$  (act. 23. 30, 25. 18) und  $\acute{o}\ \kappa\alpha\tau\eta\gamma\omicron\rho\omicron\upsilon\mu\epsilon\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (act. 25. 16) lautet  $\omicron\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha\eta\zeta\iota\eta$ . Endlich ist auch  $\acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha\pi\omicron\delta\iota\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma$ <sup>a</sup> (I tim. 1. 10)  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\eta\eta\kappa\zeta$ . Für das Abstraktum  $\kappa\alpha\tau\eta\gamma\omicron\rho\iota\acute{\alpha}$ <sup>a</sup> liest man bald das einfache  $\rho\epsilon\chi\epsilon$  (luc. 6. 7, io. 18. 29), bald  $\chi\omicron\upsilon\lambda\alpha$  (I tim. 5. 19, tit. 1. 6), aber kein einziges Mal  $\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha$ , ja selbst das Verbum  $\kappa\alpha\tau\eta\gamma\omicron\rho\epsilon\iota\nu$  wird am liebsten durch  $\gamma\lambda\alpha\gamma\omicron\lambda\alpha\tau\eta\ \eta\alpha$  (mit dem Akkusativ) ausgedrückt (mat. 12. 10, 27. 12, marc. 3. 2, 15. 3, luc. 11. 54, io. 5. 45, 8. 6) oder auch  $\rho\epsilon\psi\eta\ \eta\alpha$  (mit dem Akkusativ), so io. 5. 45, endlich  $\beta\alpha\lambda\eta\tau\eta\ \eta\alpha$  (mit dem Akkusativ): luc. 23. 2. 10. 14. Auch im Apostolus ist  $\gamma\lambda\alpha\gamma\omicron\lambda\alpha\tau\eta\ \eta\alpha$  (mit dem Akkusativ) gebräuchlich (act. 24. 8. 13. 19, 25. 5. 11. 16), doch kommt auch  $\omicron\kappa\lambda\epsilon\beta\epsilon\tau\alpha\beta\alpha\tau\eta$  (act. 22. 30, rom. 2. 15) vor. Sowohl hier wie in den früher aufgezählten Belegen entsteht betreffs der Verschiedenheit der slawischen Ausdrücke die Frage, ob sich derselbe Übersetzer diese Abweichungen erlaubte und warum er das tat, ob mit Absicht oder aus Unachtsamkeit, oder aber ob in dieser Verschiedenheit die Beteiligung mehrerer Individuen an der Übersetzung zu vermuten sei.

Für  $\psi\epsilon\acute{\upsilon}\sigma\tau\eta\varsigma$ <sup>a</sup> lautet die Übersetzung  $\lambda\zeta\eta\eta\eta\kappa\zeta$  oder kürzer  $\lambda\zeta\eta$  (io. 18. 44. 55, rom. 3. 4, I tim. 1. 10, tit. 1. 12, I io. 1. 10, 2. 4, 4. 20, 5. 10), nur einmal  $\lambda\zeta\eta\eta\epsilon\zeta$  (I io. 2. 22):  $\kappa\zeta\tau\omicron\ \epsilon\epsilon\tau\epsilon\ \lambda\zeta\eta\eta\epsilon\zeta\iota\eta$ .

Zur Bezeichnung verschiedener Würden weltlichen und geistlich-kirchlichen Inhaltes mußten neben den einheimischen Ausdrücken des slawischen Volkslebens auch Bedeutungsüber-



tragungen und Neubildungen herangezogen werden, wie das aus der nachfolgenden Umschau ersichtlich sein wird.

Der griechische βασιλεύς<sup>u</sup> lautete gewiß schon früher, bevor die Übersetzung der heil. Schrift an die Reihe kam, bei den Slawen der Balkanhalbinsel цѣсарь, nachher durch die Übergangsform ѡсарь zusammengezogen zu царь; ebenso wurde βασιλισσα<sup>u</sup> aus цѣсарьца zu ѡсарьца, царьца, daher βασιλεύειν<sup>u</sup>: цѣсарьствовахъ (mat. 2. 22, luc. 19. 14, act. 5. 14. 17, rom. 6. 12, I cor. 4. 8, 15. 25, I tim. 6. 15) und für βασιλεύσαι mit der Bedeutung des Eintretens въцѣсарьхъ ѡ (luc. 1. 33, rom. 5. 21, I cor. 4. 8), auch въцѣсарьхъ ѡ (rom. 5. 17), aber auch цѣсарь въхъ (luc. 19. 27: ѡ ѡрь бхмъ въхъ: βασιλεύσαι). Das Abstraktum βασιλεία<sup>u</sup> lautete цѣсарьство und цѣсарьство, das Adjektiv βασιλικός<sup>u</sup>: цѣсарь oder цѣсарьскъ, τὰ βασιλεία<sup>u</sup> ebenso, daher ἐν τοῖς βασιλείοις въ цѣсарьхъ, als Adjektiv цѣсарьскъ (I petr. 2. 9).

Das gewiß ältere als цѣсарь Wort князь wurde für ἄρχων<sup>u</sup> verwendet, in den Evangelien ausnahmslos so, aber auch im Apostolus überall mit Ausnahme von I cor. 2. 6. 8, wo βλαδзика zu lesen ist, doch das nur in christ., während šiš. und mat. auch hier князь haben. Man darf also sagen, daß der slawische Übersetzer aus dem Sprachgebrauch seines Volkes als den bezeichnendsten Ausdruck für ἄρχων das slawische Wort князь ausgewählt hat. Wenn nun I petr. 2. 14 auch für ἡγεμών<sup>u</sup> das Wort князь verwendet wird, so ist das wohl nur eine minder genaue Ausdrucksweise, da man für ἡγεμών in der Regel βλαδзика gebrauchte, wenn man nicht vorzog, den griechischen Ausdruck unübersetzt zu lassen, was beinahe immer im Evangelientexte der Fall war, denn nur marc. 13. 9 und luc. 20. 20 liest man воєвода und zwei- bis dreimal βλαдзика. Unübersetzt blieb нѣмонъ mat. 27. 2. 11. 14. 15. 21. 23. 27, 28. 14, dagegen in act. immer воєвода (nur I petr. 2. 14 князь). Für ἡγεμονία<sup>e</sup> fand man am entsprechendsten βλαдзичьство (luc. 3. 1) und ἡγεμονεύειν<sup>e</sup> wurde luc. 2. 2 durch влаеть—владѣ und 3. 1 durch владѣхъ übersetzt. Daß man in nächster Nähe das Partizip ἡγεμονεύοντος einmal durch владѣхъ, dann durch владѣхъ übersetzte, das muß uns als Warnung dienen, nicht jede Abweichung von der erwarteten Einheitlichkeit in der Übersetzung den Einflüssen verschiedener Übersetzer in die Schuhe zu



schieben. Dasselbe Individuum konnte sich dann und wann das erlauben. Auch bei dem griechischen ἡγούμενος<sup>u</sup> scheint der Übersetzer geschwankt zu haben, wie er den Ausdruck am richtigsten übersetzen sollte, er schrieb βλααζικα (mat. 2. 6), старѣи (luc. 22. 26), in act. 7. 10 steht dafür βλαστεληνъ und 14. 12 начальникъ, ferner вожда (hebr. 13. 7, 17. 24), einmal als Adjektiv aufgefaßt lautet es парочнтъ: мѹжа парочнта: ἄνδρας ἡγουμένους. Nun gilt вожда auch für ὁδηγός<sup>u</sup> an allen Stellen des Evangelientextes und auch des Apostolus; anderseits bedeutet βλααζικα auch δεσπότης<sup>u</sup> (luc. 2. 29, act. 4. 24, II petr. 2. 1, iud. 4), für welchen Ausdruck auch геспода in Anwendung kam (I tim. 6. 1. 2, tit. 2. 9, I petr. 2. 18). Außerdem steht βλααζικα жηζηи (act. 3. 15) für ὁδηγός<sup>u</sup> τῆς ζωῆς, ebenso βλααζικα für ἀρχηγός<sup>a</sup> (act. 5. 31). Das Wort βολιарһиъ kommt im Neuen Testament nicht vor, es ist aber damit nicht gesagt, daß es dem Übersetzer unbekannt war. Das Gegenteil ergibt sich aus act. 25. 23, wo die Worte σὺν . . . ἀνδράσιν τοῖς κατ' ἐξοχήν τῆς πόλεως in der Übersetzung (nach mat.) so lauten: и съ бѹлиарьскими мѹжыми г҃а, auch christ. kennt den Ausdruck, ob er aber schon in der ersten Übersetzung enthalten war, ist sehr fraglich.

Das oben für ἡγεμών angeführte Wort воевода gilt als Übersetzung von στρατηγός<sup>u</sup> und diese Übersetzung liegt dem griechischen Ausdruck am nächsten (luc. 22. 4, act. 16. 22. 35. 36. 38), aber auch unübersetzt blieb der Ausdruck als старѣиъ (luc. 22. 52, act. 4. 1, 5. 24. 26, 16. 20). Auch für ὁ στρατολογήσας<sup>a</sup> lautet die Übersetzung воевода (II tim. 2. 4); ebenso wird στρατοπεδάρχης<sup>a</sup> durch denselben Ausdruck воевода wiedergegeben (act. 28. 16). Für den oben erwähnten ἀρχηγός hat man (hebr. 2. 10, 12. 2) noch einen selten gebrauchten Ausdruck поконьникъ christ. (wofür šiš. und mat. начельникъ schreiben, allerdings nur an erster Stelle, denn an zweiter steht auch dort поконьникъ). Das Wort ist abgeleitet von поконъ für ἀρχή<sup>u</sup>, das man hebr. 3. 14 als поконъ тѣльствѣиа in christ. liest für τὴν ἀρχὴν τῆς ὑποστάσεως, wo šiš. начело оупостачи, mat. начело бытию schreibt. Man könnte die Ursprünglichkeit der Ausdrücke поконъ und поконьникъ bezweifeln, wenn nicht selbst šiš. und ochrid. den letzteren Ausdruck gebraucht hätten. Übrigens ist es immerhin möglich, daß diese beiden Ausdrücke einer



späteren, bulgarischen Arbeitsperiode angehören. Oder spiegelt sich hier vielleicht eine andere Individualität ab?

Das Schwanken in der Wahl der wenigen Ausdrücke, die dem Übersetzer für diese militärische, um es so auszudrücken, Sphäre zur Verfügung standen, kennzeichnet den großen Unterschied zwischen der Einfachheit des damaligen slawischen Volkslebens mit seiner schwachen Organisation und der viel mannigfaltiger entwickelten Phraseologie, die der Text der Evangelien und des Apostolus zum Ausdruck bringt. Nur bei der Wiedergabe des allgemeinsten Ausdrucks στρατιώτης<sup>a</sup> durch воннѣ hatte man keine Schwierigkeiten zu überwinden. Es sei aber als beachtenswerte Erscheinung hervorgehoben, daß II tim. 2. 3 sowohl christ. wie auch šiš. statt воннѣ den Ausdruck хрѣсръ gebrauchen. Möglicherweise ist auch dieser Ausdruck erst in der nächstfolgenden bulgarischen Periode in den Text geraten. Zu воннѣ gehört воннѣство: στρατιά<sup>a</sup> (II cor. 10. 4, I tim. 1. 18) und für στρατιά<sup>a</sup> gebrauchte man den Plural вон (luc. 2. 13, act. 7. 42), luc. 3. 14 lautet der Plural воннѣ für στρατεύμενοι<sup>a</sup>. Auch das Verbum στρατεύεσθαι<sup>a</sup> kehrt als воннѣ вѣкѣтѣ wieder (I cor. 9. 7, II tim. 2. 4), daneben das offenbar ad hoc gebildete воннѣствѣкѣтѣ (II cor. 10. 3) und das vielleicht volkstümlichere вѣкѣтѣ (I tim. 1. 18, iac. 4. 1, I petr. 2. 11). Die plurale Form вон gilt endlich auch für στρατεύμα<sup>a</sup> (mat. 22. 7, luc. 23. 11, act. 23. 10 воннѣмѣ; ib. 27 вон). Wörtlich dem griechischen συστρατιώτης<sup>a</sup> nachgebildet ist вѣвоннѣнѣкѣ (phil. 2. 25). Militärischen Charakter hatte schon im Apostolus der Ausdruck плѣкѣ für das griechische παρεμβολή<sup>a</sup> (act. 21. 34. 37, 22. 24, 23. 10. 16. 32, hebr. 11. 34), nur hebr. 13. 11. 13 wurde derselbe griechische Ausdruck durch станѣ übersetzt. Das war auch ganz begründet, denn während sonst von Schlachtreihe die Rede sein könnte, ist an diesen zwei Stellen deutlich das Lager gemeint.

Einen hübschen Widerhall des slawischen Altertums erblickt man in der vielfachen Anwendung des Ausdrucks старѣншнѣ, der sowohl einfach, d. h. ohne jeden Zusatz, als auch mit verschiedenen näheren Bestimmungen gebraucht wird. Man fühlt aus der Häufigkeit des Gebrauchs dieses urslawischen Wortes heraus, daß sich in ihm ein allgemein im Volksleben hochgeachtetes Rechtsprinzip, die Einräumung der Vorrechte

3\*



dem Alter, abspiegelt. Mit старѣшннѣ im Plural werden εἰ πρώτοι<sup>u</sup> übersetzt: старѣшннѣмъ галнленскѣмъ (marc. 6. 21), старѣшннѣмъ людемъ (luc. 19. 47), старѣшннѣмъ града (act. 13. 50), старѣшннѣмъ нуден (act. 25. 2), старѣшнна острова oder островъ-нѣмъ (act. 28. 7), старѣшннѣмъ нудѣнскѣмъ (act. 28. 17). Ferner wird старѣшнна gebraucht zur Wiedergabe der Komposita, deren erster Teil αρχι- enthält oder deren zweiter Teil auf -αρχης auslautet. So lesen wir ἀρχιεπίμην<sup>a</sup> übersetzt durch старѣшнна пастыремъ (I petr. 5. 4, doch so christ. und mat., šiš. schreibt зачѣльннкоу пастыремъ), ἀρχισυνάγωγος<sup>u</sup> übersetzt: старѣшнна събора (act. 13. 15, so auch šiš. mat.), der letzterwähnte griechische Ausdruck bleibt häufig unübersetzt, d. h. in dem Evangelientext und act. 18. 8. 17. Für πολιτάρχης<sup>a</sup> sagte man старѣшнна града (act. 17. 6. 8), doch so nur christ., šiš. und mat. begnügen sich mit градаиннѣмъ, karp. hat nur an zweiter Stelle старѣшннѣмъ града; für ἀρχιτελώνης<sup>e</sup> lautet die Übersetzung старѣшннѣмъ мѣтаремъ (luc. 19. 2). Als Ausnahme konnte auch ἀρχιερεύς<sup>u</sup> durch старѣшнна мольбѣннѣмъ (hebr. 5. 5) übersetzt werden, so in christ., in mat. старѣшнна свѣтнтельскѣмъ, in šiš. verblieb der unübersetzte Ausdruck, der auch die Regel bildet. Einmal steht старѣшннѣмъ für ἀγοραῖοι<sup>a</sup> (act. 19. 38) in christ. mat. (karp. schreibt коупѣн), wobei man ἀγορά in der Bedeutung der Ratsversammlung vor Augen hatte, allein im Neuen Testament wird ἀγορά<sup>u</sup> wiedergegeben durch трѣжнще und коупѣнѣ, vgl. weiter unten.

Unübersetzt blieb ἀρχιτρίκλινος<sup>e</sup> und ἀρχιτέκτων<sup>a</sup>, ebenso auch τέκτων<sup>e</sup>, das erst später durch дѣвоуаѣнѣмъ wiedergegeben wurde. Vgl. Entst. 320. Auch ἀνθύπατος<sup>a</sup> blieb als антѣупатѣмъ unübersetzt (später намѣстѣннѣмъ, vgl. Entst. 302). Dagegen wagte der Übersetzer, für die griechische, durch Umschreibung ausgedrückte Würdebezeichnung ὁ ἐπὶ τοῦ κοιτῶνος<sup>a</sup> τοῦ βασιλέως (act. 12. 20) zu schreiben: постельннѣмъ (постельннѣмъ цѣрѣмъ), wofür mat. eine nur etwas anders gebildete Wortform zeigt: постельщакѣмъ (постельщакѣмъ цѣрѣмъ). Die slawische Rechtsgeschichte kennt seit sehr alten Zeiten die Hofwürde des ‚postel’nik‘.

Einigen Ausdrücken merkt man an ihrer Wortbildung an, daß sie nicht erst nach dem griechischen Vorbilde zu stande kamen, sondern gewiß schon in der Volkssprache vorhanden waren. So wird ἐξατοντάρχης<sup>u</sup> (das Wort kommt allerdings auch



unübersetzt vor, Entst. 320) immer durch **сѣтъннѣ** erklärt, darnach auch **τῆς ψῆνης** für **χιλιάρχης**<sup>u</sup>, natürlich wußte man, daß auch **κενταυρίων**<sup>e</sup> durch **сѣтъннѣ** wiederzugeben sei. Fremdartig klang dagegen **τετράρχης**<sup>u</sup>, darum lautet auch die Übersetzung **четрътовластьцѣ — четрътовластьннѣ** wörtlich; davon auch das Verbum **τετραρχεῖν**<sup>e</sup> **четрътовластьствоваѣти**. Sonst verstand man sich anders zu helfen, z. B. für das Kompositum **τετράμηνός ἐστι**<sup>e</sup> (io. 4. 35) wendete man einfach die Auflösung an: **четъре мѣсѣци сѣтъ**. Umgekehrt den Ausdruck **τεταρταίος**<sup>e</sup> (io. 11. 39) wollte man klarer ausdrücken und darum schob man in den übersetzten Ausdruck das Wort **днь** als Kompositum (Tag) ein: **четръдънѣнѣ** — ein neuer Beleg für das sorgfältig abwägende Verhalten des Übersetzers gegenüber dem Originale. In gleicher Weise wurde aber auch **τετράδιον**<sup>a</sup> (act. 12. 4) übersetzt durch **четръдънѣнѣ** als Zusatz zu **кннѣ**, so daß dem griechischen Text **τέσσαρον τετραδίοις στρατιωτῶν** die Übersetzung **четъремъ четръдънѣнѣномъ кннѣ** gegenübersteht, was jedoch nicht richtig ist, da es sich nicht um die vier Tage, sondern nur um die Vierzahl handelt. Im gegebenen Fall war also der Übersetzer von falscher Auffassung der Stelle geleitet. Vielleicht geht dieser Mißgriff auf einen besonderen Übersetzer zurück.

Unübersetzt blieben **σπεῖρα**<sup>u</sup> und **σπεκουλᾶτωρ**<sup>e</sup>, die späteren Texte behelfen sich in verschiedener Weise, dem letzten Fremdworte auszuweichen, ostr. gebraucht den Ausdruck **мечннѣ**, zogr. und mar. das allgemeine Wort **кннѣ**. Diese Nichtübereinstimmung spricht für die spätere Eintragung des übersetzten Ausdrucks.

Eine nicht üble Neubildung stellt das Wort **палнѣннѣ** dar für **ῥάβδος**<sup>a</sup>, eine Benennung nach der den römischen Likatoren entsprechenden Bewaffnung (act. 16. 35. 38). Bei der Bildung des Wortes ging man von **палнца** aus, das im Apostolus für **ῥάβδος**<sup>a</sup> (neben **жъзлѣ**) gebraucht wird, und zwar act. 16. 22 (in der Umschreibung **палнцами бѣтъ** für **ῥάβδιζειν**<sup>a</sup>), I cor. 4. 21: **палнцѣю**, II cor. 11. 25: **палнцами бѣнѣ бѣхѣ ῥάβδισθην**. In Evangelien kommt nur **жъзлѣ** vor und so auch an drei Stellen des Hebräerbriefes, offenbar wegen des Bedeutungsunterschiedes an einigen Stellen, wo **ῥάβδος** gebraucht wird, d. h. I cor. 4. 21 steht **палнцѣю** im Gegensatz zu **ἀγάπη**<sup>u</sup> (Stock und Liebe), da-



gegen hebr. 1. 8 und 9. 4 ist vom Stabe die Rede; an dritter Stelle (hebr. 11. 21) hätte allerdings **παλληца** stehen können, da dort wieder vom Stocke die Rede ist. Jedenfalls setzt **παλληч-никъ** einen Übersetzer voraus, der sich bei **ῥάβδος** nicht in der Art der Evangelientexte nur auf **жъзлъ** beschränkte, sondern vor allem **παλληца** als Übersetzung von **ῥάβδος** vor Augen hatte.

Der griechische Text stellte oft an den Übersetzer die Nötigung, noch ganz besondere Benennungen zu übersetzen, denen nichts in der Volkssprache entsprechendes vorhanden war. Da mußte die wörtliche Übersetzung aushelfen, so lautet **μηροδρѣжнтель** wörtlich für **κοσμοκράτωρ**<sup>a</sup> und **всѣдрѣжнтель** für **παντοκράτωρ**<sup>a</sup> (ephes. 6. 12, II cor. 6. 18). Namentlich für die kirchlichen Würden kamen durch das Christentum viele neue Ausdrücke in den Gebrauch, die vielfach unübersetzt belassen werden mußten oder konnten. So ist **πατριάρχης**<sup>a</sup>: **патриархъ**, **ἀρχιερεύς**<sup>a</sup>, wie wir schon sagten, in der Regel **архиєрен** (bis auf die oben zitierte Stelle, vgl. Entst. 303. 397), selbst **ιερεύς**<sup>u</sup> blieb im Evangelientext **иєрен**, dagegen im Apostolus sehr häufig übersetzt durch **свѣтитель**, allerdings gilt das nicht für **śiś.**, nach welchem auch im Apostolus der unübersetzte Ausdruck im Gebrauch ist; man kann daher mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß in der ersten Übersetzung überall noch **иєрен** stand und daß die Ausdrücke **свѣтитель**, auch **свѣщенникъ** (zweimal in hebr. 10. 11, 13. 11) oder **μολнтвъникъ** (hebr. 5. 6, so christ., während **śiś.** und **mat.** **иєрън** bieten) erst nachträglich in den Text Aufnahme fanden. Auch **жрьць** begegnet in den ältesten Texten des Neuen Testaments nicht, vgl. Entst. 309. 427. Für **ιερατεία**<sup>u</sup> (hebr. 7. 5) steht auch in **śiś.** **свещеніе** und für **ιεράτευμα**<sup>a</sup> (I petr. 2. 5. 9) nur in christ. **свѣтительство**, **śiś.** hat noch **иєратѣѣма**, der Genitiv **τῆς ιερατείας** ergab im Evangelium (luc. 2. 3) das Adjektiv **иєренскъ**. Für das Verbum **ιερατεῖν**<sup>e</sup> genügte dem Übersetzer (luc. 1. 8) der Ausdruck **сложнѣти** und für **ιερωσύνη**<sup>a</sup> liest man **свѣщеніе** (hebr. 7. 11) und **свѣтительство** (ib. 7. 12. 14. 24). Dem Ausdruck **θρησκεία**<sup>a</sup> entspricht col. 2. 18 **сложьба**, dagegen iac. 1. 26. 27 und act. 26. 5 **ѣра**; das Kompositum **ἐθελοθρησκεία**<sup>a</sup> lautet (col. 2. 23) in wörtlicher Übersetzung **воиєсложєннѣ**. Diese Übersetzung deckt sich nicht mit dem von uns so oft hervorgehobenen Charakter des ersten Übersetzers.



Auch ἐπίσκοπος<sup>a</sup> blieb unübersetzt (act. 20. 28, phil. 1. 1, I tim. 3. 2, tit. 1. 7, I petr. 2. 25) und für ἐπισκοπή<sup>u</sup> hat man епископство in der Bedeutung der kirchlichen Würde (act. 1. 20, I tim. 3. 1), sonst wurde es durch посѣщеніе (luc. 19. 44, I petr. 2. 12) übersetzt. Der Ausdruck πρεσβύτερος<sup>u</sup> ergab die nahe-  
liegende Übersetzung старѹъ (an vielen Stellen des Evangelien-  
textes), als adjektivischer Komparativ старѣи (luc. 15. 25).  
Auch im Apostolus wiederholt sich derselbe Ausdruck старѹъ  
und feminin старѹца für πρεσβύτες<sup>a</sup> (tit. 2. 3). In der Bedeutung  
der kirchlichen Würde kommt aber der Ausdruck попѣ vor,  
natürlich erst im Apostolus (act. 15. 23, 20. 17, I tim. 5. 17. 19,  
tit. 1. 5, iac. 5. 14) und da er auch in šiš. begegnet, so ist an  
seiner Ursprünglichkeit nicht zu zweifeln. Für das πρεσβυτέριον<sup>u</sup>  
liest man (I tim. 4. 14) поповство, sonst старѹци (luc. 22. 66,  
act. 22. 5).

Der heutige Ausdruck ‚Klerus‘ beruht auf dem griechi-  
schen κλήρος<sup>u</sup>, das ursprünglich жрѣбни bedeutete (so im Evan-  
gelientexte: mat. 27. 35, marc. 15. 24, luc. 23. 34, io. 19. 24,  
dann auch act. 1. 17. 26, 8. 21, 26. 18), aber im Apostolus  
auch anders ausgedrückt wurde, wobei прѣчѣтъ — noch heute  
in der russischen Kirchensprache gebräuchlich — und рѣдѣ  
zum Vorschein kommen. So act. 1. 25 λαβεῖν τὸν κλήρον: прѣчѣтъ  
прѣчѣтъ, col. 1. 12 τὴν μερίδα τοῦ κλήρου: прѣчастіе рѣдоу, I petr.  
5. 3 κατὰ κυριεύοντες τοῦ κλήρου: оустоѣице рѣдоу. Im Hilferding-  
schen Apostolus Nr. 13 steht auch act. 1. 17 рѣдѣ слоужьбы statt  
жрѣбни слоужьбы.

Für den griechischen Ausdruck νεωκόρος<sup>a</sup>, der durch ἱερο-  
δοῦλος und ὁ τὸν ναὸν κοσμοῶν gedeutet wird, erfand man die  
Übersetzung, die unzweifelhaft für diese Stelle gemacht wurde,  
оукрашѣннѣъ (act. 19. 35) christ., оукрашѣннѣъ mat., so liest man  
auch den von Amphilochius mißverstandenen Ausdruck in  
Apost. Tolst. saec. XIV.

#### IV.

Aus dem gesellschaftlichen Leben und nach den Stellun-  
gen, die die einzelnen Individuen einnahmen, kommen viele  
Ausdrücke in Betracht, deren Übersetzung zum Teil sehr nahe  
lag, zum Teil Neubildungen verursachte. So ist klar оучѣтель  
als διδάσκαλος<sup>u</sup>, feminin und als Kompositum доброоучѣтельница







Auch das Verbum συμβουλεύεσθαι wird mat. 26. 4 umschrieben ausgedrückt: **ѡбѣѣтъ ѡбѣѣръша**, aber io. 11. 53 **ѡбѣѣѣша**, act. 9. 23 ebenso, in transitiver Anwendung io. 18. 14 **ὁ συμβουλεύσας: ѡбѣѣѣтъ** — ist ganz gute Übersetzung.

Digitized by Google



Testament, III. B.: Die vier Hauptbriefe, S. 214) sagt ausdrücklich, daß ‚Zudrang‘ oder ‚Bedrängnis‘ auf beide Stellen angewendet werden kann, doch hat auch Vulgata verschiedene Ausdrücke. Auffallend bleibt es immerhin, daß der seltene Ausdruck ραζεβτз sich an dieser zweiten Stelle nicht mehr wiederholt. Als Verbum liest man ραζεβτзати für ἀναπειθεῖν (act. 18. 13), für ἀναστρεφῆν act. 7. 6, 21. 38, gal. 5. 12; an erster Stelle ist offenbar der Ausdruck nach dem Sinne gewählt und besagt in malam partem mehr als das griechische Verbum.

Die Übersetzung цзѣвѣтель für μαρτυς<sup>u</sup> dürfte ein Volksausdruck gewesen sein, neben welchem bald noch ποσλouxз aufkam, der jedoch in der ältesten Übersetzung der Evangelien nicht zu finden ist. Vgl. Entst. 400. Dagegen kennen den Ausdruck schon die ältesten Texte des Apostolus, wenn auch selten, z. B. šiš. ποσλouxч (I thess. 2. 10), ebenso christ. mat., ferner in I tim. 5. 19, II tim. 2. 2, hebr. 10. 28. Nur an letzter von diesen Stellen hat mat. den älteren Ausdruck aufrecht erhalten, sonst herrscht in der Anwendung des Ausdrucks ποσлouxз volle Übereinstimmung. Da es gar nicht wahrscheinlich ist, daß in šiš. das auch in seinem Texte nachweisbare Wort ποσлouxз erst nachträglich eingetragen worden wäre — das könnte man höchstens bei einem altrussischen oder vielleicht auch altbulgarischen Texte als Vermutung aufstellen — slepč. hat an zwei Stellen ποσлouxз —, so muß man zu der Annahme sich bekennen, daß wahrscheinlich schon in der ersten Periode der Übersetzungstätigkeit ποσлouxз neben цзѣвѣтель zur Anwendung gekommen war. Vielleicht darf man auch hier fragen, ob nicht die beiden Ausdrücke von verschiedenen Übersetzern herrühren? Auch bei dem Verbum μαρτυρεῖν<sup>u</sup> wiederholt sich das gleiche Verhältnis: in dem Evangelientexte ausschließlich цзѣвѣтельствовати nach den ältesten Handschriften, doch schon ostrom. kennt ποσлouxшьствовати (mat. 27. 13, io. 18. 37), assem. ebenso (io. 3. 26. 32). Im Apostolus herrscht zwar цзѣвѣтельствовати vor, doch liest man ποσлouxшьствовати I cor. 15. 15, I thess. 2. 12, hebr. 7. 17, 11. 39 (so selbst in šiš.); einmal begegnet свѣдомь (act. 10. 22, auch in šiš.) und einmal нзѣвствовати (act. 15. 8, doch nicht in šiš. mat., sondern in christ., also für die älteste Übersetzung ohne Beweiskraft). Für διαμαρτύρεσθαι<sup>u</sup> wurde gebraucht зацизѣвѣтельствовати (luc. 16. 28, act. 8. 25, 10. 42,



18. 5, 20. 21. 23. 24, hebr. 2. 6), aber auch  $\zeta\alpha\pi\omicron\sigma\lambda\omicron\upsilon\sigma\eta\varsigma\tau\epsilon\omicron\upsilon\epsilon\alpha\tau\eta$  (I thess. 4. 6, I tim. 5. 21, II tim. 2. 14, 4. 1).

Zum Unterschied von  $\pi\omicron\sigma\lambda\omicron\upsilon\chi\zeta$  bedeutet  $\pi\omicron\sigma\lambda\omicron\upsilon\sigma\eta\eta\eta\kappa\zeta$ :  $\chi\eta\rho\sigma\alpha\tau\acute{\eta}\varsigma^a$ . (rom. 2. 13, iac. 1. 22. 23. 25). Für  $\varphi\acute{\upsilon}\lambda\alpha\tilde{\chi}^a$  hat man  $\sigma\tau\rho\alpha\eta$  und  $\delta\epsilon\sigma\mu\omicron\varphi\acute{\upsilon}\lambda\alpha\tilde{\chi}^a$  wird gut umschrieben durch  $\tau\acute{\upsilon}\mu\eta\eta\eta\chi\eta\eta\zeta\eta$   $\sigma\tau\rho\alpha\eta$  (act. 16. 23. 27. 36). Uralt ist  $\epsilon\rho\alpha\chi$  für  $\iota\alpha\tau\rho\acute{\omicron}\varsigma^u$  (nur selten  $\epsilon\lambda\lambda\eta\eta$  in einigen Handschriften), das dazu gehörige Verbum  $\iota\tilde{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota^u$  wird gegenüber  $\epsilon\rho\alpha\chi$  ganz anders ausgedrückt, nämlich durch  $\psi\alpha\lambda\eta\tau\eta$  (luc. 6. 19, 9. 2. 11) oder  $\eta\psi\alpha\lambda\eta\tau\eta$ , pass.  $\psi\alpha\lambda\epsilon\tau\eta$  (marc. 5. 29),  $\eta\psi\alpha\lambda\epsilon\tau\eta$ . Im Russischen hat man  $\beta\rho\alpha\chi$  und  $\lambda\epsilon\chi\eta\tau\acute{\iota}$ , im Kajkavischen lautet das Substantiv ‚vračitelj‘, das Verbum ‚vračiti‘ lebt, es gibt auch ‚vračtvo‘.

$\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\upsilon\zeta$  ist  $\epsilon\rho\mu\omicron\rho\omicron\varsigma^e$ , daher  $\epsilon\rho\mu\omicron\rho\omicron\iota\alpha^e$ :  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\iota\alpha$  (mat. 22. 5), davon  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\eta\eta\zeta\eta$ :  $\epsilon\rho\mu\omicron\rho\omicron\iota\omicron\upsilon$  (io. 2. 16), selbst beim Verbum  $\epsilon\rho\mu\omicron\rho\omicron\epsilon\acute{\upsilon}\sigma\theta\alpha\iota^a$  kehrt in der trefflichen Umschreibung  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\iota\alpha\tau\epsilon\tau\eta$  (iac. 4. 13) wieder. Die Stelle II petr. 2. 3  $\pi\lambda\alpha\sigma\tau\omicron\iota\varsigma\lambda\acute{o}\gamma\omicron\iota\varsigma\acute{\upsilon}\mu\alpha\varsigma\epsilon\rho\mu\omicron\rho\omicron\epsilon\acute{\upsilon}\sigma\sigma\omicron\upsilon\tau\alpha\iota$  (die heutigen Erklärer, z. B. Dr. H. Windisch übersetzen so: ‚werden sie durch erdichtete Worte euch betrügen‘) wird, ohne sich an den griechischen Wortlaut zu halten, frei übersetzt so:  $\lambda\acute{\upsilon}\eta\eta\sigma\lambda\omicron\upsilon\epsilon\varsigma\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\iota\alpha\mu\eta\beta\eta\eta\zeta\epsilon\lambda\epsilon\kappa\omicron\upsilon\tau\eta$  (so christ. šiš.), so daß auf das Verbum allein die Übersetzung  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\iota\alpha\mu\eta\eta\zeta\epsilon\lambda\epsilon\psi\eta$  kommt. Diese Übersetzung kann man nicht gerade als sehr gelungen bezeichnen, wenn das griechische Verbum in abgeleiteter Bedeutung ‚betrügen, beschwatzen‘ bedeuten soll (vulgata übersetzt ‚de vobis negotiabuntur‘), immerhin sieht man das Bestreben, statt  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\iota\alpha\tau\epsilon\tau\eta$  eine andere Wendung herauszuschlagen, die sich dem Sinne der Stelle nähert. Die späteren Texte schreiben  $\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\alpha\tau\eta$ ,  $\pi\rho\eta\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\alpha\tau\eta$ ,  $\pi\omicron\kappa\omicron\upsilon\pi\lambda\alpha\tau\eta$ , erst in der Ostroger Bibel:  $\epsilon\alpha\varsigma\zeta\omicron\upsilon\lambda\omicron\epsilon\alpha\tau\zeta$ .

Für  $\tau\rho\alpha\pi\epsilon\acute{\zeta}\iota\tau\eta\varsigma^e$  wollte man sich weder an den griechischen Ausdruck, noch an das slawische Wort  $\lambda\acute{\upsilon}\sigma\kappa\alpha$  binden, sondern bildete oder fand bereits vor  $\pi\epsilon\eta\alpha\eta\eta\eta\kappa\zeta$  (luc. 19. 23 nach der Lesart  $\epsilon\pi\iota\tau\rho\alpha\pi\epsilon\acute{\zeta}\iota\tau\alpha\iota\varsigma$ ). Der Ausdruck war schon oben einmal erwähnt (S. 27) für einen anderen griechischen, hier sei nur noch hinzugefügt, daß für  $\tau\rho\alpha\pi\epsilon\acute{\zeta}\iota\tau\eta\varsigma$  auch  $\tau\rho\acute{\upsilon}\eta\eta\eta\kappa\zeta$  gebraucht wird (mat. 25. 27), wodurch man auch  $\gamma\omicron\lambda\lambda\upsilon\beta\iota\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma^e$  (mat. 21. 12, marc. 11. 15, io. 2. 15) übersetzte. Beide Ausdrücke der Übersetzung sind allgemein verständlich, selbst wenn sie Neubildungen waren.



МЪИТАРЬ und МЪЗАОНМЫЦЬ steht für τελώνης<sup>e</sup>, der erstere Ausdruck gilt für die ältesten Texte, vgl. Entst. 364, daher auch МЪИТЫНЦА für τελώνιον<sup>e</sup> (mat. 9. 9, marc. 2. 14, luc. 5. 27). Gewiß eine Neubildung ist ВЪЗМЪЗАТЕЛЬ für μισθαποδότης<sup>a</sup> (hebr. 11. 6), wahrscheinlich erst eine spätere Anlehnung an den griechischen Ausdruck, mat. schreibt ВЪЗААТЕЛЬ МЪЗАЪ, das Abstraktum μισθαποδοσία<sup>a</sup> lautet ВЪЗМЪЗАНИЕ (hebr. 2. 2, 10. 35); dafür hat mat. an letzterwähnter Stelle ѠΔΑНИЕ МЪЗАДЫ und ein glagolitischer Text ‚mazdi otdanie veliko‘; hebr. 11. 26 hat mat. ВЪЗААНИЕ МЪЗАДЫ, slepč. christ. und šiš. ВЪЗМЪЗАДЫЕ. Dieser Ausdruck steht endlich auch für ἀντιμισθία<sup>a</sup> (rom. 1. 27, II cor. 6. 13).

ЗАИМОДАВЦЬ ist eine gelungene Wortbildung für δανειστής<sup>e</sup> (luc. 7. 41), pedantischer klingt МЪШЕЛОНСКАТЕЛЬ (tit. 1. 7) für αἰσχροκερδής<sup>a</sup>, I tim. 3. 3 nur im zweiten Teile des Kompositums etwas anders: МЪШЕЛОНМЫЦЬ und noch anders (ib. 3. 8) МЪШЕЛОНЩИЦЬ; šiš. schreibt an letzter Stelle МЪШЕНЩИЦЬ (wobei allem Anscheine nach die Silbe лo ausgefallen ist), an der anderen Stelle (I tim. 3. 3) wird ein ganz verschiedenes Adjektiv СЪМОТРЬЛНЬ geschrieben, das gewiß nicht dem griechischen αἰσχροκερδής entspricht, sondern die Lesart ἐπεικής voraussetzt, die auch bei Tischendorf in den Text aufgenommen wurde; in der Tat lautet die Übersetzung von ἐπεικής immer СЪМОТРЬЛНЬ, also nur tit. 1. 7 hat auch šiš. МЪШЕЛОНСКАТЕЛЬ. Dort wo šiš. СЪМОТРЬЛНЬ hat, liest man in mat. ПΑΚΟСТЬЛНЬ und ib. 3. 8 steht in mat. ein besonderer Ausdruck ΣΤΟΥΔΟΒЪЗЕНТНЫН, in dessen zweitem Teile das bekannte Wort ВЪЗЕНТИЕ (κέρδος) enthalten ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser originelle Ausdruck ΣΤΟΥΔΟΒЪЗЕНТНЫН von einer anderen Person herrührt, als es diejenige war, die МЪШЕЛОНСКАТЕЛЬ oder МЪШЕЛОНЩИЦЬ ausgeklügelt hatte, doch scheint das eine nachträgliche Verbesserung des Textes zu enthalten, die für die erste Übersetzung nicht in Betracht kommt. Endlich I petr. 5. 2 wird αἰσχροκερδῶς<sup>a</sup> durch МЪИТЪМЬ frei übersetzt. Für τόκος<sup>e</sup> hatte man schon von früher gekannt den aus dem Germanischen entlehnten Ausdruck ЛНХВА (mat. 25. 27, luc. 19. 23).

ВННАРЬ — ἀρπελουργός<sup>e</sup> dürfte volkstümlich gewesen sein, nicht dem griechischen Ausdruck nachgebildet, da ἄρπελος<sup>u</sup> durch ΛΟΖА und ἀρπελών<sup>u</sup> durch ВННОГРАДЪ übersetzt wird, über-



dies kennen ja auch heute noch einige slawische Sprachen den Ausdruck. Gut und leicht übersetzt ist кнѣпѣнѣца für εὐνοπότης<sup>e</sup> (mat. 11. 19, luc. 7. 34), πάροις<sup>a</sup> lautet (I tim. 3. 3, tit. 1. 7) кѣсѣннѣкѣ (in mat. пнѣннѣца).

рѣбарь und рѣбѣнтѣ ist ἀλιεύς<sup>e</sup>. Mit sicherem Takte hat der Übersetzer denselben griechischen Ausdruck, den er mat. 4. 18 durch рѣбарь erklärte, im nächsten Verse in das besser dem Zusammenhang entsprechende ловѣць geändert. Denselben Wechsel sehen wir auch in marc. 1. 16. 17 — ein schöner Beleg für die Identität des Übersetzers dieser beiden Stellen.

пастырь und пастѹхъ gelten für ποιμήν<sup>u</sup>, vgl. Entst. 211—212; жатѣль ist θεριστής<sup>e</sup> und жатѣа—θέρος<sup>e</sup>; сопыць (auch сѣръць) — ἀλλήτης<sup>e</sup>, doch ἀλλός<sup>a</sup> lautet (I cor. 14. 7) пнѣпаль, weil пнѣкати ἀλλέω<sup>u</sup> (mat. 11. 17) und τὸ ἀλλοῦμενον пнѣканнѣ ist (I cor. 14. 7). Gut verstand der Übersetzer гжѣлн (κῆθάρα<sup>a</sup>) in den richtigen Zusammenhang mit гжѣлннѣ (ib. 14. 17) zu bringen, wie im Griechischen das Verbum κῆθαρίζειν neben κῆθάρα steht.

оужьннѣкѣ ist δεσμότης<sup>a</sup> (act. 27. 1. 42) und сѣвѣзьнѣ: δέσμιος<sup>u</sup> (mat. 27. 15. 16, marc. 15. 6, I tim. 1. 8, philem. 1. 9); die Form оужьннѣкѣ ist häufiger (act. 23. 18, 25. 14. 27, 28. 16, ephes. 3. 1, 4. 1, hebr. 13. 3) als оужьннѣкѣ (act. 16. 25. 27), nach unserem Sprachgefühl ist aber die letztere Form die richtigere, sie kommt nur in šiš. einigemale vor, setzt den Zusammenhang mit жѣа (δεσμός<sup>u</sup>) und жѣлннѣ (δεσμωτήριο<sup>u</sup>) voraus. Soll man etwa bei жѣа so wie bei пѣнѣжъ ein weiches, halbpalatales ж voraussetzen und жьннѣкѣ wie пѣнѣжьннѣкѣ erklären? Der andere Ausdruck сѣвѣзьнѣ kommt vor im Evangelientext, wo man жьннѣкѣ oder жѣннѣкѣ gar nicht findet, dann einigemale im Apostolus.

оусмарь steht für βυρσεύς<sup>a</sup>, aber auch für σκηνοποιός<sup>a</sup> (act. 18. 3) und das Fremdwort сѣжѣльннѣкѣ entspricht dem κερამεύς<sup>u</sup> (κέραμος<sup>e</sup> ist сѣжѣль luc. 5. 19), aber auch dem bereits erwähnten κεράμιον (marc. 14. 13, luc. 22. 10), also dasselbe Wort drückt die Person als Handwerker und das Produkt der Tätigkeit, d. h. das Gefäß aus, während сѣжѣль den Stoff bezeichnet; aus dem Adjektiv сѣжѣльнѣ für δοτράχιος<sup>a</sup> (II cor. 4. 7, II tim. 2. 20) kann auf die Bedeutung δοτράχιον geschlossen werden. Das Wort гѣстннѣннѣкѣ ist πανδοχεύς<sup>e</sup>, wahrscheinlich ebenso volkstümlich wie гѣстннѣца—πανδοχεῖον<sup>e</sup> (luc. 10. 34. 35). Das



Verbum  $\xi\epsilon\nu\delta\omicron\chi\epsilon\acute{\iota}\nu$ <sup>a</sup> (I tim. 5. 10) wurde ganz vernünftig aufgelöst in  $\sigma\tau\rho\alpha\eta\nu\eta\zeta\eta\alpha$   $\pi\rho\eta\mu\alpha\tau\zeta$  ( $\acute{\epsilon}\xi\epsilon\nu\delta\omicron\chi\eta\sigma\epsilon\nu$ ). Denn  $\xi\epsilon\nu\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> ist  $\sigma\tau\rho\alpha\eta\nu\eta\zeta$  (mat. 25. 35. 38. 43. 44, 27. 7), im Apostolus ebenso  $\sigma\tau\rho\alpha\eta\nu\eta\zeta$  (act. 17. 21, ephes. 2. 19, hebr. 11. 13, 13. 9, III io. 5), einmal sogar in aktiv-transitiver Bedeutung  $\sigma\tau\rho\alpha\eta\nu\omicron\pi\rho\eta\mu\epsilon\mu\zeta$  (rom. 16. 23), womit vortrefflich der Sinn wiedergegeben wurde, da dort  $\xi\epsilon\nu\omicron\varsigma$  in der Tat den Gastwirt bedeutet.

Man hat  $\lambda\epsilon\beta\eta$  und  $\beta\rho\alpha\tau\alpha$  unterschieden (vgl. weiter unten S. 51), aber  $\lambda\epsilon\beta\eta\nu\eta\kappa\zeta$  und  $\beta\rho\alpha\tau\eta\nu\eta\kappa\zeta$  vertreten denselben griechischen Ausdruck  $\theta\upsilon\rho\omega\rho\omicron\varsigma$ <sup>e</sup> (io. 10. 3, marc. 13. 34).

Ein uraltes slawisches Wort ist  $\kappa\omicron\upsilon\alpha\chi\epsilon$  für  $\chi\alpha\lambda\kappa\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$ <sup>a</sup> (II tim. 4. 14), der andere von derselben Wurzel gebildete Ausdruck  $\kappa\omicron\upsilon\zeta\eta\nu\epsilon\mu\zeta$  kommt für  $\tau\epsilon\chi\nu\acute{\iota}\tau\eta\varsigma$ <sup>a</sup> zur Anwendung (act. 19. 24. 38), aber nicht in den ältesten Texten, sondern in karp. Die Materie selbst nämlich  $\chi\alpha\lambda\kappa\acute{\omicron}\varsigma$ <sup>u</sup> heißt  $\mu\epsilon\lambda\alpha$  und daraus ausgearbeitet  $\chi\alpha\lambda\kappa\acute{\iota}\omicron\nu$ <sup>e</sup> (marc. 7. 4)  $\kappa\omicron\tau\eta\lambda\zeta$ . Der Silberarbeiter  $\acute{\alpha}\rho\gamma\upsilon\rho\omicron\kappa\acute{\omicron}\pi\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (act. 19. 24) heißt in christ.  $\sigma\rho\epsilon\beta\rho\omicron\nu\eta\kappa\zeta$ , aber in mat.  $\sigma\rho\epsilon\beta\rho\omicron\pi\rho\omicron\lambda\alpha\kappa\epsilon\mu\zeta$ , in karp.  $\sigma\rho\epsilon\beta\rho\omicron\kappa\omicron\upsilon\upsilon\epsilon\mu\zeta$ , in sehr späten Texten sogar  $\sigma\rho\epsilon\beta\rho\omicron\kappa\omicron\upsilon\alpha\chi\epsilon$ , in Ostrog. Bibel  $\sigma\rho\epsilon\beta\rho\omicron\varsigma\epsilon\chi\epsilon\mu\zeta$ . Wo ist die ursprüngliche Übersetzung?

Einige Zusammensetzungen mit  $\epsilon\acute{\iota}\kappa\omicron\varsigma$  im ersten Teile sind in der slawischen Übersetzung meistens ganz verständig umschrieben, worin sich wieder die unabhängige Auffassung der Aufgabe des Übersetzers kundgibt:  $\epsilon\acute{\iota}\kappa\omicron\delta\epsilon\sigma\pi\acute{\omicron}\tau\eta\varsigma$ <sup>e</sup> (mat. 10. 25) lautet  $\gamma\omicron\sigma\pi\omicron\lambda\eta\eta\zeta$   $\lambda\omicron\omicron\mu\omicron\upsilon$  (ebenso marc. 14. 14, luc. 13. 25, 14. 21, 22. 11) oder  $\gamma\omicron\sigma\pi\omicron\lambda\eta\eta\zeta$   $\chi\rho\alpha\mu\alpha$  (mat. 24. 43),  $\gamma\omicron\sigma\pi\omicron\lambda\eta\eta\zeta$   $\chi\rho\alpha\mu\eta\eta\zeta$  (luc. 12. 39), auch das einfache  $\gamma\omicron\sigma\pi\omicron\lambda\eta\eta\zeta$  (mat. 13. 27, 20. 11) und  $\lambda\omicron\omicron\mu\omicron\upsilon\eta\tau\zeta$  (mat. 13. 52, 20. 1, 21. 33) kommt vor. Der Ausdruck  $\epsilon\acute{\iota}\kappa\omicron\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> kann unübersetzt bleiben:  $\eta\kappa\omicron\omicron\eta\omicron\mu\zeta$  (luc. 16. 8) oder übersetzt durch  $\pi\rho\eta\sigma\tau\alpha\upsilon\eta\eta\kappa\zeta$  (luc. 12. 42, 16. 1. 3, mit dem Zusatze  $\lambda\omicron\omicron\mu\omicron\upsilon$ ); das wiederholt sich in gleicher Weise auch im Apostolus:  $\eta\kappa\omicron\omicron\eta\omicron\mu\zeta$  (rom. 16. 23) und  $\pi\rho\eta\sigma\tau\alpha\upsilon\eta\eta\kappa\zeta$  (I cor. 4. 1. 2, gal. 4. 2, tit. 1. 7, I petr. 4. 10). Der Ausdruck  $\epsilon\acute{\iota}\kappa\omicron\upsilon\rho\gamma\acute{\omicron}\varsigma$ <sup>a</sup> lautet in der Übersetzung  $\lambda\omicron\omicron\mu\omicron\lambda\eta\upsilon\eta\mu\zeta$  (tit. 2. 5), natürlich ist das eine Neubildung. Dagegen könnte man für echt volkstümlich halten  $\lambda\omicron\omicron\mu\omicron\lambda\eta\upsilon\eta\mu\zeta$  für  $\acute{\epsilon}\nu\tau\acute{\omicron}\pi\iota\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (act. 21. 12, kommt in alten Texten vor); selbst wenn es ausgeklügelt wurde, muß man es für eine sehr gelungene Wortbildung erklären.



## V.

Die materielle Seite der Kultur, Wohnung, Haus und Hof, einzelne Bestandteile, verschiedene Geräte, Beschäftigung und Arbeit — soweit davon in den Büchern des Neuen Testaments die Rede ist, mußten in slawischer Übersetzung irgendwie wiedergegeben werden. Zu diesem Zwecke wurden aus dem Wortvorrat der Volkssprache erschöpfend alle brauchbaren Ausdrücke verwertet und wo etwas entsprechendes nicht vorhanden war, griff man zu Neubildungen. In welcher Weise dies geschah, wird sich aus nachfolgender Umschau ergeben.

Für πόλις<sup>u</sup> war in грааѣ ein Ausdruck vorhanden, der vielleicht sich mit dem griechischen Wort nicht vollständig deckte, aber gute Dienste leisten konnte, zumal dieses Wort in vielen slawischen Ortsnamen seit uralten Zeiten sich wiederholte. Eine von πόλις abgeleitete Wortbildung πολιτεία<sup>a</sup> (act. 22. 28), lat. ‚civilitas‘, brachte den Übersetzer in Verlegenheit, er begnügte sich auch hier mit грааѣ, während ephes. 2. 12, wo die Vulgata die Übersetzung ‚conversatio‘ bietet, in der slawischen Übersetzung житиѣ angewendet wurde. Die heutigen Erklärer sprechen von der ‚Gemeinde‘ oder vom ‚Bürgerrecht‘, jedenfalls ist die Wahl des Ausdrucks житиѣ etwas matt. Auch πολιτευμα<sup>a</sup> (phil. 3. 20) wird sowohl in der Vulgata durch denselben Ausdruck ‚conversatio‘, wie im Slawischen durch житиѣ wiedergegeben. Hier ist also die Wahl ganz befriedigend, denn die Übersetzung наше бо житиѣ на небесѣхъ есть deckt sich ganz gut mit der neuesten deutschen Übersetzung der Stelle ‚wir sind im Himmel zu Hause‘ (vgl. Dibelius im Handbuch zum Neuen Testament, B. III. 2, S. 61). Die Ableitung πολιτης<sup>u</sup>, slawisch гражанинѣ, machte keine Schwierigkeiten, mag der Ausdruck früher bekannt gewesen sein oder nicht, und doch lesen wir luc. 15. 16 einen viel zu umfangreichen Ausdruck dafür, nämlich житѣль. Offenbar hatte man für den Unterschied zwischen житѣль und гражанинѣ noch kein volles Verständnis. Ganz regelrecht lautet соугражанинѣ für συμπολίτης<sup>a</sup> (ephes. 2. 19).

Für χώρα<sup>u</sup> zum Unterschied von πόλις gebrauchte man вѣсь (вѣсь), das ist der gewöhnliche Ausdruck, es kommt aber daneben auch градыць vor (mat. 14. 15, marc. 6. 6, io. 7. 42,



11. 1). Zwischen γράβυς und βύς, sollte man meinen, war doch ein Unterschied herauszufühlen; vielleicht weist auch diese Ungleichheit auf die Beteiligung verschiedener übersetzender Personen hin?

An allen Stellen des Evangelientextes, wie schon oben erwähnt wurde, ist τρῳησις der stehende Ausdruck für ἀγορά<sup>u</sup>, nur marc. 7. 4 liest man οὐτὸ κοῦπλιον. Dagegen wird im Apostolus statt τρῳησις in derselben Bedeutung τρῳς angewendet (act. 16. 19, 17. 17). Soll nicht auch dieser Unterschied auf verschiedenen Mitarbeitern beruhen?

Die Ausdrücke δομος, храмъ, храмῆνα, χλῆβηνα, жηνησις, κροκъ vertreten als Übersetzungen die griechischen Benennungen οἶκος<sup>u</sup>, οἰκία<sup>u</sup>, δῶμα<sup>u</sup>, οἶκημα<sup>a</sup>, οἰκητήριον<sup>a</sup>, στέγη<sup>e</sup>, und zwar δῶμα ist gewöhnlich κροκъ (mat. 10. 27, 24. 17, marc. 13. 15, luc. 12. 3, 17. 31), nur luc. 5. 19 steht dafür храмъ und act. 10. 9 γορῆνηνα. Im letzten Falle mag dem Übersetzer ὑπερῶον<sup>a</sup> vorgeschwebt haben. Das miterwähnte Wort κροκъ ist selbstverständlich auch Übersetzung von στέγη (luc. 7. 6), wofür auch ποκροκъ (marc. 2. 4) angewendet wird, während anderseits (mat. 8. 8) στέγη durch δομος wiedergegeben wird. Die überwiegende Anzahl von Beispielen für οἶκος liefert die Übersetzung δομος, in starker Minderzahl tritt dafür храмъ auf (mat. 12. 4. 44, 21. 13, marc. 2. 26, 11. 17, luc. 11. 51, 19. 46, act. 2. 2. 7. 47. 49, 11. 13, 19. 16, hebr. 3. 3. 4, I petr. 2. 5, 4. 17). Ebenso überwiegt δομος bei οἰκία, ich fand ihn an einigen 65 Stellen, während храмъ dafür zu finden ist nur mat. 19. 29, 24. 17. 43, luc. 8. 27, act. 10. 6, 11. 11; für denselben griechischen Ausdruck steht dann храмῆνα (mat. 2. 11, 5. 15, 7. 24. 25. 26. 27, luc. 6. 48. 49, 7. 37, 15. 8, io. 12. 3, act. 9. 17, II cor. 5. 1). Bezeichnend scheint an einer Stelle (act. 18. 7) der Wechsel zweier Ausdrücke stattgefunden zu haben: zuerst wurde nämlich οἰκία durch δομος wiedergegeben, dann aber unmittelbar darauf für das bescheidene Häuschen χλῆβηνα gebraucht. Das sieht nicht wie ein Zufall aus, sondern wie eine absichtliche Unterscheidung, die dem Kopfe des Übersetzers entsprang. Für οἶκημα steht act. 12. 7 храмῆνα, οἰκητήριον lautet жηνησις (II cor. 5. 2, iud. 6). Derselbe Ausdruck steht auch für κατοίκησις<sup>e</sup> (marc. 5. 3).

Von den aufgezählten Ausdrücken wird κροκъ auch für σκηνή<sup>u</sup> verwertet (mat. 17. 4, luc. 16. 9, act. 7. 43. 44, 15. 16,



hebr. 11. 9), sonst wird der griechische Ausdruck unübersetzt gelassen (marc. 9. 5, luc. 9. 43, hebr. 8. 2. 5, 9. 1. 2. 3. 6. 8. 11. 21, 13. 10). Vereinzelt steht für σκηνή noch сѣни (aber nicht allgemein, sondern marc. 9. 5, und zwar in Nikol. ev.). Neben σκηνή steht σκήνωμα<sup>a</sup> übersetzt durch селѣннѣ (mat. 7. 46). Für ὑπερῶν<sup>a</sup> scheint горѣннѣа eine Neubildung zu sein, das Wort kommt in act. an vier Stellen vor, außerdem zweimal für ἀνώγειν<sup>e</sup> in den Evangelien. Es sei noch erwähnt, daß ѡбѣтѣль als Übersetzung für κατὰλῶμα<sup>e</sup> gilt (marc. 14. 14, luc. 2. 7, 22. 11) und für μονή<sup>e</sup> (io. 14. 2. 23), das Wort ist bekanntlich im Zusammenhang mit dem Verbum ѡбѣтати, das καταλύω<sup>u</sup> (und κατασκηνώω<sup>u</sup>) bedeutet (luc. 9. 14, 19. 7). Übrigens ѡбѣтѣль gilt auch als Übersetzung von ξενία<sup>a</sup> (act. 28. 23, philem. 22), der Bedeutungsunterschied ist ganz geringfügig, denn überall ist eigentlich von der Herberge die Rede. Im Zusammenhange damit bedeutet ѡбѣтати ξενίζεσθαι<sup>a</sup>.

Das Wort цркви ist Übersetzung für ναός<sup>u</sup>, so an allen Stellen der Evangelien und auch im Apostolus mit Ausnahme von II cor. 6. 16, wo храмъ gelesen wird, aber nur in christ. mat., šiš. schreibt auch hier цркви; ebenso ephes. 2. 21 schreibt christ. храмъ, aber šiš. und mat. wahren цркѡвъ. Man kann also sagen, daß храмъ für ναός nicht ursprünglich im Texte stand. Noch konsequenter ist der Übersetzer bei ἱερόν<sup>a</sup> gewesen, das er immer durch цркви ausdrückte, nur an einer Stelle (I cor. 9. 13) wurde der Ausdruck сѣтѣннѣ gewählt, und zwar hier mit Recht, da auch in der Vulgata an dieser Stelle nicht ‚templum‘, sondern ‚sacrarium‘ steht. Dieses ἱερόν ist nämlich Fortsetzung des vorausgehenden τὰ ἱερὰ ἐργαζόμενοι: дѣлающе сѣтѣа šiš., folglich hätte auch τὰ τοῦ ἱεροῦ etwa durch отъ сѣтѣаго übersetzt werden können, der Übersetzer zog jedoch vor, отъ сѣтѣннѣа zu sagen, was ja nicht übel ist, nur darf man es nicht als Ortsbezeichnung auffassen. Lietzmann übersetzte die Stelle: ‚Opferpriester, die Opferstücke essen‘. Die späteren Leser und Emendatoren des slawischen Textes haben das Wort allerdings im örtlichen Sinne aufgefaßt und цркѣн oder жрътѣннѣа geschrieben, nur aus einem Belgrader Text zitiert Voskresenskij: ѡ сѣннѣхъ.

Ohne zu fragen, in welchem Sinne ἐκκλησία<sup>u</sup> angewendet wird, übersetzte man es immer mit цркви; unverständlich bleibt



es, warum act. 14. 23 κατ' ἐκκλησίαν durch по всѣмъ грады übersetzt wurde, mat. schreibt sogar по все страны и грады. Da diese Lesart sich überall wiederholt, so mag sie bis in die erste Übersetzung zurückreichen. Für ἐπαρχία wählte man nur act. 23. 34 областъ, dagegen act. 25. 1 ließ man den Ausdruck unübersetzt als ἐπαρχία. Das kann absichtlich so gewählt worden sein, weil an erster Stelle der griechische Ausdruck eine allgemeinere Bedeutung in sich schließt als an der zweiten.

Ein Ausdruck allgemeiner Bedeutung ist οἰκοδομή<sup>u</sup>, übersetzt durch зѣданиѣ (mat. 24. 1, marc. 13. 1. 2), im Apostolus einige 14 mal, aber immer сѣданиѣ; da auch in šiš. in allermeisten Fällen in dieser Form der Ausdruck sich wiederholt, so muß mit dieser Unterscheidung gerechnet werden, die mehr als Zufall zu sein scheint. Das Verbum οἰκοδομεῖν<sup>u</sup> lautet ebenfalls зѣдати und сѣдати, nur an einer Stelle (act. 20. 32) liest man назѣдати, offenbar wegen Befolgung der Lesart ἐποικοδομῆσαι<sup>a</sup>, da dieses Verbum immer durch назѣдати übersetzt wird (I cor. 3. 10. 12. 14, ephes. 2. 20, col. 2. 7), nur iud. 20 steht сѣданиѣ ка trotz dem griechischen Verbum ἐποικοδομοῦντες ἑαυτούς; einmal (in christ. I cor. 8. 1) mit der Präposition ἐκ- zusammengesetzt: ἐκζητᾷ (wo šiš. und mat. сѣданиѣ schreiben). Die erwähnten Ausdrücke зѣданиѣ und сѣданиѣ bedeuten auch κτίσις<sup>u</sup> (marc. 16. 6, 13. 19), doch ist für diesen Ausdruck üblicher die Übersetzung тварь, sie kommt schon marc. 16. 15 vor, dann an allen Stellen des Apostolus (siebenmal im Römerbriefe und sechsmal sonst), nur I petr. 2. 13 und II petr. 3. 4 bleibt es bei сѣданиѣ. Möglicherweise waren auch hier die verschiedenen persönlichen Einflüsse im Spiele. Der Ausdruck κτίσμα<sup>a</sup> lautet (I tim. 4. 4) сѣданиѣ, aber iac. 1. 18 тварь und κτίστης<sup>a</sup> (I petr. 4. 19) ist зѣдатель. Für θεμέλιος<sup>u</sup> wiederholt sich immer die Übersetzung основаниѣ, daher auch основати θεμελιού<sup>u</sup>, основанъ: τεθεμελιωμένος (col. 1. 23). Für die in übertragener Bedeutung angewendeten Ausdrücke ἐδραίωμα<sup>a</sup> (I tim. 3. 15), στερέωμα<sup>a</sup> (col. 2. 5) und στριγμός<sup>a</sup> (II petr. 3. 17) wird оутѣрженіѣ gebraucht.

Für πύργος<sup>e</sup> liest man immer стлѣпъ, aber стлѣпъ gilt auch für στύλος<sup>a</sup> (gal. 2. 9, I tim. 3. 15); τρίστεγον (act. 20. 9) lautet in wörtlicher Nachbildung тріхрובъннѣ; λεωρѣ ist αὐλή<sup>e</sup> und



auch ἔπαυλις<sup>a</sup> ebenso (act. 1. 20), das Verbum ἀλλιζέσθαι<sup>e</sup> lautet (mat. 21. 17) im Aorist ἐλάβορητι σα, Imperfekt ἐλαβάριατι σα (luc. 21. 37), gute Übersetzung, die noch heute im Russischen fortlebt.

Die Ausdrücke κρῑτῑ, κρῑτογρααῑ, ογρααῑ sind Übersetzungen für κῑπος<sup>e</sup>, das Schwanken in der Wahl scheint auf Neuheit der Sache hinzudeuten: luc. 13. 19 steht κρῑτογρααῑ in Marianus, ογρααῑ in Ostrom. (russisch noch jetzt ороуд), io. 18. 1. 26 κρῑтῑ und ib. 19. 41 zweimal κρῑтῑпῑ (auch in Ostrom.), während doch dieses Wort sonst σπῑλαιον<sup>u</sup> bedeutet, und zwar einige Male (mat. 21. 13, marc. 11. 17, luc. 19. 46, hebr. 11. 38), nur io. 11. 38 liest man πειμῑ oder πειμερα für denselben Ausdruck. Es wurde schon oben (S. 14) die Vermutung ausgesprochen, daß diese Unterscheidung vielleicht absichtlich geschah. Nach dem zitierten Ausdruck κρῑτογρααῑ wurde κрѣтограаѣ für κηπουρός<sup>e</sup> (io. 20. 15) gebildet.

Für ἄλων<sup>e</sup> hatte man den urslawischen Ausdruck роумьно und für φραγμός<sup>u</sup> einerseits den schönen slawischen Ausdruck χααῑга (luc. 14. 23), anderseits auch опаотῑ (mat. 21. 33, marc. 12. 1) und ογραаа (ephes. 2. 14). Man sieht hier geradezu einen Überfluß von Ausdrücken aus dem Volksleben. Urslawisch war vorhanden auch лѣха für πρασιά<sup>e</sup> (marc. 6. 40) und für ῥύμη<sup>u</sup> етѣгна, wahrscheinlich ebenfalls uralt.

Das offizielle Wort πραιτώριον<sup>u</sup> blieb unübersetzt als прѣторῑ (marc. 15. 16, act. 23. 35) oder прѣторῑ (io. 18. 28. 33, 19. 9, phil. 1. 13), volksetymologisch umgestaltet in прѣторῑ (io. 18. 28); einmal (mat. 27. 27) liest man statt des griechischen Ausdrucks die Übersetzung екапие, dieser Ausdruck gilt sonst für βῑμα<sup>u</sup> (z. B. II cor. 5. 10), freilich nicht in allen Bedeutungen, denn act. 7. 5 wird die Wendung οὐδὲ βῑμα ποδός ganz richtig übersetzt нѣ етопѣ нозῑ. Dagegen wird der vorgenannte Ausdruck прѣторῑ, ohne Zusammenhang mit прѣторῑ für стоά<sup>u</sup> gebraucht (io. 5. 2, 10. 23, act. 3. 11, 5. 12). Es erinnert teilweise an прѣаῑаῑе for πρόπυλον (marc. 14. 68) oder прѣаῑаῑе ib. für προαύλιον<sup>e</sup>, das sind zwei verschiedene Lesarten derselben Stelle. Der Unterschied zwischen κрѣта (πύλη<sup>u</sup>) und аῑе (θύра<sup>u</sup>) wurde genau beobachtet, darum ist act. 12. 13 τῑν θύραν τοῦ πυλῶνος gut übersetzt in šiš. аῑе крѣтѣныи, nur act. 21. 30 für ἐκλείσθησαν αἱ θύραι findet man in christ. заѣорнша са крѣта,



während es in šiš. richtig lautet  $\Delta\epsilon\rho\eta$  (mat. schließt sich hier dem christ. an). Für  $\theta\upsilon\rho\acute{\iota}\varsigma^a$  lautet die Übersetzung (act. 20. 9)  $\sigma\kappa\eta\nu\epsilon$  und ebenso II cor. 11. 33. Ein  $\sigma\kappa\eta\theta$  ist nicht nachweisbar.

Klar und volkstümlich ist  $\tau\acute{\upsilon}\mu\eta\nu\eta\varsigma$  für  $\phi\upsilon\lambda\alpha\chi\acute{\eta}^u$ , allerdings ist auch  $\sigma\tau\rho\alpha\chi\alpha$   $\phi\upsilon\lambda\alpha\chi\acute{\eta}$ ; anderseits steht  $\tau\acute{\upsilon}\mu\eta\nu\eta\varsigma$  auch für  $\tau\acute{\eta}\rho\eta\varsigma\iota\varsigma$  (act. 5. 18), an zwei anderen Stellen wird  $\tau\acute{\eta}\rho\eta\varsigma\iota\varsigma$  durch  $\sigma\upsilon\delta\alpha\lambda\omega\delta\epsilon\eta\eta\epsilon$  übersetzt (act. 4. 3, I cor. 7. 19), obwohl an der ersten von diesen zwei Stellen auch  $\tau\acute{\upsilon}\mu\eta\nu\eta\varsigma$  hätte gesagt werden können;  $\pi\eta\eta\lambda\eta\upsilon\epsilon$  für  $\delta\epsilon\sigma\mu\omega\tau\acute{\eta}\rho\iota\omicron\nu^u$  war schon einmal erwähnt. Gleichartige Wortbildungen zur Bezeichnung bestimmter Örtlichkeiten kommen öfters vor. So ist  $\sigma\upsilon\kappa\rho\omicron\nu\eta\upsilon\epsilon$  für  $\theta\eta\sigma\alpha\upsilon\rho\acute{o}\varsigma^u$ ,  $\chi\rho\alpha\eta\eta\lambda\eta\upsilon\epsilon$  für  $\phi\upsilon\lambda\alpha\chi\acute{\eta}\rho\iota\omicron\nu^e$ , dann ist  $\sigma\upsilon\kappa\rho\omicron\nu\eta\upsilon\epsilon$  auch für  $\tau\alpha\rho\iota\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu^e$  gebraucht (mat. 24. 26, luc. 12. 24), luc. 12. 3 wird dieser Ausdruck durch  $\tau\alpha\eta\lambda\eta\upsilon\epsilon$  wiedergegeben und (mat. 6. 6) auch durch  $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\tau\eta$  übersetzt. Vgl. noch  $\rho\omicron\zeta\omicron\rho\eta\upsilon\epsilon$  für  $\theta\acute{\epsilon}\alpha\tau\rho\omicron\nu^a$  (act. 19. 29. 31), an letzter Stelle hat zwar christ.  $\rho\omicron\zeta\rho\alpha\chi\eta\upsilon\epsilon$ , doch mat. schreibt auch auch hier  $\rho\omicron\zeta\omicron\rho\eta\upsilon\epsilon$  (für  $\rho\omicron\zeta\rho\alpha\chi\eta\upsilon\epsilon$  liegt bei Sreznevskij wenigstens ein Beleg vor);  $\rho\omicron\sigma\lambda\omicron\upsilon\gamma\alpha\lambda\eta\upsilon\epsilon$ :  $\acute{\alpha}\chi\rho\alpha\tau\acute{\eta}\rho\iota\omicron\nu^a$  (act. 25. 23),  $\sigma\kappa\alpha\eta\upsilon\epsilon$ :  $\chi\rho\iota\tau\acute{\eta}\rho\iota\omicron\nu^u$  (iac. 2. 6),  $\rho\omicron\kappa\omicron\eta\upsilon\epsilon$ :  $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}\pi\alpha\upsilon\varsigma\iota\varsigma^a$  (act. 7. 49 und achtmal im Römerbriefe). Nicht weit entfernt von  $\rho\omicron\zeta\omicron\rho\eta\upsilon\epsilon$  ist  $\rho\omicron\zeta\omicron\rho\eta$  für  $\theta\epsilon\omega\rho\acute{\iota}\alpha$  (luc. 23. 48) und auch für  $\pi\alpha\eta\acute{\eta}\gamma\upsilon\rho\iota\varsigma$  (hebr. 12. 23), obgleich an letzter Stelle eigentlich von einer Fest-schar die Rede sein sollte; ferner lautet  $\theta\epsilon\alpha\tau\rho\iota\zeta\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\iota^a$  (hebr. 10. 33)  $\rho\omicron\zeta\omicron\rho\omicron\upsilon$   $\epsilon\zeta\iota\epsilon\zeta\omega\epsilon$ ;  $\sigma\upsilon\delta\alpha\lambda\eta\upsilon\epsilon$  gilt für  $\kappa\alpha\theta\acute{\epsilon}\delta\rho\alpha^e$ ,  $\eta\sigma\chi\omicron\delta\eta\upsilon\epsilon$  für  $\delta\iota\acute{\epsilon}\xi\omicron\delta\omicron\varsigma^e$  (mat. 22. 9),  $\chi\rho\alpha\eta\eta\lambda\eta\upsilon\epsilon$  auch noch für  $\acute{\alpha}\pi\omicron\theta\acute{\eta}\chi\eta^e$  (luc. 12. 24). Der letzte griechische Ausdruck wurde außerdem echt volkstümlich durch  $\eta\eta\tau\acute{\upsilon}\mu\eta\nu\eta\varsigma$  ausgedrückt (mat. 3. 12, 6. 26, 13. 30, luc. 3. 17, 12. 18);  $\rho\alpha\zeta\acute{\upsilon}\mu\eta\nu\eta\varsigma$  (I cor. 10. 25):  $\mu\acute{\alpha}\chi\epsilon\lambda\lambda\omicron\nu$  ‚Markt- und Fleischhalle‘, vgl. russ.  $\rho\alpha\zeta\acute{\upsilon}\alpha\tau\eta$  in der Bedeutung ‚zerlegen‘ (also auch der Fleischstücke). Vielleicht ist auch  $\sigma\eta\eta\mu\eta\upsilon\epsilon$  oder  $\sigma\eta\sigma\omicron\rho\eta\upsilon\epsilon$  (beide Ausdrücke wechseln ab, der erste scheint altertümlicher zu sein) für  $\sigma\upsilon\nu\alpha\gamma\omega\gamma\acute{\eta}^u$ ,  $\sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\delta\rho\iota\omicron\nu^u$  erst ad hoc gebildet, der griechische Ausdruck  $\sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\delta\rho\iota\omicron\nu$  wird nicht nur mit  $\sigma\eta\eta\mu\eta\upsilon\epsilon$  belegt (act. 5. 27, 6. 12, 24. 20), sondern auch mit dem gewiß urslawischen Wort  $\sigma\eta\eta\mu\eta$  (so mat. 10. 17, 26. 59, marc. 14. 55, 15. 1, luc. 22. 66, io. 11. 47, act. 4. 15, 5. 34. 41, 6. 15, 23. 1. 6. 15. 20), seltener  $\sigma\eta\sigma\omicron\rho\eta$  (act. 5. 21 [hier šiš.  $\sigma\eta\eta\mu\eta$ ], 22. 30, 23. 28). Vgl. Entst. 401. Einmal



(marc. 13. 9), wo συνέδρια und συναγωγαί zusammen erwähnt werden, half sich der Übersetzer damit, daß er въ сѣнаѣтиа und на сѣнѣмнѣхъ übersetzte, also zwei verschiedene Wortbildungen von demselben Verbum сѣнаѣти сѣ. Den dreimal wiederkehrenden Ausdruck ἀποσυνάγωγος<sup>e</sup> verstand man sehr sprachrichtig wiederzugeben, aber jedesmal mit einer geringen Variation: ἀποσυνάγωγος γένηται: οὗτωςъ сѣнѣмнѣа вѣдѣтъ io. 9. 22, μὴ ἀποσυνάγωγοι γένωνται: да не н-сѣнѣмнѣи нзгѣнѣнн вѣдѣтъ io. 12. 42, ἀποσυναγωγούς ποιήσουσιν: οὕτωςъ сѣнѣмнѣи нжѣ-нѣтъ io. 16. 2. Auch diese Kleinigkeit beweist, daß der Übersetzer die Sprache, in welche er übersetzte, ganz in seiner Gewalt hatte.

Keine Schwierigkeiten bereiteten dem Übersetzer solche Ausdrücke wie στήνα: τεῖχος<sup>a</sup>, βρύβηνο — δοχός<sup>e</sup>, κλαδάζъ und στούδεиъцъ für φρέαρ<sup>e</sup>, vgl. Entst. 397. Übrigens auch πηγή<sup>u</sup>, dessen regelmäßige Wiedergabe sonst durch нсточъннхъ geschah, konnte durch στούδεиъцъ übersetzt werden (io. 4. 6) — ein Beleg der primitiven Zustände, in welchen zwischen στούδεиъцъ und нсточъннхъ kein merklicher Unterschied bestand. Eine höhere Kulturstufe mag κλαδάζъ vorgestellt haben.

Uralt slawisch wird wohl auch кѣпѣль für κολυβήθρα<sup>e</sup> sein, das Fremdwort банѣа für λουτρόν<sup>a</sup> begegnet ephes. 5. 26, tit. 3. 5.

Es ist recht auffallend, daß für θυσιαστήριον<sup>u</sup> in den ältesten Texten ausschließlich der lateinische Ausdruck олтарь gebraucht wird, vgl. Entst. 372. Selbst der Matica-Apostolus behält an allen Stellen, wo christ. schon жрътвѣннхъ hat, den altüberlieferten Ausdruck олтарь, darnach ist an der Eintragung dieses Ausdrucks in die erste Übersetzungsarbeit nicht zu zweifeln. Da man kaum voraussetzen könnte, daß diese Entlehnung in Makedonien zustande kam, so darf in der Heranziehung dieses in die lateinisch-germanische Kultursphäre fallenden Ausdrucks der Beweis erblickt werden für die Annahme, daß der Kirchendienst mit der slawischen Liturgie in der Tat im Bereiche Altmährens seinen Anfang nahm, was genau der geschichtlichen Überlieferung entspricht.



## VI.

Von den Werkzeugen, Geräten und anderen materiellen Sachen des Lebens ist in den vier Evangelien und dem Apostolus kein Anlaß viel zu reden. Der damals vorhanden gewesene und dem Übersetzer wohl bekannte Wortvorrat reichte in den meisten Fällen aus, so daß wenige Neubildungen nötig waren.

Für  $\kappa\iota\beta\omega\tau\acute{o}\varsigma^u$  war  $\kappa\omicron\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\tau\acute{\iota}\varsigma$  ein bekannter Ausdruck,  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\acute{\iota}$  gilt für  $\pi\lambda\omicron\iota\acute{o}\nu^u$  (so durchwegs, nur luc. 5. 2. 3 steht  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\eta\upsilon\zeta$  und marc. 1. 19. 20, 4. 36. 57, 5. 10, io. 6. 17  $\lambda\alpha\delta\eta\eta$ ); für  $\pi\lambda\omicron\iota\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\nu^e$  wurde ebenfalls  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\acute{\iota}$  gebraucht (io. 6. 22. 23. 24) und auch  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\eta\upsilon\zeta$  (io. 26. 8), dann  $\lambda\alpha\delta\eta\eta$  (marc. 4. 36) und  $\lambda\alpha\delta\eta\eta\upsilon\alpha$  (marc. 3. 9). Man hat also zwischen  $\pi\lambda\omicron\iota\acute{o}\nu$  und  $\pi\lambda\omicron\iota\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\nu$  keinen Unterschied gemacht und ebenso keinen zwischen  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\acute{\iota}$  und  $\lambda\alpha\delta\eta\eta$ . Aber auch für  $\nu\alpha\upsilon\varsigma^a$  (act. 27. 41) wurde derselbe Ausdruck  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\acute{\iota}$  gebraucht, daher wird auch  $\nu\alpha\upsilon\tau\eta\varsigma^a$   $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\eta\eta\kappa\acute{\iota}$  genannt (act. 27. 27. 30), doch bei  $\nu\alpha\upsilon\chi\lambda\eta\rho\omicron\varsigma^a$  als einem maritimen Kulturausdruck machte man keinen Versuch der Übersetzung. Aber für  $\kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\tau\eta\varsigma^a$  war der bekannte Ausdruck  $\kappa\rho\upsilon\mu\beta\eta\chi\eta\eta$  (act. 17. 41) vorhanden, davon bildete man weiter  $\kappa\rho\upsilon\mu\beta\eta\chi\epsilon\tau\epsilon\eta\eta$  für  $\kappa\upsilon\beta\acute{\epsilon}\rho\eta\eta\varsigma\iota\varsigma^a$  (I cor. 12. 28). Dazu gehört  $\kappa\rho\upsilon\mu\eta\lambda\omicron$  für  $\pi\eta\delta\acute{\alpha}\lambda\iota\omicron\nu^a$  (act. 27. 40, iac. 3. 4). Auch die Schiffsteile hatten ihre einheimischen Benennungen:  $\pi\rho\acute{\omega}\rho\alpha^a$  ist  $\mu\omicron\kappa\epsilon\zeta$  (act. 27. 30. 41) und  $\pi\rho\acute{\omicron}\mu\nu\alpha^u$ :  $\kappa\rho\upsilon\mu\alpha$  (marc. 4. 38, act. 27. 29. 41); für Segel nahm man  $\iota\alpha\delta\eta\eta\eta\alpha$  (act. 27. 17): griechisch  $\sigma\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma^u$  (vl.  $\iota\sigma\tau\iota\omicron\nu$ , plur.  $\iota\sigma\tau\iota\alpha$ ) in Anspruch, sonst bedeutet  $\sigma\kappa\epsilon\upsilon\omicron\varsigma$  ganz allgemein  $\epsilon\zeta\epsilon\pi\alpha\zeta$  (mat. 12. 29, marc. 3. 27 usw.), das auch  $\acute{\alpha}\gamma\gamma\epsilon\iota\omicron\nu^e$  wiedergibt. Merkwürdig ist ein kleines Fahrzeug zu Wasser wie ein Kahn, das  $\pi\rho\epsilon\chi\omicron\delta\epsilon\upsilon\zeta$  genannt wird, griechisch  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\varphi\eta^a$ , der Ausdruck muß im Volksgebrauch gewesen sein: dieser seltene Ausdruck steht act. 27. 30. 32, aber ib. 27. 16 kehrt für denselben griechischen Ausdruck  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\epsilon\lambda\acute{\iota}$  wieder. Auch šiš. hat nur act. 27. 32 den Ausdruck  $\pi\rho\epsilon\chi\omicron\delta\epsilon\upsilon\zeta$ , 27. 30 steht  $\kappa\omicron\rho\alpha\beta\eta\eta\upsilon\zeta$ , mat. hat jenen seltenen Ausdruck an beiden Stellen. Im altrussischen Wörterbuch Sreznevskijs wird das Wort gar nicht angeführt, aber Vostokov und Miklosich zitieren es nach šiš.

Urslawisch sind  $\mu\epsilon\kappa\omicron\delta\acute{\iota}$  für  $\sigma\alpha\gamma\eta\gamma\eta^e$  (mat. 13. 47) und  $\mu\rho\epsilon\chi\alpha$  für  $\delta\acute{\iota}\chi\tau\upsilon\omicron\nu^e$ , wo es sich um den wirklichen Fang handelt, dagegen



in übertragener Bedeutung steht **ѣтъ** für **παγίς**<sup>u</sup>; **кошь** ist **κόφινος**<sup>e</sup> und **кошьница**—**σπυρίς**<sup>u</sup>, aber auch **σαργάνη** (II cor. 11. 33); **скрница** steht für **γλωσσόχομον**<sup>e</sup> (io. 12. 6, 13. 29); **ѣтъкльница** bedeutet **ποτήριον**<sup>u</sup> und **чѣбанъ**—**ξέστης**<sup>e</sup> (dafür auch **κρѣчагъ**), doch wird **ποτήριον**<sup>u</sup> auch mit **чаша** übersetzt, und zwar häufiger, da **ѣтъкльница** nur in mat. 23. 25. 26, marc. 7. 4. 8, luc. 11. 39 zu lesen ist. Beachtenswert ist die Tatsache, daß alle diese Stellen, wo **ѣтъкльница** gelesen wird, in dem ursprünglichen Lektionarium der Evangelien nicht enthalten sind, daher auch z. B. in Ostrom. das Wort **ѣтъкльница** fehlt. Dadurch wird die Vermutung, daß der ursprünglich aus Lektionen bestandene Evangelientext von einer anderen Person später ergänzt wurde, in erwünschter Weise bestätigt.

Schön klingt **κολονοςъ** für **ὀδρία**<sup>e</sup>, ob es aber schon früher im Sprachgebrauch geläufig war oder erst für die Übersetzung gebildet wurde, wäre schwer zu entscheiden; **котьлъ** wurde bereits oben (S. 46) erwähnt, **спѣлъ** gilt für **μόδιος**<sup>e</sup>, **ѣтъкльница** vertritt den griechischen Ausdruck **λύχνος**<sup>u</sup> und **λαμπάς**<sup>u</sup>, **ѣтъкльница** ist **λυχνία**<sup>u</sup>, **ѣтъкль** gilt für **φῶς**<sup>u</sup> und **λαμπάς**, und zwar **ѣтъкльница** ist immer **λύχνος**, nur II petr. 1. 19 steht dafür **ѣтъкль** (so christ. mat. und šiš.), was auch vollkommen richtig ist, da es sich hier um das ‚Licht‘ handelt; hebr. 9. 2 wird **ѣтъкльница** für **λυχνία** (statt **ѣтъкльница**) gebraucht (es ist vom ‚Leuchter‘ die Rede), so steht es in christ. und šiš., mat. schreibt weniger richtig **ѣтъкль**. Für **λαμπάς** liest man **ѣтъкльница** an allen Stellen des Matthaeus-Evangeliums, aber io. 18. 3 steht dafür **ѣтъкль**, ebenso act. 20. 8; endlich wird io. 8. 3 auch **φανός**<sup>e</sup> durch **ѣтъкль** übersetzt. Ob dieses Hin- und Herschwanken der nahe verwandten und darum leicht zu verwechselnden Ausdrücke schon der ersten Übersetzung zuzuschreiben sei, ist nicht leicht zu sagen.

Volkstümlich gebildet, wenn nicht schon in der Volkssprache gebräuchlich, sehen aus solche Ausdrücke wie **ѣтъкльница** für **νιπτήρ**<sup>e</sup> (io. 13. 5) oder **ножьница** für **θήκη**<sup>e</sup> (io. 18. 11) oder **кадильница** für **θυμιαστήριον**<sup>a</sup> (hebr. 9. 4).

Das urslawische Wort **пѣмь** entspricht dem griechischen **κλίβανος**<sup>e</sup> (mat. 6. 30, luc. 12. 28), aber auch **κάμινος**<sup>e</sup> wird durch dasselbe Wort erklärt (mat. 13. 42. 50). In ältesten Denkmälern steht **мѣмь** für **πίναξ**<sup>e</sup> (vgl. Entst. 362), wo auch



βληθῆναι als späterer und gebräuchlicherer Ausdruck dafür angegeben ist.

Das Wort τράπεζα<sup>u</sup> bleibt sonst in Evangelien und Apostolus unübersetzt, nur wo von den Tischen der Geldwechsler die Rede ist, wird es durch λῦκα ausgedrückt (mat. 21. 12, marc. 11. 15, io. 2. 15) — auch ein Beleg für die sorgfältige Unterscheidung. Natürlich ist auch die Schrifftafel πινακίδιον<sup>e</sup> (luc. 1. 63) übersetzt durch ληψιμα (luc. 1. 63).

Für λογε ist der griechische Ausdruck κλίνη<sup>u</sup> (mat. 9. 6, luc. 17. 34) vorhanden, doch wird noch häufiger κλίνη durch οαρз übersetzt (mat. 9. 2, marc. 4. 21, 7. 4. 30, luc. 5. 18, 8. 16); endlich steht für κλίνη auch noch ποτελ oder ποτελμα (act. 5. 15): christ. schreibt на ποταлаχз, wohl ein Schreibversehen, karp. на ποτεлѣхз. Das Wort οαρз gilt sonst als Übersetzung von κράββατος<sup>u</sup>, ungefähr zwölfmal.

Echte Volksausdrücke sind λοπατα für πτύον<sup>e</sup> (mat. 3. 12, luc. 3. 17), ερμπз: δρέπανον<sup>e</sup> (mar. 4. 29), ραλο: ἄροτρον<sup>e</sup> (luc. 9. 62), пжто—πέδη<sup>e</sup> (marc. 5. 4, luc. 8. 29), жаница—ἄγκιστρον<sup>e</sup> (mat. 17. 27); дрьколы steht für ξύλον<sup>u</sup> in der Bedeutung eines Prügels (vl. жрьды), sonst für die gewöhnliche Bedeutung ‚Holz‘ wird дрько gebraucht (luc. 23. 31, act. 5. 30, 10. 39, 13. 29, gal. 3. 13, I petr. 2. 24) oder auch дрька (I cor. 3. 12). Auch bei diesem griechischen Ausdruck erwies sich der Übersetzer als ein ausgezeichneter Kenner der Volkssprache: act. 16. 24 übersetzte er τοὺς πόδας ἡσφαλίσατο αὐτῶν εἰς τὸ ξύλον mit Anwendung eines echten Volksausdrucks: η νοѣт нма заєи єз кладаѣ. Man sieht, daß diese uralte Strafe ‚klada‘ schon damals gut bekannt war.

Noch weitere volkstümliche Ausdrücke sind бнчь für φραγέλλιον<sup>e</sup> (io. 2. 15), брьвь und о҃҃҃҃҃҃҃ (жже) für σχοινίον<sup>u</sup> (io. 2. 15, act. 27. 32), жрьцаало für ἑσπετρον<sup>u</sup> (I cor. 13. 12, iac. 1. 23), жрьнобь für μύλος<sup>e</sup> oder μύλων<sup>e</sup>, eine Variante lautet камень жрьнобьнз: λίθος μυλικός<sup>e</sup> (marc. 9. 42, luc. 17. 2) statt μύλος οἰνικός, wie man mat. 18. 8, 24. 41 liest. Gut ausgedrückt ist τὸ μέλαν durch чрьннло (II cor. 3. 3, II io. 12. 13). Für πλάξ<sup>a</sup> lautet die Übersetzung скрнжалъ (II cor. 3. 3, hebr. 9. 4). Ähnlich gebildet wie чрьннло ist покрькало für κάλυμμα<sup>a</sup> (II cor. 3. 13. 14. 15. 16). Für ἥλος<sup>e</sup> wird nur in adjektivischer Form (für den Genitiv τῶν ἥλων) gebraucht гво҃҃҃҃҃҃҃ (io. 20. 25).



## VII.

Vom Krieg und Bewaffnung ist im Neuen Testamente nicht viel die Rede, die wenigen dabei in Betracht kommenden Ausdrücke enthalten dennoch manches bemerkenswerte. Für πόλεμος<sup>u</sup> gilt eigentlich als die übliche Übersetzung брань, ein Wort, das gegenwärtig nur ‚Zank‘ ausdrückt, allerdings wird durch брань auch πάλη<sup>a</sup> wiedergegeben (ephes. 6. 12); копье wurde schon erwähnt; für μάχη<sup>a</sup> steht тажа (II cor. 7. 5) und сѣръз (II tim. 2. 23, tit. 3. 9, iac. 4. 1), μάχεσθαι<sup>u</sup> wird übersetzt durch тагати сѧ (act. 7. 26), сѣрхити сѧ (II tim. 2. 24, iac. 4. 1) und selbst прѣти сѧ (io. 6. 52). Auch act. 23. 9 für διεμάχοντο steht прѣахѧ сѧ (so šiš. hilf. 13 прѣхоу сѧ), wo christ. рѣша schreibt, vielleicht nur ein Versehen, denn mat. schreibt auch прѣхоу сѧ к сѣбѣ. Für das Verbum θηριομαχεῖν<sup>a</sup> (I cor. 15. 32) wählte der Übersetzer die aufgelöste Wendung зѣри прѣаанѧ бѣити: за чловека зѣри прѣаанѧ быхѧ šiš.: κατὰ ἄνθρωπον ἐθηριομάχησα, das за чловека ist nicht so zutreffend wie christ. по чловекоу (‚nach Menschenweise‘ Lietzmann), übrigens auch зѣри прѣаанѧ бѣити gibt den Sinn nur annähernd wieder. Erst bei πολεμεῖν<sup>a</sup> begegnet uns брати сѧ (im Zusammenhang mit dem oben erwähnten брань), das Verbum wird häufig umschrieben durch брань творити. Das Schwanken zwischen den Ausdrücken macht den Eindruck einer schwach kriegerisch organisierten Volksmasse.

Die Waffen im allgemeinen werden durch das bekannte alte Wort оружие für ἐπὶ<sup>u</sup> ausgedrückt, daher въсиа оружиа für πανοπλία<sup>u</sup>, doch auch ῥομφαία<sup>e</sup> ist оружие; мечь gilt für μάχιρα<sup>u</sup>, doch auch оружие kann für μάχιρα stehen (mat. 26. 47. 55, marc. 14. 43. 48, luc. 22. 52), ebenso ножь (mat. 26. 51. 52, marc. 14. 47, luc. 22. 36. 38. 49, io. 18. 10. 11, act. 16. 27); das Wort мечь kommt nur im Apostolus öfters vor. Die Anwendung der Ausdrücke оружие und ножь scheint nicht willkürlich gemacht zu sein, sondern mit absichtlicher Unterscheidung: im Plural, wo von bewaffneten Massen die Rede ist, steht оружие, wo von einzelнем Waffengebrauch gesprochen wird, dort steht ножь.

Uralt ist der Ausdruck копие für λόγχη<sup>e</sup> (io. 19. 34), dagegen соулица begegnet in den ältesten Texten nicht; стрѣла



steht für βέλος<sup>a</sup> (ephes. 6. 16), daher στρεβλιць für δεξιόβολος<sup>a</sup> (act. 23. 23); interessant ist der offenbar in der Volkssprache vorgefundene Ausdruck цѣнѣжнѣць für ἰππεύς<sup>a</sup> (act. 23. 23. 32). Ein Fußgänger wird griechisch durch πεζῆ<sup>e</sup> gekennzeichnet: ἡκολούθησαν πεζῇ (mat. 14. 13): πο немь наж пѣши, πεζῇ συνέδραμον (marc. 6. 33): пѣши прѣтѣша. Auch das dazugehörige Verbum πεζεύειν<sup>a</sup> lautet in der Übersetzung: μέλλων αὐτὸς πεζεύειν: χοτѣ самъ пѣшь нтѣ (act. 20. 13) — eine freie, aber gute Übersetzung. Ein primitives Mittel des Antreibens war wohl in der Volkssprache оствѣнъ für κέντρον<sup>a</sup>, doch act. 26. 14 schreibt nur christ. протѣвоу оствѣноу пѣхатѣ, mat. на оствѣнѣ настоупатѣ, šiš. hat dagegen на ражны прѣтѣ (πρὸς κέντρα λακτιζειν). An einer anderen Stelle (I cor. 15. 55. 56) wird derselbe griechische Ausdruck durch жалѣ (жалѣ, желѣ) übersetzt, wo ganz gut оствѣнъ oder ражѣнъ hätte gesagt werden können. Wir stehen schon wieder vor einer Tatsache, deren Erklärung nicht leicht ist, d. h. ob diese Verschiedenheit von einer oder mehreren Personen herrührt.

Für θώραξ<sup>a</sup> gilt брѣня (ephes. 6. 14, I thess. 5. 8) und das Lehnwort шлѣмъ für περικεφαλαία<sup>a</sup> (ephes. 6. 17, I thess. 5. 8); шѣтѣ ist Übersetzung von θυρεός<sup>a</sup> (ephes. 6. 16). Eine militärische Abteilung lautet σπεῖρα<sup>u</sup> und blieb, wie schon erwähnt, unübersetzt (сѣһѣ mat. 27. 27, marc. 15. 16, io. 18. 3. 12, act. 10. 1), nur als Adjektiv (für den griechischen Genitiv) lautet es вѣһѣскъ (act. 21. 31, 27. 1), doch ist diese Übersetzung in šiš. noch nicht vertreten, folglich gehört sie nicht in die ursprüngliche Arbeit.

Für die Bekleidung sind slawischen Ursprungs oder wenigstens im Volksgebrauch nur wenige Ausdrücke allgemeiner Bedeutung gewesen, die übrigen blieben als fremdes Gut unübersetzt: χιτὼν<sup>u</sup> blieb χѣтѣнъ (io. 19. 23) oder man übersetzte es mit dem allgemeinen Ausdruck рѣжа (mat. 5. 40, 10. 10, marc. 6. 9, 14. 63, luc. 3. 11, 9. 3, iud. 23); nur luc. 6. 29 wurde сѣһѣцѣ dafür gebraucht. Noch allgemeiner lautet ѡдежа для χιτὼν (act. 9. 39). Auch χλαμός<sup>e</sup> blieb als χламена unübersetzt (mat. 27. 28. 31), ebenso ἐπενδύτης<sup>e</sup> als епендѣтѣ (io. 21. 7) und λέντιον<sup>e</sup> als лѣнтѣнѣ (io. 13. 4. 5). Auch ἱματισμός<sup>u</sup> konnte unübersetzt bleiben: ματηзмъ (io. 19. 24), doch wird es auch in verschiedener Weise übersetzt: durch рѣжа (act. 20. 33, I tim. 2. 9), durch ѡдежа (luc. 7. 25), durch ѡдѣһнѣ (luc. 9. 29); ἱμάτιον<sup>u</sup>



lautet ausnahmsweise *срѣчѣ* (mat. 5. 40), sonst gilt immer *рѣзѣ* als Übersetzung des Ausdrucks, nur hebr. 1. 12 steht *одежа*; dieser Ausdruck gilt auch für *ὀθόγιον*<sup>e</sup> (luc. 24. 12), das auch durch *рѣзѣ* übersetzt wird (io. 19. 40, 20. 5. 6. 7) — man sieht wie *рѣзѣ* und *одежа* abwechseln; *σουδάριον*<sup>u</sup> wird meistens durch *оуѣроуѣ* wiedergegeben (luc. 19. 20, io. 11. 44), doch blieb es auch unübersetzt *сударь* (io. 20. 7). Ganz originell und vielleicht volkstümlich ausgedrückt lautet es *гладотажъ* (act. 19. 12), vgl. Entst. 319. Für den merkwürdigen Ausdruck *σμιλίνθιον*<sup>a</sup> (d. h. ‚semicinctium‘) verwendet man *оуѣроуѣ* (act. 19. 12), später das bei den Südslawen wohl bekannte Wort *роучьникъ*. Die ganz allgemeine Benennung *ἔνδυμα*<sup>e</sup> lautet abermals *рѣзѣ* (mat. 3. 4) oder *одежа* (mat. 6. 25. 28, 7. 15, luc. 12. 23) oder *одеѣниѣ* (mat. 22. 11. 12) und *одеѣниѣ* (mat. 28. 3). Ebenso allgemein ist *στολή*<sup>e</sup>: *одеѣниѣ* (marc. 12. 38) oder *одежа* (marc. 16. 5, luc. 15. 22, 20. 46) und ebenso *στέπασμα*<sup>a</sup> (I tim. 6. 8): *одеѣниѣ* oder *περιβόλαιον*<sup>a</sup>, das I cor. 11. 15 durch *одеѣниѣ*, hebr. 1. 12 durch *одежа* wiedergegeben wird. Für *πήρα*<sup>e</sup> findet man einmal die Übersetzung *мошья* (mat. 10. 10), sonst bleibt unübersetzt *пѣра* (marc. 6. 8, luc. 9. 3), auch *вѣтѣиѣ* kommt in dieser Anwendung vor (luc. 10. 4, vl. *пѣра*, 22. 35. 36). Dieselbe Bedeutung steckt auch in *βαλάντιον*<sup>e</sup>, man hat es aber übersetzt durch *вѣлагалѣиѣ* (luc. 10. 4, 12. 33, 22. 35. 36). Zu Kleidungsstücken kann man noch zählen *ποῖας* für *ζώνη*<sup>e</sup>: *δερματινὴ ζώνη* lautet *поиасъ оуѣснѣианъ* (mat. 3. 4, marc. 1. 6). Künstliches Gebilde ist wahrscheinlich *εὐζγλαβѣниѣ*: *προσκεφάλαιον*<sup>e</sup> (marc. 4. 28).

Auch *σανδάλιον*<sup>u</sup> ließ man (marc. 6. 9) unübersetzt: *сандалѣиѣ*, doch act. 12. 8 liest man den Ausdruck *πλεσнѣиѣ* (oder *плеснѣиѣ*), das zu *πλεсно* (*βάσις* act. 3. 7) gehört; *сапогъ* entspricht dem griechischen *ὑπόδημα*<sup>u</sup> (mat. 3. 11, 10. 10, luc. 3. 16, 10. 4, 15. 22, 22. 35, io. 1. 27, act. 7. 35, 13. 25). Einmal (marc. 1. 7) steht dafür der bekannte Ausdruck *чръѣниѣ*. Für *ῥάς*<sup>u</sup> hat man *ремень*, für den Plural *ременье* (act. 22. 25). Hieher darf man noch zählen die beiden Notbekleidungsstücke: *μηλωτή*<sup>a</sup> und *αἰγεία*<sup>a</sup> *δέρματα* (hebr. 11. 37: *ἐν μηλωταῖς, ἐν αἰγείοις δέρμασιν*: *въ мнѣлѣтахъ и въ козѣиѣхъ кожахъ*, christ. hat den griechischen Ausdruck *μнѣлѣта* übersetzt in *оѣѣчѣниѣ*: *въ оѣѣчѣниѣхъ и козѣиѣхъ кожахъ*, mat. hat *въ мнѣлѣтахъ* behalten.



Wenn man sich diese Vertretung näher ansieht, bekommt man den Eindruck einer großen Einfachheit für diese Seite des Lebens bei den alten Slawen. Es sind immer wieder dieselben zwei bis drei Ausdrücke, wie ρηζα, ολεζαα und höchstens noch ραχιца, die sich in einem fort wiederholen. Doch möchten wir zur Not noch einige Ausdrücke hieher zählen: κрѣтнѣ ist σάχος<sup>e</sup> (mat. 11. 21, luc. 10. 13), платъ steht für ῥάχος<sup>e</sup> (mat. 9. 16, marc. 2. 21), прѣтъ für λένον<sup>e</sup> (mat. 12. 20); ογκρον gibt das griechische χειρίαι<sup>e</sup> wieder (io. 10. 44), einige Texte behalten den griechischen Ausdruck (κρηνημη); für κράσπεδον<sup>e</sup> gebrauchte man въскрһлнѣ (mat. 9. 20, 14. 36, 23. 5); an letzter Stelle steht dabei noch der Ausdruck полѣметъ gewiß in der gleichen Bedeutung, es sind also въскрһлнѣ und полѣметъ zwei Ausdrücke für einen griechischen; въскрһлнѣ steht noch marc. 6. 56, luc. 8. 44, darnach ist полѣметъ eine spätere Interpolation, allein in Ostrom. steht nur полѣметъи, es kann also auch въскрһлнѣ nachträglich interpoliert sein von einem Leser, dem der letztere Ausdruck besser bekannt war. Merkwürdigerweise stehen beide Ausdrücke nebeneinander nicht bloß in Zogr. und Mar., sondern auch in Assem., also einem Lektionarium. Daß da eine Interpolation vorliegt, sah schon Miklosich in seinem Lexikon. Nicht gerade zur Bekleidung gehört das noch heute bekannte Wort плащаница und sein Synonymon помявница für σινδών<sup>e</sup> (mat. 27. 59, marc. 14. 51. 52, 15. 46, luc. 23. 53), auch für ὀθόνη<sup>a</sup> (act. 10. 11, 11. 5).

Für den menschlichen Leib und seine Bestandteile, um auch darauf zu kommen, war natürlich genug Wortvorrat vorhanden: σάρξ<sup>u</sup> ist плѣтъ und das Adjektiv dazu плѣтъскъ, dagegen ist σῶμα<sup>u</sup> beständig тѣло, nur ausnahmsweise steht dafür плѣтъ, wie rom. 8. 10, doch slawisches тѣло vertritt noch einige andere griechische Ausdrücke, so steht es für ὀλκία<sup>u</sup> als Körpergröße (mat. 6. 27, luc. 2. 52, 12. 25, 19. 3, ephes. 4. 13, hebr. 11. 11), nur io. 9. 21. 23 steht dafür ἐλζαρѣтъ, was ganz gut in den Zusammenhang paßt (da hier von Lebensalter die Rede ist). Dann aber bedeutet тѣло im Apostolus εἰκών<sup>a</sup>: rom. 1. 23 ἐν ὁμοιώματι εἰκόνοσ: въ ѡбразѣ тѣлоу (in einem glagolitischen Texte: ,v podobstvo obraza'), ein neuerer Übersetzer schreibt: ,mit dem Abbild der Gestalt' und fügt in der Erklärung hinzu: ,die wesenlosen Götzengestalten, die nach



den Formen des Menschen- und Tierleibes (εἰκών) gebildet sind, oder rom. 8. 29 προώρισεν συμμόρφους τῆς εἰκόνης τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ: прѣжає на рече сѣмърачны тѣлоу сына євоєго, ein neuerer Übersetzer, die hat er auch dazu vorausbestimmt dem Bilde seines Sohnes gleichgestellt zu werden und fügt in der Erklärung hinzu: ‚mit εἰκών ist der verklarte Leib nach der Auferstehung gemeint‘ — also dieser Erklärung entspricht ganz gut der gewählte slawische Ausdruck тѣлоу. Ferner vertritt тѣло das griechische εἰδῶλον<sup>a</sup>: act. 7. 41 ἀνήγαγον θυσίαν τῷ εἰδῶλῳ: възнесе жрътву тѣлоу не прѣзному (hier entsprechen beide Ausdrücke zusammengenommen dem griechischen τῷ εἰδῶλῳ, d. h. dem Götzenbilde). Noch steht тѣло für σκῆνος<sup>a</sup> in II cor. 5. 1: οἰκία τοῦ σκήνου: храмъна тѣлоу (ein neuerer Übersetzer: ‚unsere irdische Zeltwohnung‘ und im Kommentar sagt er: ‚Das irdische Zelthaus ist σῶμα‘, also der slawische Übersetzer war berechtigt in seine Übersetzung gleich тѣло einzusetzen. Endlich auch für σκηνώμα<sup>a</sup>: II petr. 1. 13. 14 ἐν τούτῳ τῷ σκηνώματι: въ семъ телецѣ, ἡ ἀπόθεσις τοῦ σκηνώματός μου: ѿложєннє тѣлоу моему; daß hier unter der Hütte der Leib des Apostels zu verstehen sei, das ist aus dem Zusammenhange klar, darum hat auch der Übersetzer den Ausdruck gleich in seine Übersetzung aufgenommen. Dem griechischen πῶμα<sup>e</sup> entspricht троуна.

ГЛАБА: κεφαλή<sup>u</sup>, davon in übertragener Bedeutung κεφάλαιον<sup>a</sup>: глабѣзна (hebr. 8. 1) und act. 22. 28 κεφαλή<sup>a</sup> (hebr. 10. 7) wird sehr treffend durch сѣнтѣкѣ (въ сѣнтѣцѣ) übersetzt; das Verbum κεφαλαιόω (marc. 12. 4) lautet in freier Übersetzung проєшѣ глабѣ; ferner steht лице für πρόσωπον<sup>u</sup>, allein mat. 26. 39 ἔπεσεν ἐπὶ πρόσωπον lautet frei und gut übersetzt паде лиць (ebenso luc. 5. 12, 17. 16); das Kompositum προσωπολήπτειν<sup>a</sup> wird (iac. 2. 9) umschrieben на лица зѣрѣти, daher προσωπολήπτης<sup>a</sup> на лица зрен (act. 10. 34, auch ganz im Satze aufgelöst, ꙗко не на лица зрѣтъ christ. mat.) und προσωπολήψια<sup>a</sup>: на лица зрѣннє (rom. 2. 11), aber лицѣ оєнноєннє (col. 3. 25, ephes. 6. 9) — diese auffallende Abweichung verdient stark beachtet zu werden. Das scheint doch von verschiedenen Personen herzurühren. Das Kompositum εὐπροσωπήσαι lautet in wörtlicher Übersetzung (gal. 6. 12): благоуличити се (so šiš. christ. und mat.). Weiter ist око: ὁφθαλμός<sup>u</sup>, οὖχο: οὖς<sup>u</sup> und ὠτίον<sup>e</sup>,



auch die Nadel hat *οὔνη* (griechisch *τρομαλιά<sup>e</sup>* und *τρόπημα<sup>e</sup>*, vgl. S. 72); *αὐχὺς*—*ἀκοή<sup>u</sup>* in verschiedenen Bedeutungen (nämlich als Gerücht und Gehör), einmal (act. 17. 20) steht *ἐκ οὔνης* für *εἰς ἀκοάς*, doch ist diese Abweichung wohl hervorgerufen durch das Verbum *ἐβλάφησεν*, wofür *αὐχὺς* zu wenig materiell wäre; ganz vereinzelt steht einmal (mat. 24. 6) *αὐχισάνηκε* für *αὐχὺς*; *βλάττει*: *θρίξ<sup>u</sup>*, act. 27. 34 steht im griechischen *θρίξ ἀπολείται*, in der Übersetzung sehr schön gesagt *βλάττει ἐκπαλεῖται* (vgl. *ὑπαλεῖται*), während luc. 21. 18 dasselbe Verbum (*οὐ μὴ ἀπόληται*) minder schön aber wörtlich *не погнѣветъ* (vl. *погнѣнетъ*) lautet. Auch hier kann man fragen: hat sich derselbe Übersetzer in act. gegenüber evang. verbessert, oder ist das die Arbeit von zwei verschiedenen Individuen? *καρπὸς*—*ὄδος<sup>u</sup>*, *οὐστα*—*στόμα<sup>u</sup>*, *οὐστῆνα*—*χεῖλος<sup>u</sup>* (hebr. 13. 15 hat der Übersetzer *καρπὸν χειλέων* durch *πλοῦς οὐστῆ* übersetzt, wahrscheinlich wegen des Zusatzes *ὁμολογούντων*: *неповѣдающею* *сѧ*, es schien ihm natürlicher von der Frucht des Mundes, der seinen Namen preist, als der Lippen zu reden). An einer anderen Stelle steht *χεῖλος* in übertragener Bedeutung: *ἡ ἄμμος ἢ παρὰ τὸ χεῖλος τῆς θαλάσσης* (der unzählbare Sand am Strande des Meeres): das lautet in der Übersetzung *яко пѣськъ въ-краи моря* *šiš.*, *яко пѣськъ нже въ-краи моря* *mat.*, *яко пѣськъ въ-краиши моря* *christ.*; ob man *въ-краи* oder *въ-краиши* (vielleicht *въ-краиши*?) liest, auf jeden Fall hat der Übersetzer schon wieder etwas allgemein Verständliches und sinngemäß Richtiges durch seine Übersetzung geleistet. *ἡλκυσεν* in der Bedeutung *γλῶσσα<sup>u</sup>*, *ῥῆγαν*—*λάρυγξ<sup>a</sup>* (rom. 3. 13); *ἐκίνη* ist *τράχηλος<sup>u</sup>* (an allen Stellen), *ῥῆκα*—*χεῖρ<sup>u</sup>*, davon Ableitungen: *χειραγωγεῖν<sup>a</sup>* (act. 9. 8, 22. 1) noch nicht der später geläufige Ausdruck *руководити*, sondern einfacher: *χειραγωγοῦντες* *καὶ ῥογκοῦ* *ἡμῶν* *christ. šiš.*, *χειραγωγούμενος* *βοδῆμῶν*, *χειραγωγός<sup>a</sup>* (act. 13. 11) ist einfach *вожа*; *χειρόγραφον<sup>a</sup>*: *ῥῆκοπι-σανή* (cor. 2. 14), *χειροποίητος<sup>u</sup>*: *ῥῆκοтворенъ*, *χειροτονεῖν<sup>a</sup>* ist dem Sinne nach *свѣтити* (act. 14. 23, II cor. 8. 19); für *ῥμος* liest man *mat. 23. 4* *πλεψε* und *luc. 15. 5* *ῥαμο* (dual. *ῥαμῶν*); *πρὸς*: *δάκτυλος<sup>e</sup>*; *ποτα*: *πούς<sup>u</sup>*, daher *ποδηνόχη*: *ὑποπόδιον<sup>u</sup>*, *στοπα*: *βῆμα* (act. 7. 5) wurde bereits erwähnt, bedeutet aber auch *ἔχνος<sup>a</sup>*; *κολενο* in der Bedeutung *γόνυ<sup>u</sup>* (marc. 15. 19, luc. 5. 8, 22. 41, act. 7. 60, 9. 40, 20. 36, 21. 5, rom. 11. 4, 14. 11, ephes. 3. 14, phil. 2. 10, hebr. 12. 12). Für das Verbum *γονυπετεῖν<sup>o</sup>* wurde



entweder das einfache κληιάτη σα gebraucht (mat. 17. 14) oder mit dem Zusatz на колѣноу: поклонише са на колѣноу γονυπετήσαντες (mat. 27. 29), oder на колѣноу падаѣа: γονυπετῶν (luc. 1. 40) oder на колѣноу въпрашааше (luc. 10. 17), die Wahl des Verbuns richtete sich nach dem Zusammenhang. Für πῆχυς<sup>e</sup> gilt лакътъ als Körperteil und als Maß (mat. 6. 27, luc. 12. 25, io. 21. 8), глєзнъ: σφυρόν<sup>a</sup> (act. 3. 7), auch глєзнѡ (christ.).

чрѣво entspricht dem griechischen κοιλία<sup>u</sup> (an allen Stellen bis auf luc. 1. 42. 44, wo dafür жтроба steht), übrigens diese Vorherrschaft des Ausdrucks чрѣво stützt sich auf den Text des cod. Mar., andere haben жтроба öfters. Vgl. Entst. 421. Auch für γαστήρ<sup>u</sup> wird чрѣво gebraucht (mat. 1. 23, luc. 1. 31) und жтроба (tit. 1. 12). Über die Wiedergabe der Phrase ἐν γαστρὶ ἔχουσα durch непраздайна vgl. Entst. 369. 421; στόμαχος<sup>a</sup> (I tim. 5. 23) bleibt in šiš. unübersetzt, ebenso in mat., darum ist die Übersetzung сзирнѣ in christ. erst nachträglich aufgekommen (ein Bulgarismus). Für καρδιά<sup>u</sup> hat man сръдыце, als Adjektiv сръдычѣнъ, dazu сръдыцевѣдыць: καρδιογνώστης (act. 1. 24, 15. 8) oder жестосръданіе σκληροκαρдіа<sup>e</sup> (mat. 19. 8, marc. 10. 5, 16. 14). чрѣсло: ὀσφύς<sup>a</sup> (im Slawischen im Plural gebräuchlich, sing. nur hebr. 7. 5 in christ., šiš. auch hier plur.); прѣси: στῆθος<sup>e</sup>, ребро — πλευρά<sup>u</sup>; браска: ῥυτίς<sup>a</sup> (ephes. 5. 27), члѣнъ—чланъ: ἄρμός<sup>a</sup>, μὲλος: μοῖра.

Für ψυχή hat man душа ausnahmslos; ψυχικός ist душеѣнъ und auch душѣнъ, in šiš. ist fast immer душеѣнъ (nur iud. 19 душѣно) und in christ. kann man nur I cor. 2. 14 und iud. 19 душеѣнъ lesen, sonst душѣно (I cor. 15. 14), душѣноіе (I cor. 15. 46), душѣна (iac. 3. 15). Das Verbum εὐψυχεῖν lautet благодушеѣти — eine gute Wortbildung. Für σύμψυχος (phil. 2. 2) steht gut gebildete Übersetzung ѣднѡдушѣнъ.

Hier möchte ich noch den Ausdruck allgemeinsten Bedeutung тварь anschließen. Das Wort hängt zusammen mit ποιεῖν—ποιῆσαι, das in äußerst zahlreichen Fällen immer durch творити und сзтворити übersetzt wird (ich fand nur folgende Abweichungen: marc. 11. 3. 5: чѣто дѣѣта, rom. 13. 3. 4 благоіе дѣи, зълоіе дѣишн, gal. 6. 9 доброіе дѣюше, iac. 4. 7 добро дѣѣти и не дѣюшѡу (I cor. 5. 2 сѣдѣѣын дѣло се kann auf der Lesart πράξας beruhen). Einige Phrasen machen bei der Übersetzung das Verbum творити überflüssig, weil die Bedeutung schon in



der Wahl eines besonderen Ausdrucks liegt, so ποιεῖν ἔκθετα act. 7. 19: ΟΤΩΜΕΤΑΤΗ, ἐνέδραν ποιοῦντες act. 25. 3: λοβαίε. Ganz sinngemäß ist act. 5. 34 ἔξω βραχὺ τι τοὺς ἀποστόλους ποιῆσαι übersetzt: МАЛО ЧЬТО АПОСТОΛΟΜЪ НТОУПНТН (vulg. foris fieri). Im Zusammenhang damit ist τεαρε: ποίημα (rom. 1. 20, ephes. 2. 10) und ποίησις (iac. 1. 25). Allerdings ist dann τεαρε auch κτίσις (marc. 16. 15) und κτίσμα (iac. 1. 18), vgl. oben S. 50. Das Verbum πράσσω wird ungefähr so behandelt, wie ποιέω, d. h. in der Mehrzahl der Fälle lautet die Übersetzung τκορητη, сзτκορητη, nur wenige Beispiele für дѣяτη (io. 3. 20, rom. 1. 32, 9. 11, 13. 4, I cor. 5. 2, 9. 17, II cor. 5. 10, 12. 11, ephes. 6. 21). I thes. 4. 11 schreibt šiš. und christ. даяτη, es dürfte дѣяτη gemeint sein, mat. hat τκορητη.

### VIII.

Bezüglich der Nahrung und Nahrungsmittel, der Gesundheit, Krankheit und Heilung ist manches zu sagen, was hier folgt. Das allgemeine Verbum für τρέφειν<sup>u</sup> und ἀνατρέφειν<sup>a</sup> oder ἐκτρέφειν ist πнтѣтн—пнтатн (die erstere Form hauptsächlich in ältesten Denkmälern vgl. Entst. 292) und пнѡа—τροφή<sup>u</sup> und διατροφή<sup>a</sup> (I tim. 6. 8). In Zusammensetzungen: вѣспнтѣ (act. 7. 21), вѣспнтѣнѣ (luc. 4. 16, act. 22. 3), оупнтѣсте (iac. 5. 5), die letzte Form ist um so treffender gewählt, als es sich um den Vergleich handelt ꙗко въ дѣнь заколению („habt euch gefüttert am Schlachttage“), während bei вѣспнтѣтн nur die Erziehung gemeint ist. Als älteres Synonymon dazu ist das Verbum натроути zu erwähnen (mat. 25. 37, vgl. Entst. 367). Neben пнѡа (mat. 6. 25, 24. 25, luc. 12. 23, act. 14. 17, hebr. 5. 12. 14) ist zu erwähnen noch ꙗлъ (mat. 3. 4) und брашно (io. 4. 8, act. 2. 46, 9. 19, 27. 33. 34. 36. 38); iac. 2. 15 steht dafür жтнѣ, auch nicht übel.

Das griechische ἐσθίειν<sup>u</sup> wird durch ѣтн wiedergegeben, hebr. 10. 27 поѣтн, I cor. 8. 10 сѣнѣалтн; dieses letztere Verbum häufig für κατεσθίειν<sup>u</sup> und für φαγεῖν<sup>u</sup>; marc. 12. 40, II cor. 11. 20 поѣалтн für dasselbe κατεσθίειν. Feines Sprachgefühl bemerkt man in mat. 13. 4, marc. 4. 4, luc. 8. 5, wo von den Vögeln die Rede ist, der Übersetzer wählte hier für κατέφαγεν das allein volkstümliche поѡбаша, während sonst



(io. 2. 17) derselbe griechische Ausdruck in derselben Form durch *сѣнѣтъ* und luc. 15. 30 durch *нѣтъ* übersetzt wurde. Das Verbum *ѣтъ* — *ѣмъ* steht auch für *τρώγειν*<sup>e</sup>. In übertragener Bedeutung steht vom Feuer dasselbe Verbum, griech. *ἀναλίσχω*<sup>u</sup>: luc. 9. 54 (*огнь*) *поѣтъ* *ѡ* (*ἀναλῶσαι*), gal. 5. 15 *μὴ—ἀναλῶθῇτε*: *да не—сѣнѣдѣннѣ бж҃аѣте*, II thess. 2. 8 *οὐβηιѣтъ доухомъ оуѣтъ сѣонхъ* entspricht der Lesart *ἀνελεῖ τῷ πνεύματι τοῦ στόματος αὐτοῦ* (vulg. hat auch ‚interficiet‘), die Erklärer sagen: ‚Denn der Herr mit dem Hauch seines Mundes töten wird‘ (Dibelius) und denken dabei an die Lesart *ἀνελεῖ*.

Das griechische *σῖτος*<sup>u</sup> ist nicht nur *пшеница* (so in Evangelien, dann act. 27. 38, I cor. 15. 37), sondern auch *жито* (act. 7. 12); *бръшно* steht für *ἐπιπτισμός*<sup>e</sup> (luc. 9. 12). Dann für *βρῶμα*<sup>u</sup> (plur. *βρώματα*: mat. 14. 15, marc. 7. 19, luc. 3. 11, 9. 13, io. 4. 34, rom. 14. 15. 20, I cor. 3. 2, 6. 13, 8. 8. 13, 10. 3, I tim. 4. 3, hebr. 9. 10, 13. 9), auch *βρώσις*<sup>u</sup> ist dann und wann *бръшно* (io. 4. 32, 6. 27. 55), ferner steht für diesen griechischen Ausdruck *пища* (rom. 14. 17), *ѣда* (I cor. 8. 4, hebr. 12. 16) oder *сѣнѣда* (II cor. 9. 10), auch *ѣдѣннѣ* (col. 2. 16); mat. 6. 19. 20, wo *σῆς*<sup>e</sup> und *βρώσις* nebeneinander stehen, hat das Wort eine besondere Bedeutung, welcher auch in der Übersetzung Rechnung getragen wurde: die Phrase *τὰλα τὰλητ* für *βρώσις ἀφανίζει* ist eine volkstümlich klingende Übersetzung; luc. 12. 33 wiederholt sich dieselbe Übersetzung für *σῆς διαφθείρει*, doch in Sav. Kn. liest man dafür *чръвь гъизѣтъ*, das näher zu liegen scheint, da auch in mat. 6. 19. 20 *чръвь* eine Übertragung von *σῆς* bietet.

*хлѣбъ* ist stehend für *ἄρτος*<sup>u</sup>, *οὐκροуχъ* für *κλάσμα*<sup>e</sup> (vgl. südsl. ‚kruh‘ für ‚Brot‘), *мацо* für *κρέας*<sup>a</sup>; *млѣко* für *γάλα*<sup>a</sup>, *кннѣ* für *οἶνος*<sup>u</sup>, *оуѣтъ*: *ὄξος*<sup>e</sup>, das Adjektiv *оуѣтънъ* oder *оуѣтънъ* steht für *ἐσμυρνισμένος* (sc. *οἶνος*) doch wird der Ausdruck auch unübersetzt gelassen: *осмрънѣно* (*кннѣ*). *сѣхѣра*<sup>e</sup> (luc. 1. 15) bleibt unübersetzt, doch schon in Zogr. übersetzte man den Ausdruck durch *теорѣнъ кѣасъ*, wo also *кѣасъ* bereits als Getränke aufgefaßt wurde (noch heute in Rußland populär), während sonst *кѣасъ* als Übersetzung von *ζύμη* gilt. Man erinnere sich des oben zitierten *кѣасъннѣкъ* für *πάροιτος*. Das Wort *пнѣо* ist allgemein *πόσις*<sup>u</sup> (io. 6. 55), sonst wird dieser griechische Ausdruck durch *пнтнѣ* übersetzt (rom. 14. 17, col. 2. 16); für *пнѣо*







zweite Ausdruck (поименіе) von demselben Übersetzer herrührt, der sonst immer поств anwendete, kann fraglich erscheinen; für νηστεύειν ist in ältesten Texten immer поствтн ѿ gebraucht, das man aber sehr früh durch алѣкаѣ zu ersetzen begann; schon im Ostrom. steht einmal алѣка, wo die älteste Übersetzung поимѣ ѿ schreibt. Erwähnenswert ist прѣлачѣнѣ für πρόσπεινος (act. 10. 10), das auch прѣлачѣнѣ geschrieben wird. Mit поств pflegt miterwähnt zu werden заѣдаѣннѣ: ἀγρυπνία<sup>a</sup> (II cor. 6. 5, 11. 27), im Evangelium kommt der Ausdruck nicht vor. Das zugrundeliegende Verbum ѣдаѣтн steht für γρηγορέω<sup>a</sup>, auch поѣдаѣтн (mat. 26. 40, marc. 14. 37, I petr. 5. 8), durch das Präfix по- wird nach richtigem Sprachgefühl die auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkte Bedeutung näher präzisiert. Für ὁψώνιον<sup>a</sup> gebrauchte man den volkstümlichen Ausdruck ѡѡрокѣ (luc. 3. 14, rom. 6. 23, I cor. 9. 7, II cor. 11. 8).

Nachdem Lukas als Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte (ich habe hier die Resultate der Forschungen Harnacks vor Augen) bekanntlich Arzt war, spielen bei ihm Krankheitsheilungen eine besondere Rolle. Selbst in der griechischen Ausdrucksweise seiner Erzählungen sollen medizinische Fachausdrücke nachweisbar sein. Die slawische Übersetzung hat diese Eigentümlichkeit nirgends verraten, ihre Ausdrücke bewegen sich in der gewöhnlichen Bahn. Von den Krankheiten wird act. 28. 8 πυρετός<sup>a</sup> und δυσεντέριον<sup>a</sup> erwähnt: die Übersetzung lautet ѡгнѣ und чрѣво. Der erste Ausdruck wiederholt sich in mat. 8. 15, marc. 1. 31, luc. 4. 38. 39, io. 4. 52, und auch für πυρέσσουσα (marc. 1. 30) lautet die Übersetzung ѡгнѣмѣ жѣгома (also ganz frei und doch richtig den Sinn wiedergebend). Der zweite Ausdruck чрѣво konnte nur darum gewählt werden, weil daneben das Verbum ѡлаѣтн steht, an und für sich wäre ja чрѣво, wie wir sahen, κοιλία oder γαστήρ. Für θερμή<sup>a</sup>, das in dieser Form medizinische Bedeutung hat (nach Harnacks Lukas der Arzt, S. 124), gilt die gleiche Übersetzung, als wenn θερμός geschrieben wäre (act. 28. 8), nämlich топлота. Der Ausdruck ἑχιδνα<sup>a</sup> für Schlange blieb auch hier unübersetzt wie sonst: ѣхѣдѣна (mat. 3. 7, 12. 34, 23. 33, luc. 3. 7, act. 28. 3). Ebenso lautet die Übersetzung des θηρίου<sup>a</sup> hier wie anderswo зѣрь, doch gerade act. 28. 4. 5 zog der Übersetzer vor die eigentliche Bezeich-

5\*



nung der Schlange (ζῆλια) in seinen Text aufzunehmen, d. h. er richtete hier, wie so oft sonst, seine Übersetzung nach dem Sinne, um ihn verständlicher zu machen und nicht nach dem griechischen Wortlaut. Für das Verbum καθάπτω<sup>a</sup> (act. 28. 3), dessen medizinische Anwendung man besonders hervorhebt, gebrauchte der Übersetzer den Ausdruck съкнѣти, dessen Bedeutung eigentlich im griechischen Verbum nicht gegeben ist, sondern aus dem Zusammenhang herausgedeutet wurde, d. h. mit Rücksicht auf den Schlangenbiß oder Schlangenstich, im griechischen Verbum soll aber das Eindringen ins Innere enthalten sein. Das Verbum πίμπρασθαι<sup>a</sup> (act. 28. 6), das hier ‚anschwellen‘ ausdrücken wollte, wurde übersetzt durch възгорѣти ѿ (oder загорѣти ѿ, so christ.), wahrscheinlich dachte man dabei an die Fieberhitze (възгорѣти ѿ steht für ἀνάπτεισθαι luc. 12. 49). Auch καταπίπτειν<sup>a</sup> (act. 28. 6) lautet пасть ѿ hier ebenso wie act. 26. 14. Endlich οὐδὲν ἄτοπον in der Übersetzung ничтоже зла (ib. 28. 6) ist ganz entsprechend dem ничьсоже зла (luc. 23. 41). Also der Übersetzer scheint irgend etwas speziell Medizinisches in der Ausdrucksweise der betreffenden Stellen nicht bemerkt zu haben.

Um noch in der von Harnack gezeichneten Richtung weiter zu gehen, will ich erwähnen, das πνεῦμα πύθωνος<sup>a</sup> von einer Besessenen (act. 16. 16), in der slawischen Übersetzung ахъ пнѣоньскъ heißt, mat. liefert die später vorgenommene Änderung ахъ злын. Für καταφερόμενος ὑπὸ βαθεῖ (act. 20. 9) gibt die Übersetzung eine gute, nach dem Sinne gemachte Deutung: въздаѣмаѣъ ѿ снѣмъ тажѣкъмъ und ib. für κατενεχθεῖς ἀπὸ τοῦ ὕπνου: прѣклонъ ѿ снѣмъ, die letzte Übersetzung ist nicht so deutlich wie die erste, der Übersetzer wollte offenbar sagen, daß der Eingeschlafene im Schläfe durch Beugung das Gleichgewicht verloren hat. Für ἐπιμέλεια<sup>a</sup> (act. 27. 3) gibt die Übersetzung bei christ. mat. den Ausdruck оутѣшеннѣ, der zum Verbum ἐπιμελεῖσθαι<sup>u</sup>: прнлежати, zum Adverbium ἐπιμελῶς<sup>e</sup> прнлежѣно nicht gerade stimmen will, allein šiš. hat auch hier den richtigen Ausdruck прнлежаннѣ. Act. 27. 17 lautet die Übersetzung der Worte βοηθείαις ἐχρῶντο ὑποζώνοντες τὸ πλοῖον so: помоуь творѣахоу прѣвнѣаюуе корабль, das ist nicht ganz genau, denn nicht ‚Hilfe taten sie‘, wie es in der Übersetzung gesagt ist, sondern sie ‚bedienten sich der Hilfsapparate‘, das besagt



der griechische Text. Auch ὑποζώννυμι<sup>a</sup> bedeutet nicht прѣвнѣати, sondern richtig wäre es ποδζποιασάτη, entsprechend der Stelle I petr. 1. 13 прѣпоиасавъше сѧ: ἀναζωσάμενοι; das Schiff war ja kein biegsames Ding, daß man es umwickeln könnte wie ein Kind.

Der Aussätzige λεπρός<sup>e</sup> lautet in der Übersetzung проказенъ (marc. 1. 48) oder нсплзнь проказеннѧ: πλήρης λέπρας (luc. 5. 12), λέπρα<sup>e</sup> ist проказа (mat. 8. 3, marc. 1. 42, luc. 5. 13). Und παραλυτικός<sup>e</sup> (marc. 2. 3) wird übersetzt durch ослабленъ жилами, für παραλελυμένος (luc. 5. 18) verbleibt derselbe Ausdruck ослабленъ, ohne den Zusatz жилами.

Eine Krankheit (marc. 3. 1) bezieht sich auf den Fall ἐξηραμμένην<sup>u</sup> ἔχων τὴν χειρᾶ: соухъ рѣкъ нмъ, dem entspricht luc. 6. 6: ἡ χεὶρ αὐτοῦ δεξιὰ ἦν ξηρά<sup>u</sup>: рѣка деснаа юмоу бѣ соуха. Diese Übersetzung ist glatt, gibt keinen Anlaß zu Bemerkungen.

Dann ist von einem Mann die Rede (marc. 5. 2) ἐν πνεύματι ἀκαθάρτῳ<sup>u</sup>: чловѣкъ нечистомъ доухомъ oder luc. 8. 27 ἀνὴρ . . . ἔχων δαιμόνια: мѣкъ ѿднъ . . . нже нмѣ бѣъ . . . Auch hier ist alles glatt.

Von der Blutflüssigen wird gesagt (marc. 5. 26), als das Wunder geschah, ἐξηράνθη ἡ πηγὴ τοῦ αἵματος αὐτῆς (ib. 29): н дѣнѣ нсѧкнъ нсточннхъ крѣе ѿѧ. Hier ist namentlich die Übersetzung des Verbums ἐξηράνθη durch нсѧкнъ vortrefflich gewählt, weil es sich um Versiegen einer Flüssigkeit handelt, sonst wäre ja der griechische Ausdruck durch οὐχνηκτι oder нчхнхти übersetzt worden oder wie es einmal ebenso treffend gesagt wird (marc. 9. 19) οὐχνηκτι. Wenn mat. 24. 12 нсѧкнѣтъ лнѣъ für ψυγίσεται<sup>e</sup> ἡ ἀγάπη gesagt wird, so ist das Bild des Erkalstens übertragen auf Versiegen.

Die Erweckungsgeschichte (marc. 5. 42, luc. 8. 53) enthält nichts Bemerkenswerthes in sprachlicher Hinsicht; das πνεῦμα ἄλλαν<sup>e</sup> (marc. 9. 17) ist gut übersetzt durch доухъ нѣмъ in der Heilungserzählung betreffs des Epileptischen; während ἄλλαν<sup>e</sup> нѣмъ lautet, bekam μογιλάλος<sup>e</sup> einen besonderen, gewiß ebenfalls volkstümlichen Ausdruck гѣгъннѣъ (marc. 7. 32).

Die anschauliche Schilderung eines Krankheitsanfalls durch ῥήσσει καὶ ἀρρίξει καὶ τρίξει τοὺς ὀδόντας καὶ ξηραίνεται wurde gut übersetzt: разнѣветъ н пѣнъ тѣпнтъ н скръжнѣтъ жѣъ н оцѣпѣнѣтъ (marc. 9. 18), dabei ist zu bemerken, daß der



Übersetzer bei dem Verbum ῥήσσει<sup>u</sup> (ῥήγνυμι) ganz selbständig vorging: luc. 9. 42 ἔρρηξεν αὐτὸν τὸ δαιμόνιον lautet поєрѣже ѡ бѣсѣ, also ganz richtig von dem vom Dämon ausgegangenen Anfall, während der Besessene selbst bei demselben Verbum nur um sich herumschlagen kann, folglich ραζεήεατη gut angewendet wurde; mat. 7. 6 und gal. 4. 27 gebrauchte man den Ausdruck ρατρζηνᾷτη, der an erster Stelle, wo von ‚zerfleischen‘ die Rede ist, gut angebracht ist, an zweiter Stelle jedoch, wo ῥήξον das Ausbrechen der Stimme ausdrücken wollte (das Zitat ist aus is. 54. 1), nicht besonders zutreffend zu sein scheint, dennoch steht auch in der alten Übersetzung des Parömienbuchs dasselbe Wort, erst in dem kommentierten Text soll der Ausdruck βζζγλαση vorkommen. Schön ist gesagt mat. 9. 17 (passiv) προσέστη εἰς, dasselbe Verbum aktiv ausgedrückt προσάλητη (marc. 2. 22, luc. 3. 37). Für ἀφρίζειν<sup>e</sup> gibt es keine anderen Belege als marc. 9. 18. 20, der Übersetzer entschloß sich, zum besseren Verständnis seiner Arbeit zum Verbum τῆψινητη das Objekt πῆνυ hinzuzufügen (im griechischen Verbum ist ja enthalten ἀφρός<sup>e</sup>: πῆνυ). Eine Parallelstelle dazu ist luc. 9. 39: σπαράσσει<sup>e</sup> αὐτὸν μετὰ ἀφροῦ, passivisch übersetzt, auf das leidende Subjekt bezogen, lautet sie so: ѡ прѣжаєтъ εἰς сѣ пѣнамь oder ib. 9. 26 (abermals passivisch): ѡ много прѣжаєтъ εἰς, auf den bösen Geist bezogen, während im Griechischen σπαράξας αὐτόν gesagt ist, d. h. der böse Geist hat den Besessenen gequält. Sonst wird σπαράσσω und συσπαράσσω durch сѣтрастъ übersetzt (marc. 1. 26, 9. 20, luc. 9. 42). Das griechische ἐπιβλέπω<sup>u</sup> lautet in wörtlicher, aber ganz erträglicher Übersetzung прѣзѣрѣτη (luc. 1. 48, 9. 38), einmal (iac. 2. 3) βζζѣрѣτη. Der Wechsel des Präfixes ist gut begründet, denn an beiden Evangelienstellen hat das Verbum wirklich die Nebenbedeutung ‚mit Erbarmen auf jemanden blicken‘, während an der letzten Stelle nur von ‚Hinblicken‘ die Rede ist.

Für das gichtische Weib wird die Wendung τὴν συγκύπτουσα<sup>e</sup> (luc. 13. 11) gebraucht, mit dem Adjektiv бѣ сѣкка wiedergegeben (kein weiterer Beleg vorhanden); das Verbum ἀνακύψαι<sup>e</sup> lautet βζсκλониητη εἰς (luc. 13. 11, 21. 28, io. 8. 7. 10). Auch ἀνορθώθη<sup>u</sup> durch прѣстѣ εἰς (luc. 13. 13) muß erwähnt werden, nach unserem Sprachgefühl ist diese Übersetzung nicht so bezeichnend, wie es hebr. 12. 12 für ἀνορθώσατε in einer Variante



durch *нсправѣ* gesagt wird, in der Tat *нсправѣ ѿ* würde hier besser als *протрѣ ѿ* ein Zurückbringen der Glieder in die natürliche Position ausdrücken (Harnack, a. a. O. 131).

Einen besonderen Krankheitsfall betrifft die Erzählung von *ὀδρωπικός*<sup>e</sup> (luc. 14. 2), vgl. oben S. 16. Auch *ἡμιθανής*<sup>e</sup> (luc. 10. 30) statt der wörtlichen Übersetzung durch *ѣѣ жнѣ* oder *лѣ жнѣ* ausgedrückt, kann gebilligt werden. In der Erzählung von Lazarus wird *ἐλκος*<sup>e</sup> durch *гнон* und *εἰλωμένος*<sup>e</sup> durch *гноннѣ* übersetzt (luc. 16. 20. 21), beides einwandfrei, auch in der Apokalypse (16. 2. 11) steht *гнон*. Ferner wird *καταψύξη*<sup>e</sup> *τὴν γλῶσσαν* (luc. 16. 24) ganz gut übersetzt durch *оцтоуахтѣ ѡзѣикѣ*; *ὀδυνῶμαι*<sup>u</sup> *στραжаѣ* (luc. 16. 24. 25) wird an einer anderen Stelle (luc. 2. 48) durch *скрѣѣтн* wiedergegeben, was dort vortrefflich ausgedrückt ist, während hier etwas Allgemeineres besagt werden mußte und dazu stimmt eben gut der Ausdruck *страдаѣтн*. Für das einmalige *χάσμα*<sup>e</sup> (luc. 16. 26) wurde der Ausdruck *пропастѣ* gewählt.

In der Erzählung von der Heilung des Lahmen (*χωλός*<sup>u</sup>—*χρoмѣ*, auch *χρoмѣѣ* act. 3. 7. 11) liest man: *ἐστερεώθησαν αἱ βάσεις αὐτοῦ καὶ τὰ σφυρά* (3. 7), die Übersetzung lautet: *оутѣрѣахста се ѡмоу плеснѣ н глѣзнѣ*; diese Übersetzung ist richtig, die Dualform *глѣзнѣ* setzt neutralen Nominativ *глѣзнo* voraus. Es gibt aber auch Belege für das Maskulinum, wie es schon oben zitiert wurde.

In dem Krankheitsfalle, von welchem act. 5. 15 die Rede ist, begegnen Ausdrücke *κλινάριον*<sup>a</sup>, *κράββατος*<sup>u</sup>, die Übersetzung lautet *на постѣлѣхѣ н на оарѣхѣ*. Der letztere Ausdruck vertritt auch *κλινίδιον*<sup>e</sup> (luc. 5. 19. 24) und *κλίνη*<sup>u</sup> (vgl. oben S. 56), doch vor allem ist er beständig angewendet für *κράββατος* (vgl. oben S. 56), dagegen ist das sonst wohl bekannte eben so uralte slawische Wort *постѣлѣ* (oder *постѣлѣ*, die Form *посталѣ* ist nur Schreibfehler des cod. christin.) nur hier einmal im Neuen Testament nachweisbar und vielleicht nur darum angewendet, um nicht zweimal denselben Ausdruck *оарѣ* heranziehen zu müssen.

Den beiden Ausdrücken *ἀχλός*<sup>a</sup> und *σκότος*<sup>u</sup> entspricht in der Übersetzung *тъма* (vgl. oben S. 7) und *мракѣ* (act. 13. 11); da sonst *σκότος* durch *тъма* übersetzt wird, so sollte man *мракѣ* für *ἀχλός* in Anspruch nehmen, das scheint auch nahe zu liegen, da *мракѣ* sonst *ζόφος*<sup>a</sup> bedeutet (vgl. oben S. 7) und *ἀχλός* dem *ζόφος* nahe kommt.



Ganz gute Übersetzungen sind  $\eta\epsilon\mu\omicron\psi\iota\kappa\eta\varsigma\ \eta\omicron\gamma\alpha\mu\alpha$ :  $\acute{\alpha}\delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\tau\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> τοῖς ποσίν (act. 14. 8, vgl. rom. 15. 1),  $\eta\lambda\lambda\zeta\ \eta\zeta\alpha\zeta\eta\epsilon$ :  $\pi\epsilon\sigma\omega\nu$  ἐξέψυξεν<sup>a</sup> (act. 5. 5, 10. 12. 23); dagegen fällt (act. 5. 6) auf  $\kappa\zeta\sigma\tau\rho\epsilon\beta\eta\sigma\alpha\ \eta$  (vl.  $\sigma\tau\rho\epsilon\beta\eta\sigma\eta\epsilon$ ,  $\eta\sigma\tau\rho\epsilon\beta\eta\sigma\alpha$ ) für  $\sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\tau\epsilon\iota\lambda\chi\nu$ <sup>a</sup>, es ist auch kaum genau übersetzt, wenn die Erklärung ‚sie wickelten ihn ein‘ richtig ist, vulg. sagt allerdings amoverunt; an einer anderen Stelle wird derselbe griechische Ausdruck als passives Partizip (I cor. 7. 29  $\acute{o}\ \kappa\alpha\iota\rho\acute{o}\varsigma\ \sigma\upsilon\nu\epsilon\sigma\tau\alpha\lambda\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$ ) übersetzt  $\pi\rho\epsilon\kappa\rho\alpha\psi\epsilon\eta\omicron$ , auch  $\pi\rho\epsilon\kappa\rho\alpha\tau\eta\eta\omicron$  ( $\epsilon\rho\epsilon\mu\alpha$ ).

Der adverbelle Ausdruck  $\pi\alpha\rho\alpha\chi\rho\eta\mu\alpha$ <sup>u</sup> soll bei einem Heilmittel die prompten Wirkungen bezeichnen und ein Lieblingswort Lukas' sein. In der Tat kommt das Wort in Matthaeus zweimal (21. 19. 20) vor, dagegen in Lukas zehnmal und in der Apostelgeschichte siebenmal, immer in gleicher Übersetzung  $\lambda\epsilon\eta\epsilon$  oder  $\lambda\epsilon\beta\epsilon$ , nur act. 16. 26 liest man christ.  $\kappa\zeta\eta\epsilon\zeta\alpha\pi\omicron\upsilon$ :  $\tilde{\omega}\epsilon\beta\rho\zeta\omicron\upsilon\sigma\alpha\ \kappa\epsilon\ \epsilon\alpha\ \kappa\zeta\eta\epsilon\zeta\alpha\pi\omicron\upsilon\ \lambda\epsilon\beta\eta$ , mat. hat auch hier  $\lambda\epsilon\eta\epsilon$ .

Diese an der Hand der Harnackschen Schrift durchgenommene Prüfung der Übersetzungen jener Stellen, denen man nach den neuesten Forschungen einen aus dem medizinischen Speziallexikon geschöpften Wortapparat zuschreibt, führt zu dem a priori erwarteten Resultat, daß der slawische Übersetzer in seiner Ausdrucksweise keine Ausnahmen oder Abweichungen von der üblichen Art und Weise der Behandlung der griechischen Vorlage gemacht hat. Darum übersetzte er in gleicher Weise  $\beta\epsilon\lambda\acute{o}\nu\eta$ <sup>e</sup> und  $\acute{\rho}\alpha\phi\iota\varsigma$ <sup>e</sup>;  $\tau\rho\eta\mu\alpha$ <sup>e</sup> und  $\tau\rho\acute{\upsilon}\pi\eta\mu\alpha$ <sup>e</sup> oder  $\tau\rho\upsilon\mu\alpha\lambda\iota\acute{\alpha}$ <sup>e</sup>, immer ist von  $\eta\gamma\zeta\lambda\eta\eta\eta\epsilon\ \omicron\upsilon\gamma\omega\eta$  (mat. 19. 24, marc. 10. 25, luc. 18. 25) die Rede. Bei  $\acute{\alpha}\rho\chi\alpha\iota$  zur Bezeichnung der Enden gebrauchte er (act. 16. 11)  $\kappa\rho\alpha\eta$  christ.  $\omicron\gamma\rho\lambda\beta\ \acute{s}\acute{i}\acute{s}$ ., und 11. 5  $\kappa\rho\alpha\eta\ \acute{s}\acute{i}\acute{s}$ .  $\omicron\gamma\rho\lambda\beta$  christ., entsprechend der Situation, während sonst dieser vieldeutige Ausdruck  $\eta\kappa\omicron\eta\eta$ ,  $\eta\sigma\pi\rho\epsilon\beta\alpha$ ,  $\eta\alpha\chi\alpha\lambda\omicron$ ,  $\eta\alpha\chi\alpha\tau\zeta\kappa\zeta$ ,  $\zeta\alpha\chi\alpha\lambda\omicron$ ,  $\eta\omicron\kappa\omicron\eta\varsigma$  je nach den Umständen abgibt (vgl. oben S. 34).

Es sollen noch einige Ausdrücke allgemeiner Bedeutung, die auf das leibliche Wohl Bezug nehmen, kurz zur Sprache kommen.  $\epsilon\omicron\lambda\epsilon\zeta\eta\eta\epsilon$  ist  $\acute{\alpha}\sigma\theta\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota\alpha$ <sup>u</sup>, dieser griechische Ausdruck wird aber auch durch  $\eta\epsilon\lambda\eta\gamma\zeta$  übersetzt (mat. 8. 17, luc. 5. 15, 13. 11. 12, io. 5. 5, act. 28. 9, I tim. 5. 23) oder durch  $\eta\epsilon\mu\omicron\psi\iota\kappa$  (rom. 6. 19, 8. 26, I cor. 2. 3, 15. 43, II cor. 11. 30, 12. 5, 9. 10, 13. 4, gal. 4. 13, hebr. 4. 15, 5. 2, 7. 28, 11. 34). Der Evangelientext kennt nur einigemale das Adjektiv  $\eta\epsilon\mu\omicron\psi\iota\kappa\eta\varsigma$



für ἀσθενής<sup>u</sup> (mat. 26. 41, marc. 14. 38) und неаѣжънъ (luc. 10. 9), sonst gebraucht er боленъ (oder болаа); im Apostolus entsprechend der Vorherrschaft des Substantivs немоуъ ist auch das Adjektiv немоуънъ vorherrschend, es steht an allen Stellen der Briefe, nur act. 5. 15. 16 findet man неаѣжънъ und act. 4. 9 бѣаьнъ (auch in šiš. an dieser Stelle, doch in einer glagolitischen Handschrift vom Jahre 1485 fand ich немоуънъ). Möglicherweise steckt auch in dieser Verschiedenheit der Anwendung synonyme Ausdrücke irgend ein Anhaltspunkt zur weiteren Forschung nach mehreren Teilnehmern an der Übersetzungsarbeit. Künstlich gebildet ist немоуъствоуаѣнъ für ἀσθενεῖν<sup>u</sup> (rom. 8. 3, II cor. 12. 10, 13. 4. 9).

Der oben erwähnte Ausdruck болаѣнъ entspricht auch dem griechischen Plural ὀδύνες<sup>u</sup> (mat. 24. 8, marc. 13. 9, act. 2. 24, I thess. 5. 3), oder dem ὀδύνη<sup>a</sup> (rom. 9. 2); die Stelle I tim. 6. 10 enthält die Übersetzung въ страстехъ многахъ (ὀδύνας πολλὰς), wo man nicht страсть erwartet hätte, allein страсть ist gerade im Apostolus ein für verschiedene griechische Ausdrücke stark herangezogenes Wort, wie wir das noch weiter unten sehen werden. Das Verbum ὀδυάομαι<sup>u</sup> lautet, wie schon erwähnt wurde, in der Übersetzung скръбѣти (luc. 2. 48), страдаѣти (luc. 16. 24. 25), aber das Partizip ὀδυνώμενοι ist печальни (act. 20. 38). Endlich wird болаѣнъ auch für πόνος<sup>a</sup> angewendet (col. 4. 13), falls der Übersetzer dieses Wort vor Augen hatte und nicht ζῆλος<sup>u</sup>, übrigens für ζῆλος kommt nicht болаѣнъ in Betracht, sondern andere Ausdrücke: жалость, зависть, рѣвение. Das Verbum болаѣти gilt nicht bloß für ἀσθενεῖν<sup>u</sup>, sondern auch für κάμνειν<sup>a</sup> (τὸν κάμνοντα: болаѣшааго iac. 5. 15), das hebr. 12. 3 аѣлаѣти lautet. Auch für συνεχόμενος<sup>u</sup>, das оаѣжънъмъ lauten könnte (vgl. mat. 4. 24, luc. 4. 38, 8. 37) steht act. 28. 8 болаа, mit näherem Eingehen in die Situation: ωγνιέμъ и τροуаомъ болае (šiš.).

Das Wort неаѣжъ, das schon oben zur Sprache kam, ist die übliche Übersetzung auch von νόσος<sup>u</sup>, an allen Stellen bis auf marc. 1. 34, wo ѡза für νόσος steht, während dieser slawische Ausdruck sonst μαλακία<sup>o</sup> vertritt (mat. 4. 23, 9. 35, 10. 1). Von неаѣжъ: νόσος wurde für νοσέω<sup>a</sup> (I tim. 6. 4) неаѣжъноуаѣнъ gebildet, die Form неаѣжъноуаѣю in šiš. setzt eine mittelbulgarische Form неаѣжъноуаѣѣ (statt неаѣжъноуаѣѣ) voraus; mat.



schreibt  $\mu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\gamma\omicron\upsilon\epsilon$ , also  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon\alpha\tau\eta$ , das auch bei Miklosich verzeichnet ist, dagegen  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon\alpha\tau\eta$  nicht, offenbar faßte er die Form  $\mu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\gamma\omicron\upsilon\epsilon$  als Adjektiv auf. Auch bei Sreznevskij fehlt das Verbum  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon\alpha\tau\eta$ . Das Adjektiv  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon$  gilt nicht nur für  $\acute{\alpha}\sigma\theta\epsilon\nu\acute{\eta}\varsigma$  oder  $\acute{\alpha}\sigma\theta\epsilon\nu\omega\nu$ , sondern auch für  $\acute{\alpha}\rho\rho\omega\sigma\tau\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> (mat. 14. 14, marc. 6. 13), das auch durch das Substantiv  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon\eta\kappa\varsigma$  ausgedrückt wird (marc. 6. 5, 16. 18). Einmal (I cor. 11. 30) werden die beieinander stehenden Adjektive  $\acute{\alpha}\sigma\theta\epsilon\nu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$  καὶ  $\acute{\alpha}\rho\rho\omega\sigma\tau\omicron\iota$  übersetzt durch  $\mu\epsilon\mu\omicron\upsilon\psi\eta\eta\eta$  и  $\mu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\gamma\omicron\upsilon\epsilon\eta\eta$  (mat. zieht die gewöhnliche Form  $\mu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\gamma\omicron\upsilon\epsilon\eta$  vor). Das Adjektiv  $\mu\epsilon\lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon\epsilon$  steht auch für  $\acute{o}$  κακῶς ἔχων einigemale (mat. 8. 16, marc. 1. 32. 34), das sonst durch  $\epsilon\omicron\lambda\lambda$ ,  $\epsilon\omicron\lambda\lambda\upsilon\epsilon$  wiedergegeben wird. Der schon berührte Ausdruck  $\sigma\tau\rho\alpha\sigma\tau\eta$  bedeutet im Evangelientext auch das griechische Wort  $\beta\acute{\alpha}\sigma\alpha\nu\omicron\varsigma$ <sup>e</sup> (mat. 4. 24), für das sonst  $\mu\alpha\kappa\alpha$  gilt (luc. 16. 23, adjektivisch  $\mu\alpha\chi\eta\eta\varsigma$  ib. 28);  $\iota\alpha\upsilon\epsilon\alpha$  entspricht dem griechischen  $\pi\lambda\eta\gamma\eta$ <sup>u</sup> (luc. 10. 30), aber auch  $\rho\alpha\eta\alpha$  ist für dieses griechische Wort üblich (luc. 12. 48, act. 16. 23, II cor. 6. 5, 11. 23), beides überflüssigerweise nebeneinander act. 16. 33:  $\tilde{\omega}$   $\rho\alpha\eta\eta\varsigma$   $\iota\alpha\upsilon\epsilon\alpha$  christ., šiš. und mat. richtig nur  $\tilde{\omega}$   $\rho\alpha\eta\eta$ . Der Ausdruck  $\iota\alpha\upsilon\epsilon\alpha$  bezeichnet noch eine besondere Art der Wunden, die durch das griechische Wort  $\mu\acute{\omega}\lambda\omega\psi$ <sup>a</sup> charakterisiert werden (I petr. 2. 24).

Das griechische  $\kappa\acute{o}\pi\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> wird durch  $\tau\rho\omicron\upsilon\alpha\varsigma$  wiedergegeben (io. 4. 38, I cor. 3. 8, II cor. 6. 5, 10. 15, 11. 23, 27, gal. 6. 17, I thess. 1. 3, 2. 9, 3. 5, hebr. 6. 10), allein I cor. 15. 38, II thess. 3. 8 steht dafür  $\omicron\upsilon\chi\eta\lambda\eta\eta$ :  $\epsilon\kappa$   $\omicron\upsilon\chi\eta\lambda\eta\eta$  и  $\mu\omicron\lambda\epsilon\eta\gamma\eta\eta\eta$ :  $\acute{\epsilon}\nu$   $\kappa\acute{o}\pi\omega$ <sup>u</sup> καὶ  $\mu\acute{o}\chi\theta\omega$ <sup>a</sup>, so in christ. und šiš., mat. anders:  $\epsilon\kappa$   $\tau\rho\omicron\upsilon\alpha\varsigma$  и  $\epsilon\kappa$   $\omicron\upsilon\chi\eta\lambda\eta\eta$ , darnach wäre  $\omicron\upsilon\chi\eta\lambda\eta\eta$  für  $\mu\acute{o}\chi\theta\omicron\varsigma$  zu nehmen, was kaum richtig ist, weil  $\mu\acute{o}\chi\theta\omicron\varsigma$  für  $\mu\omicron\lambda\epsilon\eta\gamma\eta\eta\eta$  noch II cor. 11. 27 und I thess. 2. 9 zu lesen ist; es stellt sich also heraus, daß mat. zwei synonyme Ausdrücke für  $\kappa\acute{o}\pi\omega$  geschrieben, aber die Übersetzung von  $\acute{\epsilon}\nu$   $\mu\acute{o}\chi\theta\omega$  gänzlich übersehen hat.

Das Wort  $\gamma\acute{\alpha}\gamma\gamma\rho\alpha\iota\nu\alpha$ <sup>a</sup> wird in der Regel nicht übersetzt: II tim. 2. 17 слово нхъ яко гaгpена жнрь вбpащeтъ šiš., christ. schreibt dafür слово нхъ яко стржпъ ненцѣленъ гангpена жнрь вбpащeтъ, wo zum unübersetzten Ausdruck noch die Übersetzungsglosse  $\sigma\tau\rho\upsilon\pi\eta$  ненцѣленъ hinzugekommen ist, mat. schreibt gleich šiš. nur гaгpѣнa, aber karp. bietet кpѣтopыкъ, ein russischer Apostolus, nach Voskresenskij der dritten Redaktion



angehörend, hat die oben erwähnte Glosse. Den Ausdruck *τρογν* kennt schon der Evangelientext (luc. 10. 34) für *τραῦμα*<sup>e</sup>.

Klar ist *κωφός*<sup>e</sup>: *нѣмъ*, aber mat. 11. 5, luc. 7. 22 *κωφοὶ ἀκούουσι* wurde sinngemäß durch *глаголющъ слышаша* wiedergegeben; noch steht *глаголю* für *κωφός* marc. 7. 32. 37, 9. 25, — lauter Beweise für die gründliche Kenntniss der slawischen Sprache seitens des Übersetzers.

Für *τυφλός*<sup>u</sup> ist *слѣпъ* die stehende Wiedergabe, dann und wann substantiviert zu *слѣпыйъ* (so mat. 9. 27 *ἀνδρα слѣпыя*, ebenso ib. 28, 15. 14 und öfters); *εὐχ* steht für *ξηρός*<sup>u</sup>, in der Regel ist *χεῖρ* dabei (mat. 12. 10, marc. 3. 3, luc. 6. 6. 8). Das trockene Land, im Gegensatze zu *θάλασσα*, lautet *ξηρά*: *εὐχ* (mat. 23. 15), hebr. 11. 29 *πο εὐχὲ γῆμην*: *διὰ ξηρᾶς γῆς* (nach dieser Lesart).

Das Adjektiv *καλλός*<sup>e</sup> lautet (mat. 15. 31, 18. 8) *бѣднъ* und *малоимъ* (marc. 9. 43); mit dem letzten Ausdruck wird noch das Adjektiv *ἀνάπηρος*<sup>e</sup> (luc. 14. 13) übersetzt, das auch in *бѣднъ* (luc. 14. 21) seine Vertretung hat.

Das Adjektiv *бѣснъ* wird durch das Partizip *δαμονιζόμενος*<sup>e</sup> zum Ausdruck gebracht (mat. 4. 24, 8. 16. 28. 33, 9. 32, marc. 1. 32), daher auch in der Übersetzung dann und wann von *бѣснобати* *сѧ* im Partizip *бѣсноуѧ* *сѧ* (mat. 12. 22, io. 10. 21) oder *бѣсноуѧмъ* (marc. 5. 16), auch *бѣснобавъ* *сѧ* (marc. 5. 15. 18, luc. 8. 36).

Für *нищъ* und *οὐδоргъ* lag *πτωχός*<sup>u</sup> vor, das erste häufiger gebraucht als das zweite. Wo nicht von Menschen, sondern von *στοιχεῖα* die Rede ist (gal. 4. 9), da fand der Übersetzer einen besser entsprechenden Ausdruck *хочази*: *на немощныи* и *хочане ствхнѣ* šis., so auch mat., nur schreibt dieser *сътабы* statt *ствхнѣ*. Es ist vielleicht auch nicht zu übersehen, daß in dem Texte des Apostolus immer nur *нищъ* für *πτωχός*, kein einziges Mal *οὐдоргъ* gebraucht wird. Auch das Substantiv *πτωχεῖα*<sup>a</sup> (II cor. 8. 2. 9) ist *нищета*, kein *οὐбожество*, das nur in Sav. Kn. für *ὕστέρημα*<sup>u</sup> zu lesen ist (luc. 21. 4), wo die ältesten Texte durchwegs den Ausdruck *лишение* gebrauchen. Das Verbum *πτωχεύω*<sup>a</sup> ist auch *обнищати* (II cor. 8. 9). Dagegen wird *οὐдоргъ* für *πένης*<sup>a</sup> verwendet (II cor. 9. 9), der Ausdruck hat also im Apostolus eine andere Rolle übernommen.



Mehr auf geistige Verstimmung als körperliches Unbehagen bezieht sich  $\Delta\rho\alpha\chi\lambda\zeta$ — $\Delta\rho\alpha\sigma\epsilon\lambda\zeta$  für  $\sigma\chi\upsilon\theta\rho\omega\pi\acute{o}\varsigma$ <sup>e</sup> (luc. 24. 17), an einer anderen Stelle wird es durch  $\epsilon\tau\sigma\upsilon\gamma\iota\kappa\upsilon\epsilon$  (mat. 6. 16) übersetzt. Das Adjektiv  $\Delta\rho\alpha\chi\lambda\zeta$  mit  $\epsilon\zeta\iota\tau\eta$  entspricht dem griechischen  $\sigma\tau\upsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\zeta\omega$ <sup>e</sup> (marc. 10. 22). Übrigens auch vom düsteren Himmel,  $\sigma\tau\upsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\zeta\omega\upsilon\upsilon\ \delta\ \omicron\upsilon\rho\alpha\nu\acute{o}\varsigma$  wird derselbe Ausdruck gebraucht:  $\Delta\rho\alpha\sigma\epsilon\lambda\omicron\upsilon\gamma\iota\alpha$   $\eta\epsilon\beta\omicron$  (mat. 16. 3).

Zur leiblichen Gesundheit gehören noch Ausdrücke wie  $\nu\acute{\iota}\pi\tau\omega$ <sup>u</sup> (und einmal  $\acute{\alpha}\pi\omicron\nu\acute{\iota}\pi\tau\omega$ ), das immer durch  $\omicron\upsilon\mu\zeta\iota\tau\eta$ ,  $\omicron\upsilon\mu\zeta\iota\kappa\alpha\tau\eta$  wiedergegeben wird, nur mat. 15. 2 liest man in Zogr. und Mar.  $\omicron\mu\zeta\iota\kappa\alpha\tau\eta$ , aber auch hier ist vielleicht  $\omicron\upsilon\mu\zeta\iota\kappa\alpha\tau\eta$  das ursprüngliche. Jedenfalls verdient bemerkt zu werden, daß diese Stelle in dem Umfang des ursprünglichen Evangeliariums nicht enthalten war. Oder  $\acute{\alpha}\lambda\epsilon\acute{\iota}\phi\omega$ <sup>u</sup> lautet immer  $\mu\alpha\zeta\alpha\tau\eta$  und  $\rho\omicron\mu\alpha\zeta\alpha\tau\eta$ , das erste nur marc. 6. 13, luc. 7. 38. Für  $\mu\omicron\chi\eta\tau\eta$ ,  $\omicron\mu\omicron\chi\eta\tau\eta$  ist nicht nur  $\beta\rho\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\upsilon$  die griechische Vorlage (vgl. oben S. 8), sondern auch  $\beta\acute{\alpha}\pi\tau\omega$ <sup>e</sup> (luc. 16. 24, io. 13. 26) und  $\epsilon\mu\beta\acute{\alpha}\pi\tau\omega$ <sup>e</sup> (mat. 26. 23, marc. 14. 20, io. 13. 26).

## IX.

Die physischen Kräfte des Menschen, seine Jugend, sein Alter, die die Kraftanstrengung in welcher immer Weise bewirkenden und bedeutenden Ausdrücke sollen in weiterer Übersicht vorgenommen werden nebst den daran sich knüpfenden Bemerkungen.

Der schon oben (S. 20) erwähnte Ausdruck  $\omicron\gamma\eta\omicron\sigma\eta$  oder  $\iota\eta\eta\omicron\sigma\eta$  entspricht dem  $\nu\epsilon\alpha\nu\acute{\iota}\alpha\varsigma$ <sup>a</sup>, aber auch dem  $\nu\epsilon\alpha\nu\acute{\iota}\sigma\kappa\omicron\varsigma$ <sup>u</sup>. Daher  $\iota\eta\eta\omicron\sigma\tau\eta$ — $\nu\epsilon\acute{o}\tau\eta\varsigma$ <sup>u</sup> (mat. 19. 20, marc. 10. 20, luc. 18. 21, act. 26. 4, I tim. 4. 12). Auch  $\sigma\tau\alpha\rho\upsilon\zeta$  für  $\pi\rho\epsilon\sigma\beta\acute{\upsilon}\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ <sup>u</sup> wurde schon erwähnt (S. 39), der Ausdruck gilt auch für  $\gamma\acute{\epsilon}\rho\omega\upsilon$ <sup>a</sup> (io. 3. 4) und für  $\pi\rho\epsilon\sigma\beta\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma$ <sup>u</sup> (luc. 1. 18, tit. 2. 2), nur philem. 9 steht für  $\pi\rho\epsilon\sigma\beta\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma$   $\mu\omicron\lambda\eta\tau\epsilon\beta\eta\eta\kappa\zeta$  in christ. und hilf., die späteren Texte vereinigen beide Ausdrücke und schreiben  $\sigma\tau\alpha\rho\upsilon\zeta$   $\mu\omicron\lambda\eta\tau\epsilon\beta\eta\eta\kappa\zeta$ . Der letztgenannte Ausdruck wird, wie bereits oben gesagt wurde (S. 38) für  $\iota\epsilon\rho\acute{\epsilon}\upsilon\varsigma$  gebraucht, doch nicht in Evangelien, sondern nur im Apostolus, und zwar im Hebräerbriefe, aber auch da nicht in šiš.; man kann demnach mit einiger Sicherheit behaupten, daß diese Übersetzung nicht in die ursprüng-



liche Herstellung derselben gehört. Nicht nach der Kraft, sondern nach der Zeitdauer gilt  $\kappa\epsilon\tau\alpha\chi\alpha$  für  $\pi\alpha\lambda\alpha\acute{\iota}\omicron\varsigma$ <sup>a</sup>, darnach für  $\pi\alpha\lambda\alpha\acute{\iota}\omicron\tau\eta\varsigma$ <sup>a</sup>  $\kappa\epsilon\tau\alpha\psi$  (šiš.  $\kappa\beta$   $\kappa\epsilon\tau\psi\eta\eta$   $\eta\eta\sigma\mu\epsilon\eta\epsilon$ :  $\epsilon\eta$   $\pi\alpha\lambda\alpha\acute{\iota}\omicron\tau\eta\tau\iota$   $\gamma\rho\acute{\alpha}\mu\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$ , rom. 7. 6), christ. und mat. machten daraus  $\kappa\beta$   $\kappa\epsilon\tau\alpha\sigma\psi$   $\eta\eta\sigma\mu\epsilon\eta\eta$ ; für das Verbum  $\pi\alpha\lambda\alpha\acute{\iota}\omicron\upsilon$ <sup>a</sup> lautet die Übersetzung  $\kappa\epsilon\tau\alpha\psi\alpha\tau\eta$  (so luc. 12. 33) und  $\omicron\kappa\epsilon\tau\alpha\psi\alpha\tau\eta$  (hebr. 1. 11, 8. 13).

Für die Stärke, griechisch  $\kappa\rho\acute{\alpha}\tau\omicron\varsigma$ <sup>a</sup>, ist der übliche Ausdruck  $\delta\rho\beta\eta\alpha\beta\alpha$  (luc. 1. 51, ephes. 1. 19, 6. 10, col. 1. 11, I tim. 6. 16, hebr. 2. 14, I petr. 4. 11, 5. 11, iud. 2. 5), daher  $\epsilon\gamma\kappa\rho\alpha\tau\acute{\eta}\varsigma$ <sup>a</sup>:  $\beta\eta\zeta\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\epsilon\lambda\eta$  (tit. 1. 8, šiš.  $\tau\rho\beta\zeta\beta\eta\eta\eta\kappa\beta$ ),  $\epsilon\gamma\kappa\rho\acute{\alpha}\tau\epsilon\iota\alpha$ <sup>a</sup>:  $\omicron\gamma\delta\rho\beta\eta\alpha\eta\eta\eta$  (act. 24. 25), aber auch  $\tau\rho\beta\zeta\epsilon\eta\eta\eta$  (gal. 5. 23, II petr. 1. 6), das Verbum  $\epsilon\gamma\kappa\rho\alpha\tau\epsilon\acute{\upsilon}\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ <sup>a</sup> lautet I cor. 7. 9  $\beta\eta\zeta\delta\rho\beta\eta\epsilon\tau\psi$   $\sigma\epsilon\beta\epsilon$  (vl.  $\omicron\gamma\delta\rho\beta\eta\epsilon\tau\psi$   $\sigma\alpha$ ) und ib. 9. 25  $\tau\rho\beta\zeta\epsilon\eta\tau\psi$   $\sigma\epsilon$  (das ist die Lesart šiš., christ. schreibt auch hier  $\beta\eta\zeta\delta\rho\beta\eta\eta\tau\psi$   $\sigma\alpha$  und ebenso mat.  $\beta\eta\zeta\delta\rho\beta\eta\eta\tau\psi$   $\sigma\epsilon$ ). Nach dem Charakter der Übersetzung und der einzelnen Texte zu urteilen, müßte man der Lesart  $\tau\rho\beta\zeta\epsilon\eta\tau\eta$   $\sigma\alpha$  wenigstens dort, wo sie nachgewiesen werden kann, den Vorzug der Ursprünglichkeit einräumen; sie ist freier, origineller, ausdrucksvoller. Ob das alles von einem Übersetzer herrührt, ist sehr fraglich.

Das Verbum  $\kappa\rho\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\nu$ <sup>a</sup> wird in einem Teile der Beispiele durch  $\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\eta$  ausgedrückt, so marc. 7. 3  $\delta\rho\beta\eta\alpha\psi\epsilon$ , 7. 48  $\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\eta$ , 9. 10  $\omicron\gamma\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\eta$  (слово), luc. 24. 16  $\delta\rho\beta\eta\alpha\alpha\psi\epsilon\tau\epsilon$   $\sigma\alpha$ , io. 20. 23  $\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\psi$   $\sigma\alpha$ , act. 2. 22  $\delta\rho\beta\eta\alpha\tau\eta$   $\sigma\alpha$ , 3. 11  $\delta\rho\beta\eta\alpha\psi\omicron\gamma$   $\sigma\alpha$ , col. 2. 19  $\eta\epsilon$   $\delta\rho\beta\eta\alpha$ , II thess. 2. 15  $\delta\rho\beta\eta\eta\tau\epsilon$  ( $\pi\rho\beta\alpha\alpha\eta\eta\eta$ ), hebr. 4. 14  $\delta\rho\beta\eta\eta\eta\eta$   $\sigma\alpha$  ( $\eta\sigma\pi\omicron\kappa\beta\alpha\alpha\eta\eta\eta$ ). Doch der größere Teil der Beispiele zeigt in der Übersetzung das Verbum  $\eta\alpha\tau\eta$  mit entsprechenden Konstruktionsänderungen, z. B. mat. 9. 25  $\epsilon\kappa\rho\acute{\alpha}\tau\eta\sigma\epsilon$   $\tau\eta\varsigma$   $\chi\epsilon\iota\rho\omicron\varsigma$   $\alpha\upsilon\tau\eta\varsigma$  lautet:  $\eta\alpha\tau\psi$   $\eta\beta$   $\zeta\alpha$   $\rho\beta\kappa\beta$ , ebenso marc. 1. 31  $\kappa\rho\alpha\tau\acute{\eta}\sigma\alpha\varsigma$   $\tau\eta\varsigma$   $\chi\epsilon\iota\rho\omicron\varsigma$   $\alpha\upsilon\tau\eta\varsigma$ :  $\eta\eta\eta$  (vl.  $\eta\epsilon\eta$ )  $\zeta\alpha$   $\rho\beta\kappa\beta$   $\eta\epsilon\alpha$ , ib. 5. 41  $\eta\eta\eta$   $\zeta\alpha$   $\rho\beta\kappa\beta$   $\omicron\tau\rho\omicron\kappa\omicron\epsilon\eta\psi\beta$ , ib. 9. 27  $\eta\eta\eta$   $\eta$   $\zeta\alpha$   $\rho\beta\kappa\beta$ , luc. 8. 54  $\eta\eta\eta$   $\eta\beta$   $\zeta\alpha$   $\rho\beta\kappa\beta$ . Vgl.  $\eta\epsilon\eta$  mat. 14. 3,  $\eta\eta\eta$  18. 28,  $\eta\epsilon\eta\psi\epsilon$ — $\eta\eta\eta\psi\epsilon$  mat. 22. 6, 26. 57, marc. 1. 14,  $\eta\alpha\tau\eta$  mat. 21. 46, marc. 3. 21, 12. 12, hebr. 6. 18,  $\eta\alpha\tau\psi$  marc. 6. 17,  $\eta\alpha\tau\epsilon$  mat. 26. 35, 28. 9, 14. 49,  $\eta\alpha\chi\omicron\eta\eta$  act. 24. 6,  $\eta\alpha\sigma\alpha$  mat. 26. 50, marc. 14. 46. 51,  $\eta\eta\tau\epsilon$  mat. 26. 48, marc. 14. 44,  $\eta\eta\beta\tau\psi$  mat. 26. 4. Ein einziges Mal findet man mat. 12. 11  $\eta\epsilon$   $\eta\zeta\eta\eta\eta\tau\psi$   $\lambda\eta$   $\eta\epsilon\omicron$  (sc.  $\omicron\beta\beta\chi\alpha\tau\epsilon$ ), wenn das Schaf in die Grube ( $\kappa\beta$   $\eta\alpha\eta\beta$ ) gefallen ist, also ist der Ausdruck für ‚herausziehen‘ sehr gut gewählt. Ähnlich frei wurde act. 27. 13



τῆς προθέσεως κακωχτηχέναι übersetzt *волю свою оуложити*, wobei *πρόθεσις* für *βουλή* *своя* vereinzelt dasteht, weil dieses griechische Wort bald wörtlich *прѣдложено* lautet (mat. 12. 4, marc. 2. 26, luc. 6. 4, ephes. 3. 11, hebr. 9. 2), bald übertragen *προζρѣние* (rom. 8. 28, 9. 11, ephes. 1. 11, II tim. 1. 9), endlich auch *привѣтъ* (act. 11. 23 *привѣтомъ сръдця*, II tim. 3. 10 *жѣтѣю*, *привѣтоу*, *вѣръ*, so šiš. mat., christ. anders: *жѣтѣю*, *трѣпѣливѣствѣю*, *вѣръ*). Die modernen Erklärer sprechen von ‚Ratschluß, Vorsatz, Bestreben‘; zum ersten Ausdruck stimmt ganz gut *προζρѣние*.

Für *κατέχειν* sagte man *дръжати*, *сѣдръжати*, perfektiv *оудръжати* (mat. 21. 38), aber io. 5. 4 sehr gut *κατέχετο* durch *оудръжѣмъ* *вѣздаше* wiedergegeben. In intransitiver Bedeutung *κατείχον* *εἰς τὸν αἰγιαλόν* (act. 27. 40) lautet ebenso treffend der Ausdruck *вѣзѣхъ сѣ на краи* (kurz vorher war dasselbe Wort angewendet für *εἶων εἰς τὴν θάλασσαν*: *вѣзѣхъ сѣ по морю*, was eigentlich nicht genau ist). Für *τὸ καλὸν κατέχετε* (I thess. 5. 21) lautet die Übersetzung *доброе сѣрѣшате*, was ebenfalls zuviel besagt; nicht vom ‚ausführen‘, sondern vom ‚behalten‘ sollte die Rede sein. Rührt die Wahl dieses Ausdrucks von demselben Verfasser her, der sonst immer bei *дръжати* und seinen Bildungen mit Präpositionen stehen blieb?

Für *ἔχω* steht sonst regelmäßig *οὐστένη*, aber luc. 4. 4 und act. 16. 17 in negativer Aussage gebrauchte der Übersetzer mit richtigem Sprachgefühl *не лати*, was entschieden besser klingt, als wenn er *не οὐστένη* angewendet hätte.

Ein anderer Ausdruck für Stärke ist *ἰσχύς*<sup>u</sup>, das wurde durch *крѣпость* wiedergegeben (marc. 12. 30. 33, luc. 10. 27, ephes. 1. 19, 6. 10, II thess. 1. 9, II petr. 2. 11), nur I petr. 4. 11 steht *чѣла*, ein Ausdruck, der sonst *δύναμις*<sup>u</sup> bezeichnet. Von letzterem Substantiv ist abgeleitet *ἐνδυναμοῦν*<sup>a</sup>, wie *ἰσχύειν*<sup>u</sup> — *ἐνισχύειν*<sup>e</sup> von *ἰσχύς*; die Übersetzung für *ἐνδυναμοῦν* lautet *крѣпѣти* (act. 9. 22), *оукрѣпѣти* [сѣ] (phil. 4. 13, I tim. 11. 12, II tim. 4. 17), aber passiv auch *взъмагати* (ephes. 6. 10, rom. 4. 20, II tim. 2. 1, hebr. 11. 34), daher *ἀδυνατέω*<sup>e</sup> *нѣзѣмогъ* (luc. 1. 37), während mat. 17. 20 *οὐδὲν ἀδυνατήσει ὑμῖν* ganz gut durch die Auflösung des Verbums ausgedrückt wurde: *ничѣтоже не възможно вѣдетъ вамъ*; für *ἰσχύειν* genügte in den meisten Fällen dem Übersetzer *могъ* und *взъмогъ*, nur act. 19. 16 steht *оукрѣпѣ сѣ* und 19. 20 *крѣпѣиаше сѣ*; frei ist das Partizip *οἱ ἰσχύοντες*



Das Verbum κτῆνῃτι σα hat noch die Bedeutung σκληρό-  
νεσθαι<sup>a</sup> übernommen (act. 19. 9), doch ist das vereinzelte An-  
wendung, da für diesen Ausdruck das Verbum οξεσθῃτι (auch  
οξεστοχῃτι) üblich ist, weil auch das Adjektiv σκληρός<sup>a</sup> durch  
жестокъ ausgedrückt wird (mat. 25. 24, io. 6. 60, act. 9. 5, 26. 14,  
iac. 3. 4, iud. 15) und σκληρότης<sup>a</sup> ist жесточество (rom. 2. 5).  
Wörtlich nach dem griechischen σκληροτράχηλοι<sup>a</sup> (act. 7. 51) ist  
gebildet das slawische Adjektiv жестокоснн šiš., christ. schreibt  
отѣжнѣкѣнѣ, Amphilochius zitiert nach einer serbischen Hand-  
schrift отѣжѣнѣнѣ. Es ist klar, daß hier neben вѣнѣ des  
zweiten Teils im ersten das Adjektiv отѣжнѣъ oder отѣжѣнѣъ  
steckt; wenn das Wort als Kompositum gelten sollte, so müßte  
der erste Teil auf отѣжнѣо- oder отѣжѣнѣо- auslauten, doch davon  
merkt man an verschiedenen Lesarten nichts, es ist also viel-  
leicht das griechische Kompositum aufgelöst in отѣжѣнѣнѣ oder  
отѣжнѣнѣнѣнѣ, als würde es im Griechischen σκληροὶ τράχηλοι  
lauten. Das Substantiv τράχηλος<sup>a</sup> (vgl. oben S. 62) lautet in  
der Tat вѣнѣ, nicht шнѣ im Neuen Testamente. Den in Rede  
stehenden Ausdruck zitiert Sreznevskij gar nicht, Miklosich  
nur das einfache Adjektiv отѣжнѣъ, Polívka (Arch. f. sl. Ph.  
10. 473) ebenfalls nur отѣжнѣнн, aber aus slepč. вѣжнѣнѣнѣнѣнѣ.  
Auch Kałużmacki hat in seinem Glossar das Wort unberück-  
sichtigt gelassen.

Für  $\delta\upsilon\nu\alpha\mu\iota\varsigma^u$  wurde schon gesagt, daß es durchwegs an allen Stellen durch  $\epsilon\eta\lambda\lambda\alpha$  übersetzt wird, darnach ist  $\epsilon\eta\lambda\epsilon\eta\nu\zeta$   $\delta\upsilon\nu\alpha\tau\acute{o}\varsigma^u$ , soweit es nicht durch  $\epsilon\zeta\zeta\mu\omicron\upsilon\kappa\eta\nu\zeta$  übersetzt werden sollte,  $\epsilon\eta\lambda\epsilon\eta\nu\zeta$  steht luc. 1. 49 ( $\epsilon\eta\lambda\epsilon\eta\nu\zeta\iota\eta\ \acute{o}\ \delta\upsilon\nu\alpha\tau\acute{o}\varsigma$ ), 14. 31, 24. 19, act. 7. 22, 11. 17, 18. 24, 25. 5, rom. 4. 21, 11. 23, 14. 4, 15. 1, I cor. 1. 26, II cor. 9. 8, 10. 4, 12. 10, 13. 9, II tim. 1. 12, tit. 1. 9, hebr. 11. 19, iac. 3. 2; auch für  $\delta\upsilon\nu\acute{\alpha}\sigma\tau\eta\varsigma^u$  steht  $\epsilon\eta\lambda\epsilon\eta\nu\zeta\iota\eta$  (luc. 1. 52, act. 8. 27, I tim. 6. 15). Unpersönlich wurde  $\delta\upsilon\nu\alpha\tau\acute{o}\nu$  durch  $\epsilon\zeta\zeta\mu\omicron\upsilon\kappa\eta\nu\omicron$  übersetzt.

Eine drückende Last ist  $\epsilon\rho\tau\mu\alpha$   $\varphi\omicron\rho\tau\iota\omicron\nu$ <sup>u</sup> (an allen Stellen so), aber auch für  $\gamma\omicron\rho\mu\omicron\varsigma$ <sup>a</sup> (act. 21. 3) und für  $\sigma\chi\epsilon\nu\eta$  (act. 27. 19),



d. h. für die Schiffsladung, steht βρῆμα; den ganzen Satz τὸ πλοῖον ἦν ἀποφορτιζόμενον τὸν γόμον, wo ἀποφορτίζεσθαι<sup>a</sup> ausladen bedeutet, übersetzte man so: τοῦ βρ βρ κοραβλιῶ ηζλοζητη βρῆμα — frei aber ganz gut. Für φορτίζειν<sup>e</sup> sagt man (luc. 11. 46) ηακλααατη und passiv (mat. 11. 20) πεφορτισμένοι: обрѣменени.

Kraft der Bewegung im Ziehen drückt влѣщи—влячнτη aus, griechisch ἔλκω<sup>a</sup>—ἐλκύω<sup>u</sup>: ἐὰν μὴ—ἐλκύσῃ: аще не—привлѣчетъ io. 6. 44, ebenso io. 12. 32, 21. 6, aber 18. 10 ηζвльче η (es ist von μάχαιρα die Rede) und 21. 11 ebenso (vom Ausziehen des Netzes); das einfache влѣκω<sup>a</sup> act. 16. 19, vgl. 21. 30, iac. 2. 6. Ein anderes Verbum derselben Bedeutung für den Übersetzer war σύρειν<sup>u</sup>: влѣкѣше мрѣжѣ (io. 21. 8), вляче (act. 8. 3), влокоша вѣнѣ ηζѣ граа christ. (act. 14. 19, ηζвльκω<sup>a</sup> mat.), влѣκω<sup>a</sup> (act. 17. 6). Auch für σπάω<sup>u</sup> in der Phrase σπασάμενος τὴν μάχαιραν kommt ηζвлькѣ in der Partizipform ηζвлькѣ vor (marc. 14. 47, act. 16. 27).

Das An- und Ausziehen der Kleidung gehört hieher, im Zusammenhang mit verschiedenen Präfixen: облѣщи—облѣкѣ, облячѣнѣ, облячнτη (mit und ohne α) entspricht dem griechischen ἐνδύειν<sup>u</sup>—ἐνδύεσθαι (mat. 6. 25, 22. 11, 27. 31, marc. 1. 6, 6. 9, 15. 17. 20, luc. 12. 22, 15. 22, 24. 49, act. 12. 21, rom. 13. 12. 14, I cor. 15. 53. 54, II cor. 5. 3, gal. 3. 27, ephes. 4. 24, 6. 11. 14, col. 3. 10. 12, I thess. 5. 8), an allen Stellen ausnahmslos; auch ἐνδιδύσκω<sup>e</sup> ebenso (marc. 15. 17, luc. 8. 27, 16. 19). Umgekehrt ἐκδύειν—ἐκδύεσθαι<sup>u</sup>: сзвльщи—сзвлькѣ, сзвльчѣнѣ (mat. 27. 28. 31, marc. 15. 20, luc. 10. 30, II cor. 5. 4). Für die Fußbekleidung hat der Grieche ὑποδεῖσθαι<sup>u</sup>, auch im Slawischen ist ein eigenes Verbum dafür vorhanden обзѣнѣ: обзѣнѣнѣ ὑποδεδεμένοις (marc. 6. 9), cf. ephes. 6. 15, nur act. 12. 8 ὑπόδησαι τὰ σανδάλιά σου hat der Übersetzer anders ausgedrückt: влѣтѣнѣ вѣ плеснѣнѣ сѣнѣ — so in allen Texten, folglich auch ursprünglich, eine beachtenswerte originelle Ausdrucksweise, die offenbar auf dem volkstümlichen Sprachgebrauche beruht, der recht anschaulich den Vorgang schildert, ungefähr so wie der Russe in seine Galoschen eintritt.

Das Substantiv ἔνδυμα<sup>e</sup> war schon oben erwähnt (S. 59), ἔνδυσις<sup>a</sup> ist одѣннѣ (I petr. 3. 3). Wie man im Griechischen ἐνδύειν<sup>u</sup> von ἐνδύεσθαι<sup>u</sup> unterscheidet, so hat der Übersetzer (II tim. 3. 6) für ἐνδύοντες einen gelungenen Ausdruck поннраюуи in



seinem reichen Wortvorrat gefunden. Es sei noch erwähnt, daß für das Partizip *ἰσχυρισμένος* der Übersetzer keinen anderen Ausdruck zur Verfügung hatte als *облазченъ* (marc. 5. 15, luc. 8. 35).

Das Verbum *πίπτω*<sup>u</sup> hat seine gewöhnliche Übersetzung *пааати* (mat. 17. 15, 15. 27, io. 11. 7, 16. 21, rom. 14. 4) und noch viel häufiger *пастн*. Aber das Sprachgefühl leitete den Übersetzer sicher zur Anwendung von Präfixen, wo das allgemeine ‚fallen‘ näher bestimmt werden sollte, also: io. 15. 14 *въпааѣте сѧ*, ebenso luc. 6. 39, *въпааѣте* iac. 5. 12 oder mat. 24. 29 *съпааѣтъ*, act. 20. 9 *съпааѣ*, 27. 34 *съпааѣтъ*. Nur luc. 16. 17, wo *πίπτω* metaphorisch angewendet wird, lautet auch die Übersetzung *погъиенѣти*: *неже отъ закона ꙗдннѣи чрѣтъ погъиенѣти*. Wenn I cor. 13. 8 *отъпааѣтъ* steht, so wird das nach der Lesart *ἐκπίπτει* gemacht worden sein, denn für *ἐκπίπτω*<sup>u</sup> ist am häufigsten *отъпастн* angewendet (act. 27. 26, 29, 32, rom. 9. 6, I cor. 13. 8, iac. 1. 11, I petr. 1. 24, II petr. 3. 17), nur marc. 13. 25 *ἔσονται ἐκπίπτοντες* lautet *начьнѣтъ пааати* (übrigens ist hier auch die Lesart *πίπτοντες* vorhanden), act. 12. 7 wurde richtig *съпааѣ жжа* übersetzt für *ἐξέπεσαν*; gal. 5. 4 steht zwar in christ. *нспааѣсте*, aber šiš. und mat. dürften das richtige *отъпааѣсте* oder *отъпааѣте* (allerdings in nicht richtiger Form *отъпааѣѣте*) erhalten haben. Auch act. 27. 17 steht christ. *напааѣють*, aber das richtige hat šiš. *ѡпааѣють* (mat. schreibt *въпааѣють*). Dem *προσπίπτω*<sup>u</sup> entspricht *прнпастн*, nur luc. 8. 47 steht das einfache *пааѣши прѣдъ ннмъ* und mat 7. 25 mußte *напааѣ на храмннѣ* übersetzt werden. Luc. 6. 49 steht *разорн сѧ* für *ἔπεσε* oder *συνέπεσε* (es ist von dem Wohngebäude die Rede). Für *περιπίπτω*<sup>u</sup> gebrauchte man *въпастн* (luc. 6. 30, act. 27. 41, iac. 1. 2).

Eine leibliche Kraftanstrengung steckt auch im Verbum *εργα*—*εργѣши* für *βάλλειν*<sup>u</sup>: *εργѣши сѧ* (mat. 4. 6, 5. 29, 30, 18. 9, luc. 4. 9, io. 8. 7), *εργѣтъ* (io. 8. 59). Auch in Zusammensetzungen: *въεργѣши*—*въεργѣ* (mat. 5. 25, 10. 34, 13. 42, 21. 3, 4, io. 5. 7, act. 16. 23), seltener mit anderen Präfixen: *нзεργѣ* (mat. 13. 48), *нзεργѣтъ сѧ* (io. 15. 6), *поεργѣши* (mat. 15. 26, marc. 7. 37) — alles das entspricht dem einfachen griechischen *βάλλειν*.

Die ganze Umsicht des Übersetzers zeigt sich bei diesem griechischen Verbum mit seinem weiten Bedeutungsumfang



darin, daß er bei der Auswahl des slawischen Ausdrucks für seine Übersetzung immer nach dem Objekte sich richtete. So wird in einer Reihe von Fällen *μετατη* angewendet (mat. 12. 41, 27. 35, marc. 15. 24, luc. 23. 24, io. 19. 24, 21. 6. 7) und mit den Präfixen: *εμμετατη* (mat. 3. 10, 4. 18, 6. 30, 7. 19, marc. 1. 18, 4. 26, luc. 3. 9, 12. 28, 21. 1. 2, io. 12. 6), *πομμετατη* (mat. 7. 6, act. 22. 23); für ‚in den Kerker werfen‘ gebrauchte man den Ausdruck *εκαατη* (mat. 18. 30, luc. 12. 58, 23. 25, io. 3. 28, act. 16. 24. 37). Bei Flüssigkeiten kam *εληεατη* an die Reihe (mat. 9. 17, marc. 2. 22, luc. 5. 37. 38, io. 13. 5), auch *εζηηατη* (mat. 26. 12). Sehr treffend ist vom ausgeschütteten Salz *εζηπατη* (mat. 5. 13, luc. 14. 35) und vom Belegen mit Dünger *εζηπατη* (luc. 13. 8) gesagt. Ebenso bezeichnend sind *ενηνηη* (*ножь*, io. 18. 11) oder *ενηεηα* (*ετρηъ*, act. 27. 14) und *εαατη* (*сребро*, mat. 25. 27). Die passiv-neutrale Anwendung des Präteritums führte zu der Übersetzung *λεατη* (mat. 8. 6. 14, 9. 2, marc. 7. 30, luc. 16. 20). Für verschiedene andere Fälle allgemeiner Bedeutung kam *ελοηηη*—*ελαατη* in Anwendung (mat. 27. 6, marc. 7. 33, io. 13. 2, 15. 6, 20. 25. 27, iac. 3. 3, I io. 4. 18), einmal *εζηλοηη* (io. 7. 44).

Selbstverständlich wiederholen sich einige von den hier unter *βᾶλλω* zusammengetragenen slawischen Ausdrücken auch für andere ihnen näher stehende griechische Bedeutungen, so z. B. *ελοηηη* findet auch für *τίθημι*, *κατατίθημι*, *εαατη* für *ἀποδίδωμι* oder *ἐπιδίδωμι*, *λεατη* für *κείμαι*, *κατάκειμαι*, *εμμετατη* *εα* für *ἀνεμίζεσθαι*<sup>a</sup> (iac. 1. 6) entsprechende Verwendung.

Unter den mit Präfixen versehenen Ausdrücken des Verbums *βᾶλλειν* verdient hervorgehoben zu werden *εκβᾶλλω*<sup>u</sup>. Die am häufigsten begegnende Übersetzung desselben ist *ηζηηηη* (mat. 7. 22, 8. 31, 9. 34, 12. 27. 28, 10. 1. 8, 12. 24, marc. 1. 39, 3. 15. 22. 23, 6. 13, 9. 38, 11. 15, luc. 9. 49, 11. 14, 15. 18. 19. 20, 13. 32, 19. 45, III io. 10) oder *ηζηηατη* (mat. 8. 12. 16, 9. 25. 33, 17. 19, 21. 12, marc. 1. 34. 43, 5. 40, 9. 28, 16. 9, luc. 4. 29, 8. 54, 20. 12, io. 2. 15, 9. 34. 35, 12. 31, act. 9. 40, 13. 50), auch *ηααηηη* (marc. 7. 26, 9. 18, 16. 17, luc. 9. 40, io. 6. 17, 10. 4), *ενηηηη* christ. (gal. 4. 30, šiš. *ηααηηη*). Doch richtete sich auch hier der Übersetzer nach dem Sinne und dem slawischen Sprachgebrauche, darum schrieb er *ηζηηηη*—*ηαατη* mat. 7. 4. 5, luc. 6. 42, 10. 35; anderswo paßte ihm



besser *нзвѣстн—нзвѣдѣ* (mat. 9. 38, 21. 39, marc. 1. 12, luc. 10. 2, 20. 15, act. 7. 58, 16. 37, iac. 2. 25); einmal findet man *взвѣдѣтъ* (mat. 12. 20), einmal *нзыпатн*, Objekt *пъшеницѣ* (act. 27. 38), einmal (vom Auge) *нстѣкнн* (marc. 9. 47); weiter *нзноситн* (mat. 12. 35, 13. 52), einmal *пронеситн* (*пронесѣтъ нма ваше* luc. 6. 22); nur zweimal dasjenige Wort, das eigentlich dem Verbum *βάλλω* am nächsten steht: *взвръзѣте* (mat. 22. 13. 30) und *нзвръгѣ* (marc. 12. 8); endlich das passive *ἐκβάλλεται* (mat. 15. 17) wurde einmal übersetzt neutral durch *нсходантъ*. Man sieht auch hier das rationelle Verfahren des Übersetzers bei der Auswahl der Ausdrücke nicht nach der griechischen Vorlage, die an und für sich keiner Auswahl Vorschub leistete, sondern nach dem Sinne der betreffenden Stelle und nach dem slawischen Sprachgebrauche.

Auch bei *ἐπιβάλλω*<sup>u</sup> wiederholt sich derselbe Grundsatz: die übliche Übersetzung ist *взложитн* (mat. 26. 50, marc. 11. 7, 14. 46, luc. 9. 62, 20. 19, 21. 12, io. 7. 30. 44, act. 4. 3, 5. 18, 12. 1, 21. 27, I cor. 7. 35), doch beim Anfliegen wird *прѣстѣлѣнн* gebraucht (mat. 9. 16, luc. 5. 36), beim Eindringen der Fluten ins Schifflein *вланѣнн* сѧ (marc. 4. 37) und das Partizip des zukommenden Teils wird durch *доустѣннѣ* ausgedrückt (luc. 15. 12).

Bei anderen Zusammensetzungen des Verbums *βάλλειν* kommt vor: *отвръгѣ* und *отложитн* für *ἀποβάλλειν*<sup>u</sup> (marc. 10. 50, hebr. 10. 35), *полагатн* und *ннзлагатн* für *καταβάλλειν*<sup>a</sup> (II cor. 4. 9, hebr. 6. 1), *прѣложитн* für *μεταβάλλειν*<sup>a</sup> (act. 28. 6), *прнложитн* für *παρὰβάλλειν* (marc. 4. 30), *сѣлагатн* für *συμβάλλειν* (luc. 2. 19), *обложитн* für *περιβάλλειν* (luc. 19. 43). Außerdem begegnen noch andere Bedeutungen, so bei *περιβάλλειν*: *облѣпн* oder *оѣпн* (mat. 6. 29, luc. 12. 27, 23. 11, io. 19. 2, act. 12. 8; mat. 6. 31, 25. 36. 38. 43, marc. 14. 51, 16. 5). Ganz frei nach dem Sinne des Zusammenhanges steht bei *προβάλλειν* von dem sprießenden Baume *прошнѣнн* сѧ (luc. 21. 31), bei *συμβάλλεσθαι*: *на поможѣ* вѣитн (act. 18. 27, lat. vulg. ‚contulit‘), bei *ὑποβάλλειν* *наоустнн* (act. 6. 11, vl. *наоучнн*).

Das einfache Verbum *τρῆγати* oder *трѣзати* ist innerhalb der hier in Betracht kommenden Texte nicht nachweisbar, wohl aber seine Zusammensetzungen mit Präfixen. So sagt man für *ἀνασπᾶν*<sup>u</sup> *нстрѣгнн* (luc. 14. 5), für *διασπᾶν*<sup>u</sup> *прѣтрѣзати*



(marc. 5. 4) und ρατρῶγνητη (act. 23. 10) — der Wechsel des Präfixes ist auch hier nach den Zusammenhang gemacht und durchaus berechtigt, einmal heißt es πρῆτρῶζααχж са жжа (so würde man noch heute sagen: ‚vuže se pretrglo‘ im Kaj-Dialekte), dann да не ρατρῶγνοῦτὶ Παβλα (in Stücke zerreißen) — ρατρῶζατη steht auch für διαρρήγνυμι<sup>u</sup> (mat. 26. 65, marc. 14. 63, luc. 8. 29, act. 14. 14) von Kleidern, dagegen προτρῶζατη (luc. 5. 6) vom Netze. Auch das einfache ῥήγνυμι<sup>u</sup> lautet ρατρῶγνητη (mat. 7. 6, gal. 4. 27), aber gut gewählt für niederwerfen oder zu Boden werfen (eines Besessenen) поврзгнжтн (luc. 9. 42), daneben aber auch ραζβнвжтн (marc. 9. 18). Auch von Ähren für τῆλλειν<sup>e</sup> liest man вѣстрῶζατη (mat. 12. 1, marc. 2. 23) und вѣстрῶζατη (luc. 6. 1). Endlich auch für ἐκρίζουσιν<sup>u</sup> wird вѣстрῶζατη gebraucht (mat. 13. 29), daneben allerdings auch das näher dem griechischen Wortlaute entsprechende нскореннжтн са (mat. 15. 13) und einmal ganz und gar nicht im Sinne des von mir so oft belobten Übersetzers (iud. 12) нскореньствована (karp. нскоренована). Es ist sehr fraglich, ob auch hier dieser bunte Wechsel der Ausdrücke von einem und demselben Übersetzer herrührt. Dagegen soll noch luc. 17. 6 вѣзδερн са für ἐκρίζωθῃτι erwähnt werden, was auch Berneker als nicht übel bezeichnet.

Ein wohlbekannter Ausdruck ist сѣкроушнжтн für συντρίβειν<sup>u</sup> (mat. 12. 20, marc. 5. 4, 14. 3, luc. 4. 18, 9. 39, io. 19. 36, rom. 16. 20) und davon σύντριμμα<sup>u</sup>: сѣкроушенье (rom. 3. 16). Für πρῆλομнжтн lautet das griechische Original κατάγνυμι (mat. 12. 20), aber noch häufiger steht es für χλάζω und καταχλάζω, dagegen wird κατάγνυμι vom Brechen der Beine durch πρῆбнжтн ausgedrückt (io. 19. 31. 32. 33), gewiß für diesen Fall bezeichnender als es πρῆлоμнжтн wäre.

Das Verbum вѣзδвнжнжтн gibt das griechische ἐγείρειν<sup>u</sup> wieder (mat. 3. 9, marc. 1. 31, 9. 27, luc. 1. 69, 3. 8, io. 2. 19. 20, act. 3. 7, 10. 27, 13. 22. 23, phil. 1. 17), auch speziell вѣзбѣуδнжтн (mat. 8. 25, act. 12. 7), namentlich aber вѣскрῆснжтн — вѣскрῆшатн (mat. 10. 8, io. 5. 21, 12. 1. 9. 17, act. 3. 15, 10. 40, 13. 30. 37, 26. 1). Das Passiv von diesem Verbum, d. h. ἐγερθηγизι, lautet вѣстжтн, sehr häufig gebraucht, vgl. in meinem Glossar zu Cod. Marianus s. v. Dann вѣскрῆснжтн (mat. 24. 2, ephes. 5. 14).



Für *взскръснѣти* hat man auch *ἀνίστημι*<sup>u</sup> (mat. 22. 24, io. 6. 39. 40. 44. 54, act. 2. 24. 32, 13. 34, 17. 31), doch für dieses griechische Verbum wird auch *ἐγζαβηγнѣти* gebraucht (act. 3. 22. 26, 7. 37, 13. 33) und ib. 9. 41 ganz richtig von der wieder ins Leben gerufenen Frau gesagt *постави ю*, denn sie war schon sitzend, er ließ sie also nur aufstehen und diese prägnante Bedeutung hat das Verbum *постави*. Für die intransitive Bedeutung gebraucht der Übersetzer natürlich *взсѣти*, aber auch in speziellen Fällen *взскръснѣти* (mat. 17. 9, marc. 8. 31, 9. 9. 10, 10. 34, 12. 23. 25, 16. 9, luc. 8. 55, 9. 8. 19, 11. 32, 16. 31, 18. 33, 24. 46, io. 11. 23. 24, 20. 9).

Das materielle sich heben und in Bewegung setzen um zu gehen drückt auch *σκόλλω*<sup>e</sup> aus, so luc. 7. 6 *μὴ σκόλλου: ηε αβнжн ѿ*, transitiv ib. 8. 49 *μὴ σκόλλε τὸν διδάσκαλον: ηε αβнжн оучнтелѣа*, marc. 5. 35 *τί σκόλλεις τὸν διδάσκαλον: чѣто αβнжешн оучнтелѣа*.

*поαβнгъ* steht für *ἀγωνίζω*<sup>e</sup> (luc. 22. 44) mit dem entsprechenden Verbum *ἀγωνίζεσθαι*<sup>u</sup>: *пѡαβнжѣти ѿ* (luc. 13. 24, io. 18. 36, I cor. 9. 25, col. 1. 29, 4. 12, I tim. 6. 12), vgl. II tim. 4. 7 *ἀορѣнн поαβнгъ поαβнгохъ ѿ: τὸν ἀγῶνα τὸν καλὸν ἡγώνισμαι*. Das einfache Verbum *αβнгнѣти* gibt das griechische *κινέω*<sup>u</sup> wieder (mat. 23. 4), vgl. act. 17. 28 *αβнжнмъ ѿ: κινούμεθα*; mit feiner Rücksichtnahme auf das Objekt, nämlich *τὰς κεφαλὰς*, *поκѣѣти* (mat. 27. 39, marc. 15. 29); ebenso gut gewählt *коѣти* (sc. *коѣъ*) act. 24. 5 und in übertragener Bedeutung *взжмаѣти ѿ* (act. 21. 30): *ἐκινήθη (ἡ πόλις)*. Aber auch für *σαλεύω*<sup>u</sup> kommt dieselbe Übersetzung in Betracht: mat. 24. 29, luc. 6. 48 (*αβнгнѣтъ ѿ, αβнгнѣти*), marc. 13. 25 *поαβнжѣтъ ѿ*; ebenso act. 4. 31, 16. 26, II thess. 2. 2 (*поαβнжа ѿ, поαβнжѣти ѿ*) oder *поαбнгнѣти ѿ* (luc. 21. 26), *да ѿ ηε поαбнжѣ* (act. 2. 25), part. pass. *αбнжемъ* (luc. 7. 24), *αбнжнмъ* (hebr. 12. 27), transitiv *αбнжѣти* (act. 17. 13), *поαбнжа* (hebr. 12. 26). Das richtige Sprachgefühl leitete den Übersetzer mat. 11. 7 zum Ausdruck *κόλѣблемъ* (von *κόλαμος*) und luc. 6. 38 für das Subjekt *μερѣа* zum Adjektiv *потрѣснъ*, das gewiß ein volkstümlicher Ausdruck war.

Das Verbum *ραζορнѣти* — *ραζариѣти* entspricht dem griechischen *καταλείν*<sup>u</sup>, wird überall konsequent angewendet, nur an zwei Stellen (luc. 9. 12, 19. 7), wo der griechische Ausdruck



eine andere Bedeutung hat, gebraucht auch der Übersetzer richtig ein anderes Wort, nämlich *ἐκτατή* — ein weiterer Beweis der großen Sorgfalt bei der Übersetzungsarbeit. Mit diesem letzten Ausdruck berührt sich die Übersetzung des Wortes *κατάλυμα*, wovon oben die Rede war (S. 49). Auch das einfache *λύειν* kann dieselbe Übersetzung vertragen: *нже ραζορητѣ ѿ ἐάν οὖν λύση* (mat. 5. 19, vgl. io. 2. 19, 5. 18, 7. 23, 10. 35), dann auch *ραζαρῆσθη* (mat. 16. 19, 18. 18, marc. 1. 7, 7. 35, luc. 13. 16, io. 11. 44, act. 2. 24, 13. 25, 22. 30) oder *οτρῆσθη* (mat. 21. 2, marc. 11. 2. 4. 5, luc. 3. 16, 13. 15, 19. 30. 31. 33, io. 1. 27, act. 24. 26, I cor. 7. 27) — und unter besonderen Verhältnissen, wo es sich um die Fußbekleidung handelt (act. 7. 33) *ηζογη*; vom Schiff *ραζεκεσθη* *σα* (act. 27. 41), von der Auflösung einer Versammlung *ραζησθη* *σα* (act. 13. 43, so auch *διελύθησαν* act. 5. 36: *ραζησθῶ* *σε*), von dem Niederreißen einer Zwischenwand *ραζαρουσθη* (ephes. 2. 14) oder zerstören *ραζαρουσθη* (I io. 3. 8), von dem Auflösen der Elemente *ταῖσθη*, *ρασταῖσθη* *σα* (II petr. 3. 10. 11. 12). In so mannigfaltig abwechselnder Übersetzungskunst gibt sich die Arbeit kund, um dem Sprachgeist gerecht zu werden und doch nichts Unrichtiges zu sagen! Ich mache dabei auf den kleinen Unterschied zwischen luc. 13. 15 und 13. 16 aufmerksam: vom Losbinden des Tieres heißt es *οτρῆσθη*, von der Befreiung der Frau aus den Fesseln des Teufels *ραζαρῆσθη*.

Für *ἐκχεῖν*<sup>u</sup> steht am nächsten die Übersetzung *ηζησθη* (act. 2. 17, 18. 33, 22. 20, tit. 3. 6), allgemeiner ist *προλησθη* (mat. 9. 17, marc. 2. 22, rom. 3. 15), man kann gut sagen *προλησθη* *κρῆς*, nicht aber *ηζησθη*, allein io. 2. 15, wo vom Gelde die Rede ist, das von den Tischen heruntergeschmissen wurde, konnte nicht *προλήσθη* und noch weniger *ηζησθη* gesagt werden, sondern *ρασιπασθη* — abermals ein Beleg der genauen Sprachkenntnis.

Schön spiegelt sich die Sprachkenntnis des Übersetzers bei dem Verbum *κοπάσθαι* und seinen Zusammensetzungen ab. Für das einfache *σκάπτω*<sup>e</sup> nahm er *κοπάσθη* (luc. 16. 3), aber luc. 6. 48 zog er für das Ausgraben des Fundamentes den Ausdruck *ησκοπα* vor und luc. 13. 8, wo es sich um Umschaukeln eines Baumes handelte, schrieb er *οκοπαῖς*. Ebenso für *ὀρύττω*<sup>e</sup> schrieb er (mat. 21. 33, marc. 12. 1) *ησκοπα* (*τοχίλλο*) und mat.



25. 18 ρασκοπα, weil es sich um die Bildung einer Öffnung, einer Grube, handelt. Endlich ist für διορύττω<sup>e</sup> zweimal ποδσκοπαβατη — ποδσκοπατη gesagt (mat. 6. 19. 20, luc. 12. 39) und einmal ποδρῳιτη (mat. 24. 43). Die beiden Stellen mat. 24. 43 und luc. 12. 39 sind dem Inhalte nach gleich und doch steht an erster Stelle das Verbum ποδρῳιτη, an zweiter ποδσκοπατη bei gleichem griechischen Ausdruck (διορύττειν). Diese Ungleichmäßigkeit verdient angemerkt zu werden, dabei muß aber gefragt werden, ob diese Verschiedenheit des Ausdrucks bis in die erste Übersetzung zurückreicht, was bezweifelt werden könnte, da ja Ostrom. auch mat. 24. 43 ποδσκοπατη schreibt, doch Assem. hat ποδρῳιτη. Die Möglichkeit also einer späteren Ausgleichung ist nicht ausgeschlossen.

Der Bedeutung nach gehört zu dieser Gruppe auch das Verbum ἀνατρέπω<sup>a</sup>, das ‚zerstören, ruinieren‘ bedeutet, übersetzt wurde es durch вѣзбрашати (II tim. 2. 18, tit. 1. 11). Hübsch lautet die Übersetzung von καθίρημι<sup>a</sup>: καθήκαν αὐτόν (luc. 5. 19): ннѣзбѣснша н, καθήκαν διὰ τοῦ τείχους (act. 9. 25): нѣзбѣснше н съвѣснше по стѣнѣ šis., christ. нсѣднше съвѣснше (l. съвѣснше), karp. вѣсѣдншѣ его н съвѣсншѣ, hier ist der erste Ausdruck (нсѣднша oder вѣсѣднша) überflüssig, das Partizip καθιέμενος lautet ннѣзбѣснши (sc. плашаница) act. 10. 11 und bloß вѣсѣши ib. 11. 5.

Von dem einfachen Verbum κόπτω<sup>e</sup>, das in materieller Bedeutung ρѣзати bedeutet, sind abgeleitet ἐκκόπτω<sup>a</sup> und ἐγκόπτω<sup>a</sup>. Fürs erste haben wir die Übersetzungen ποсѣкати (mat. 3. 10, 7. 19, luc. 3. 9), посѣци (luc. 13. 7), посѣчешн (luc. 13. 9), dann оусѣци (mat. 5. 30) und отѣсѣци (marc. 18. 8), im Apostolus отѣсѣченъ вѣдешн (rom. 11. 22), отѣсѣче сѧ (rom. 11. 24), отѣсѣж (II cor. 11. 12) — die Wahl des Präfixes ist überall wohl überlegt; für ἐγκόπτειν steht act. 24. 4 δὲ не τρῳждаемъ тебѣ, gal. 5. 7 und I thess. 2. 8 lautet die Übersetzung вѣзбрашнхн und rom. 15. 22 ergab der passive Ausdruck die Übersetzung потрѣба мн бѣ (ἐνεκοπτόμεν). So mannigfaltig fiel die Wahl aus, immer mit Rücksicht auf den slawischen Sprachgeist.

Dem griechischen ἀφαιρεῖν<sup>a</sup> entspricht in gewöhnlicher Bedeutung отѣхати (luc. 1. 25, 10. 42, 16. 3, rom. 11. 27), aber hebr. 10. 4 ἀφαιρεῖν ἀμαρτίας lautet отѣхати грѣхы (so christ. und šis., mat. karp. schreiben отѣхлхати, sehr viele alte südslawische



Texte geben  $\sigma\tau\alpha\nu\omicron\upsilon\mu\alpha\tau\eta$ , man hätte  $\sigma\tau\alpha\eta\mu\alpha\tau\eta$  erwartet), doch die Freiheit der Übersetzung nach dem Sinne des Zusammenhanges gibt sich bei  $\acute{\alpha}\phi\epsilon\iota\lambda\epsilon\nu\ \tau\omicron\ \sigma\upsilon\varsigma$  (mat. 26. 51, marc. 14. 67, luc. 22. 50) kund, da man hier dem Sprachgebrauche folgend  $\sigma\upsilon\rho\epsilon\zeta\alpha$  und  $\sigma\tau\rho\epsilon\zeta\alpha\ \sigma\upsilon\chi\omicron$  übersetzte.

Die Kraft äußert sich in der Zerstörung (vgl. oben  $\rho\alpha\zeta\omicron\rho\eta\tau\eta$ ). Dafür hat man im Griechischen  $\varphi\theta\epsilon\iota\rho\omega^a$ ,  $\delta\iota\alpha\varphi\theta\epsilon\iota\rho\omega^u$ . Für das letzte Wort liefert schon der Evangelientext das Verbum  $\tau\lambda\epsilon\tau\eta$  (luc. 12. 33) und II cor. 4. 16  $\rho\alpha\sigma\tau\lambda\epsilon\beta\alpha\iota\epsilon\tau\eta$  (ähnlich I tim. 6. 5). Das einfache  $\varphi\theta\epsilon\iota\rho\omega$  gibt I cor. 15. 33  $\tau\lambda\epsilon\tau\eta$ , ebenso ephes. 4. 22 (der Unterschied ist in der Flexion: an erster Stelle 3. pers. pl.  $\tau\lambda\epsilon\alpha\tau\eta$  oder  $\text{šiš. тлече}$ , an zweiter das Partizip  $\tau\lambda\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\tau\omicron$ ). An anderen Stellen begegnet das Kompositum  $\eta\sigma\tau\lambda\epsilon\tau\eta$  (II cor. 7. 2, 11. 3, II petr. 2. 12). Aber dasselbe griechische Verbum wird auch durch  $\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\tau\eta$ ,  $\omicron\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\tau\eta$  übersetzt (I cor. 3. 17, iud. 10). Diesem letzten Verbum entspricht dann  $\delta\omicron\lambda\omicron\upsilon\nu^a$  (II cor. 4. 2), aber I cor. 5. 6 muß man für  $\kappa\epsilon\alpha\sigma\eta\tau\eta$  die Lesart  $\zeta\upsilon\mu\omicron\iota^u$  (nicht  $\delta\omicron\lambda\omicron\iota$ ) voraussetzen, die auch bei Tischendorf Aufnahme fand.

Das Verbum  $\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\tau\eta$  kennt auch der Evangelientext, doch in der Bedeutung  $\chi\omicron\iota\nu\acute{\omicron}\omega^u$  ‚verunreinigen‘ (mat. 15. 11. 18. 20, marc. 7. 15. 18. 20. 23, vgl. noch act. 10. 15, 11. 9, 21. 28), daher das Adjektiv  $\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\nu\zeta$  zum Ausdruck des Partizips  $\chi\epsilon\chi\omicron\iota\nu\omega\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$ .

Dem Verbum  $\tau\lambda\epsilon\tau\eta$  entsprechend steht  $\tau\lambda\epsilon\eta\eta\eta$  rom. 8. 21, I cor. 15. 42 und  $\eta\sigma\tau\lambda\epsilon\eta\eta$  für  $\varphi\theta\omicron\rho\acute{\alpha}^u$  (gal. 6. 8, col. 2. 22, II petr. 2. 12. 19); dann  $\eta\eta\sigma\tau\lambda\epsilon\eta\eta$  für  $\acute{\alpha}\varphi\theta\alpha\rho\acute{\iota}\alpha^u$  (rom. 2. 7, I cor. 15. 50. 54, ephes. 6. 24, II tim. 1. 10) und  $\beta\epsilon\zeta\eta\eta\sigma\tau\lambda\epsilon\eta\eta$  (I cor. 15. 42); auch  $\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\alpha$  für  $\varphi\theta\omicron\rho\acute{\alpha}$  (II petr. 1. 4). Endlich auch für  $\delta\lambda\epsilon\theta\rho\omicron\varsigma^a$  steht  $\tau\lambda\epsilon\eta\eta$  (I tim. 6. 9), nicht  $\kappa\sigma\epsilon\tau\lambda\epsilon\eta\eta$ , sondern  $\kappa\sigma\epsilon\ \tau\lambda\epsilon\eta\eta$  ist zu lesen, weil  $\text{šiš. вьсако тлєнє}$  schreibt. Übrigens vertritt  $\delta\lambda\epsilon\theta\rho\omicron\varsigma$  auch andere Bedeutungen:  $\delta\lambda\epsilon\theta\rho\omicron\varsigma\ \tau\eta\varsigma\ \sigma\alpha\rho\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  lautet (I cor. 5. 5)  $\eta\zeta\mu\beta\alpha\lambda\eta\eta$   $\mu\lambda\eta\tau\eta$ , I thess. 5. 3 persönlich aufgefaßt  $\beta\epsilon\sigma\epsilon\gamma\omicron\upsilon\beta\eta\tau\epsilon\lambda\eta$  (die neuesten Erklärer bleiben bei ‚Verderben‘) und II thess. 1. 9 als Adjektiv  $\beta\epsilon\sigma\epsilon\gamma\iota\beta\epsilon\lambda\eta\nu\zeta$  — lauter Belege für die Rücksichtnahme auf die slawische Sprache.

Auch für  $\sigma\pi\iota\lambda\omicron\upsilon\nu^a$  gebrauchte man  $\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\tau\eta$  (iac. 3. 6) und  $\omicron\sigma\kappa\epsilon\rho\eta\eta\eta\nu\zeta$ :  $\acute{\epsilon}\sigma\pi\iota\lambda\omicron\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$  (iud. 23); das Substantiv  $\sigma\pi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma^a$



ist **скѣрѣна** (ephes. 5. 27) und persönlich **скѣрѣнѣтель** (II petr. 2. 13). Ferner ist **μολύνω**<sup>a</sup> (I cor. 8. 7) **скѣрѣнѣти**, **μολυσμός** **скѣрѣна** (II cor. 7. 1). Auch **σπιλᾶς**<sup>a</sup> (iud. 12) wird durch **скѣрѣнѣнѣти** wiedergegeben. Dann wird **βεβηλωσύν**<sup>a</sup> durch **скѣрѣнѣти** übersetzt (mat. 12. 5) und **οσκѣрѣнѣти** (act. 24. 6), als Eigenschaft **βέβηλος**<sup>a</sup>: **скѣрѣнѣнѣ** (I tim. 1. 9, 4. 7), **скѣрѣнѣтель** (hebr. 12. 16). Ebenso ist **μιάζω**<sup>a</sup> **οσκѣрѣнѣти** (io. 18. 28, tit. 1. 15, hebr. 12. 15) und **скѣрѣнѣти** (iud. 8); dazu das Substantiv **μιάσμα**<sup>a</sup>: **скѣрѣнѣнѣ** (II petr. 2. 20), **μιασμός**<sup>a</sup>: **скѣрѣна** (ib. 2. 10). Man sieht aus dieser Zusammenstellung der verschiedenen griechischen Ausdrücke nebst ihren feinen Bedeutungsunterschieden mit dem so oft wiederkehrenden einzigen Verbum **скѣрѣнѣти** und seinen Ableitungen, daß die slawische Sprache unvergleichlich ärmer war in dieser Richtung als ihre griechische Vorlage und daß der Übersetzer den Mut hatte, bei seinem beschränkteren Wortvorrat zu verbleiben, ohne der wörtlichen Wiedergabe nachzustreben, was vielleicht nur durch allerlei Neubildungen erreichbar gewesen wäre.

Für **βλάπτειν**<sup>e</sup> ist der übliche Ausdruck **вѣдѣти** (marc. 16. 18, luc. 4. 35) und für **βλαβερός**<sup>a</sup> das Partizip **вѣждаѣа**, **вѣждаѣѣши** (I tim. 6. 9), dazu ist nichts weiter zu sagen.

**κωλύειν**<sup>a</sup> ist immer entweder **вранѣти** (mat. 19. 14, marc. 9. 39, 10. 14, luc. 9. 49, 18. 16, 23. 2, I cor. 14. 39) oder noch häufiger, d. h. an allen sonstigen Stellen **взвѣранѣти**, **взвѣранѣа**. Das einmalige **διακωλύω**<sup>e</sup> (mat. 3. 14) machte für den Übersetzer keinen Unterschied.

**λοβѣти** ist **ζωγρεῖν**<sup>a</sup> (luc. 5. 10), **ογλοβλεπῆν**: **ἐζωγρημένοι** (II tim. 2. 26), doch beim Objekt **ρѣбѣ** oder **ρѣбѣ** lautet der griechische Text **ἀλιεύειν**<sup>e</sup>. Das Substantiv **лобѣа** ist **ἄγρᾱ**<sup>e</sup> (luc. 5. 4. 9). Vom **лобѣцѣ** war schon die Rede (vgl. S. 45).

**ἄγριος**<sup>a</sup> wird durch **лѣбнѣ** übersetzt (mat. 3. 4, marc. 1. 6), doch von den Meeresfluten konnte man nicht diesen Ausdruck gebrauchen und in der Tat liest man iud. 13 **влѣнѣи скѣрѣнѣи**. Für unser Sprachgefühl klingt es etwas auffallend, daß man auch **ἄγριέλαιος**<sup>a</sup> durch **скѣрѣнѣпомаѣлѣна** übersetzt hatte (rom. 11. 17. 24). Dagegen für **καταστρεφνίσκω**<sup>a</sup> (I tim. 5. 11) ist die Übersetzung **раскѣрѣнѣти** ganz gelungen (ein moderner Erklärer umschreibt die Stelle so: ‚wenn sie die Sinnlichkeit Christus abwendig macht‘ Dibelius).



Das Verbum πνίγω<sup>e</sup> lautet in der Übersetzung ΛΑΒΗΤΗ (mat. 18. 28), davon τὸ πνικτόν οὐδαβλήνη (act. 15. 29, 21. 25) und οὐδαβλήνη (act. 15. 20); συμπνίγειν<sup>e</sup> ist ΠΟΔΑΒΛΗΤΗ (mat. 13. 22, marc. 4. 19, luc. 8. 14) und ΠΟΔΑΒΗΤΗ (marc. 4. 7), doch wo von Schweinen, die im Meere zugrunde gingen, die Rede ist, wollte der Übersetzer einen ihm besser zusagenden Ausdruck für πνίγω anwenden und schrieb (marc. 5. 13) οὐταπααχῃ. Die Stelle luc. 8. 42, wo οὐγνήτααχῃ gelesen wird, setzt die Lesart συνέθλιβον<sup>e</sup> voraus, die auch marc. 5. 24. 31 durch οὐγνήτατη übersetzt wurde.

Bei χαίω und καταχαίω kommen die Ausdrücke горѣти, възгорѣти сѧ, погорѣти, сѣгарати, сѣжнзати oder сѣжагати, сѣжеши zur Anwendung, dabei verfuhr der Übersetzer je nach dem Zusammenhang ganz frei und selbständig im Sinne des slawischen Sprachgebrauchs. Das transitive χαίω ist сѣжнзати mat. 5. 15, aus der passiven Form in die aktive übertragen mat. 13. 40 πρὶ χαίεται: огнемъ сѣжнзаетъ, ebenso I cor. 13. 3 ἐν καυθήσομαι: да ждегють ме (šiš., сѣжгють ма christ., сѣжегють ме mat.); intransitiv горѣти (luc. 12. 35, 24. 32, io. 5. 35), сѣгарати (io. 15. 6), погорѣти (hebr. 12. 18). Ebenso bei καταχαίω: aktiv сѣжеши—сѣжнзати—сѣжагати (mat. 3. 12, 13. 30. 40, luc. 5. 17, act. 19. 19, hebr. 13. 11), сѣгорѣти (I cor. 3. 15, II petr. 3. 10). Auch ἀνάπτω ergibt luc. 12. 49 възгорѣти сѧ, iac. 3. 5 сѣжнзати, nur act. 28. 2 wird възгнѣтнати angewendet, bei огонь als Objekt: възгнѣщше огонь — gewiß von einem feinen Kenner der Sprache herrührend.

In übertragener Bedeutung steht πυροῦσθαι: ραжданзати сѧ (I cor. 7. 9, II cor. 11. 29), ραжданъ (πεπυρωμένος) ephes. 6. 16 und жьгомъ (πυρούμενος) II petr. 3. 12. Sehr unbestimmt lautet die Übersetzung von ἀναζωπυρεῖν (II tim. 1. 6): christ. und einige Texte bei Amphilochius schreiben възгрѣвати, šiš. въсподати, mat. възнрати, ein moderner Übersetzer gebraucht den Ausdruck ‚anfachen‘, die Vulgata ‚resuscitare‘. Es ist nicht leicht, das Ursprüngliche herauszufinden.

БѢАНТН, ОУБѢАНТН gilt als Übersetzung von ἀναγκάζειν<sup>u</sup> (mat. 14. 22, marc. 6. 45, luc. 14. 23, gal. 2. 14, 6. 12). Für dasselbe griechische Verbum steht auch нжАНТН (act. 26. 11, II cor. 12. 11), passiv freier нужда ми бысть (act. 28. 19), нуждънъ бысть sc. Tit. (gal. 2. 3). Das Substantiv ἀνάγκη<sup>u</sup> ist



Das soeben erwähnte ποτρεύειν gilt auch für χρεῖα<sup>u</sup> (luc. 10. 42), die Phrase χρεῖαν ἔχω lautet τρέβουικ (sehr oft: mat. 3. 14, 6. 8, 9. 12, 14. 16, 21. 3, 26. 65, marc. 2. 17. 25, 11. 3, 14. 63, luc. 5. 31, 9. 11, 15. 7, 19. 31. 34, 22. 71, io. 2. 25, 13. 10. 29, 16. 30). Im Apostolus, wenn es sich nicht um χρεῖαν ἔχω handelt, wo sich dasselbe Verbum τρέβομαι wiederholt, begegnet der Ausdruck τρέβωσις (act. 6. 3, 20. 34, rom. 12. 13, ephes. 4. 29, phil. 4. 16. 19, tit. 3. 14). Einigemal auch τρέβω (act. 28. 10, hebr. 7. 11, 10. 36), das letzte einmal auch im Evangelium (luc. 14. 35), doch für einen anderen griechischen Ausdruck, nämlich für εἴθετον<sup>u</sup>. Die Abweichung im Ausdruck zwischen Evangelien und Apostolus verdient notiert zu werden.

Das Verbum  $\eta\kappa\alpha\eta\tau\eta\ \epsilon\alpha$  steht auch für  $\beta\acute{\iota}\alpha\zeta\epsilon\sigma\theta\alpha\iota^e$  (mat. 11. 12, luc. 16. 16), daher auch  $\beta\acute{\iota}\alpha^a$ :  $\eta\kappa\alpha\alpha$  (act. 5. 26, 21. 35, 24. 7, 27. 41), doch das Adjektiv  $\beta\acute{\iota}\alpha\iota\omicron\varsigma^a$  wird sinngemäß durch  $\epsilon\omicron\upsilon\rho\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$  ausgedrückt:  $\pi\omicron\tau\epsilon\ \beta\acute{\iota}\alpha\iota\alpha$  (act. 2. 2):  $\lambda\omicron\upsilon\chi\tau\ \epsilon\omicron\upsilon\rho\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$ ,  $\eta\kappa\alpha\delta\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$  würde hier nicht der Situation entsprechen, dagegen act. 15. 28 konnte  $\tau\omicron\ \epsilon\pi\acute{\alpha}\nu\alpha\gamma\chi\epsilon\varsigma^a$   $\beta\acute{\alpha}\rho\omicron\varsigma$  gut durch  $\eta\kappa\alpha\delta\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$  (es ist  $\tau\alpha\rho\omicron\tau\alpha$  gemeint) übersetzt werden. Für das Substantiv  $\beta\iota\alpha\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma^e$  blieb man bei  $\eta\kappa\alpha\delta\eta\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$  (mat. 11. 12). Endlich wird phil. 2. 30 die Lesart  $\pi\alpha\rho\alpha\beta\omicron\lambda\epsilon\upsilon\sigma\acute{\alpha}\mu\epsilon\omicron\varsigma^a$  (‘sich aussetzen’) durch das Partizip  $\eta\omicron\upsilon\kappa\alpha\delta\ \epsilon\epsilon$  (also von  $\eta\kappa\alpha\eta\tau\eta\ \epsilon\alpha$ ) ausgedrückt, d. h. ‘sein Leben (seine Seele) dem Tode ausgesetzt’.

Der Ausdruck κραστη—κραδκ ist nicht nur für κλέπτω<sup>u</sup> gebräuchlich (rom. 2. 21, ephes. 4. 28), häufiger ογκραστη (mat.



19. 18, 27. 64, 28. 13, marc. 10. 19, luc. 18. 20, io. 10. 10, rom. 13. 9), sondern auch für νοσφίζεσθαι<sup>a</sup> (tit. 2. 10 κραλѣиѣ, aber act. 5. 2. 4 wird ογταντη gebraucht) und für ἱεροσυλεῖν<sup>a</sup> mit einem Zusatze вѣѣиѣ кралѣиѣ (rom. 2. 22), auch für das einfache συλᾶν<sup>a</sup> steht II cor. 11. 8 ποκρалаохъ (šiš. schreibt прокρалаъ, doch ist das kaum richtig, mag es auch in mehreren Texten wiederkehren); in russischen Texten begegnet dafür der Ausdruck ογѣиѣ: ογѣиѣ, ογѣиѣ.

## X.

Den Verfolgungen ausgesetzt werden, leiden, zugrunde gehen, getötet werden — alles das bildet eine weitere Gruppe von Ausdrücken, von welcher einige angeführt zu werden verdienen.

ПАКОСТЬ ДѢИѢИ ist gute Wiedergabe für κολαφίζειν<sup>a</sup> (mat. 26. 67, II cor. 12. 7), weniger ausdrucksvoll ist allerdings МѢИѢИ (marc. 14. 65, I petr. 2. 20) und passiv СТРАДАѢИ (I cor. 4. 11). Dagegen steht МѢИѢИ für κολλάζειν<sup>a</sup> (act. 4. 21, II petr. 2. 4. 9) und κόλασις<sup>a</sup> lautet МѢИѢИ (mat. 25. 46, I io. 4. 18). Dasselbe Verbum МѢИѢИ drückt aber auch βασανίζειν<sup>a</sup> aus (mat. 8. 29, marc. 5. 7, luc. 8. 28, II petr. 2. 8), passiv СТРАДАѢИ (mat. 8. 6, marc. 6. 48), über βάσανος vgl. S. 74, und МѢИѢИТЕЛѢИ für βασανιστής<sup>e</sup> (mat. 18. 34). Gegenüber allen diesen in gleicher Richtung sich bewegenden Beispielen steht ganz selbständig da als ein glänzender Beweis der starken Sprachkraft des Übersetzers die Stelle mat. 14. 24, wo ΚΟΡΑΒΛѢИ . . . ΕΒΛΑΒѢИ ѢΑ ΕΒΛΗΜѢИ dem griechischen βασανιζόμενος ὑπὸ τῶν κυμάτων gegenübersteht. Dieser slawische Ausdruck hatte offensichtlich maritimen Charakter, darum wurde er auch luc. 8. 23 angewendet, wo der Sturm auf dem See das Schifflein überrascht hatte und die Insassen ΕΒΛΑΒѢИ ѢΑ, im Griechischen steht der blasse Ausdruck ἐκινδύνευσον<sup>a</sup>, der sonst ganz gut und verständlich (act. 19. 27) mit ΕΒΛѢИ πρηιѢИѢИ oder ΕΒΛѢИ СТРАДАѢИ (I cor. 15. 20) und noch freier (act. 19. 40) durch ΕΒΛѢИ ѢѢИѢИ НАМѢИ (κινδυνεύομεν<sup>a</sup>) wiedergegeben wird. Deutlich auf die Gefahr zu Wasser deutet auch κλυδωνίζεσθαι<sup>a</sup> (ephes. 4. 14) hin, das gleichfalls durch ΕΒΛΑΒѢИ ѢΑ übersetzt wurde. Man kann aus diesen Beispielen mit voller Sicherheit auf die Vertrautheit



des Übersetzers mit dem Leben auf dem Meere schließen, was zur Annahme der Heimat des Altkirchenslawischen in Süd-makedonien, etwa in der Nähe des Ägäischen Meeres, vortrefflich stimmt.

Für das einfache διώκειν<sup>u</sup> gebraucht der slawische Übersetzer am häufigsten den Ausdruck гонити (es sind viele Beispiele vorhanden). Im Zusammenhange verlangte dann und wann die perfektive Aussage die Zuhilfenahme des Präfixes нз-: нзгънаша (mat. 5. 12, io. 15. 20, act. 7. 52), нжаенѣтъ (mat. 5. 11, luc. 21. 12), нжаенете (mat. 23. 34), нзгънани (mat. 5. 10, II tim. 3. 12), einmal нзгонашаа (mat. 5. 44); zweimal mit dem Präfixe по-: поженѣтъ (luc. 17. 23), поженеть (I petr. 3. 11). Sieht man sich die einzelnen Stellen genauer an, kommt man bald zu dem Eindruck, daß bei der Wahl verschiedener Präfixe der Übersetzer sich von dem richtigen Sprachgefühl leiten ließ, um ohne Rücksicht auf den immer gleichen griechischen Ausdruck jedesmal den Sinn sprachlich richtig wiederzugeben.

Das Substantiv διωγμός<sup>u</sup> wird bald durch гонение (mat. 13. 21, marc. 4. 17, act. 8. 1, 13. 50, rom. 8. 35, II thess. 1. 4) bald durch нзгънание (marc. 10. 30, II cor. 12. 10, II tim. 3. 11) ausgedrückt. Die Zusammensetzung mit κατα- in καταδιώκω<sup>e</sup> (marc. 1. 36) ergab die gleiche Übersetzung wie das einfache Verbum: гнаша. Für ἐκδιώκω<sup>u</sup> führte schon das Präfix auf die Übersetzung mit нз-: нжаенѣтъ (luc. 11. 49), нзгънабъшнихъ (I thess. 2. 15).

Das aktive πορεύετη und passiv-neutrale гъиенѣти—погъиенѣти entsprechen dem griechischen ἀπόλλυμι<sup>u</sup> in seinen aktiven und passiven Formen. In den meisten Fällen ist das slawische Verbum mit dem Präfixe по- versehen, als einfaches Verbum liest man luc. 15. 17 гъиенѣ, io. 6. 27 гъиенѣще, II cor. 4. 3 und II thess. 2. 10 гъиенѣшнихъ; II cor. 2. 15 ist ἀπολλόμενος durch гъиенѣнъ wiedergegeben. Nur luc. 15. 24. 32 findet man нзгъиенѣ für ἀπολωλώς. Das Substantiv ἀπώλεια<sup>u</sup> wird gewöhnlich durch погъиенѣль ausgedrückt, etwa zehnmal, einmal als Adjektiv погъиенѣльни (io. 17. 12). Das einfache гъиенѣль begegnet mat. 26. 8, marc. 14. 4, einmal steht dafür пагъуба (mat. 7. 13), doch wie wir oben sahen, gilt пагъуба auch für λοιμός<sup>u</sup>, einmal für ἄλωσις<sup>u</sup> (II petr. 2. 12).



στραδατη, ποστραδατη steht für πάσχειν<sup>u</sup>, παθεῖν<sup>u</sup>, an allen Stellen des Evangelientextes mit Ausnahme von luc. 22. 15, wo man πρὸ τοῦ με παθεῖν schön übersetzte: прѣжде даже не приимѣ мѣкы. Diese Phrase wird auch im Apostolus gebraucht, sogar häufiger als στραδατη, man findet sie act. 3. 18, 17. 3, hebr. 9. 26, 13. 12, I petr. 2. 23, 3. 17. 18, 4. 1. 15. Einigemal steht das Verbum приѣти für παθεῖν ohne jeden weiteren Zusatz (act. 9. 16, gal. 3. 4, I thess. 2. 14, II tim. 1. 12). Ganz eigentümlich lautet act. 28. 5 ἐπαθεν εὐδὲν κακόν in der Übersetzung so: не бѣи ꙗмоу ни коѣѣже люти (so in allen Texten, also auch ursprünglich), das Wort люти muß ein im Volke bekannt gewesener Ausdruck sein. Ob alle diese Ausdrücke in ihrer Verschiedenheit auf einen Übersetzer zurückzuführen sind, kann fraglich erscheinen.

Das Kompositum κακοπαθεῖν<sup>u</sup> wörtlich übersetzt lautet ζλοποστραδατη (II tim. 2. 9, 4. 5, iac. 5. 13), nur II tim. 2. 3 ζποστραжан nach der Lesart συγκακοπάθησον<sup>u</sup>. Das Substantiv πάθημα<sup>u</sup> ist страсть, doch II cor. 1. 5, phil. 3. 10, col. 1. 24, hebr. 2. 10, I petr. 4. 13, 5. 9 wird dafür мѣка gebraucht. Auch πάθος<sup>u</sup> ist страсть (rom. 1. 26), aber col. 3. 5 schreiben alle Texte сласть, wo man страсть erwartet hätte; daß aber сласть dennoch richtig ist, zeigt I thess. 4. 5, wo man ebenfalls сласть findet für ἐν πάθει. Auch für κακοπάθεια<sup>u</sup> (iac. 5. 10) steht страсть. Der eben erwähnte Ausdruck сласть hat sonst sein griechisches Original in ἡδονή<sup>u</sup> (luc. 8. 14, tit. 3. 3, iac. 4. 1. 3, II petr. 2. 13) und ἡδέως<sup>u</sup> wird übersetzt sehr schön durch въ сласть (marc. 6. 20, 12. 37, II cor. 11. 19), für ἡδιστα sagte man auch въ сласть (II cor. 12. 15) oder wörtlicher сластьнѣ (ib. 12. 9).

τρῆπῆτι ist für ἀνέχομαι<sup>u</sup> verwendet worden (mat. 17. 17, marc. 19. 19, luc. 9. 41, I cor. 4. 12), auch прѣтрьпѣати (ephes. 4. 2). Eine andere Bedeutung wird durch приимати und послѣшати wiedergegeben. Dagegen wird трῆпῆти und потрῆпῆти noch für μακροθυμεῖν<sup>u</sup> gebraucht: потрῆпῆти (mat. 18. 26. 29), потрῆпῆти (iac. 5. 7. 8), трῆпῆти (luc. 18. 7), vgl. noch I cor. 13. 4, hebr. 6. 15, iac. 5. 7, II petr. 3. 9. Auch трῆпῆствоунте liest man I thess. 5. 14. Das Substantiv μακροθυμία<sup>u</sup> ist трῆпῆние (rom. 9. 22, II cor. 6. 6, ephes. 4. 2, col. 1. 11, 3. 12, I tim. 1. 16, II tim. 4. 2, hebr. 6. 12, iac. 5. 10,



I petr. 3. 20); II petr. 3. 15 steht auf einmal *αλζγοτρῖπνῆ*, und zwar in allen Texten bis auf mat., wo nur *τρῖπνῆ* zu lesen ist. Soll man also auch hier diese Lesart für die echte alte halten oder annehmen, daß jenes Kompositum den Einfluß einer anderen Person bei der Arbeit verrät? Eine Neubildung scheint auch die Form *τρῖπῶλστνῆ* zu sein (rom. 2. 4, gal. 5. 22, II tim. 3. 10). Das Adverbium *μακροθυῶς* (act. 26. 3) wird durch *сѣ трῖпῆннѣмъ* wiedergegeben.

Derselbe Ausdruck *τρῖпῆтн* und aoristisch *прѣтрῖпῆтн* tritt auch für das Verbum *ὑπομένω*<sup>u</sup> auf, ebenso *τρῖпῆннῆ* für *ὑπομονή*<sup>u</sup>. Das Verbum findet man oft (mat. 10. 22, 24. 13, marc. 13. 13, rom. 12. 12, I cor. 13. 7, II tim. 2. 10. 12, hebr. 10. 32, 12. 7, iac. 1. 12, 5. 11, II petr. 2. 20), einmal liest man *ποστράατн* (hebr. 12. 2. 3). Das Substantiv (*τρῖпῆннῆ*) begegnet in luc. 8. 15, 21. 19, rom. 2. 7, 5. 3. 4, 8. 25, 15. 4. 5, II cor. 1. 6, 6. 4, 12. 12, col. 1. 11, II thess. 1. 4, 3. 5, I tim. 6. 11, tit. 2. 2, hebr. 10. 36, 12. 1, iac. 1. 3. 4, 5. 11, II petr. 1. 6, und *τρῖпῶλστн* in I thess. 1. 3, II tim. 3. 10. In anderem Bedeutungszusammenhang lautet *ὑπομένω* *οσταтн* (luc. 2. 43, act. 17. 14). An einer Stelle (col. 1. 11) stehen *ὑπομονή* und *μακροθυμία* nebeneinander, da liest man in christ. *трῖпῆннῆ* und *трῖпῶлстнῆ*, in šiš. jedoch *трῖпῆннῆ* und *кротость*, ebenso in mat. karp. Die letzte Lesart sieht mir als ursprüngliche aus, weil der Übersetzer das Nebeneinander gleichlautender Worte vermeiden wollte, darnach wäre hier die Einsetzung des Ausdrucks *трῖпῶлстнῆ* eine spätere Richtigstellung. Dagegen II tim. 3. 10, wo drei Ausdrücke nebeneinander stehen: *μακροθυμία*, *ἀγάπη* und *ὑπομονή* schrieb der Übersetzer *трῖпῆннῆ*, *любовь* und *трῖпῶлстнῆ*, so mat. und auch šiš. (christ. fehlerhaft zweimal denselben Ausdruck), darnach könnte man also doch auch an der oben zitierten Stelle *трῖпῶлстнῆ* für ursprünglich halten. Die Sache ist ungewiß. Das slawische *трῖпῆтн* gilt noch als Übersetzung von *καρτερέω*<sup>a</sup> (hebr. 11. 27) und auch *προσκαρτερέω*<sup>a</sup> ist *трῖпῆтн* (act. 1. 14, 2. 42, col. 4. 2) oder *прѣтрῖпῆватн* (rom. 12. 13, 13. 6). Es gibt auch andere Übersetzungen des letzten griechischen Ausdrucks, so wurde act. 2. 46 die Lesart *προσκαρτέρουν ὁμοθυμαδόν* übersetzt: *наѣхж ннодоушьно*, act. 6. 4 *προσκαρτερήσμεν*: *да прѣбываемъ*, act. 8. 13 *ἦν προσκαρτερῶν*: *бѣ прѣбывае*, act. 10. 7 *τῶν προσκαρτερούντων αὐτῷ*: *сложещи хъ кмоу*



christ. mat., нже слоужаше юмоу šiš. An allen diesen Stellen ist die Grundbedeutung des *καρτερέω*, verharren, in der Übersetzung angepaßt dem Sinne des ganzen Zusammenhangs, daher die Wahl so verschiedener Ausdrücke: *τρῖπῃτι*, *πρῆτρῖπῆβατι*, *ἡτι*, *πρῆβζιβατι* und *слоужити*! Das Substantiv *προσκαρτέρησις*<sup>a</sup> (ephes. 6. 18) ist *τρῖπῆνнѣ*. Hierher gehört nach dem Zusammenhang auch *προσμένω*, das act. 11. 23 durch *τρῖпῃти* übersetzt wird; act. 13. 43, 18. 18, 1 tim. 1. 3, 5. 5 durch *πρῆβζιβατι*—*πρῆβζити*, origineller mat. 15. 32 und marc. 8. 22 (die einzigen zwei Stellen des Evangelientextes) durch *πρῆсῶдῃти*: *πρῆсῶдѣтъ мѣнѣ*. Der Unterschied in der Übersetzung desselben Ausdrucks in dem Evangelientext und Apostolus verdient angemerkt zu werden.

Der Ausdruck *πρῆβζιβατι* und *πρῆβζити* gilt auch als die üblichste Übersetzung von *μένω*<sup>u</sup>, die Beispiele sind so zahlreich, daß man sie nicht einzeln anzuführen braucht. Es genügt die Abweichungen hervorzuheben. Vor allem sei bemerkt, daß dann und wann das einfache *βζити* genügt: luc. 19. 5 *ἐκ τοῦ οἴκου σου μέναι* (ἐν τῷ οἴκῳ σου μέναι), io. 14. 16 *ἵνα μένη μεθ' ὑμῶν*: *ἀλλ' ἐβλѣтъ сѣ ва ми*, 15. 5 *ὁ μένων ἐν ἐμοί*: *нже бжѣтъ ἐκ мнѣ*, 15. 9 *ἐβлѣте ἐκ ἀνθρώπου μοι*: *μείνατε ἐν τῇ ἀγάπῃ τῇ ἐμῇ*, ib. 11 *ἀλλ' ἡ χαρὰ ἣ ἐμὴ ἐν ὑμῖν μένει*, 11 tim. 3. 14 *οὗ δὲ μένε*: *тъи же бѣва христ.* (in šiš. mat. vielleicht richtiger *πρῆβѣва*); noch steht io. 14. 25 *ἐκ βασίλει*: *παρ' ὑμῖν μένων* und act. 5. 4 *οὐχὶ μένον σοι ἔμενε*: *не сѣице ли твоје бѣ*. Einigemale steht dafür *жити*: *не жнѣваше* luc. 8. 27: *οὐκ ἔμενε, οὐκ ἔμενε, κτλ. жнѣши* (io. 1. 39. 40): *διδάσκαλε ποῦ μένεις*; *жнѣваше оу нѣю* (act. 18. 3): *ἔμενε παρ' αὐτοῖς*, act. 28. 16 *ὁ сѣбѣ жити*: *μένειν καθ' ἑαυτόν*, 28. 30 *ἔμεινε δὲ διέτι*: *жнѣ же исплѣнь дѣ лѣтъ*; so noch 1 io. 2. 6, 10. 24. 27, 4. 13, 15. 16, 11 io. 2. Ganz richtig steht mat. 26. 38, marc. 14. 34 *ποжнѣте* für *μείνατε*, vgl. act. 20. 5 *жѣдѣхѣ*: *ἔμενον*, 20. 23 *οὐζы мене и скръбѣ жѣдѣтъ* šiš. (*жнѣдѣтъ christ.*). Auch *οсѣти* kommt vor: io. 7. 9 *οсѣта ἐκ γαλιλѣи* (*ἔμεινε ἐν τῇ Γαλιλαίᾳ*), io. 19. 31 *ἀλλ' не οсѣтанѣтъ . . . тѣлеса* (*ἵνα μὴ μείνη . . . τὰ σώματα*), auch *сѣти*: *сѣта не дѣвнѣмѣ* (act. 27. 41): *ἔμεινε ἀσάλευτος*. Sehr weit entfernt sich der Übersetzer von der griechischen Vorlage luc. 24. 29, indem er *μείνον* durch *οβлѣзи* und *εἰσῆλθε τοῦ μείναι* durch *бѣнѣдѣ облѣи* wiedergab, weil es sich um die Teilnahme



am Abendmahl handelte. In einer anderen Situation handelt es sich um den Aufenthalt des Schiffes, da heißt es auch (act. 20. 15) *οβλεγοχομъ* (oder noch besser mat. *ωβλεγъше: μέλιντες*). Alle diese Beispiele beleuchten den Charakter der Übersetzung und das Verhalten des Übersetzers zu seiner griechischen Vorlage so grell, daß man aus ihnen allein schon die große Gewandtheit und Meisterschaft des Verfassers in der Beherrschung seines slawischen Idioms folgern müßte, wenn nicht so zahlreiche Belege außerdem zu derselben Wertschätzung vorhanden wären. Für das oben erwähnte *прѣзѣбати* gilt auch *διατρίβω*<sup>u</sup> an einigen Stellen: act. 14. 3 *прѣзѣша*, 14. 28 *прѣзѣста*, 20. 6 *прѣзѣχομъ* und 14. 18 *прѣзѣβαιψема*. Vgl. weiter unten die Belege für *жѣти*.

*ραν* ist *μάστιξ*<sup>u</sup> und *πληγή*<sup>u</sup>: luc. 12. 48, act. 16. 23. 33 (an letzter Stelle stehen in christ. zwei Ausdrücke nebeneinander *ω ρανъ ѡзѣви*, richtig ist nur einer davon, *σις*. und mat. haben wirklich nur *ω ρанъ*), II cor. 6. 5, 11. 23; nur einmal (luc. 10. 30) steht, wie schon oben S. 74 bemerkt wurde, *ѡзѣ* für *πληγή*<sup>u</sup>, während io. 20. 25 derselbe Ausdruck das griechische *τύπος*<sup>u</sup> bezeichnet. Doch hat *τύπος* verschiedene andere Bedeutungen, darunter vor allem *οσραζъ* an allen Stellen des Apostolus. Zum Substantiv *μάστιξ* gehört das Verbum *μαστιζειν*<sup>a</sup>, das durch *ѣти* übersetzt wurde (act. 22. 25), ebenso ist *μαστιγώω*<sup>u</sup>: *ѣти*, *ѡѣти* (mat. 10. 17, 23. 34, marc. 10. 34, luc. 18. 33, hebr. 12. 6); in io. 19. 1 wird in ältesten Denkmälern bekanntlich *тѣпѣ* angewendet, ebenso luc. 18. 33 wenigstens in Zogr. Vgl. Entst. 406.

Das Verbum *ѡѣбати*—*ѡѣти* ist regelmässige Übersetzung von *ἀποκτείνω*<sup>u</sup>, fast an allen Stellen des Evangelientextes, ausnahmsweise mat. 23. 37 *нѣѣти*, ebenso luc. 11. 47. 48, act. 27. 42 oder *пѣѣти* (luc. 13. 4). Dieser Wechsel im Präfixe ist nicht willkürlich gemacht, sondern absichtlich gewählt worden, um dem Sprachgefühl gerecht zu werden. Denn sowohl bei *нѣѣти* wie bei *пѣѣти* wollte man mit dem betreffenden Präfixe die nacheinander folgende Tötung oder Tötung bis auf den letzten Mann zum Ausdruck bringen. Solche Feinheiten setzen einen Meister der Sprache voraus, der bei seiner Arbeit nicht so sehr von der Gleichheit des griechischen Ausdrucks, als von seinem Sprachgefühl sich leiten ließ. Darum ist act. 23. 14



ΔΟΝΔΕЖЕ ПОБЫЕМЪ ПАВЛА in christ. nicht richtig, richtig ist vielmehr ΟΥΒΕΜΕΝ ΠΑΒΛΑ in mat. karp., weil es sich hier nur um eine einzige Person handelt. Auch darin zeigt sich die richtige Beobachtungsgabe des Übersetzers, daß er rom. 7. 11, wo ἀποκτείνειν metaphorisch steht, statt des hier nicht recht passenden Ausdrucks ΟΥΒΗΤΗ dem umfangreicheren ΟΥΜΡΥΤΒΗΤΗ den Vorzug gab. Dasselbe wiederholt sich II cor. 3. 6. Die Richtigkeit dieser Beobachtung wird durch die Parallele bei ἀναίρεω<sup>u</sup> erhärtet: mat. 2. 16 lautet für ἀνεῖλεν die Übersetzung: НЗЕН ВСА УТРОКЪ, sonst gebraucht er immer ΟΥΒΗΤΗ; act. 16. 27, wo von einem Selbstmordversuch die Rede ist, wählte der Übersetzer für ἀναίρειν ein ganz besonderes Verbum ΟΥΒΟСТΗ šiš. mat. (unrichtig steht, wie es mir scheint, in christ. czboctи), zur Wahl dieses Ausdrucks war er berechtigt, weil kurz vor dem gesagt wurde НЗЕЛЗКЪ НОЖЪ; er hätte zwar ganz gut auch ΟΥΒΗΤΗ sagen können, doch er wollte sich eines bezeichnenderen präzisieren Ausdrucks bedienen. Sonst gilt προβοctи als Übersetzung von νόσσω<sup>e</sup> (io. 19. 34) und ἐκκεντέω<sup>a</sup> (io. 19. 37).

Dem Verbum πατάσσω<sup>u</sup> entsprechen nach dem Zusammenhang verschiedene Ausdrücke: im allgemeinen zugrunde richten oder beseitigen wird durch ποραζηctи übersetzt (mat. 26. 31, marc. 14. 27, act. 12. 23), einen Hieb versetzen ist ουδαρηctи (mat. 26. 51, luc. 22. 49. 50), einen niederhauen ist ουβηctи (act. 7. 24) und nur einen Rippenstoß versetzen lautet treffend ΤΑΖΚΗЖЕЗ ВЪ ΡΕΒΡΑ (act. 12. 7).

Betreffs ΟΥΜΡΥΤΒΗΤΗ sei noch bemerkt, daß diesem Ausdruck wörtlich νεκρῶν<sup>a</sup> am nächsten steht (rom. 4. 19, col. 3. 5, hebr. 11. 12), in Evangelien begegnet er nicht. Darnach wurde νεκρωσις<sup>a</sup> übersetzt durch das offenbar neugebildete ουμрыцвєннє (rom. 4. 19), es ist aber auch мрътвостъ (II cor. 4. 10) vorhanden, und zwar šiš. hat an beiden Stellen мрътвостъ, während mat. an erster Stelle bei ουμрыцвєннє blieb. Möglicherweise waren von Anfang an beide Ausdrücke als Belege verschiedener Übersetzer vorhanden, oder aber wollte derselbe Übersetzer seine Arbeit nachher berichtigen?

Das bei μαστιζω<sup>a</sup> und μαστιγύω<sup>u</sup> genannte Verbum БНТΗ—БЫЖ kehrt auch bei τύπτω<sup>u</sup> wieder (mat. 24. 49, 27. 30, marc. 15. 19, luc. 6. 29, 12. 45, 18. 13, 22. 64, 23. 48, act. 18. 17, 21. 32, 23. 2. 3, I cor. 8. 12), dann steht es für δέρω<sup>u</sup> (mat.



21. 35, marc. 12. 3. 5, 13. 9, luc. 12. 47. 48, 20. 10. 11, 22. 63, io. 18. 23, act. 5. 40, 16. 37, 22. 19, I cor. 9. 26, II cor. 11. 20), endlich für  $\epsilon\rho\alpha\gamma\epsilon\lambda\lambda\acute{o}\omega$ <sup>e</sup> (mat. 27. 26, marc. 15. 15). Mit dem Zusatze  $\kappa\alpha\mu\epsilon\eta\eta\epsilon\mu\acute{\iota}$  drückt es das griechische  $\lambda\iota\theta\omicron\beta\omicron\lambda\epsilon\acute{\iota}\nu$ <sup>u</sup> aus (mat. 21. 35, 23. 37, marc. 12. 4, luc. 13. 34, io. 8. 5, act. 7. 58. 59, 14. 5, hebr. 12. 20).

$\sigma\upsilon\eta\eta\chi\epsilon\zeta\eta\tau\eta$  scheint dem griechischen  $\epsilon\acute{\zeta}\sigma\upsilon\theta\epsilon\nu\acute{\epsilon}\omega$ <sup>u</sup> oder  $\epsilon\acute{\zeta}\sigma\upsilon\theta\epsilon\nu\acute{o}\omega$ <sup>u</sup> (- $\nu\acute{\epsilon}\omega$ ) nachgebildet zu sein (marc. 9. 12, luc. 18. 9, I cor. 6. 4, II cor. 10. 10, gal. 4. 14), es kommt aber auch  $\sigma\upsilon\kappa\omicron\rho\eta\tau\eta$  dafür in Anwendung (luc. 23. 11, act. 4. 11, rom. 14. 3. 10, I cor. 1. 28, 16. 11, I thess. 5. 20). Dieser Ausdruck, der einst stärkere Bedeutung in üblem Sinne gehabt zu haben scheint, als sie ihm nach unserem heutigen Sprachgefühl zukommt, steht auch für  $\lambda\omicron\iota\delta\omicron\rho\acute{\epsilon}\omega$ <sup>u</sup> (io. 9. 28). Andere Bedeutungen für  $\lambda\omicron\iota\delta\omicron\rho\acute{\epsilon}\omega$  wurden bereits erwähnt (S. 32).

## XI.

Unter den Ausdrücken der materiellen Bewegung wollen wir von dem Verbum  $\eta\tau\eta$ — $\eta\lambda\alpha$ , samt seinen Zusammensetzungen mit Präfixen wie  $\epsilon\lambda\eta\tau\eta$ ,  $\epsilon\lambda\eta\eta\tau\eta$ ,  $\zeta\eta\tau\eta$ ,  $\eta\zeta\eta\tau\eta$ ,  $\mu\eta\mu\omicron\eta\tau\eta$ ,  $\omicron\tau\eta\tau\eta$ ,  $\pi\omicron\eta\tau\eta$ ,  $\pi\rho\eta\eta\tau\eta$ ,  $\pi\rho\omicron\eta\tau\eta$ ,  $\pi\rho\epsilon\eta\tau\eta$ ,  $\rho\alpha\zeta\eta\tau\eta$   $\epsilon\alpha$ ,  $\epsilon\lambda\eta\eta\tau\eta$ — $\epsilon\lambda\eta\eta\tau\eta$   $\epsilon\alpha$  und auch von solchen wie  $\zeta\alpha\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$ ,  $\eta\eta\zeta\alpha\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$ ,  $\omicron\beta\epsilon\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  u. ä., ungeachtet der Fülle der dadurch aufkommenden Bedeutungen des griechischen Wortvorrats, ganz absehen, um nicht die Grenzen der Arbeit zu stark zu überschreiten.

Es dürfte genügen, eine Auswahl von Beispielen aus diesem Bereiche zu treffen. Nehmen wir  $\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ <sup>u</sup> und  $\epsilon\acute{\rho}\chi\omicron\mu\alpha\iota$ <sup>u</sup>. Für  $\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\omicron\mu\alpha\iota$  wurde fast immer das einfache  $\eta\lambda\alpha$ ,  $\eta\lambda\alpha\lambda$ ,  $\eta\lambda\alpha\lambda\eta$  oder zur Bezeichnung der Dauer  $\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  angewendet, nur selten steht  $\rho\alpha\lambda\alpha$ , noch seltener sind zusammengesetzte Ausdrücke wie  $\eta\zeta\eta\tau\eta$ ,  $\eta\eta\lambda\alpha\lambda$ ,  $\pi\omicron\eta\lambda\alpha$ . Ebenso steht für  $\epsilon\iota\sigma\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ <sup>u</sup> in der Regel  $\epsilon\lambda\eta\eta\tau\eta$  und  $\epsilon\lambda\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$ . Bei  $\epsilon\acute{\rho}\chi\omicron\mu\alpha\iota$  dagegen ist  $\rho\alpha\lambda\alpha$  ziemlich oft zu finden, sonst aber regelmäßig  $\pi\rho\eta\eta\tau\eta$ ,  $\pi\rho\eta\eta\lambda\alpha\lambda$  usw. So haben die beiden griechischen Ausdrücke  $\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\omicron\mu\alpha\iota$  und  $\epsilon\acute{\rho}\chi\omicron\mu\alpha\iota$  für die Übersetzung die Rollen untereinander verteilt, das sieht man an solchen Beispielen wie mat. 8. 9:  $\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\theta\eta\tau\iota$ — $\pi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\epsilon\tau\alpha\iota$  lautet:  $\eta\lambda\eta$ — $\eta\lambda\epsilon\tau\lambda$ ,  $\epsilon\acute{\rho}\chi\omicron\upsilon$ — $\epsilon\acute{\rho}\chi\epsilon\tau\alpha\iota$ :  $\pi\rho\eta\lambda\eta$ —



πρῆαετῶ. Vgl. Ähnliches mat. 18. 7, 28. 11, luc. 7. 8, io. 14. 3, 16. 7. Das präsentische πρῆχοδῆτη für ἔρχομαι findet man mat. 13. 19, marc. 1. 45, 4. 21, 10. 14, luc. 13. 7. 14, 16. 21, 18. 3. 5. 16, io. 3. 20, 4. 15, 5. 7, 10. 10, act. 19. 18, II io. 7. 10. Einige Abweichungen von dieser Regel können ganz gut erklärt werden, sie wurden durch den Zusammenhang der Erzählung veranlaßt. So hätte mat. 6. 5 ἐλθόντες durch πρῆσῶδῶше wiedergegeben werden sollen, allein das gleich darauf folgende εἰς τὸ πέραν: ἡ αὐτὴ πολλὰ führte den Übersetzer zu dem bezeichnenderen Ausdruck πρῆσῶδῶ, dadurch war sein feines Sprachgefühl besser befriedigt. Allerdings finde ich in marc. 5. 1 diesen Ausdruck nicht, da liest man nur πρῆαῖ ἡ αὐτὴ πολλὰ, weil auf das Endresultat und nicht auf die Art und Weise das Gewicht fällt. Oder luc. 9. 23 εἴ τις θέλει ὀπίσω μου ἐλθεῖν wurde durch einfaches αἰε κῶτο χοψετῶ по мѣнѣ нтѣ und luc. 10. 1 χοτῶше нтѣ übersetzt, weil hier weder прѣтѣ noch πρῆχοδῆτη am Platze wäre. Lehrreich ist folgendes Beispiel: luc. 15. 20 ἦλθε πρὸς τὸν πατέρα hätte eigentlich übersetzt werden sollen πρῆαε κῶ οὔτιοу скоиемоу, allein der Übersetzer bemerkte, daß gleich darauf die Worte folgen ἔτι δὲ αὐτοῦ μακρὰν ἀπέχοντος (иже же иемоу далече сѣио), da schien es ihm nicht angebracht, den Ausdruck der Vollendung πρῆαε anzuwenden, weil er ja noch weit weg war, er schrieb also lieber ἡαε κῶ οὔτιοу. Ähnliches ist der Fall io. 11. 29, 14. 23. Auch io. 8. 2 ἐβῆ ἄνθρωπος ἡδῶαῖ κῶ ииемоу konnte nur auf diese Weise gut übersetzt werden, weil von der nur einmal geschehenen, wenn auch Dauerhandlung die Rede war, hier würde also weder χοжаааῖ noch πρῆχοжаааῖ am Platze sein. Also auch hier läßt sich die Abweichung gut rechtfertigen. Dasselbe gilt noch für io. 20. 3, 26. 3. Nicht alle Stellen allerdings lassen sich in gleicher Weise erklären. So steht act. 8. 40 ἐβῆαε und 20. 11 ἐβῆαοῖ in allen Texten, wo man ganz gut mit πρῆαε, πρῆαοῖ hätte auskommen können; act. 11. 20 kann für ἐβῆαῖше die Lesart εἰσελθόντες<sup>u</sup> maßgebend gewesen sein, ganz so wie 15. 30 für ἐβῆαῖ man die Lesart κατῆλθον<sup>u</sup> heranziehen kann. Act. 20. 14 liest man in allen Texten ἐλαοοῖ (oder ἡαοοῖ): hier wird der Übersetzer das Bedürfnis gefühlt haben, das bloße ἦλθομεν gehaltvoller auszudrücken, da es sich um die Fahrt auf dem Meere handelte. Hebr. 6. 7 τὸν . . . ἐρχόμενον ὑπὲρ τοῦ wurde der Situation



Das zusammengesetzte εἰσέρχομαι<sup>u</sup> wird fast ausnahmslos durch ΕΒΧΘΑΗΤΗ — ΕΒΗΗΤΗ übersetzt, nur dreimal findet man, vielleicht auch nicht zufällig, sondern absichtlich, den Ausdruck ΕΒΛΕΖΚ angewendet: marc. 16. 5, io. 3. 4, act. 23. 16. Das dreimal vorkommende εἰσιέναι<sup>a</sup> unterscheidet sich in der Übersetzung nicht von εἰσέρχασθαι.

Für πρῆντι—прѣнѣ lag vor im Griechischen παρελθεῖν<sup>u</sup>, διαλθεῖν, ferner μεταβῆναι<sup>u</sup> und selbst μεταίρειν<sup>e</sup>; das Fahren im Kahn rief das Verbum πρῆν(χα)τι hervor: luc. 8. 22 πρῆνδῶν und dieser Ausdruck unter gleichen Umständen steht für διαπεράω<sup>u</sup>: mat. 9. 1 διεπέρασε πρῆνδῶν (im Schiffe), 14. 34, marc. 6. 53 διαπεράσαντες: πρῆνδῶν (im Schiffe), marc. 5. 21 διαπεράσαντος πρῆνδῶν (im Schiffe), dagegen luc. 16. 26, wo nicht von der Fahrt die Rede ist, blieb man für διαπερῶσιν bei πρῆχολῶν. Act. 21. 2, wo wieder von Schifffahrt die Rede ist, wurde διαπερῶν, auf πλοῖον bezogen, übersetzt durch κοζήν (mat. κοζὸν снн, richtig везомъ сн oder козѣн сн). Während sonst παρελθεῖν πρῆντι lautete, wählte der Übersetzer mat. 8. 28, 14. 15, marc.



6. 48, luc. 12. 37, 17. 7 den Ausdruck  $\mu\eta\eta\kappa\tau\eta$  und mat. 24. 34. 35, 26. 39. 42, marc. 14. 35  $\mu\eta\mu\omicron$   $\eta\tau\eta$ , präsentisch  $\mu\eta\mu\omicron$   $\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  (luc. 11. 42, 18. 37); daß ihm dieser Wechsel gleichgültig war, zeigt luc. 21. 33, wo dasselbe  $\pi\alpha\rho\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\sigma\omicron\nu\tau\alpha\iota$  einmal  $\mu\eta\mu\omicron$   $\eta\lambda\kappa\tau\zeta$  und gleich darauf  $\eta\epsilon$   $\eta\mu\kappa\tau\zeta$   $\pi\rho\epsilon\eta\tau\eta$  lautet. Im Apostolus steht nur einmal  $\mu\eta\eta\omicron\upsilon\epsilon\psi\eta\epsilon$   $\lambda\epsilon\tau\omicron$  (I petr. 4. 3), sonst immer nur  $\mu\eta\mu\omicron\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  oder  $\mu\eta\mu\omicron$   $\eta\tau\eta$  und  $\pi\rho\epsilon\eta\tau\eta$ . Vgl. Entst. 290.

Für  $\pi\epsilon\rho\iota\pi\alpha\tau\acute{\epsilon}\omega$ <sup>u</sup> ist stehender Ausdruck der Übersetzung  $\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$ , das gilt fast ausnahmslos, unter den 39 Beispielen des Evangelientextes kommt nur zweimal das Partizip  $\rho\lambda\alpha\lambda\omega\psi\alpha$  und  $\rho\lambda\alpha\lambda\omega\psi\epsilon\mu\alpha$  und zweimal von  $\eta\lambda\kappa$  vor:  $\eta\lambda\kappa\psi\alpha$ ,  $\eta\lambda\eta$ . Wenn man sich diese Beispiele näher ansieht, kann man auch den Grund, warum der Übersetzer hier von  $\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  Abstand nahm, ganz gut einsehen: marc. 16. 12 ist  $\rho\lambda\alpha\lambda\omega\psi\epsilon\mu\alpha$  gesagt, weil der Übersetzer das Geben mit dem Ziel des Entgegenkommens ausdrücken wollte; dasselbe gilt von io. 1. 36, von dem herankommenden Jesus ist die Rede; ungefähr dasselbe kann man von luc. 24. 17 sagen: Christus fragte zwei Herantretende ( $\eta\lambda\kappa\psi\alpha$ , nicht  $\chi\omicron\lambda\omega\psi\alpha$ ) und io. 5. 8 in der Parallele zu  $\chi\omicron\lambda\eta$  der obigen Evangelien (mat. 9. 5, marc. 2. 9, luc. 5. 23) fühlte der Übersetzer richtig, daß er hier nicht sagen kann  $\chi\omicron\lambda\eta$ , weil hier der Zusatz  $\epsilon\kappa$   $\lambda\omicron\mu\zeta$   $\sigma\kappa\eta$  folgt, er mußte nach richtigem Sprachgebrauch, den wir noch heute nachfühlen, sagen:  $\eta\lambda\eta$   $\epsilon\kappa$   $\lambda\omicron\mu\zeta$   $\sigma\kappa\eta$ . Im Apostolus sind alle 53 Beispiele konsequent durch  $\chi\omicron\lambda\eta\tau\eta$  übersetzt worden. Man kann an diesem eklatanten Fall die große Sorgfalt und feine Beobachtungsgabe des Übersetzers kennen lernen und den richtigen Maßstab zur Wertschätzung seiner Arbeit gewinnen.

Das oben erwähnte  $\sigma\eta\eta\alpha\tau\eta$  gilt für  $\chi\alpha\theta\alpha\rho\epsilon\iota\gamma$ <sup>u</sup> (marc. 15. 36. 46, luc. 23. 53, act. 13. 29), doch kommen auch andere Ausdrücke in Betracht:  $\eta\eta\zeta\lambda\omicron\kappa\eta\tau\eta$  (luc. 1. 52),  $\rho\alpha\zeta\omicron\rho\eta\tau\eta$  (luc. 12. 18, act. 13. 19, durch Substantiv  $\rho\alpha\zeta\omicron\rho\eta\eta\eta$  ausgedrückt act. 19. 27),  $\rho\alpha\zeta\alpha\rho\omicron\upsilon\eta\eta\tau\eta$  (II cor. 10. 4). Bei diesem Wechsel der Ausdrücke war zum Teil die Berücksichtigung des Zusammenhanges maßgebend, z. B. bei  $\eta\eta\zeta\lambda\omicron\kappa\eta\tau\eta$  wird das persönliche Objekt ( $\theta\upsilon\nu\acute{\alpha}\sigma\tau\alpha\varsigma$ <sup>u</sup>) die Wahl des Verbums bestimmt haben, da man dort weder  $\rho\alpha\zeta\omicron\rho\eta\tau\eta$  noch  $\rho\alpha\zeta\alpha\rho\omicron\upsilon\eta\eta\tau\eta$  hätte sagen können, in der Tat war der Ausdruck  $\eta\eta\zeta\lambda\omicron\kappa\eta\tau\eta$  vortrefflich gewählt.



Für ἀναβάνω<sup>u</sup> war вѣзѣти der stehende Übersetzungsausdruck, in dauernder Aussage вѣзѣдѣти; die Zahl der Beispiele für das erste Verbum ist groß, über 30 Fälle, вѣзѣдѣти liest man: mat. 20. 17. 18, marc. 1. 10, 4. 8, 11. 32. 33, luc. 18. 31, 19. 28, io. 1. 52, 5. 62, 20. 17; einigemale вѣзѣзѣ (luc. 5. 19, 19. 4, act. 20. 11, ephes. 4. 9); вѣзѣзе (mat. 15. 39) richtet sich wohl nach der Lesart ἐμβάνει<sup>e</sup>, doch kommt вѣзѣзе auch sonst vor (io. 21. 3, act. 18. 22) und вѣзѣдѣ (marc. 6. 51, luc. 18. 10), вѣзѣдѣти (luc. 24. 38); нѣзѣти (act. 21. 12, ephes. 4. 10), прѣзѣти (act. 21. 31), нѣти act. 25. 9).

Erwähnenswert ist für ἀναβάνειν die Stelle io. 21. 3 вѣзѣдѣ (вѣ корабль), wo die Übersetzung ganz frei nach dem Zusammenhange gemacht wurde. Auch io. 10. 1 прѣлазѣ für ἀναβάνων scheint glücklich gewählt zu sein, weil es sich um einen schleichenden Dieb handelt und diese schlagen gewöhnlich Umwege ein. Ebenso mit Vorbedacht ist marc. 4. 32 вѣзѣдѣти für ἀναβάνει gewählt worden, da es sich um einen Baum handelt. Ganz frei, aber verständlich und natürlich wurde mat. 17. 27 τὸν ἀναβάντα πρῶτον ἰχθὺν ἄρον übersetzt: ѡже нмѣши прѣжае рѣбѣ вѣзѣмн. Auch bei ἐπιβάνω<sup>u</sup> richtete sich der Übersetzer nach dem Zusammenhang: ἐπέβην ist прѣдѣхѣ (act. 20. 18), ἐπιβάς: прѣшѣдѣ (act. 25. 1), aber den Esel besteigen lautet (mat. 21. 5) ἐπιβεβηώς: вѣзѣдѣ (на ослѣ) und sich einschiffen ebenso: act. 21. 2 ἐπιβάντες: вѣзѣдѣше, ib. 21. 6 ἐπέβημεν: вѣзѣдѣхомѣ, 27. 2 wie 21. 2.

Dem griechischen ἐπισκέπτομαι entspricht посѣтити oder посѣщати, nur act. 6. 3 wurde so wie in der Vulgata auch hier ein anderer Ausdruck gesucht: ἐπισκέψασθε . . . ἄνδρες: нѣщѣте . . . ѡ мѡужѣ (christ. šiš.).

Das Verbum ἄγω<sup>u</sup> in transitiver Bedeutung lautet вѣсти—вѣдѣти und вѣдѣти, dann прѣвѣсти—прѣвѣдѣти, dabei ist das Bestreben des Übersetzers wahrzunehmen, daß er einen mit Präfix versehenen Ausdruck nur dort anwendete, wo der Sinn engere Beziehung wünschenswert machte. Auch darin spiegelt sich sein gutes Sprachgefühl ab. Wo aber ἄγω eine andere, zumeist intransitive Bedeutung hat, wurde die Übersetzung darnach gemacht; z. B. ἄγωμεν als Ausruf lautet нѣвѣмѣ oder die Phrase (luc. 24. 21) τρίτην ἡμέραν ἄγει wurde übersetzt третнн дѣнь нмѣтѣ; act. 19. 38 ἀγόραιοι ἄγονται lautet: старѣншнны сѣтъ. An einer



Für ἀνάγω<sup>u</sup> lautet die Übersetzung ΕΥΖΕΕΤΗ — ΕΥΖΕΑΚ, allein luc. 2. 22, wo vom Jesu als Kind die Rede ist, wählte der umsichtige Übersetzer das Verbum ΕΥΖΗΕΤΗ, weil man eben das Kind tragen mußte. Ebenso konnte man von dem dargebrachten Opfer nur das Verbum ΕΥΖΗΕΤΗ gebrauchen (act. 7. 41); act. 12. 4 wurde richtig ΗΥΖΕΤΗ übersetzt, weil man den Petrus aus dem Gefängnis heraus dem Volke vorführen sollte. In passiven Formen wird das Verbum ΟΥΖΕΕΤΑ ΕΑ — ΟΥΖΕΕΖ ΕΑ angewendet, aber act. 28. 10 war der Verfasser veranlaßt, um eine deutliche Übersetzung zu liefern, die Worte ἀναγομένοις ἐπέθεντο so auszudrücken: ΟΥΠΛΟΥΤΗ ΧΟΤΑΨΕΜΕΖ ΝΑΜΕΖ ΕΥΛΟΖΗΨΑ (sc. in das Schiff) — nur ist dabei die Frage, ob die erste Übersetzung so lautete und ob das nicht eine nachträgliche Änderung ist, denn in šiš. liest man wörtlicher ΟΥΒΟΖΕΨΗΜΕΖ ΕΕ ΝΑΜΕΖ (mat. hat gewiß unrichtig ΟΥΒΕΖΨΗΗΜΕΖ ΕΕ ΝΑΜΕΖ). Im nächsten Verse steht schon in allen Texten für ἀπήχθημεν ἐν πλοίῳ die Übersetzung: ΕΥΣΕΛΟΧΟΜΕΖ ΕΖ ΚΟΡΑΒΕΛ, wo nach der griechischen Vorlage etwas anderes zu erwarten war.

Das Verbum συνάγω<sup>u</sup> hat seine ständige Übersetzung **сѢРАТИ — сѢНРАТИ**, mat. 13. 47 ist die Lesart des Marianus **нзѣзравъшю** nicht richtig, es muß vielmehr mit Zogr. Assem. und Ostrom. **сѣзравъшю** gelesen werden. Nur an zwei Stellen (luc. 17. 37, act. 11. 26) findet man das Synonymon **сѣннматн сѧ** für **сѣнрати сѧ**, was bei der Häufigkeit des **сѣнъмъ** gegenüber **сѣоръ** gerade in den ältesten Texten auffallend erscheint. Man hätte häufiger **сѣннматн сѧ** erwarten können. Übrigens dieser Ausdruck kommt in der Tat öfters vor, nur nicht im Zusammenhang mit dem erwähnten griechischen Ausdruck. Auch hier bewährte sich die Einsicht des Übersetzers seinem Original gegenüber, indem mat. 25. 35. 38. 43, wo von der Einführung



eines Gastes die Rede ist, das allein dem Zusammenhang entsprechende Wort *въѣсть* — *въѣахъ* gebraucht wurde.

Der griechische Ausdruck *ὑπάγω*<sup>u</sup>, der beinahe immer nur im Präsens, und zwar sehr häufig als *ὑπάγε* und *ὑπάγετε* vorkommt, lautet in der Übersetzung regelmäßig *наи* — *наѣте*, im Imperfekt liest man io. 6. 21 *ѣаѣахъ* und ib. 12. 11 *наѣахъ*: im ersten Falle ist von einer Schiffahrt die Rede, gerade so wie io. 6. 17 derselbe Ausdruck für *ἤρχοντο* angewendet wurde.

Das einfache *τρέχω*<sup>u</sup> ist *текъ*, für *προτρέχω*<sup>e</sup>, weil *τάχιον* dabei steht (io. 20. 4), genügte dem Übersetzer (für *προέδραμε*) zu sagen: *тече скорѣе*, luc. 19. 4 *προδραμών εἰς τὸ ἔμπροσθεν* lautet ebenfalls *прѣаи текъ*; *εἰσδραμοῦσα*<sup>a</sup> (act. 12. 14) ist auch *притекъши*, ebenso ist *притекъ* für *κατατρέχω*<sup>a</sup> und *συντρέχω*<sup>u</sup> gebraucht (act. 21. 32, marc. 6. 33, act. 3. 11), doch I petr. 4. 4 *не сѣхολащимъ сѣ камъ* entspricht dem griechischen *μὴ συντρεχόντων ὕμῶν*; für *προσδραμών* gilt auch act. 8. 30 *притекъ*, dagegen mar. 9. 15 für *προστρέχοντες*<sup>u</sup> *прнрнщѣе*; für *περιτρέχω*<sup>e</sup>: *прѣтеши* (marc. 6. 55, vl. *обнѣти*). In persönlicher Bedeutung wurde *прѣаѣтеча* für *πρόδρομος*<sup>a</sup> bereits erwähnt, für *συνδρομή*<sup>a</sup> lautet die Übersetzung *сѣтечѣннѣ* (act. 21. 30). Wie man sieht, konnte der Übersetzer der Mannigfaltigkeit der griechischen Präfixe nur zum Teil nachkommen. Auch für *ῥέω* (io. 7. 38) lautet die Übersetzung *нстекѣтъ водаи жнѣзи*.

Die Übersetzung des Verbums *ἀκολουθεῖν*<sup>u</sup> ist bemerkenswert. Am meisten üblich ist dafür der Ausdruck *нѣи по-* mit dem Lokal, also *по мзиѣ*, *по немѣ*, *по тебѣ*, *по Нсѣуѣ* usw. Davon gibt es sehr viele Beispiele, z. B. *наж по тебѣ* mat. 8. 19, *наж по Нѣ* mat. 27. 55, marc. 10. 52, act. 12. 8. 9; statt *нѣи* steht *гѣаахъ* (mat. 8. 10. 22, 9. 9, marc. 2. 14, 8. 34, luc. 18. 22, io. 1. 44), auch *хѣаиѣи по-* kommt vor (marc. 9. 38, 15. 41, luc. 9. 23, io. 8. 12, 12. 26); statt der Wendung mit *по-* steht *въ сѣаѣзъ нѣи* mit dem Genitiv: *въ сѣаѣзъ наж* mat. 8. 1, *въ сѣаѣзъ наѣмъ* 19. 27, vgl. marc. 2. 14, 10. 28, 14. 54, luc. 5. 11. 28, 22. 54, 23. 27, io. 20. 6, 21. 20, act. 13. 43; auch mit *хѣаиѣи въ сѣаѣзъ*: mat. 21. 9, marc. 10. 21, 11. 9, luc. 9. 49. 59; oder *въ сѣаѣзъ мене гѣаѣтъ* mat. 10. 38, luc. 18. 43. Nachdem schon die Phrase *нѣи*, *хѣаиѣи*, *въ сѣаѣзъ* geläufig war, wundert man sich nicht über das Auftauchen selbst des Verbums *послѣдовати*: *не послѣдова намы* (marc. 9. 38), *послѣдоующоумоу* (luc.



7. 9), ja sogar  $\text{ΠΟΛΥΔΕΥΚΕΒΑΤΗ}$  (act. 21. 36, I cor. 10. 4). Die letzte Wortbildung sieht zwar so aus, als wäre sie von einer anderen Person eingetragen. In der Tat kommt in šiš. (I cor. 10. 4) nur die Form  $\text{ΠΟΛΥΔΟΥΨΕ}$  vor. Doch muß man gleich hinzufügen, daß selbst im Evangelientexte  $\text{ΠΟΛΥΔΕΥΚΕΒΑΤΗ}$  begegnet, und zwar marc. 16. 17 für  $\text{παράκολουθεῖν}^u$  und 16. 20 für  $\text{ἐπακολουθεῖν}$ , sowohl in Mar. wie Östrom. Der ganze Sachverhalt sieht daher so aus, daß der Übersetzer erst dort, wo er mit der geläufigen Wendung  $\text{ΗΤΗ ΠΟ}$  oder  $\text{ΕΖ ΣΛΕΔΖ}$  für persönliche Nachfolge nicht auskommen konnte, ein neues Wort  $\text{ΠΟΛΥΔΟΒΑΤΗ}$  und  $\text{ΠΟΛΥΔΕΥΚΕΒΑΤΗ}$  gebildet hat, das das Folgende oder Späterkommende im allgemeinen bezeichnen sollte, ohne Angabe einer Person, der man nachfolgt.

Die Übersetzung von  $\text{συναθροίζω}^u$  lautet  $\text{ΣΕΒΖΚΟΥΠΛΙΑΤΗ}$  (luc. 24. 33) und  $\text{ΣΕΒΡΑΤΗ}$  (act. 12. 12, 19. 25). Es ist zu beachten, daß der erste Ausdruck aus dem Evangelium, der zweite aus Apostolus belegt ist.

Eine gelungene Übersetzung bildet  $\text{ΚΖΙΤΑΤΗ ΣΑ}$  für  $\text{ἀσπετεῖν}^a$  (I cor. 4. 11). Derselbe Ausdruck begegnet auch in hebr. 11. 38 für das Partizip  $\text{πλανώμενοι}^u$ :  $\text{ΚΖΙΤΑΙΨΕ ΣΑ}$ , während sonst dieses Verbum aktiv und passiv durch  $\text{ΠΡΕΛΕΣΤΗΤΗ}$  wiedergegeben wird (mat. 24. 4. 5. 11. 24, marc. 13. 5. 6, luc. 21. 8, io. 7. 47). Davon weiter unten.

Die übliche Übersetzung des Verbums  $\text{λαμβάνω}^u$  ist  $\text{ΠΡΗΜΑΤΗ}$  —  $\text{ΠΡΗΙΑΤΗ}$ , viel seltener steht dafür  $\text{ΕΖΖΑΤΗ}$  (mat. 5. 40, 13. 31. 33, 16. 5. 7. 8. 9. 10, 17. 27, 25. 3, marc. 8. 14, luc. 24. 43, act. 17. 9, 27. 35, iac. 4. 3). Ein Unterschied zwischen diesen Ausdrücken ist kaum herauszufühlen, wohl aber kann  $\text{ΟΤΑΤΗ}$  (mat. 15. 26, marc. 7. 27) durch den Zusammenhang gerechtfertigt erscheinen. Ebenso ist  $\text{ΠΟΙΑΤΗ}$  bei  $\text{ЖЕНА}$  als Objekt mit Absicht gewählt, weil es offenbar dem Sprachgebrauch entsprach (marc. 12. 19, 20. 21. 22, luc. 20. 28. 29. 30. 31). Auch für ‚gefangen nehmen‘ steht  $\text{ΠΟΙΑΤΗ}$  (io. 18. 31, 19. 1. 6. 27, act. 9. 25, 16. 3, 21. 32). Das einfache  $\text{ΚΕΜΨΕ}$  erscheint mat. 21. 35. 39, marc. 12. 3. 8, luc. 5. 5, 9. 39. Die Phrase  $\text{οὐ λαμβάνεις πρόσωπον}$  (vulg. ‚non accipis personam‘) luc. 20. 21 lautet nach der freien Übersetzung:  $\text{НЕ НА ЛΗЦА ΖΗΡΗΣΗ}$ , dagegen gal. 2. 6  $\text{πρόσωπον θεός ἀνθρώπου οὐ λαμβάνει}$  (vulg. so wie oben) entfernt sich der slawische Text und lautet nach allen Hand-



schriften so: ЛНЦА БОГЪ ЧЛОВѢКОУ НЕ ОБННΟΥЕТЬ СѦ. Die erste deutliche Übersetzung ist nachgebildet den Worten mat. 22. 16, marc. 12. 14, wo man liest не зърши на лице чловекомъ: οὐ βλέπεις εἰς πρόσωπον ἀνθρώπων; die zweite ist ziemlich unklar ausgedrückt, es soll bedeuten: „Gott sieht die Person des Menschen nicht an“. Das Verbum ОБННОВАТИ СѦ kehrt wieder in ephes. 6. 9, col. 3. 25 in dem Ausdruck ОБННОВЕННІЕ ЛНЦЮ für προσωπολήψια<sup>a</sup>, sonst wird προσωπολήπτειν<sup>a</sup> (iac. 2. 9) übersetzt НА ЛНЦА ЗРѢТИ und προσωπολήπτης<sup>a</sup> wird act. 10. 34 aufgelöst: НЕ НА ЛНЦА ЗРІТЬ БОГЪ šiš. oder НЕ НА ЛНЦА ЗРЕН БОГЪ christ. Vgl. S. 61.

Noch sind zu erwähnen rom. 7. 11: ἀμαρτία ἀφορμήν<sup>a</sup> λαβοῦσα: грѣхъ вниж обрѣтъ (so in allen Texten), während es kurz vorher (ib. 7. 8) вниж прнемъ (vl. прннмъ грѣхъ) hieß (auch in allen Texten). Dieses Abfallen von der einmal gewählten Übersetzung in unmittelbarer Aufeinanderfolge ist sehr beachtenswert als ein Beweis, daß selbst dieselbe übersetzende Person nicht immer gleich übersetzte. I tim. 4. 4 lautet das Original μετὰ εὐχαριστίας λαμβανόμενον in der Übersetzung: съ похвалениемъ ѿааomo. Man wird erstaunt fragen, wie der Übersetzer dazu kam, λαμβανόμενον durch ѿааomo wiederzugeben? Die Erklärung steckt in den vorausgegangenen Worten, wo von βρώματα ἃ ὁ θεὸς ἐκτίσεν εἰς μετέλημψιν μετὰ εὐχαριστίας die Rede ist. Weil es da gesagt wird ꙗже богъ създа на снѣденіе съ похвалениемъ, entschloß sich der Übersetzer im nachfolgenden Verse sinngemäß aus снѣденіе den Ausdruck ѿааomo abzuleiten.

In ἀναλαμβάνω<sup>u</sup> spiegelt sich aktiv вѣзавѣннѣти (act. 7. 43), поѣти (act. 20. 13, 23. 31, II tim. 4. 11), вѣзати (ephes. 6. 13) und прнѣти (ephes. 6. 16) ab. Vom Einschiffen lautet das Verbum вѣсааѣти (act. 20. 14). Passiv von Christi Himmelfahrt ist heute noch bekannt der Ausdruck вѣзнѣти сѦ (marc. 16. 19, act. 1. 2. 11. 22, I tim. 3. 16). Doch ist luc. 9. 51 für ἀνάληψις<sup>e</sup> nicht вѣзнѣеніе gebraucht, sondern вѣсхожаеніе. Als terminus technicus für Christi Himmelfahrt ist die Benennung вѣзнѣеніе schon im Ostromirschen Evangelium nachweisbar.

Der Ausdruck ἀπολαμβάνειν<sup>u</sup> hat seine Übersetzung: вѣспрнѣти, прнѣти, поѣти, während ἐπιλαμβάνεσθαι<sup>u</sup> gewöhnlich durch das einfache ꙗти ausgedrückt wird (mat. 14. 31, marc. 8. 23, luc. 20. 20, 23. 26, act. 16. 19, 18. 17, 21. 30. 33, I tim. 6. 12).



19, hebr. 8. 9), es begegnet aber auch  $\pi\eta\iota\alpha\tau\eta$  (luc. 9. 47, 14. 4, hebr. 2. 16) und  $\pi\omega\iota\alpha\tau\eta$  (act. 9. 27, 17. 19, 23. 19).

Auch für  $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\alpha\rho\beta\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota\upsilon$ <sup>u</sup> gilt  $\iota\alpha\tau\eta$  (marc. 9. 18, io. 8. 3. 4, 12. 35) und einmal  $\theta\epsilon\beta\iota\alpha\tau\eta$  (io. 1. 5); in übertragener Bedeutung wurde  $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\alpha\rho\beta\acute{\alpha}\nu\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$  durch  $\rho\alpha\zeta\omicron\upsilon\mu\epsilon\tau\eta$ ,  $\rho\alpha\zeta\omicron\upsilon\mu\epsilon\beta\alpha\tau\eta$  ausgedrückt (act. 4. 13, 10. 34, 25. 25). Endlich übertragene Bedeutung in aktiver Art, als ‚erzielen‘ wurde durch  $\pi\omicron\sigma\tau\eta\gamma\eta\kappa\tau\eta$  wiedergegeben (rom. 9. 30, I cor. 9. 24, ephes. 3. 18, phil. 3. 12. 13 I thess. 5. 4).

Dem  $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\alpha\rho\beta\acute{\alpha}\nu\omega$ <sup>u</sup> entspricht gewöhnlich  $\pi\omega\iota\alpha\tau\eta$ , das in mat. marc. luc. fast ausschließlich angewendet wird; in allen vier Evangelientexten findet man  $\pi\eta\iota\alpha\tau\eta$  statt  $\pi\omega\iota\alpha\tau\eta$  nur marc. 7. 4, io. 1. 11, einmal  $\pi\eta\tau\iota\alpha\tau\eta$  (mat. 27. 27). So auch in act. 15. 39, 16. 33, 21. 24. 26. 32, 23. 18. Merkwürdigerweise steht in einigen anderen Texten des Apostolus überwiegend der Ausdruck  $\pi\eta\iota\alpha\tau\eta$ : I cor. 11. 23, 15. 1. 3, gal. 1. 12, phil. 4. 9, col. 2. 6, 4. 17, I thess. 2. 13, 4. 3, II thess. 3. 6, hebr. 12. 28. Diese Ungleichheit verdient jedenfalls beachtet zu werden. Erwähnenswert ist die Stelle gal. 1. 9, wo dem griechischen Texte  $\pi\alpha\rho' \delta \pi\alpha\rho\epsilon\lambda\acute{\alpha}\beta\epsilon\tau\epsilon$  folgende Übersetzung gegenübersteht:  $\mu\alpha\chi\epsilon \kappa\epsilon\kappa\epsilon \beta\lambda\alpha\delta\omicron\upsilon\epsilon\sigma\tau\eta\chi\omicron\mu\upsilon$ , d. h. statt zu sagen ‚wenn einer euch ein anderes Evangelium verkündigt, als das was ihr empfangen habt‘ gab der Übersetzer folgenden Text: ‚wenn einer euch ein anderes Evangelium verkündigt, als das was wir verkündigt haben‘. Dieser Unterschied in der Übersetzung entspricht ganz dem Charakter, den wir so oft beobachten konnten.

An der Bedeutung  $\pi\eta\iota\alpha\tau\eta$ ,  $\epsilon\kappa\pi\eta\iota\alpha\tau\eta$  nimmt teil noch ein Verbum, nämlich  $\acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\omega$ <sup>u</sup> mit einem speziellen Fall seiner Anwendung: mat. 6. 2  $\acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\omicron\upsilon\sigma\iota \tau\omicron\nu \mu\iota\sigma\theta\acute{\omicron}\nu$ :  $\epsilon\kappa\pi\eta\iota\mu\mu\kappa\tau\upsilon \mu\epsilon\zeta\alpha\kappa$ , ib. 6. 5. 16  $\epsilon\kappa\pi\eta\iota\mu\mu\lambda\iota\kappa\tau\upsilon$  (besser vielleicht  $\epsilon\kappa\pi\eta\iota\mu\mu\kappa\tau\upsilon$ ), luc. 6. 24  $\acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\epsilon\tau\epsilon \tau\eta\nu \pi\alpha\rho\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\sigma\iota\nu$ :  $\epsilon\kappa\pi\eta\iota\alpha\tau\epsilon \omicron\upsilon\tau\epsilon\chi\kappa$ , phil. 4. 18  $\acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\omega \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha$ :  $\pi\eta\iota\alpha\chi\upsilon \kappa\epsilon \epsilon\zeta\iota \epsilon\beta\epsilon\alpha$  christ. (hier ist das Verbum richtig genommen, doch  $\epsilon\zeta\iota$  stört und statt  $\epsilon\beta\epsilon\alpha$  sollte stehen  $\epsilon\beta\epsilon\iota\alpha$ ); die Wahl des Ausdrucks entspricht gut den Parallelstellen, dagegen beruht die spätere angebliche Berichtigung  $\omicron\upsilon\lambda\lambda\iota\alpha\mu \kappa\epsilon \sigma\epsilon \kappa\sigma\epsilon\omicron$  — so liest man in mat. und den Texten der sogenannten zweiten Redaktion — auf Unkenntnis der griechischen Sprache betreffs der speziellen Bedeutung des  $\acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\omega$ ; aber auch die Lesart eines serbischen Apostolus (Hilf. 3)  $\kappa\rho\omicron\mu\epsilon \kappa\epsilon\mu\epsilon$



Das Verbum στρέφω<sup>u</sup> nebst seinen Zusammensetzungen ἀποστρέφω<sup>u</sup>, ἐπιστρέφω<sup>u</sup>, ὑποστρέφω<sup>u</sup> dreht sich im Kreise der Ausdrücke οβρατητη, εβζερατητη. Und zwar für das einfache στρέφω steht immer (einige 20 mal) der Ausdruck οβρατητη, nur mat. 7. 6 liest man das einfache βραψιше сѧ; für ἀποστρέφω<sup>u</sup> gilt εβζερατητη (mat. 26. 52, 27. 3, act. 3. 26), dann οτζερατητη (mat. 5. 42, rom. 11. 26, II tim. 1. 15, tit. 1. 14), οβρατητη



(II tim. 4. 44), einmal ραζεραψιατη (luc. 23. 14), das letztere ist ganz richtig gewählt, weil es eine Beschuldigung der Irreführung ausdrücken soll; endlich hebr. 12. 25 οτρηιατη σα, hervorgerufen allem Anscheine nach durch das vorhergehende zweimalige οτρηιη σα, dessen griechisches Original allerdings παραιτεῖσθαι<sup>u</sup> und nicht wie an letztgenannter Stelle ἀποστρέφεισθαι lautet. Für ἐπιστρέφω<sup>u</sup> ist am zahlreichsten die Übersetzung οερατητη σα (etliche 25 Fälle), weniger oft εζερατητη (und zwar: mat. 10. 13, 12. 44, 24. 18, marc. 13. 16, luc. 2. 20, 8. 55, 17. 31, act. 15. 36, gal. 4. 9, II petr. 2. 21. 22). Endlich für ὑποστρέφω<sup>u</sup> herrscht fast ausschließlich εζερατητη σα, in mehr als 30 Beispielen, nur einmal (luc. 24. 33) κρατητε σα und einmal (hebr. 7. 1) οεραψιια σα, doch das letzte Beispiel stützt sich nur auf die Lesart in christ., in mat. steht auch hier das gewöhnliche εζεραψιαψια σε, entsprechend dem ὑποστρέφοντι; luc. 24. 33 liest man ebenfalls in Ostrom. εζερατητε σα. Darnach ist also bei ὑποστρέφω die Übersetzung εζερατητη σα geradezu ausnahmslos. Ein Gesamtüberblick über die Verwendung des slawischen Wortmaterials für die oben aufgezählten griechischen Ausdrücke läßt keinen Zweifel aufkommen, daß die Wahl mit einem gewissen Vorbedacht geschah.

Es gibt noch viele Belege für die selbständige Übersetzung nicht nach dem griechischen Wortlaut, sondern dem Sprachgeist des slawischen Idioms entsprechend. Z. B. marc. 1. 32 ὅτε ἔδυν ὁ ἥλιος: κεгаа захожалаше сзньце oder das schon oben zitierte luc. 21. 38 ὁ λαὸς ὠρθηριζεν: ηζ οутра прнхожааахк oder luc. 14. 31 συμβαλεῖν εἰς πόλεμον: сзньтн са на брань; αὐλιζεσθαι<sup>e</sup>: εзаборнтн са (mat. 21. 17, luc. 21. 37) wurde schon einmal erwähnt, ist vielleicht eine Übersetzung, aber so gelungen, daß sie im Russischen noch heute fortlebt; ebenso gelungen ist εζεελητη σα für ἐνοικεῖν<sup>a</sup> (II cor. 6. 16, col. 3. 16, II tim. 1. 5). Echt volkstümlich ist ерѣхѣ für ἀλοᾶν<sup>a</sup> (I cor. 9. 9. 10, I tim. 5. 18). Für σιμοῦν<sup>u</sup> steht οερατητη, das sonst durch οεουζαααατη vertreten wird (I petr. 2. 15), aber mat. 22. 14 findet man gegen Erwartung dafür das Wort ραμητη; es handelt sich um das zum Schweigen bringen, die Vulgata schreibt auch ‚silentium imponere‘. Der slawische Übersetzer wollte nicht nur das Schweigen hervorheben, sondern auch noch die Beschämung in den Wortlaut seiner Übersetzung hineinbringen.



Für παύεσθαι<sup>u</sup> ist die übliche Übersetzung прѣстаети—прѣстатѣ, so an allen übrigen Stellen mit folgenden Ausnahmen: luc. 8. 24, Christus befahl τῷ ἀνέρω καὶ τῷ κλύδωνι τοῦ ὕδατος καὶ ἐπαύσαντο: запрѣти вътроу и влзненью морьскоумоу и оулеже und I cor. 13. 18 εἴτε γλῶσσαι, παύσονται: аще ли ꙗзыци, оумлъчѣтъ šiš. (vl. оумлъкнути christ.); in transitiver Anwendung I petr. 3. 10 παυσάτω τὴν γλῶσσαν: аа оудръжѣтъ ꙗзыкѣ šiš. — lauter gelungene Abweichungen. Noch kann als Beleg freier Übersetzung zitiert werden act. 20. 1 μετὰ δὲ παύσασθαι τὸν θόρυβον: по оуставленнѣ мѣстѣ christ. (vl. пѣсѣ mat.), entsprechend dem Ausdruck оуставѣнѣта (act. 14. 18): κατέπαυσαν<sup>a</sup>, während sonst auch починѣти gebraucht wird (hebr. 4. 4) und transitiv κατέπαυσεν (4. 8): аще бы . . . поконаѣ, ib. 10 покои сѣ. Das Substantiv покоище für κατὰπαυσις<sup>a</sup> wurde schon einmal erwähnt.

Den Ausdruck χαλᾶν<sup>u</sup> übersetzte man einigemale събѣсѣти (marc. 2. 4, act. 9. 25) und ннзбѣсѣти (act. 27. 30, II cor. 11. 33), aber vom Netze, das man ins Meer warf, konnte man weder събѣсѣти noch ннзбѣсѣти sagen, sondern man wählte das Verbum въметѣ (въметѣте luc. 5. 4, въметѣмъ luc. 5. 5, var. въбрьжѣмъ).

Für das oben erwähnte πλανᾶω<sup>u</sup> ist das Verbum лѣстѣти nachweisbar (io. 7. 12, II tim. 3. 13, I io. 1. 8, 2. 26, 3. 7, I cor. 6. 9, 15. 33, gal. 6. 7, iac. 1. 16). In intransitiver Bedeutung (d. h. in passiver Form des Verbums πλανᾶσθαι) steht die Übersetzung влѣжѣти (mat. 22. 29, marc. 12. 24. 27, tit. 3. 3, I petr. 2. 21, hebr. 3. 10) und забѣжѣти (mat. 18. 12. 13, iac. 5. 19, II petr. 2. 11). Einmal steht das Partizip des Verbums влѣжѣнѣти сѣ (hebr. 5. 2), übrigens scheint das erst eine spätere Lesart des christ. und mat. zu sein, da šiš. bei dem Ausdruck забѣжѣнѣшихъ verbleibt.

Das Substantiv влѣжѣ steht für ἀσωτία<sup>a</sup> (ephes. 5. 18, tit. 1. 6), doch wird dieser Ausdruck in I petr. 4. 4 durch нечѣпаченнѣ wiedergegeben, allerdings scheint auch das eine spätere Lesart zu sein, die von šiš. und mat. nicht bestätigt wird. In šiš. liest man die Worte εἰς τὴν τῆς ἀσωτίας ἀνάχυσιν so übersetzt: въ снѣтнѣ темъ влѣжѣомъ und in mat. въ снѣтнѣ темъ влѣжѣомъ, also die Übersetzung влѣжѣ für ἀσωτία scheint fest zu stehen; auch luc. 5. 13 lautet das Adverbium ἀσώτως<sup>e</sup>: влѣжѣнѣ.



Für das Verbum *στυβῆναι* — *στυβῆναι* liegt das griechische Wort *ἀγρυπνεῖν*<sup>e</sup> (luc. 2. 8) vor, aber noch häufiger ist dafür *τηρέω*<sup>u</sup> (mat. 27. 36. 54, 28. 4, act. 12. 5. 6, 16. 23, 24. 23, 25. 4). Neben dieser mehr materiellen Bedeutung kommt, im übertragenen Sinne der Beobachtung und Wahrnehmung als Übersetzung desselben Verbums *τηρέω* *βλῶσθαι* und *συντηρέω* in Betracht, man liest es so mat. 19. 17, 23. 3, 28. 40, marc. 7. 9, io. 2. 10, 8. 50. 52. 55, 12. 7. 14. 15. 21. 23. 24, 15. 10. 20, 17. 11. 12. 15, act. 15. 5. 24, 21. 25, 25. 21, I cor. 7. 37, II cor. 11. 9, ephes. 4. 3, I thess. 5. 23, I tim. 5. 22, 6. 14, II tim. 4. 7, iac. 1. 27, 2. 10, I petr. 1. 4, II petr. 2. 4. 9. 17, 3. 7, I io. 2. 4. 5, 3. 22. 24, 5. 2. 3. 18, iud. 1. 6. 13. 21. Statt des einfachen steht im Griechischen das zusammengesetzte Verbum *συντηρέω*<sup>e</sup>: *συντηρέω* (mat. 9. 17, luc. 2. 19, 5. 38).

Seltener wird für *τηρέω* und *συντηρέω* das Verbum *χρησθῆναι* angewendet (io. 9. 16, act. 25. 21, I io. 2. 3) und *συνχρησθῆναι* (io. 17. 6, II petr. 3. 7), marc. 6. 20 *χρησθῆναι*: *συντηρέω*. Warum an diesen Stellen auf einmal *χρησθῆναι* oder *συνχρησθῆναι* auftritt, wo (z. B. in io. 9. 16 oder I io. 2. 3) ganz gut *βλῶσθαι* am Platz wäre, ist schwer zu sagen; bei act. 25. 21 hat man die Variante *στυβῆναι*. Das Wort *χρησθῆναι*, *συνχρησθῆναι* hat übrigens seinen Bedeutungskreis, vor allem in dem Verbum *φύλαττω*. Das zusammengesetzte *παρατηρέω*<sup>u</sup> lautet in der Übersetzung *παρατηρῆσθαι* (marc. 3. 2, luc. 6. 7, 11. 1) und im Aorist *παρατήρασθαι* (luc. 20. 20). Im Apostolus act. 9. 24 liest man *παρατήρουν*: *στυβῆσθαι* und gal. 4. 10 *παρατηρεῖσθαι*: *συνμνησθῆναι*. Zu dieser Wahl des Ausdrucks stimmt im Evangelium (luc. 17. 20) *παρατήρησις*: *συνμνησθῆναι*. Man sieht auch hier ein gewisses Schwanken. Das zuletzt erwähnte Wort steht sonst für *στέλλομαι*<sup>a</sup>: II cor. 8. 20 *στελλόμενοι* τοῦτο: *συνμνησθῆναι* *σε* *εἰς*, an einer anderen Stelle (II thess. 3. 6) *στέλλεσθαι* ὑμᾶς lautet *λογησθῆναι* *σε* *καμῶ*, gut gewählt, da hier vom ‚sich zurückziehen‘ die Rede ist. Die Zusammensetzung *συνμνησθῆναι* *σε* entspricht dem griechischen *διστάσαι* (von *διστάζω*<sup>e</sup>): mat. 14. 31, 28. 17 oder dem *διακρίνεσθαι*<sup>u</sup>: mat. 21. 21, marc. 11. 23. act. 10. 20, 11. 12, iac. 1. 6 (*συνμνησθῆναι* *σε*), rom. 4. 20 (*συνμνησθῆναι* *σε*).

Für *κοιμᾶσθαι*<sup>u</sup> hatte man verschiedene Übersetzungen, am häufigsten *κοιμᾶσθαι* (mat. 28. 13, luc. 22. 45, act. 12. 6, I cor. 11. 30), daher *κοιμᾶσθαι* (io. 11. 11. 12, act. 7. 60, 13. 36), *κοιμᾶσθαι*



(I cor. 15. 51), *οὐρανῶν* (I thess. 4. 13. 15); aber auch *почнѣхъ* (mat. 27. 52) und *почина* (I cor. 15. 6, II petr. 3. 4), endlich geradezu das Verbum *οὐρανῶν*: I cor. 15. 18 *οὐρανῶν*: οἱ κοιμηθέντες, ib. 20 *οὐρανῶν*: τῶν κοιμηθέντων, I thess. 4. 14 *οὐρανῶν*: τοὺς κοιμηθέντας. Die Wahl des letzten Ausdrucks könnte man so erklären, daß unmittelbar vorher von Christi Auferstehung vom Tode die Rede ist. Übrigens in späteren Texten begegnet auch die Anwendung des Partizips *οὐρανῶν*, *οὐρανῶν*. Das Substantiv *οὐρανῶν* für *κοιμήσις*<sup>o</sup> (io. 11. 13) ist noch heute in der russischen Sprache wohl bekannt.

Der stehende Ausdruck für *φεύγειν*<sup>a</sup> ist *бѣжати*, *бѣгати*, auch *οὐбѣжати* (mat. 23. 33), einmal *отбѣжати* (iac. 4. 7). Die Zusammensetzung mit Präfixen richtet sich nach dem Sinne und wird auch in der Übersetzung berücksichtigt: *ἀποφεύγειν*<sup>a</sup> (II petr. 1. 4, 2. 8. 20) ist *ѡбѣжати*, *διαφεύγειν*<sup>a</sup>: *нзбѣжати* (act. 27. 42), *ἐκφεύγειν*<sup>a</sup>: *οὐбѣжати* (luc. 21. 36, I thess. 5. 3, hebr. 2. 3) und *нзбѣжати* (act. 16. 27, 19. 16, rom. 2. 3, II cor. 11. 33), *καταφεύγειν*<sup>a</sup>: *прнбѣжати* (act. 14. 6, hebr. 6. 18). Auch das Verbum *φυγαδεύω*<sup>a</sup> wird durch *бѣжати* erklärt (act. 7. 29). Für *φυγή*<sup>e</sup> hat man *бѣство* (mat. 24. 20, marc. 13. 18).

Hier soll die Übersetzung des Verbums *εὐθυδρομέω*<sup>a</sup> erwähnt werden: act. 16. 11 *εὐθυδρομήσαμεν* lautet mat. *въ прѣмь ѡдѡмъ* und 21. 1 *въ прѣмь шѡше* (christ. *ѣхавше*). Als Adjektiv drückt *прѣмъ* das griechische *συνηλικιώτης*<sup>a</sup> aus (gal. 1. 14).

*καίμαι*<sup>a</sup> ist immer *лежати* und *ἀνάκειμαι*<sup>e</sup> *взлєжати*, *ἐπικείμεαι*<sup>a</sup> *налєжати* (luc. 5. 1, io. 11. 38, act. 27. 20, I cor. 6. 16, hebr. 9. 10), einmal *прнлєжати* (luc. 23. 23), einmal einfaches *лежати* mit dem Zusatz *на немъ*, also *ὁψάριον ἐπικείμενον* wurde aufgelöst in *ρῖβεж лєжѡщѣ на немъ* (sc. *οἶνῃ*); *κατάκειμαι*<sup>a</sup> lautet *лежати* und *взлєжати*, auffallend ist *сзлєжати* (marc. 2. 4, act. 28. 8). Bei *περίκειμαι*<sup>a</sup> konnte der Übersetzer mit *лежати* nicht auskommen, er nahm Zuflucht zum transitiven Verbum *ложити* mit der Präposition *об-*, daher *обложити*: so liest man *περίκειται ἀσθενέων* (hebr. 5. 2): *немоуѡю обложєнъ єсть*, *περικείμενον ἡμῖν νέφος* (hebr. 12. 1): *облєжѡщѣ насъ облакъ*; diese transitive Bedeutung des Übersetzungswortes rief eine Änderung der ganzen Konstruktion hervor: marc. 9. 42 *εἰ περίκειται λίθος περὶ τὸν τράχηλον* lautet in der guten, aber freien Übersetzung so: *аще обложѡтъ камень ѡ вѣнѣхъ* ergo, dasselbe passiv luc. 17. 2: *аще вѣ*



КАМЕНЬ . . . ВЪЗЛОЖЕНЪ НА ВЪИЖ ЕГО; ganz frei act. 28. 20 τὴν ἄλυσιν ταύτην περίχειραι: οὐγε снѣ желѣзное ношѣ. Für προχεῖσθαι<sup>a</sup> lag nahe πρѣдълежатѣ, doch II cor. 8. 12 liest man πρηνεжитѣ. Auch συνανάχειραι<sup>e</sup> ist ἐзълежатѣ (mat. 9. 10, 14. 9, marc. 2. 15, 6. 22. 26, luc. 7. 49, 14. 15, io. 12. 2), nur luc. 14. 10 das einfache сѣдѣти, um der Volksanschauung des Sitzens entgegenzukommen.

Dann und wann wird χεῖραι statt лежатѣ durch стоιᾶти übersetzt: mat. 5. 14 γραὰς ἐρχοῦ горѣ стои: πόλις ἐπάνω ὄρους χειρμένη, io. 19. 29 сѣсѣдѣ же стоѣаше: σκεῦος ἔκειτο.

Für καθήμαι<sup>u</sup>, καθέζεσθαι<sup>u</sup>, καθίζειν<sup>u</sup> gilt сѣдѣти, сѣсти—сѣдѣти als die gewöhnliche Übersetzung, die sich auch auf die Zusammensetzungen συγκαθήμεναι<sup>u</sup>, συγκαθίζω<sup>u</sup> erstreckt. Statt des einfachen Verbums begegnet ἐзсѣсти (marc. 11. 2, luc. 19. 30, io. 12. 14); in transitiver Bedeutung ποσάδην—ποσάδην (act. 2. 30, I cor. 6. 4, ephes. 1. 20). Einmal (act. 8. 28) wollte der Übersetzer die Wendung καθήμενος ἐπὶ τοῦ ἄρματος inhaltsreicher ausdrücken, darum schrieb er вѣдѣ на колесыни. Kałużniacki hat das für einen Schreibfehler gehalten, ohne in šiš. Einblick zu tun, wo ebenfalls ѡзѣ steht.

Aber auch ἀναπίπτω<sup>e</sup>, das sonst durch ἐзълеши—ἐзълежатѣ wiedergegeben wird (mat. 15. 35, marc. 6. 40, 8. 6, luc. 11. 37, 17. 7, 22. 14, io. 6. 10, 13. 12, 21. 20), kann durch сѣсти vertreten sein: ἀνάπεσον: сѣди (luc. 14. 10), so wie für μὴ κατακλιθῆς<sup>e</sup> (luc. 14. 8) ebenfalls сѣди steht. Offenbar wollte der Übersetzer seinen Lesern die Situation nach ihrer Lebensweise verständlicher machen. Sonst wird auch ἀνακλίνειν<sup>e</sup> und κατακλίνειν<sup>u</sup> durch ἐзълежатѣ—ἐзълаѣти ausgedrückt (mat. 8. 11, 14. 19, luc. 7. 36, 13. 29, 24. 30) und transitiv durch ποσάδην (marc. 6. 39, luc. 9. 14. 15, 12. 37). Erwähnenswert ist noch die Abweichung in der Übersetzung des Partizips ἀναπεσών (io. 13. 25, var. ἐπιπесών) durch ѡпаѣ, auf den Hals oder die Brust fallen. Der slawische Übersetzer wird ἐπιπесών<sup>u</sup> gelesen haben, weil er dieses Verbum regelmäßig durch ѡпасти—ѡпаѣ übersetzt (marc. 3. 10, luc. 15. 20, act. 20. 37). Das oben erwähnte ἀνακλίνειν wird auch положитѣ lauten (luc. 2. 7), wo es sich um das Niederlegen des Kindes in die Krippe handelt.

Das Verbum πέμπω<sup>u</sup>, auch ἀναπέμπω<sup>u</sup>, wird durch посылати ausgedrückt, auch ꙗзлатѣ (act. 25. 21), bemerkenswert ist dabei



luc. 23. 11, wo aus dem Zusammenhang sich die Rücksendung ergibt und da hat richtig der slawische Übersetzer ἀνέπεμψε durch **взвѣрати** mehr erklärt als wörtlich übersetzt. Auch **συμπέμπω**<sup>a</sup> lautet **послати** (II cor. 8. 18. 22) und **προπέμπειν**<sup>a</sup> ebenfalls so (act. 15. 3, tit. 3. 13), allein das letztere Verbum liebt die Übersetzung **проездити**—**проезжати** (act. 20. 38, 21. 5, rom. 15. 24, I cor. 16. 6. 11, II cor. 1. 16, III io. 6); **ἐκπέμπω**<sup>a</sup> ist **послати** (act. 13. 4) und **ᾠςλати** (act. 17. 10). Ebenso häufig ist **послати** bei ἀποστέλλω<sup>u</sup>, seltener das einfache **слих** (mat. 10. 16, 23. 34), **слихати** (marc. 6. 7), **слихми** (hebr. 1. 14).

**тѣшати сѧ**, **потѣшати сѧ** entspricht dem griechischen **σπουδαῖω**<sup>a</sup> (gal. 2. 10, ephes. 4. 2, I thess. 2. 17, II tim. 2. 15, 4. 9. 21, tit. 3. 12, hebr. 4. 11, II petr. 1. 10. 15, 3. 14). Das Substantiv **тѣшаннѣ** für **σπουδή**<sup>u</sup> kommt schon im Evangelium vor (marc. 6. 25, luc. 1. 39) und ebenso im Apostolus (rom. 2. 8, 12. 11, II cor. 7. 11. 12, 8. 7. 8. 16, hebr. 6. 11, II petr. 1. 5, iud. 3). Die Lesart christ. (II petr. 1. 5) **нстѣшаннѣ** stellt sich nach Vergleich mit **šiš.** als Kürzung von **нстоѣ тѣшаннѣ** heraus, auch mat. schreibt: **самѡ же се нстоѣ тѣшаннѣ**, doch aus **slépč.** wird **нстѣшаннѣ** zitiert. Das Adjektiv **σπουδαῖος**<sup>a</sup> wird II cor. 8. 17 durch **тѣшнѣз** übersetzt, dagegen ib. 22 steht dafür ein anderer Ausdruck **вѣстаннѣз**, den auch **šiš.** kennt und daher wahrscheinlich schon in die erste Übersetzung Aufnahme gefunden hatte, mat. schreibt **вѣстанѣлнѣз** und diese Form zitiert auch Sreznevskij, ohne auf die Stelle im Korintherbrief Rücksicht zu nehmen, während doch schon bei Miklosich beide Formen mit Zitaten belegt sind. Als Adverbium für **σπουδαίως**<sup>u</sup> liest man luc. 7. 4 **тѣшнѡ**, tit. 3. 13 **тѣшнѡ**, phil. 2. 28 komparativ **тѣшнѣѣ**, ebenso II tim. 1. 17 (**тѣшнѣѣ** mat.), wo die bei Kałużniacki abgedruckte Lesart **точнѣѣ** falsch ist, bei Amphilocheus steht das richtige **тѣшнѣѣ**. Der ganze Überblick beweist, daß **вѣстанѣлнѣз** neben **тѣшнѣз** schwerlich von einer und derselben Person herrührt.

**прѣтѣжати**—**прѣтѣжнѣти** ist stehende Wiedergabe des griechischen **προσκόπτειν**<sup>u</sup>: so mat. 4. 6, luc. 4. 11, io. 11. 9. 10 (hier **потѣжнѣтѣ сѧ**), rom. 9. 32, 14. 21, I petr. 2. 8. Darnach auch **προσκόμμα**<sup>a</sup>: **прѣтѣжаннѣ** (rom. 9. 32. 33, 14. 13. 20, I cor. 8. 9, I petr. 2. 8) und **προσκόπη**<sup>a</sup> ebenso (II cor. 6. 3). Mit dem Präfixe **зѧ-** hat das Verbum die Bedeutung **φράττειν**<sup>a</sup> (hebr.

8\*



11. 33); rom. 3. 19 schreiben šiš. und mat. **ЗАТЪКНОУТЬ СѢ**, aber christ. **СЪТЪКНОУТЬ СѢ** (kaum richtig); an einer dritten Stelle (II cor. 11. 10) steht für dasselbe Verbum (**οὐ φραγήσεται**) die Übersetzung **НЕ ЗАНМЕТЬ СѢ** (die neueren Erklärer übersetzen die Stelle ‚nicht verstummen wird‘). Einmal würde man für **προσκόπτω** das Verbum **οηρῆτη СѢ** belegen können (mat. 7. 27), wenn da nicht die Lesart **προσέρρηξεν** vorzusetzen ist, die übrigens luc. 6. 48 mit **πρηπαδε** und 6. 49 mit **πρηραζη СѢ** wiedergegeben wird; Sav. Kn. hat für **προσέκοψαν**: **ΠΟΤЪКЖ СѢ**. Eine ins Geistige übertragene Bedeutung hat das Verbum **προκόπτω**<sup>u</sup>, dessen Übersetzung sich um **спѣти** bewegt: luc. 2. 52 **спѣаше προέκοπτε**, rom. 13. 12 **οὐспѣ προέκοψεν**, II tim. 3. 9 **ποспѣхѣтъ προκόψουσιν**, gal. 1. 14 **πρѣспѣβαλхъ προέκοπτον** — überall ein anderes Präfix gewählt vom Übersetzer nach dem Zusammenhang des Textes. An zwei Stellen wurde ein ganz anderes Verbum herangezogen, nämlich **εζηнетη СѢ**: II tim. 2. 16; schon wegen des **ἐπὶ πλείον** zog der Übersetzer vor, **εζηнесхѣтъ СѢ** zu schreiben, aus **ἐπὶ πλείον ἀσεβείας** machte er: **НАНПАЧЕ БО — НЕЧЬ-СТНВНН** und ib. 3. 13 **εζηнесхѣтъ СѢ προκόψουσιν**. An beiden Stellen wurde der Ausdruck absichtlich so gewählt, daß aus demselben eine mißbilligende Nebenbedeutung herauszulesen war, während bei allen Ableitungen von **спѣти** ein Erfolg mitangedeutet ist. Das Substantiv **προκοπή**<sup>a</sup> ist (phil. 1. 12. 15) **спѣхъ** und I tim. 4. 15 **ποспѣшение**. Eine ähnliche Bedeutung liegt in **εὐοδοῦσθαι**<sup>a</sup>, dessen Übersetzung so lautet: III io. 2 **καθὼς εὐοδοῦται σου ἡ ψυχή**: **ЯКОЖЕ Н СПѢЮТЬ ТИ СѢ ΔΟΥШН** šiš. (christ. **ΔΟΥША**), **ὅτι ἂν εὐοδῶται** I cor. 16. 2: **неже аще поспѣшнѣтъ сѣ** šiš. (christ. **ПОСПѢЮТЬ СѢ**), rom. 1. 10 **εἴπως ἤδη ποτὲ εὐοδωθήσομαι**: **АЩЕ КАКО ΟΥΒΟ ΚΟΓΔΑ ПОСПѢШЬНЬ БОУΔΟΥ** (šiš. christ.), ein glagolitischer Text hat das unter dem Einfluß der lateinischen Vulgata so geändert: ‚jako da nekli někogda pospěšan' put iměl bim'‘.

**ΟΥΤΕΡΒΑΝΤΗ** gibt das griechische **στηρίζω**<sup>u</sup> wieder (luc. 9. 51, 16. 26, 22. 32, rom. 1. 11, I thess. 3. 2. 13, II thess. 2. 17, 3. 3, iac. 5. 8, I petr. 5. 10, II petr. 1. 12) und **στηριγμός**<sup>a</sup> ist **ΟΥΤΕΡΒΑ-ΔΕΝНН** (II petr. 3. 17), vgl. oben S. 50. Auch das Verbum **χυρόω**<sup>a</sup> wird durch **ΟΥΤΕΡΒΑΝΤΗ** übersetzt (II cor. 2. 8, gal. 3. 15). Dagegen lautet die Übersetzung von **σθενόω**<sup>a</sup> (I petr. 5. 10) **ΟΥΚΡѢПНТН** (s. o.). Für **ολαβετη** steht im Griechischen **ἐκλύεσθαι**<sup>u</sup> (mat. 15. 32, marc. 8. 3, gal. 6. 9, hebr. 12. 5, nur ib. 3 wird



es durch *οσλαβιατη σα* ausgedrückt). Wenn mat. 9. 36 die Lesart *ἦσαν ἐκλελυμένοι* gemeint war, dann lautet die Übersetzung davon *бѣхъ сѣматѣнн*, doch ist es wahrscheinlicher, daß der Übersetzer *ἐσχυλμένοι* gelesen hat. Über *σχύλλω* s. oben S. 85. Jedenfalls ist der Ausdruck der Situation entsprechend gut gewählt.

*поверѣши—поверѣхъ* entspricht dem griechischen *πίπτω*<sup>u</sup> (mat. 27. 5, luc. 4. 35), doch nach der Situation änderte der Übersetzer das Präfix: mat. 9. 36, wo vergleichsweise von Schafen die Rede ist, steht *отверѣженн*, mat. 15. 30, wo vom Hinwerfen zu den Füßen gesprochen wird, wählte er *прверѣхъ*, luc. 17. 2, wo von dem ins Meer geworfenen Menschen das Gleichnis genommen wurde, schrieb er *бверѣженъ въ море*. Act. 22. 23 wird vom Wegwerfen der Kleider mit *помѣтати* geredet, ib. für das Ausladen der Fracht aus dem Schiffe (act. 27. 19) *ημεταχομъ* und ib. 29 vom Ankerwerfen *бверѣжише* — in dieser Weise versinnlichte der Übersetzer seine Arbeit gegenüber dem einheitlichen griechischen *ρίψας, ρίψαντες, ἔρριψαν*.

Für *ἀνοίγειν*<sup>u</sup> kommt nur *отверѣсти—отверѣжъ* als nächststehender Ausdruck in Betracht, der auch an allen vorkommenden Stellen wiederkehrt, nur marc. 7. 35 liest man, vielleicht bezeichnender, *разверѣте са слоуха*. Wenn luc. 4. 17 *разгънѣхъ* gelesen wird, so darf man nicht außerachtlassen, daß diese Übersetzung dem griechischen *ἀναπτύξας*<sup>e</sup> entspricht. Für *διανοίγειν*<sup>u</sup> wird neben dem bereits angeführten *разверѣжъ са* noch luc. 2. 23 *разверѣзати* angewendet, aber in gleicher Situation *отверѣте са очн* (luc. 24. 31); die gleich darauffolgende Phrase *ὡς διήνοιγεν ἡμῖν τὰς γραφάς* lautet in freier Übersetzung *яко сѣказаша наμα κъннѣзи*; noch steht der übliche Ausdruck *отверѣже* luc. 24. 25, act. 16. 4, *отверѣста* (*небѣта*) act. 7. 56 und act. 17. 3 *διανοίγων* abermals *сѣказаша*, weil der Übersetzer den Sinn der Stelle unzweideutig ausdrücken wollte. Für das Abstraktum *ἀνοιξις*<sup>a</sup> steht *отверѣженнѣ* (ephes. 6. 19).

Zu *κλείω*<sup>u</sup> und *ἀποκλείω*<sup>e</sup> gehört das Verbum *затворити—затварити* (mat. 6. 6, 23. 14, 25. 10, luc. 4. 25, 11. 7, io. 20. 19. 26, act. 5. 23, 21. 30, I io. 3. 17), nur luc. 4. 25 vielleicht absichtlich *заклене са небо*.

Für *κρύπτω*<sup>u</sup> ist in materieller Bedeutung die übliche Übersetzung *сѣкръити*, Partizip *сѣкръженъ* (mat. 13. 35. 44, 25. 18. 25, luc. 13. 21, 18. 34, io. 8. 59, 12. 36, col. 3. 3, hebr. 11. 23),



daneben kommt  $\sigma\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$   $\varsigma\alpha$  vor (mat. 5. 14, luc. 19. 42) und in noch weiterer Entwicklung nach der geistigen Richtung  $\sigma\upsilon\tau\alpha\eta\tau\eta$ :  $\sigma\upsilon\tau\alpha\eta\lambda\zeta$   $\kappa\epsilon\eta$  (mat. 11. 25),  $\sigma\upsilon\tau\alpha\eta\tau\eta$   $\varsigma\alpha$  (I tim. 5. 25); für das Partizip  $\kappa\epsilon\kappa\rho\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$  steht io. 19. 38 das Adjektiv  $\tau\alpha\eta\eta\zeta$ . Dasselbe gilt auch für  $\acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\rho\acute{\upsilon}\pi\tau\omega$ <sup>u</sup>: es lautet in der Übersetzung  $\varsigma\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$  und  $\varsigma\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\zeta$  (mat. 25. 18, I cor. 2. 7, ephes. 3. 9, col. 1. 26) und  $\sigma\upsilon\tau\alpha\eta\tau\eta$  (mat. 11. 25, luc. 10. 21). So ist auch  $\acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\varsigma$ <sup>u</sup>  $\sigma\upsilon\tau\alpha\iota\epsilon\eta\zeta$  (luc. 8. 17, col. 2. 3),  $\pi\omicron\tau\alpha\iota\epsilon\eta\zeta$  (marc. 4. 22), während  $\kappa\rho\upsilon\pi\tau\acute{\omicron}\varsigma$ <sup>u</sup> immer nur  $\tau\alpha\eta\eta\zeta$ ,  $\tau\alpha\eta\eta\omicron$  (mat. 10. 26, marc. 4. 22, luc. 8. 17, 12. 2) lautet,  $\acute{\epsilon}\nu$   $\kappa\rho\upsilon\pi\tau\acute{\omicron}$   $\epsilon\zeta$   $\tau\alpha\eta\eta\tau\epsilon$  (mat. 6. 4. 16. 18, io. 7. 4),  $\epsilon\zeta$   $\tau\alpha\eta\eta\kappa$  (rom. 2. 29), zweimal bloß  $\tau\alpha\eta$  (io. 7. 10, 18. 20);  $\tau\acute{\alpha}$   $\kappa\rho\upsilon\pi\tau\acute{\alpha}$  kann substantivisch durch  $\tau\alpha\eta\eta\alpha$  ausgedrückt werden (rom. 2. 16) oder durch  $\tau\alpha\eta\eta\alpha\eta\alpha$  (I cor. 4. 5, 14. 25, II cor. 4. 2, I petr. 3. 4). Auch  $\kappa\alpha\lambda\acute{\omicron}\upsilon\pi\tau\epsilon\iota\upsilon$ <sup>u</sup> muß hier miterwähnt werden. Es ist bezeichnend für die Sorgfalt des Übersetzers in der Wahl nahe verwandter Ausdrücke, daß er bei diesem griechischen Wort in der Übersetzung ausnahmslos den Ausdruck  $\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\beta\alpha\tau\eta$ ,  $\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$   $\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\zeta$  gebraucht. In dieser Weise wurde  $\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$  von  $\varsigma\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$ ,  $\pi\omicron\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\zeta$  von  $\varsigma\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\zeta$  genau auseinandergehalten. Für  $\acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\alpha\lambda\acute{\omicron}\upsilon\pi\tau\omega$ <sup>u</sup> ist der übliche Übersetzungsausdruck  $\sigma\tau\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\tau\eta$ , doch daneben auch  $\kappa\alpha\beta\eta\tau\eta$ , im Evangelientexte nur mat. 11. 25, 16. 17, luc. 10. 22, 17. 30; etwas häufiger im Apostolus (rom. 1. 17, 8. 18, I cor. 14. 30, gal. 16. 3. 23, II thess. 2. 6. 8, I petr. 1. 5. 12, 5. 1). Zum Beweis einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber diesen beiden Ausdrücken kann man zitieren rom. 1. 17 und 18: im v. 17 liest man in allen ältesten Texten  $\pi\rho\alpha\beta\eta\lambda\alpha$   $\beta\omicron\upsilon\eta\eta\alpha$   $\kappa\alpha\beta\lambda\iota\alpha\epsilon\tau\eta$   $\varsigma\alpha$  und im v. 18  $\sigma\tau\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\beta\alpha\epsilon\tau\eta$   $\varsigma\alpha$   $\gamma\eta\tau\epsilon\zeta$   $\beta\omicron\upsilon\eta\eta\eta$ ; erst in späteren Redaktionen mußte im v. 17  $\kappa\alpha\beta\lambda\iota\alpha\epsilon\tau\eta$   $\varsigma\alpha$  dem Ausdruck  $\sigma\tau\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\iota\beta\alpha\epsilon\tau\eta$   $\varsigma\alpha$  weichen. Für  $\acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\alpha\lambda\acute{\omicron}\upsilon\psi\iota\varsigma$ <sup>u</sup> ist die gewöhnliche Übersetzung  $\kappa\alpha\beta\lambda\iota\epsilon\eta\eta\eta$ , so daß  $\sigma\tau\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\eta\eta$  nur zu finden ist luc. 2. 32, rom. 16. 25. Es ist aber für das gegenseitige Verhältnis der beiden slawischen Ausdrücke bezeichnend, daß an den meisten Stellen, wo die ältesten Texte für  $\acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\alpha\lambda\acute{\omicron}\upsilon\psi\iota\varsigma$   $\kappa\alpha\beta\lambda\iota\epsilon\eta\eta\eta$  schreiben, in den späteren Redaktionen, zumal der sogenannten dritten (nach der Unterscheidung Voskresenskijs) dieser Ausdruck durch  $\sigma\tau\zeta\kappa\rho\upsilon\zeta\epsilon\eta\eta\eta$  ersetzt wurde.

Für  $\tau\alpha\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ <sup>u</sup> (einmal  $\acute{\epsilon}\chi\tau\alpha\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ ) hat man in materieller und geistiger Bedeutung die Ausdrücke  $\varsigma\zeta\mu\alpha\sigma\tau\eta$  ( $\varsigma\alpha$ ),  $\epsilon\zeta\zeta\mu\alpha\sigma\tau\eta$   $\varsigma\alpha$ ,



сѡмѣтѣти — сѡмѣшати, вѣзмѣшати — вѣзмѣтѣти. Vgl. Entst. 284. Ein einziges Mal (act. 17. 13) das einfache мѣтѣти, wo man bei der Voraussetzung desselben Übersetzers etwa вѣзмѣшати erwarten würde. Übrigens für сѡмѣшати oder вѣзмѣтѣти сѡ liegt noch, wie unten erwähnt werden wird, das griechische συγγέειν<sup>a</sup> vor, das in materieller Bedeutung auch ραζμѣснѣти lautet: act. 2. 6 συνηλθε τὸ πλῆθος καὶ συνεχύθη: сѡннѣ сѡ нѣрѡѡзъ н ραζмѣсн сѡ, ib. 19. 32 τὴν γὰρ ἡ ἐκκλησία συγκεχυμένη: вѣ вѡ црѣкѣ ραζмѣшѣнѣ. Diese Übersetzung gilt sonst als Variante zu сѡмѣшѣти für das griechische μεμιγμένος (mat. 27. 34), die Übersetzung сѡмѣснѣти für das einfache μίγνυμι<sup>e</sup> liest man luc. 13. 1 und сѡмѣшѣннѣ (io. 19. 39) für μίγνυμι.

Das Verbum κρούω<sup>u</sup> lautet in der Übersetzung тѡзѡѡ — тѡѡшн mat. 7. 7. 8, luc. 11. 9. 10, 12. 36 (тѡзѡнѣти), 13. 25 (тѡѡшн), act. 12. 13 (тѡзѡнѣти), 12. 6. Einmal steht derselbe Ausdruck für κατακόπτω<sup>e</sup> (marc. 5. 5).

Ein so allgemein lautender Ausdruck wie τίθημι<sup>u</sup> kann in der Übersetzung verschiedenen Wortdeutungen ausgesetzt sein, dennoch muß man konstatieren, daß in der größten Mehrzahl der Fälle ποложити oder ποлагати die stehende Übersetzung bildete. Ich habe etwa 70 Beispiele dieser zwei Ausdrücke gezählt, die ich nicht einzeln anzuführen brauche. Nur Abweichungen von dieser regelmäßigen Vertretung sollen erwähnt werden: man liest поставити mat. 5. 15 (das Objekt ist сѡѡтѣлѣннѣ, hier könnte ganz gut auch полагати stehen), поставити act. 20. 28 (hier ist vom Einsetzen in die Würde des Bischofs die Rede, also постави wirklich besser als положн); wo vom Gefängnis die Rede ist, nahm der Übersetzer den üblichen Ausdruck вѣсѡдѣнѣти in Anspruch (wovon schon unter βάλλω die Rede war): mat. 14. 3, act. 5. 25, 12. 4; für das Auflegen der Hände gebrauchte er вѣзѡлагати (marc. 10. 16, act. 5. 18), luc. 8. 16 dürfte вѣзѡлагаетъ für ἐπιτίθησιν<sup>u</sup> stehen; ib. wird wegen des Zusatzes поѡз ѡѡромѣ auch am Verbum die Präposition angebracht поѡзѡлагаетъ (vielleicht auch um die Antithese zu вѣзѡлагаетъ hervorzuheben). Wo vom Kniebeugen die Rede ist, gebrauchte der Übersetzer marc. 15. 19 прѣгѡѡѡити (sc. колѣна) und öfters поклонити (luc. 22. 41, act. 7. 60, 9. 40, 20. 36, 21. 5). Der Wechsel zwischen прѣгѡѡити und поклонити wird vielleicht dadurch erklärlich, daß im ersten Fall das



Partizip τιθέντες und in allen anderen Fällen das Partizip θείς oder θέντες im Original zu lesen war. Noch zwei Belege sprechen für die große Bewegungsfreiheit des Übersetzers gegenüber seinem Original: act. 19. 21 ἔθετο ὁ Παῦλος ἐν τῷ πνεύματι wurde vortrefflich übersetzt οὐμζικλη Παβλζ δουχζμζ und 27. 12 ἔθεντο βουλήν: сѣтвориха сѣбѣтъ. An zwei Stellen begegnet das Verbum πηλοποιηται: marc. 4. 30 κοην πητѣчн пη-ложимъ ꙗ und gal. 3. 19 vom Gesetze: пηложенъ бѣистъ — doch an erster Stelle dürfte der Übersetzer παραβάλωμεν (die Lesart des ζ) gelesen haben und an zweiter stand wahrscheinlich nicht ἐτέθη, sondern προσετέθη im Texte des Übersetzers, und für dieses Verbum ist eben die übliche Übersetzung πηλοποιηται, wie ἐζλοποιηται für ἐπιτιθέναι<sup>u</sup>. Auch diese Übersetzung ist sonst sehr genau durchgeführt, nur mat. 27. 37 und io. 9. 15 steht πολοποιηται, act. 18. 10 ηαλοποιητѣ сѣ, act. 28. 10 ἐζλοποιησѣ, alle diese Abweichungen können gerechtfertigt werden. Noch viel weiter griff der Übersetzer nach einem ihm passender erschienenen Ausdruck in marc. 3. 16. 17 mit ηαρεче (sc. ημα) für ἐπέθηκε, luc. 23. 26 mit ζααѣша für ἐπέθηκον (,luden ihm auf') und act. 16. 23 λαεѣше (sc. ρανѣ), wo in der Tat ἐζλοποιηται sehr schwerfällig wäre. Das eben erwähnte ζαаѣша (sc. κρѣтѣ nochтн) gilt auch für das griechische ἀγγαρεύω<sup>e</sup> (mat. 27. 32, marc. 15. 21), das außerdem noch einmal ganz originell übersetzt wurde: mat. 5. 41 lautet der griechische Text ὅστις σε ἀγγαρεύσει μίλιον ἓν und die Übersetzung davon: аще кѣто поиметѣ тѣ по снлѣ попьрише ꙗдннѣ, also ἀγγαρεύσαι ist gleich ποιᾶται по снлѣ; mit ζαаѣτη hätte hier der Übersetzer nicht anders auskommen können, als wenn er zu попьрише ꙗдннѣ ein Verbum, z. B. нтн, hinzugefügt hätte; nun erfordert aber ζааѣтн irgendeine materiellere Verrichtung und nicht das einfache Mitgehen, darum ist die gegebene erklärende Übersetzung ganz glücklich gewählt.

Zu den übrigen Zusammensetzungen des τιθέναι mit Präfixen gehört auch περιτίθημι<sup>u</sup>, dessen Übersetzung je nach dem Zusammenhang sehr verschiedenartig gemacht wurde: mat. 21. 33 und marc. 12. 1 φραγμόν αὐτῷ περιέθηκε lautet οπλοτομъ н огрѣдн, mat. 27. 28 περιέθηκον αὐτῷ χλαμύδα: хламнѣоѣж ѡаѣша н, mat. 27. 48 und marc. 15. 36 περιθείς καλάμῳ: вѣзньзъ на трѣстѣ, io. 19. 29 ὑσσώπῳ περιθέντες: на ѱсопѣ вѣзньзъше, marc. 15. 17



περιτιθέασιν αὐτῷ . . . στέφανον: ВЪЗЛОЖИША НА-НЬ КѢНЬЦЬ, endlich I cor. 12. 23 τοῦτοις τιμὴν περισσοτέραν περιτίθεμεν: СНМЬ ЧЕСТЬ БОЛЬШΟΥ ПРІЛАГАЕМЬ šiš. Auch das ist ein weiterer vortrefflicher Beweis der großen Beherrschung der slawischen Sprache seitens des Übersetzers.

Der große Bedeutungsumfang des Verbums φέρω<sup>u</sup> gab dem Übersetzer Anlaß, seine freie Wahl zur Geltung zu bringen. Die üblichste Übersetzung ist allerdings нести und принести oder принесть, die Beispiele mit прн- sind viel zahlreicher als das einfache Verbum ohne Präfix, das man liest u. a. marc. 2. 3, luc. 5. 18, 24. 1, io. 19. 39, hebr. 1. 3, 13. 13, passiv неси́мъ act. 2. 2. Wichtiger ist die vom richtigen Sinn für den Sprachgebrauch geleitete Wahl des Ausdrucks прнвєсти statt прине́сти, dort wo nicht vom Tragen, sondern vom Bringen die Rede ist. So sagte man mat. 17. 17 прнвєдѣте (statt des sonst vorkommenden прине́сѣте) oder прнвєса marc. 7. 3, 8. 22, 15. 22, прнвєсѣ ib. 9. 17, прнвєдѣта marc. 11. 2, прнвєдѣше luc. 15. 23, einmal повєса (luc. 23. 26), einmal вєдемъ са hebr. 6. 1; merkwürdigerweise liebte der Übersetzer плодъ прннесете (io. 15. 16) nicht, da er vorzog, dafür das Verbum творити oder сътворити zu gebrauchen (io. 12. 24, 15. 2. 4. 5. 8), freier und schöner lautet marc. 4. 8 καὶ ἔφερον (sc. καρπόν): прнплоди, indem der Übersetzer in den von ihm glücklich gewählten Ausdruck stillschweigend das Objekt hineingetragen hat. Ebenso frei nach dem Sinn des ganzen Zusammenhangs wählte er act. 27. 15. 17 für ἐφερόμεθα und ἐφέροντο das Verbum вѣлаихомъ се, вѣлаихоу се (so šiš., christ. hat sogar пловаихомъ, плавахоу, doch das scheint sekundäre Lesart zu sein, denn mat. schreibt вѣлаихомъ се, вѣлаихоу се, was auf der älteren, durch šiš. beglaubigten Lesart beruht). Übrigens davon war schon die Rede (S. 92). Von einem Tor, das in die Stadt führt, griechisch τὴν φέρουσαν, lautet die Übersetzung вѣодешиа. Nicht auffallend ist die Übersetzung трѣпѣти: hebr. 12. 20 не трѣпѣхон, II petr. 2. 11 не трѣпѣть. Endlich hebr. 9. 16 ἀνάγκη φέρεσθαι lautet потрѣба вѣвати und II petr. 1. 21 ἡνέχθη προφητεία: вѣсть . . . пророчество. Das Verbum εὐφορεῖν lautet hübsch in der Übersetzung εὐφόρησεν ἡ χώρα: оугобѣзѣ са ннѣл.

Die Zusammensetzung mit ἀνα- lautet ἀναφέρειν<sup>u</sup>: вѣзвєсти (mat. 17. 1, marc. 9. 2), aber luc. 24. 51 ἀναφέρεσθαι: вѣзносити



сѧ, hebr. 7. 27 прѣносити und себе възвестити, so auch ib. 9. 28 (nur substantiviert на възнесеніе), hebr. 13. 15 възносимъ, iac. 2. 21 възвѣстѣ, I petr. 2. 5 възвестити, ib. 24 възвѣсте. Mit ἀπο-: ἀποφέρειν<sup>u</sup> marc. 15. 1 вѣсѧ, luc. 16. 22 несеноу възити, act. 19. 12 носити (vl. ἐπιφέρεισθαι<sup>a</sup>, mat. наносити), I cor. 16. 3 донесити. Zusammengesetzt mit εἰс- wird dasselbe Verbum wörtlich durch възвестити übersetzt (luc. 5. 18. 19, I tim. 6. 7, hebr. 13. 11), dann durch възвѣстѣ (mat. 8. 13, luc. 11. 4), aber nach der Situation luc. 12. 11 прѣвѣстѣ (sc. на сѣньмиши), act. 17. 20 възлагати (въ оуши); für ἐκφέρειν<sup>u</sup> immer нѣвестити oder нѣносити. Für καταφέρειν<sup>a</sup> wieder ganz den Umständen entsprechend: wörtlich прѣносити (act. 25. 7), dann aber прѣложити: прѣложихъ сѣбѣтъ сѣон: κατήνευχα ψῆρον (act. 26. 10), wobei auch die freie Übersetzung des ψῆρος durch сѣбѣтъ mit Zusatz сѣон hervorgehoben zu werden verdient, den Zusatz gab er, um den ganzen Ausdruck verständlicher zu machen (auch Vulgata hat ‚sententiam‘). An einer anderen Stelle wird ψῆρος (apok. 2. 17) wörtlich aufgefaßt und durch камень übersetzt. Über въздрѣмавъ сѣномъ (καταφερόμενος ὑπνω) und прѣклонъ сѧ отъ сѣна (κατενεχθεὶς ὑπὸ τοῦ ὑπνου) vgl. oben S. 68. Für παραφέρειν<sup>u</sup> liest man мѣмо несити (marc. 14. 36, luc. 22. 42), passiv прѣлагати сѧ (hebr. 13. 9), šiš. schreibt прѣлагати се, doch ein glagolitischer Text und mat. haben прѣлагати се und das ist wohl das Richtige; iud. 12 прѣносимъ (so šiš. und christ.) entspricht dem griechischen παραφερόμενοι (vl. περιφερόμενοι) — für die slawische Übersetzung beide Lesarten gleich möglich, denn περιφέρειν<sup>u</sup> lautet II cor. 4. 10 einfach носѧще, dagegen wird ephes. 4. 14 das passiv-neutrale περιφερόμενοι neben κλυδωνιζόμενοι durch скѣтити сѧ übersetzt neben възлажѣ сѧ, doch ist diese Übersetzung sehr auffallend, in der Tat liest man in mat. zwei ganz andere Ausdrücke: плавающе и порѣваємъ, allein diese Übersetzung gehört der späteren (zweiten) Redaktion an, sieht wie eine Verbesserung aus, geradeso wie die dritte Redaktion влаємъ и преносимъ, offenbar die genaueste Anlehnung an den griechischen Text ist. Wir müssen, glaube ich, an der Lesart възлажѣ сѧ и скѣтитѣ сѧ festhalten als an der ältesten.

Für προσφέρειν<sup>u</sup> genügte in den allermeisten Beispielen das Verbum прѣнесити oder прѣносити (einmal mat. 8. 4 das einfache несити), nach Umständen прѣвѣстѣ (mat. 4. 24, 9. 32, 12. 28, 17. 16,



18. 24, 19. 13, luc. 12. 11, 23. 14), auch  $\pi\eta\nu\omicron\delta\alpha\eta\tau\eta$  (hebr. 9. 25. 28, 11. 17). Bemerkenswert sind zwei Beispiele (luc. 23. 36 und io. 19. 29), wo das Verbum  $\pi\eta\delta\epsilon\tau\eta$  angewendet wurde für das ‚näher zum Munde führen‘, abermals feine sprachliche Unterscheidung. Auch hebr. 12. 7 ist frei übersetzt durch  $\text{одрѣтаѣтъ сѧ вогу}$  (so christ. und mat.):  $\pi\rho\sigma\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\alpha\iota\ \delta\ \theta\epsilon\acute{o}\varsigma$  (ein moderner Erklärer übersetzt: ‚wie Söhne behandelt euch Gott‘). Das  $\sigma\upsilon\mu\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\nu$  in transitiver Bedeutung (act. 19. 19) wird durch  $\text{сѣсра\tau\eta}$  wiedergegeben. Für das intransitive  $\sigma\upsilon\mu\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota$  lautet die gute Übersetzung  $\text{оу\eta\tau\epsilon\ \text{ѣтъ}}$  (mat. 5. 29. 30, 18. 6, 19. 10, io. 11. 50, 16. 7, 18. 14). Gegenüber dieser Übereinstimmung des Evangelientextes weicht Apostolus ab: I cor. 6. 12, 10. 23 liest man  $\text{лѣтъ\ \text{ѣтъ}}$ , II cor. 8. 10  $\text{ѣтъ\ в\ \text{польз\omicron}\gamma\ \text{II cor. 12. 1}\ \text{о}\ \sigma\upsilon\mu\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\ \mu\omicron\iota}$  wird auch  $\text{о}\ \sigma\upsilon\mu\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu\ \mu\acute{\epsilon}\nu$  gelesen, das übersetzt  $\text{ѣтъ\ хвал\eta\tau\eta\ \text{же}\ \text{мн}\ \text{се}\ \text{не}\ \text{пол\omicron}\delta\epsilon\alpha\text{ѣтъ}}$ , mat.  $\text{по\chi\ \text{в}\alpha\lambda\eta\tau\eta\ \text{мн}\ \text{се}\ \text{пол\omicron}\delta\epsilon\alpha\text{ѣтъ}}$ ,  $\text{не}\ \text{пол\omicron}\delta\alpha\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$ , was ich lesen möchte  $\text{не}\ \text{пол\omicron}\delta\alpha\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$  (für  $\text{оу\beta\omicron}$ )  $\text{ѣтъ}}$ , Voskresenskij gibt mehrere Belege für  $\text{пол\omicron}\delta\alpha\ \text{мн}\ \text{оу\beta\omicron}}$ ; christ. hat wohl einen Schreibfehler,  $\text{не}\ \text{пол\omicron}\delta\epsilon\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$  wird wohl  $\text{пол\omicron}\delta\epsilon\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$  (für  $\text{пол\omicron}\delta\epsilon\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$ )  $\text{ю}\ \text{ѣтъ}}$  (für  $\text{оу\beta\omicron}$ ) zu erklären sein, so daß das von Kałuźniacki angesetzte Verbum  $\text{пол\omicron}\delta\epsilon\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$  überhaupt nicht vorkommt, in der Tat hat ap. 1220  $\text{не}\ \text{пол\omicron}\delta\epsilon\ \text{мн}\ \text{ю}\ \text{ѣтъ}}$ .

Das Verbum  $\kappa\alpha\rho\pi\omicron\phi\omicron\rho\epsilon\iota\nu$  wurde, dem Sprachgeist entgegenkommend, mat. 13. 23 durch  $\pi\eta\eta\omicron\sigma\eta\tau\eta\ \text{пл\omicron}\delta\alpha\ \text{übersetzt}}$ , luc. 8. 15  $\text{пл\omicron}\delta\alpha\ \text{т\epsilon\omicron}\rho\eta\tau\eta}}$ , rom. 7. 4. 5 ähnlich, ebenso col. 1. 6. 10; marc. 4. 20 steht dafür das einfache Verbum  $\text{пл\omicron}\delta\alpha\ \text{übersetzt}}$ , ebenso 4. 28.

Eine spezielle Bedeutung kommt dem Verbum  $\delta\iota\alpha\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\nu$  zu. Zunächst wird es in wörtlicher Auffassung durch  $\text{мн\omicron}\ \text{н\epsilon\tau\eta}}$  übersetzt (marc. 11. 16), dann bedeutet es ‚sich unterscheiden‘ und lautet in der Übersetzung  $\text{раз\ \text{л\omicron}\gamma\ \text{ч}\alpha\text{ѣтъ\ сѧ}}$  (I cor. 15. 41) und  $\text{раз\ \text{н\epsilon}\ \text{т\epsilon\omicron}\gamma\ \text{оу\text{ѣтъ\ сѧ}}$  (gal. 2. 6), in der Bedeutung ‚sich hervortun‘:  $\text{л\omicron}\gamma\ \text{чн\ \text{ѣтъ}}$ ,  $\text{л\gamma\ \text{ч}\ \text{ш\epsilon}}$  oder  $\text{с\omicron\gamma\ \text{л\ \text{ѣн}\ \text{ш\epsilon}\ \text{быт\ \text{н}}$  (mat. 6. 26, 10. 30, 12. 12, luc. 12. 7. 24, gal. 4. 1). In der Bedeutung  $\text{δια\ \text{φ}\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\omicron\ \delta\ \text{л\omicron}\gamma\ \text{ος}}$  (act. 13. 49) gehen die Texte der slawischen Übersetzung auseinander: mat. und karp.  $\text{про\ \text{п\omicron}\ \text{о\ \text{в}\ \text{ѣ}\ \text{д}\ \text{аш\epsilon}\ \text{се}\ \text{с\ \text{л\omicron}\ \text{о\ \text{в\omicron}}}}$ , originell in christ.  $\text{про\ \text{м\ \text{з}\ \text{ик}\ \text{аш\epsilon}\ \text{сѧ}}$ , es ist nur sehr fraglich, ob das in der ältesten Übersetzung so war. Act. 27. 27 wurde  $\text{δια\ \text{φ}\acute{\epsilon}\rho\omicron\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \text{ων}\ \ \eta\ \mu\acute{\omega}\ \text{ων}}$  klar und deutlich durch  $\text{в\ \text{л\ \text{л\ \text{а}\ \text{ю}\ \text{щ\epsilon}\ \text{м}\ \text{сѧ}\ \text{н}\ \text{ам}\ \text{з}}$



ausgedrückt (vl. плакающе), wovon schon die Rede war. Vgl. S. 121.

Das Verbum πληθύνω<sup>u</sup> lautet immer πληθύνῃ, ebenso πληροῦν<sup>u</sup>, vor allem in Aktivformen, z. B. mat. 3. 15, 5. 17, 23. 32, io. 16. 6, act. 2. 2. 28, 5. 3. 28, rom. 15. 13. 19, ephes. 4. 10, phil. 2. 2, 4. 19, col. 1. 25, II thess. 1. 11. Wo aber nicht das materielle Füllen, sondern das Erfüllen oder Beenden gemeint ist, wählte der Übersetzer das Verbum κοινῶσαι oder съκοινωνати: mat. 3. 15 (so in Zogr.), luc. 7. 1, 9. 31, 21. 24, 22. 16, 24. 44, act. 3. 18, 7. 23. 30, 9. 23, 12. 25, 13. 25. 27, 14. 26, 19. 21, 24. 27, rom. 8. 4, 13. 8, II cor. 10. 6, gal. 5. 14, col. 4. 17 (κοινωνήσας). Die passiven Partizipe lauten in der Regel πληθυνόμενος oder πληθυνιῶσα und auch sonst, wo von materieller Aus- oder Anfüllung gesprochen wird, wie mat. 13. 48 (von voll gewordenem Netze), marc. 1. 15, io. 7. 8 (von der Zeit), luc. 3. 5 (vom Graben), io. 12. 3 (vom Zimmer), dann allerdings auch von seelischen Strömungen, wie io. 3. 29, 15. 11, 16. 24, 17. 13, act. 13. 52, rom. 15. 13. 14 (von der Freude), rom. 1. 29 (voll von Ungerechtigkeit), vom Evangelium (rom. 15. 19), vom Trost (II cor. 7. 4), vgl. noch ephes. 1. 23, 3. 19, 4. 10, 5. 18, phil. 1. 11, 2. 2, 4. 18. 19, col. 1. 9. 25, 2. 10, II thess. 1. 11, II tim. 1. 4, I io. 1. 4. Wenn aber von Erfüllung einer Aussage die Rede sein soll, gebrauchte der Übersetzer nahezu immer die Phrase сбудется, сбудется (mat. 1. 22, 2. 15. 17. 23, 4. 14, 8. 17, 12. 17, 13. 35, 21. 4, 26. 54. 56, 27. 9, marc. 14. 49, 15. 28, luc. 1. 20, 4. 21, io. 12. 38, 13. 18, 15. 25, 17. 12, 18. 9. 32, 19. 24. 36, act. 1. 16, iac. 2. 23). Man kann wenigstens in diesem letzten Fall die Absicht des Übersetzers, seiner Arbeit eine bestimmte sprachliche Färbung zu geben, keineswegs verkennen.

Für πληθύνω<sup>u</sup> war μνησθῆναι, οὐ μνησθῆναι die übliche Übersetzung, von der auch nicht abgewichen worden ist. Für αὐξάνω<sup>u</sup> in neutraler Bedeutung ραῖσθαι — ραῖσθαι, ἐξαρᾶσθαι: mat. 6. 28, 13. 32, marc. 4. 8, luc. 1. 80, 2. 40, 12. 27, 13. 19, io. 3. 30, act. 6. 7, 7. 17, 12. 24, 19. 20, II cor. 10. 15, ephes. 2. 21, col. 1. 10, I petr. 2. 2, II petr. 3. 18, transitiv ραῖσθαι, ἐξαρᾶσθαι I cor. 3. 6. 7, II cor. 9. 10, ephes. 4. 15, col. 1. 6, 2. 19.

Es wurde schon oben für περισσεύω die Übersetzung сκρῶνати angegeben, diese Übersetzung gilt ausnahmslos für alle



Beispiele. Dagegen wird  $\theta\rho\alpha\upsilon\rho\iota\zeta\omega$ <sup>u</sup> durchaus nicht einheitlich behandelt. Nur mat. 6. 19. 20 machte der Übersetzer zu  $\text{сѣкровице}$  das Prädikat  $\text{сѣкрывати}$ , das sehr nahe kommt dem  $\text{сѣхраниати}$  (I cor. 16. 2 und II petr. 3. 7). Weiter entfernt ist  $\text{шадѣти}$  (rom. 2. 5, II cor. 12. 14). Dann gibt es noch  $\text{сѣхрати}$  (luc. 12. 21) und iac. 5. 3  $\text{сѣхисати}$ . Dieser bunte Wechsel herrscht schon in den ältesten Texten der sogenannten ersten Redaktion, die zweite Redaktion weicht etwas ab, z. B. I cor. 16. 2 schreibt sie  $\text{сѣхрати}$ , auch II cor. 12. 14 gibt es verschiedene Lesarten, rom. 2. 5 hat sie ebenfalls  $\text{сѣхрати}$ .

Für  $\kappa\tau\acute{\alpha}\rho\mu\alpha\iota$ <sup>u</sup> ist die gewöhnliche Übersetzung  $\text{сѣтажати}$  (mat. 10. 9, luc. 21. 19, act. 1. 18, 8. 20, 22. 28, I thess. 4. 4), nur luc. 18. 12 steht  $\text{прѣтажати}$ , womit man wahrscheinlich absichtlich das, was man noch hinzugewinnen könnte, ausdrücken wollte. Für  $\kappa\tau\eta\mu\alpha$  steht immer  $\text{сѣтажаніе}$ .

Sehr merkwürdig ist eine besondere Übersetzung des Verbums  $\epsilon\pi\alpha\rho\omega$ <sup>u</sup>, das sonst in gewöhnlicher Anwendung  $\text{взъдѣи- нѣти}$  lautet (luc. 11. 27, 21. 28, 24. 50, io. 13. 18, act. 2. 14, 14. 11, 22. 22, 27. 40), aber mit dem Objekt  $\tau\omicron\upsilon\varsigma\ \delta\epsilon\theta\alpha\lambda\mu\omicron\upsilon\varsigma$  den feststehenden Ausdruck  $\text{взъдѣсти} - \text{взъдѣх}$  herausfordert, der auch ausnahmslos immer wiederkehrt: mat. 17. 8, luc. 6. 29, 16. 23, 18. 13, io. 4. 35, 6. 5, 17. 1, auch das einfache  $\alpha\rho\omega$ <sup>u</sup> einmal so (io. 11. 41). Gewiß war das in der damaligen Volkssprache eine allgemein gebrauchte Phrase, der zulieb der Übersetzer gar nicht auf wörtliche Bedeutung des griechischen Verbums Rücksicht nahm. Einmal (II cor. 11. 20) wird  $\epsilon\pi\alpha\rho\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$  im Sinne der Überhebung durch  $\text{вѣлнчати}$   $\text{сѣ}$  übersetzt und I tim. 2. 8 wird bei  $\chi\epsilon\iota\rho\alpha\varsigma$  als Objekt das Verbum  $\text{взъдѣти}$  gebraucht, während man bei der Voraussetzung desselben Übersetzers das Wort  $\text{взъдѣи нѣти}$  erwartet hätte (wie luc. 24. 50). Übrigens für die Erhebung der Hände wird dieser Ausdruck (rom. 10. 21) als Übersetzung von  $\epsilon\kappa\pi\epsilon\tau\acute{\alpha}\nu\upsilon\mu\iota$ <sup>a</sup> angewendet und während sonst für  $\epsilon\kappa\tau\epsilon\lambda\epsilon\iota\nu$ <sup>u</sup>  $\tau\eta\gamma\chi\epsilon\iota\rho\alpha$  immer die Übersetzung  $\text{прострѣти}$  gilt (in zwölf Beispielen), liest man nur io. 21. 18  $\text{взъдѣхаше}$ , offenbar darum, weil der Übersetzer an dieser Stelle nicht das Ausstrecken der Hand, sondern das Emporheben der Hände im Sinne hatte. Allerdings muß man sagen, daß nach dieser Unterscheidung auch luc. 22. 53 die Übersetzung  $\text{не прострѣте рѣкѣ на ма}$  nicht so gut klingt, wie wenn



не вѣдаѣте ϩκκζ на ма übersetzt worden wäre. Noch ein Wort wurde bei demselben griechischen Verbum herangezogen: act. 1. 9 ἐπὶ ῥῥῃ lautet вѣдѣтъ ѿ и II cor. 10. 5 von demselben Verbum das Partizip вѣдемаѣши ѿ (ἐπαρόμενον). Das einfache αἶρω<sup>u</sup> ist gewöhnlich durch вѣдѣтъ übersetzt worden, die näherliegenden Ausdrücke waren ведемаѣтъ (mat. 21. 21, marc. 11. 23) und вѣдавемаѣтъ (act. 4. 24, 22. 22, 27. 17), dann und wann schien dem Übersetzer bezeichnender das Wort ѿдѣтъ — ѿдѣмаѣ (mat. 21. 43, marc. 4. 15. 25, luc. 6. 29. 30, 8. 18, 11. 22, 19. 26). Noch weiter entfernte er sich, dem Geiste der slawischen Sprache zulieb, indem er marc. 2. 3 νοσῆμα, mat. 27. 32 ποιῆσθαι, luc. 17. 13 вѣдѣтъ wählte; marc. 8. 19 πρηνῆς in Mar. ist ungenau, Zogr. hat die echte Lesart вѣдѣтъ; dagegen ist io. 15. 2 absichtlich das bezeichnendere нѣмаѣтъ gewählt worden, weil vom Herausreißen eines keine Frucht bringenden Reisigs die Rede ist; der gleiche Fall wiederholt sich I cor. 5. 2, wo schon durch den Zusatz ѿдѣ ѿ ѿдѣмаѣ die Wahl des Ausdrucks нѣмаѣтъ ѿ gerechtfertigt erscheint. Ganz frei wurde die Stelle act. 27. 13 ἄραντες ἄσσον übersetzt: ѿдѣвѣше ѿ прен краи, wo der Übersetzer wohl richtig ἄσσον als Komparativ aufgefaßt hat und durch прен краи wiedergab.

Ein nach griechischem Vorbilde gemachter Ausdruck ist лѣхонмѣствовати für πλεονεχτεῖν<sup>a</sup> (II cor. 7. 2, 12. 17. 18, I thess. 4. 6), nur II cor. 2. 11 wurde freiere Übersetzung gegeben: аа не ведемаѣтъ вѣдѣмаѣ, wobei vielleicht die passive Ausdrucksweise diese Wahl begünstigte. Das Substantiv πλεονέκτης<sup>a</sup> ist лѣхонмѣцъ (I cor. 5. 10. 11, ephes. 5. 5) und πλεονεξία<sup>u</sup> ist лѣхонмѣствѣнѣ (luc. 12. 15, II cor. 9. 5), aber auch ведемаѣ (marc. 7. 22). Neben der Form лѣхонмѣствѣнѣ schrieb man auch лѣхонмѣнѣ (rom. 1. 29, I thess. 2. 5) und лѣхонмѣнѣнѣ (ephes. 4. 19, 5. 3, II petr. 2. 14), die letzte Form ist allerdings nicht in šiš. vertreten, wohl aber in anderen alten Texten; man liest auch aufgelöst лѣхѣ нѣмѣнѣнѣ (col. 3. 5), doch nur in christ., šiš. hat auch hier лѣхонмѣствѣнѣ und mat. лѣхонмѣнѣнѣ. Ob neben dieser nicht ganz sklavisch, sondern mit einer gewissen Freiheit dem griechischen Original nachgebildeten Übersetzung von demselben Verfasser auch noch ведемаѣ und ведемаѣтъ herrührt, das kann fraglich sein. Das Verbum ведемаѣтъ gilt ja sonst als Übersetzung von ἀδείειν (mat. 20. 13, act. 7. 24. 26. 27, 25. 10,



Für das Wort περισσεύω<sup>n</sup> kennt der Evangelientext nur *нѣзыти*, und zwar *нѣжаѣтъ* (mat. 5. 20, 13. 12, 25. 29), *нѣзыбаѣтъ* (luc. 15. 17), *нѣзыша* (io. 6. 13) und für die Partizipialform τὸ περισσεῦον das Substantiv *нѣзытъкъ* (mat. 14. 20, 15. 37, luc. 12. 15, 21. 4, io. 6. 12), nur einmal (luc. 9. 17) das Partizip *нѣзывъше*. Im Apostolus wiederholt sich allerdings auch dieser Ausdruck: *нѣзыбаѣтъ* (I cor. 14. 12, II cor. 1. 5, phil. 1. 9. 26), *нѣзыбаѣтъ* (II cor. 3. 9), *нѣзытъ* (rom. 3. 7, 5. 15, II cor. 8. 2), doch daneben begegnet in allen Texten (also auch in šiš.) eine verbale Neubildung, von *нѣзытъкъ* abgeleitet, in der Form *нѣзытъчьствовати*, und zwar: *нѣзытъчьствовати* (rom. 15. 13, II cor. 9. 8, phil. 4. 12, I thess. 4. 10), *нѣзытъчьствовуѣ* (phil. 4. 18), mat. *нѣобнловати* und *нѣобнлову*, *нѣзытъчьствова* (ephes. 1. 8, *нѣобнлова* mat.), *нѣзытъчьствовуѣте* (II cor. 8. 7, 9. 8, I thess. 4. 1, an letzter Stelle mat. *нѣобнловуѣте*), *нѣзытъчьствовуѣмъ* (I cor. 8. 8, hier hat šiš. *нѣовуѣтъ намъ*, aber mat. *нѣзытъчьствовуѣмъ*), *нѣзытъчьствовуѣше* (I cor. 15. 58, col. 2. 7, mat. an letzter Stelle *нѣовнлующе*), *нѣзытъчьствовуѣщимъ* (II cor. 9. 12, mat. auch so). An zwei Stellen ist das Verbum statt auf -овати gebildet auf -нати: *нѣзытъчьствѣтъ* (II cor. 4. 15, so christ. šiš., aber mat. *нѣзытъчьствовуѣтъ*), ebenso I thess. 3. 12 (mat. *нѣовнлующе*). Die Lesart *нѣзытъчьствовати* scheint schon wegen des im Evangelientexte nachweisbaren *нѣзытъкъ* der ersten Übersetzungsarbeit zugewiesen werden zu müssen, dann wäre *нѣобнловати* erst eine nachträgliche, in der sogenannten zweiten Redaktion zur Geltung gekommene Änderung. Es gibt endlich auch noch *нѣаншьствовати*, ein dritter noch später auftauchender Ausdruck. In alten Texten ist περισσεῖα *нѣзытъкъ* (rom. 5. 17, II cor. 8. 2, 10. 15, iac. 1. 21), ebenso περισσεύμα, das sonst als *нѣзытъкъ*, aber II cor. 8. 13. 14 als *нѣзытъчьствѣние* auftritt. Für περισσός lautet die Übersetzung immer *лнхъ*, *лнхо*, *нѣлнха*, *лнше*, *прѣнѣлнше*.

Das Verbum **οβρῆσθαι**—**οβρῆσαι** und **οβρῆσθαι** gilt als Übersetzung von **ἐρίσχω**<sup>u</sup>, und zwar ausnahmslos durch alle recht zahlreiche Beispiele; dagegen wird **πρὸς οβρῆσθαι** für **κερδαίνω**<sup>u</sup> angewendet, und zwar fast immer, ausgenommen sind folgende drei Beispiele: act. 27. 21 **κερδήσαι τὴν ὕβριν** ist sehr gut wieder-



gegeben durch *нзвѣстити досажденнѣ*; iac. 4. 13, da gerade von *коупля* die Rede war, übersetzte der klug berechnende Mann auch *κερδήσωμεν* durch *прнкоупимъ*, endlich I petr. 3. 1 ist von den Frauen, die durch ihren Lebenswandel die Männer gewinnen sollen, die Rede, da wählte der Übersetzer einen Ausdruck, der geradezu modern klingt: *да... житиємъ женьскимъ плѣнены боудють* (die Männer). Noch ein griechischer Ausdruck wird durch *прнобрѣсти* übersetzt, das ist *περιποιεῖσθαι*<sup>a</sup>: *ἦν περιποιήσατο ἰηζε прнобрѣте* (act. 20. 28), *περιποιοῦνται прнобрѣтайтъ* (I tim. 3. 13). Das Substantiv *περιποίησις*<sup>a</sup> ist ephes. 1. 14, I thess. 5. 9, hebr. 10. 39 übersetzt durch *сѣнабѣдѣннѣ*, II thess. 2. 14 durch *посоужденнѣ* šiš. *потвореннѣ* mat. *послуженнѣ* christ. Warum man nicht auch an dieser Stelle bei *сѣнабѣдѣннѣ* oder *прнобрѣтеннѣ* blieb (der neuere Erklärer übersetzt die Stelle ‚die Herrlichkeit... zu erlangen‘), ist kaum anders zu begreifen, als wenn man eine andere übersetzende Persönlichkeit voraussetzt.

Dem Ausdruck *ἐτοιμάζω* entspricht immer *οὐροτοбати*, nur philem. 22 liest man als Imperativ in einigen Handschriften *готобѣ* (doch kommt *οὐροтобѣ* und *οὐροтобѣн* auch vor). Für *ἐτοιμος* ist *готобъ* ebenso regelmäßig, *ἐτοιμασία* ist *οὐροтобѣннѣ*. Gut übersetzt lautet *ἐτοιμῶς ἔχω готобъ ѣсмь* (act. 21. 13, II cor. 12. 14), weniger gut die wörtliche Übersetzung *τῷ ἐτοιμῶς ἔχοντι* (I petr. 4. 5): *нмоуцѣмоу готобо* (christ. šiš.), statt zu sagen *готобоу сѣцѣмоу*. Vielleicht rührt diese unbeholfene Übersetzung nicht von derselben Person her, die an zwei Stellen so gut verstand *готобъ ѣсмь* zu übersetzen. Auch für *κατασκευάζω* gilt die Übersetzung *οὐροтобѣннѣ* oder *οὐροтобѣннѣ*, aber nur in Evangelientexten (mat. 11. 16, marc. 1. 2, luc. 1. 17, 7. 27), dagegen im Apostolus steht für dasselbe griechische Wort *сѣтворѣннѣ* (hebr. 3. 3. 4, 11. 7), *дѣлати* (hebr. 3. 4, I petr. 3. 20), *сѣврѣшннѣ* (hebr. 9. 2. 6), diese Verschiedenheit in der Übersetzung ist aus dem Zusammenhang erklärbar. Ob aber die drei verschiedenen Ausdrücke (*дѣлати*, *сѣтворѣннѣ*, *сѣврѣшннѣ*) alle von einer übersetzenden Person herrühren, das kann nicht mit voller Sicherheit beantwortet werden. Auch *παρὰσκευάζω* wurde ähnlich übersetzt, und zwar durch *готобѣннѣ* (act. 10. 10), dann *οὐροтобѣннѣ* (I cor. 14. 8) und *прнготобѣннѣ* (II cor. 9. 2. 3).



Akademie der Wissenschaften in Wien  
Philosophisch-historische Klasse  
Sitzungsberichte, 193. Band, 2. Abhandlung

---

## Kritische Beiträge

zum

# XLI., XLII. u. XLIII. Buche des T. Livius

Von

**Alois Goldbacher**

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften

Vorgelegt in der Sitzung am 7. Mai 1919

---

**Wien, 1919**

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitäts-Buchhändler,  
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.



Diese meine Studien zur V. Dekade des Livianischen Geschichtswerkes sind aus den Übungen hervorgegangen, welche ich im philologischen Seminar der Grazer Universität durch mehrere Jahrgänge hindurch vorgenommen habe. Sie erstreckten sich auf die erste Hälfte des XLIV. Buches. Die wiederholte sorgfältige und genaue Durcharbeitung des ganzen Materials nach allen Seiten und in die kleinsten Einzelheiten vermittelte nach und nach vor allem eine innige Vertrautheit mit den hervorstechenden Eigentümlichkeiten der einzigen Handschrift, auf welcher der Text dieser Dekade beruht, des Wiener Kodex, lenkte dann die Aufmerksamkeit zur gründlichen Beobachtung des Livianischen Stils und führte schließlich zu einer klaren Übersicht und Beherrschung des ganzen Materials, welches die Kritik gerade für diesen Teil des Livius in reicher Fülle bereits zusammengetragen hatte. Diesen Bemühungen war der Erfolg nicht versagt; an mehreren Stellen gelang es, für die Erklärung neue Gesichtspunkte zu gewinnen und für die Ausbesserung des Textes nicht unerhebliche Beiträge zu schaffen. Eine Auslese davon entschloß ich mich, nachdem ich vom Lehramte zurückgetreten war, für die Veröffentlichung zusammenzustellen, sah mich aber bald veranlaßt, diesen Plan zu erweitern und über das ganze XLIV. und das XLV. Buch auszudehnen. So sind die ‚kritischen Beiträge zum XLIV. und XLV. Buche des T. Livius‘ zustande gekommen und in den ‚Wiener Studien‘ XL (1918) und XLI (1919) bereits im Erscheinen begriffen.

In der traurigen Zeit der Kriegsnot, die durch die Unterbrechung des Verkehrs auch wissenschaftlichen Bestrebungen Einschränkungen auferlegte, war mir diese Arbeit eine bequeme und angenehme Beschäftigung geworden. Das Material dafür ist im allgemeinen ziemlich eng begrenzt und das Notwendigste davon hatte ich bereits beisammen. Die



stets zunehmende Vertrautheit mit der allein maßgebenden Handschrift und ihren vielen abnormen Eigentümlichkeiten und die damit wachsende Sicherheit und Gewandtheit in der Behandlung des ganzen Stoffes führten bald zu dem Entschlusse, die ganze V. Dekade in diese Arbeit hineinzunehmen und auf die kritische Untersuchung des XLIV. und XLV. Buches die der drei übrigen, des XLI., XLII. und XLIII., folgen zu lassen.

Sehr viel trug dazu auch die Erkenntnis bei, daß es hier noch genug zu tun gebe und was noch geleistet werden könne, obwohl schon eine stattliche Reihe von Kritikern sich gerade dieser Bücher insbesondere angenommen hat und Forscher von hohem Ruf wie Madvig und Vahlen ihr reiches Wissen und ihren Scharfsinn ihnen gewidmet haben. Denn selbst die allgemeine Wertschätzung des Kodex scheint noch nicht durchaus auf jenen Standpunkt gekommen zu sein, daß sie der Detailarbeit eine hinreichend sichere Grundlage bieten könnte, sonst würde man nicht mit dem, was die Handschrift überliefert, vielfach so eigenmächtig verfahren und der Emendationslust so frei die Zügel schießen lassen, wie es gemeiniglich geschieht. Freilich ist dazu in der außerordentlichen Fehlerhaftigkeit der Handschrift ein starker Anlaß gegeben. Aber es muß vor allem immer festgehalten werden, daß der Text, welcher der Handschrift zugrunde liegt, ein guter ist, daß bewußte, absichtliche Änderungen, also Überarbeitung des Textes durch einen kundigen Abschreiber oder einen Korrektor, sich nicht bemerkbar macht. Selbst sogenannte Glossen sind nur äußerst selten eingedrungen. Eine solche liegt unverkennbar XLV 41, 1 *l. pauloratio ad pr.* vor; auch XLII 45, 4 *Rhodos* und XLI 18, 6 *tempore* dürften dahin zu rechnen sein; wahrscheinlich auch XLV 38, 11 *et Macedonibus*. Dagegen sieht XLIII 9, 5 das rätselhafte *misèrunt* keiner Glosse ähnlich. XLI 18, 4 *vasa omnis generis usui magis quam ornamento in speciem facta* ist nicht abzusehen, warum einige Kritiker *ornamento* und *in speciem* nicht nebeneinander bestehen lassen wollen, da keines überflüssig ist; *ornamento* entspricht dem *usui* und ist dadurch gegen jede Verdächtigung geschützt; *in speciem* aber heißt ‚zum Glanze‘, also *ornamento*



*in speciem* ‚als Schmuckgegenstand, um damit zu glänzen‘; über diese Bedeutung von *in speciem* hat Hartel Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1866 S. 2 schöne Belege zusammengetragen. Ohne hinreichenden Grund haben einzelne Kritiker Glossen angenommen XLI 14, 1 (Hartel); XLII 17, 6 und 33, 1 (Madvig); 28, 13 (Crévier); 48, 7 (Weißborn); XLV 26, 12 (Madvig). Anders sind zu erklären XLIV 5, 12; 39, 1; XLV 43, 2; ebenso die vier von Vahlen Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1861 S. 251 als Beispiele ‚erklärender Zusätze‘ bezeichneten Stellen XLII 5, 12; 27, 5; 31, 8; 50, 7. Unter diesen Umständen muß auf das, was überliefert ist, die größte Aufmerksamkeit gerichtet werden; es ist sorgfältig zu prüfen und bei den Emendationsversuchen mit aller Schonung zu behandeln. Darauf muß mehr Gewicht gelegt werden, als es im allgemeinen bisher geschehen ist. Öfters habe ich Gelegenheit gehabt, die Überlieferung gegen Änderungsvorschläge in Schutz zu nehmen, wie z. B. XLI 2, 8; 4, 2; XLII 5, 1; 37, 2 u. a., und nicht selten findet man in einzelnen Buchstaben oder Silben oder Wörtern, über die die Kritik hinweggegangen ist oder sie nicht genug beachtet hat, Reste von Wörtern und Ausdrücken, die zur Vervollständigung und Herstellung des Textes wesentlich beitragen.

Der Güte des Textes, aus dem die Wiener Handschrift geflossen ist, steht nun schroff gegenüber ihre fast unglaubliche Fehlerhaftigkeit, die nur durch Zufall entstanden ist und in der überschwenglichen Sorglosigkeit, Nachlässigkeit und Flüchtigkeit beim Abschreiben ihren Grund hat. In dieser Beziehung nimmt die Wiener Handschrift eine besonders hervortretende Stellung ein und erschwert die Konstituierung des Textes nicht selten in hohem Grade. In auffallender Weise treten ganze Gruppen häufig sich wiederholender, zum Teil sehr eigentümlicher Verirrungen hervor, die hier in Kürze gekennzeichnet werden sollen. Um von dem Zustande der Handschrift eine lebendigere Vorstellung zu vermitteln, habe ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, für einige Gruppen von Schreibfehlern das XLII. und XLIII. Buch genauer zu durchsuchen und das Resultat in Zahlen anzugeben, mache aber wegen der Differenz derselben darauf aufmerksam, daß jenes Buch 67 Kapitel ent-



hält, während dieses nur ein Drittel davon zählt, nämlich 23. Auch darf man keine zu strengen Anforderungen an die Genauigkeit in den Zahlen stellen, da es schwer ist, alles zu erfassen, und die Gruppen oft zu sehr ineinandergreifen, als daß die Scheidung immer leicht wäre. Übrigens kommt es ja auch nur auf das ungefähre Verhältnis an, in dem eine Gruppe von Fehlern in der Handschrift vertreten ist.

Eine besonders hervorstechende Eigenschaft der Wiener Handschrift sind die zahllosen Auslassungen von Buchstaben, Silben, Wörtern und Wortreihen, wodurch der Zusammenhang sehr oft unterbrochen wird und dem Kritiker die größten Schwierigkeiten entstehen. Schon der erste Herausgeber dieser Dekade, Grynaeus, hat eine Menge solcher Lücken aufgedeckt und zum Teil auch glücklich ausgefüllt und seit dieser Zeit wurde in dieser Richtung viel Ersprießliches geleistet, namentlich durch Madvig. Sehr oft sind Lücken dadurch entstanden, daß der Schreiber von einem Worte auf ein nachfolgendes gleiches oder gleich auslautendes oder ähnliches abirrte und so dieses sowie alles, was dazwischen lag, übersprang, z. B. XLI 8, 12 *si quis ita civis Romanus factus e s s e t* (*civis ne e s s e t*) *haec impetrata ab senatu*; oder kurz vorher § 10 *quibus stirpes deesset, quam relinquerent*, (*adoptione faciebant, ut haberent*), *et cives Romani fiebant*, wie ich zu ergänzen vorschlage; oder XLII 18, 6 *tria milia peditum, centum et quinquaginta equites in Romanas legiones* (*legere*) oder *leg(ere leg)iones*. Vahlen hat in den Sitzungsberichten der Preuß. Akad. XLIII (1909) 'Über einige Lücken in der V. Dekade des Livius' eine ansehnliche Reihe solcher Fälle zusammengestellt. Am häufigsten hat der Abschreiber natürlich kleine Wörter, wie Präpositionen, Konjunktionen, Fürwörter, Abkürzungen von Vornamen u. dgl. übergangen, aber auch andere Wörter, Wortreihen und ganze Sätze sind seiner Flüchtigkeit reichlich zum Opfer gefallen; man wird sich davon einen Begriff machen können, wenn man erwägt, daß ich, abgesehen von bloßen Buchstaben und Silben, teils sichere, teils höchst wahrscheinliche Lücken im XLII. Buche 151, im XLIII. 23 gezählt habe. Und daß es in dieser Beziehung immer noch viel zu tun gibt und immer wieder neue Lücken zum Vorschein kommen, dafür, glaube ich, werden



diese meine Untersuchungen ein beredtes Zeugnis ablegen. Ich habe dabei die Überzeugung gewonnen, daß es unter Umständen viel erfolgreicher sei, nach einer Lücke zu spähen als an dem Texte herumzukorrigieren, und wenn es gelingt, auf diese Weise in einer schadhaften Stelle, ohne an der Überlieferung etwas zu ändern, den Zusammenhang herzustellen, so liegt darin eine große Beruhigung, daß der richtige Weg zur Emendation gefunden sei. Dabei empfiehlt sich als Methode sehr, in solchen Fällen alles das, was an und für sich keinen Verdacht des Verderbnisses trägt und den Eindruck unverfälschter Überlieferung macht, abzusondern und festzuhalten, denn es stellt sich dann nicht selten heraus, daß durch die Annahme und Ausfüllung einer Lücke allen Schwierigkeiten mit einem Schlage begegnet werden kann. Meine Behandlung von XLI 24, 16 und XLII 2, 2 möge als Beispiel dienen; vgl. auch Madvig Em. S. 622 Anm.

Eine harmlosere Fehlergruppe ist die entgegengesetzte, nämlich die Doppelschreibung oder Dittographie, wie man sie zu nennen pflegt. Sie besteht in der Wiederholung von Silben (XLI 20, 12 *iuuvenum*; XLV 43, 8 *Antiantias*), von Wörtern (XLI 26, 1 *Celtiberi Celtiberi*; XLII 3, 7 *traditum traditum*), von mehreren Worten zugleich (XLI 24, 6; XLII 34, 15) und auch längeren Stellen (XLI 26, 4; XLII 1, 7; 4, 2). Zuweilen schließt sich der wiederholte Teil nicht unmittelbar an, sondern die Wiederholung erfolgt erst nach ein paar dazwischentretenden Worten, z. B. XLI 28, 10 *munera gladiatorum eo anno aliquot parva alia data munera gladiatorum unum* etc. Auch stimmen die beiden Teile der Dittographie nicht immer genau überein, indem Irrungen eintreten können, z. B. XLI 23, 13 *debepulsus*, wo *be* Dittographie von *de* ist; XLII 40, 6 *sociis soci*; so dürfte auch XLII 24, 1 *re prae* das *prae* auf eine Dittographie von *re* zurückzuführen sein. Der erste Teil der Dittographie ist fehlerhaft XLII 14, 4 *causam uel causam belli* (*uel* anstatt *bel*); 50, 2 *ad aliud*, wo das störende *ad* Dittographie von *al* ist. Verzeichnet habe ich 25 Dittographien im XLII. Buche, 9 im XLIII.

Eigens zu erwähnen ist eine unserer Handschrift eigentümliche Art von Doppelschreibung, die nicht selten vor-



kommt und darin besteht, daß von zwei Wörtern das eine zweimal geschrieben steht, nämlich vor und nach dem andern, z. B. XLI 21, 3 *peditum Romanorum peditum*; XLII 35, 5 *is exercitus is*. Dasselbe kommt auch bei drei bis fünf Wörtern vor, z. B. XLII 26, 1 *ac sedari exasperatos ac Ligures*; 40, 9 *et legatos renuntiasse et legatos*; XLI 25, 8 *res a populo Romano gestas res*. XLIII 18, 1 *finibus ne ausus ne* steht für *finibus non ausus ne*, hat also das *ne* das *non* verdrängt. Mitunter ist die Wiederholung nicht rein, sondern weicht fehlerhaft ab, z. B. XLII 14, 3 *animos ferocia animai*; 17, 9 *iussueiussu*; XLIII 7, 10 *libera corpora liberata*; 19, 14 *suae acta sua*. Von dieser Gruppe begegnet man etwa 16 Fällen im XLII. Buche, etwa 13 im XLIII. Was im XLIV. Buche sich findet, habe ich bei der Erörterung von XLV 2, 9 aufgezählt.

Von sehr großer Bedeutung für die Kritik ist eine andere Erscheinung, die ebenfalls in das Gebiet der Ditto-graphie fällt und stark verbreitet ist. Dem Schreiber geschah es nämlich oft, daß er Silben oder Worte an eine unrichtige Stelle hinsetzte, indem er beim Abschreiben momentan in das, was vorangeht, hie und da auch in das, was nachfolgt, abirrte, hier etwas auflas und gedankenlos an der Stelle, die er eben zu kopieren hatte, niederschrieb. So finden wir in der Handschrift z. B. XLI 27, 3 nach *votis* ganz unpassend ein *etiam*; es ist auf diesem Wege aus dem Vorangehenden hier wiederholt worden. Das Gleiche gilt XLII 7, 9 von *passim* vor *capti*; XLV 43, 4 von *in triumpho* zwischen *alia* und *et*. Aus dem Nachfolgenden sind so Worte an die unrechte Stelle gekommen XLII 19, 2 das *non* nach *annis*, 34, 2 das *cum* in *hodiecumque*, 65, 10 das *fun* in *circumfundabantur*; XLIII 17, 3 das *que* in *oneribusque*. Manchmal ist die Wiederholung hübsch weit hergeholt, z. B. XLII 30, 8 das *quo* nach *suas*, 57, 9 das *esset* nach *proelium*; XLIII 3, 2 das *ex Hispania* vor *orabant*; XLII 52, 5 scheint das *cuius . . . pars* hinter *duos* sogar aus § 2 hieher geraten zu sein. Mitten in ein Wort hinein hat sich so ein Eindringling verirrt, z. B. XLIII 18, 7 *interestmissione* das *est*; XLV 39, 13 *Seruntvio* das *unt*; XLI 10, 10 *inluridebant* das *lu*. Schlimmer ist es, wenn das Wort, welches hätte ge-



geschrieben werden sollen, durch das so irrtümlich eingesetzte verdrängt wurde, so XLII 24, 4 vor *quem* durch *Romam*; 26, 7 vor *Eumenen* durch *redierunt*; 35, 1 nach *ubi* durch *sitis*; XLIII 6, 9 nach *potestatem* durch *reciperentur*. Bisweilen hat auch das Wort bei der Wiederholung die Form etwas geändert, wie z. B. XLI 24, 3 *curiam* vor *regum* (statt *curia*); XLII 20, 3 *oppidis* vor *maioribus* (statt *oppidum*). Diese Gruppe von Schreibfehlern hat einen weiten Spielraum und berührt sich viel mit den beiden vorangehenden, so daß die Zählung auf Genauigkeit keinen Anspruch machen kann. Verzeichnet habe ich 26 Fälle im XLII. Buche, 13 im XLIII.

Wenn mit dem gleichen Buchstaben ein Wort endet und das nächste beginnt, so ist dieser Buchstabe oft nur einmal geschrieben, z. B. XLI 12, 3 *Liguresimul* = *Ligures simul*; XLII 5, 4 *uxoremanu* = *uxorem manu* und im nächsten Paragraph *tamunifico* = *tam munifico*; 6, 3 *quode* = *quod de*; 14, 5 *curaerat* = *curae erat*; 66, 2 *tereretempus* = *tereret tempus*; XLIII 6, 6 *poneret* = *ponere et*. Davon sind 8 Fälle im XLII. und 12 im XLIII. Buche.

Störungen in der ursprünglichen Stellung der Worte zueinander hat sich die Unachtsamkeit des Schreibers in ziemlicher Anzahl zuschulden kommen lassen. Doch ist besonders darauf aufmerksam zu machen, daß solche fehlerhafte Umstellungen ausschließlich nur zwischen zwei bis drei nebeneinander stehenden Wörtern vorkommen, z. B. XLI 24, 17 *apertam et* statt *et apertam*; XLII 4, 5 *seditionibus suisque* statt *seditionibusque suis*; 14, 10 *cui quam* statt *quam cui*; 17, 1 *legatus qui* (so!) statt *quo legatus*; 27, 5 *hac classe iuberet* statt *iuberet hac classe*; XLIII 2, 12 *consultamentum* statt *tamen consultum* oder *consultum tamen*; 7, 1 *infitiati non interrogarentur* zugleich mit starker Änderung statt *interrogati non infitiarentur*; 18, 9 *ut nec inopinata* statt *ut in necopinata*. Solche Umstellungen gibt es 13 im XLII. Buche, 11 im XLIII. Vgl. Madvig Em. S. 598 und Hartel Wiener Akad. 1888 S. 812. Aus dem Umstande, daß derlei Umstellungen nur innerhalb zwei bis drei nebeneinander stehenden Worten stattfinden, kann man für die Entstehung derselben den Schluß ziehen, der Schreiber habe diese Worte in seiner Vorlage auf einmal gelesen und dann



beim Niederschreiben ihre Stellung verwechselt. Umfangreichere Umstellungen oder Umstellungen auf weitere Entfernung, wobei die Annahme einer Absichtlichkeit kaum zu vermeiden wäre, gibt es nicht. Daher sind Emendationsvorschläge mittels solcher Umstellungen, wie sie z. B. XLII 37, 8; 53, 6; 58, 9; XLIII 20, 2; XLIV 39, 1 gemacht worden sind, im vorhinein abzulehnen.

Lautverwechslungen und Verdrehungen von Silben innerhalb eines Wortes begegnet man nicht selten; so steht z. B. XLI 27, 11 *fluvius* für *Fulvius*; XLII 3, 7 *gerendi* für *regendis*; 29, 6 *exine* für *enixe*; 38, 1 *eripi* für *Epiri*; 45, 7 *ortanamque* für *ornatamque*; 65, 10 *sinu* für *nisu*; XLV 30, 7 *rivos* für *viros*. So ist wahrscheinlich auch 40, 3 *belligerare cum* für *bellaregē* zu schreiben und wohl auch XLII 38, 7 *ita* für *aut*; wenigstens liegt der Gedanke an eine Lautverwechslung von *i-ta* zu *a-ut* näher als der Übergang der Vulgata *hac* zu *aut*; denn Hartels *ea autem* ist unpassend. Im XLII. Buche bemerkte ich 13 solche Fälle, im XLIII. nur 5, 4 *duces* für *caedes*.

Klangähnlichkeit war für den flüchtigen Schreiber des Wiener Kodex eine reiche Quelle von Irrtümern. So schrieb er XLII 3, 10 *legatione* für *relatione*; 18, 1 *appellare* für *apparare*; 21, 8 *civitati* für *scivit*; 23, 5 *credulitatemque* für *crudelitatemque* und *imperari* für *impetrari*; 23, 8 *dilectum* für *delictum*; 25, 12 *egregia* für *e regia*; 34, 12 *vocationem* für *vacationem*; 60, 7 *favor* für *pavor* und *toto* für *tuto*; XLIII 1, 9 *ceteras* für *exteras*; für *extemplo* steht meistens *exemplo* und öfters sind *ad* mit *ab* und *et* mit *ut* untereinander verwechselt. Im XLII. Buche sind mir 45 Irrtümer der Art aufgefallen, im XLIII. Buche 12.

Nicht minder häufig ist eine andere Fehlergruppe, indem nämlich der Ausgang eines Wortes irrtümlich auch auf den Ausgang eines nachfolgenden oder vorangehenden Wortes übertragen und dieser dadurch verdorben wurde. So lesen wir z. B. XLII 33, 6 *quem cuicumque* (statt *cuique*); 39, 3 *mortalibus videndi congregientibus* (statt *congregientes*); 67, 12 *vexantibus eius* (statt *eos*); XLIII 6, 12 *fideliumque sociumque* (statt *socium*); 12, 5 *alteri consuli nulli* (statt *nullus*); 21, 1 *multis vulneribus repulsis* (statt *repulsus*).



Fast noch öfter verursacht die Endsilbe eines nachfolgenden Wortes das Verderbnis der Endsilbe eines vorangehenden. Da es sich immer um zwei bis drei nebeneinander stehende Worte handelt, so haben wir hier dieselbe Erscheinung, wie wir sie bei der Umstellung bemerkt haben. Der Schreiber las diese Worte auf einmal in seiner Vorlage und übertrug den Ausgang des letzten beim Niederschreiben irrtümlich auch auf den Ausgang des vorangehenden, der dadurch verdorben wurde. Als Beispiele mögen dienen XLI 23, 10 *Philippum* (statt *Philippus*) *Demetrium* und gleich im nächsten § 11 *Demetrio* (statt *Demetrium*) *nullo alio*; 24, 8 *opportunitate* (statt *opportuni*) *propinquitate*; XLII 28, 9 *donarique* (statt *donaque*) *dari*; 34, 9 *subactolis* (statt *subactis*) *Aetolis*; 41, 3 *conviciantur* (statt *conviciari*) *videantur*; 62, 10 *pollicentibus* (statt *pollicentes*) *urbibus*; XLIII 6, 13 *ipso* (statt *ipse*) *ultro*; 15, 8 *ensoriam* (statt *ensorum*) *in provinciam*. Was nun die Anzahl der Fälle betrifft, so ist die Endsilbe eines folgenden Wortes durch die Endsilbe des vorangehenden 11mal im XLII. und 12mal im XLIII. Buche verdorben und umgekehrt die Endsilbe eines vorangehenden durch die Endsilbe des folgenden 22 mal im XLII. und 9 mal im XLIII. Buche.

Hieran schließt sich unmittelbar eine Anzahl von Fehlern der gleichen Art, nur daß es sich nicht bloß um Endsilben handelt; denn zuweilen wurde vom Schreiber ein Wort verdorben, weil er überhaupt unter dem Eindrücke des Nachklanges eines anderen Wortes stand. So sollte er XLII 37, 8 *fremitum in contionibus sentiebant* schreiben, schrieb aber *fremitum in contionibus fremebant*, beirrt durch den Nachklang des Wortes *fremitum*. Auf diese Weise entstand auch XLII 5, 4 *Apellem meministrum* (statt *ministrum*); 18, 5 *stimulante . . . stimulantibus* (statt *gratulantes*); 34, 10 *ex provincia ex* (für *ad*) *triumphum*; 42, 2 *occupare arcibus opponere* (für *inponere*); 44, 1 *proprio decreto propriam* (statt *regiam*); 62, 4 *praesentis fortunae praesentis* (statt *prudentis*); 66, 9 *modicō concessu* (statt *successu*); XLIII 4, 1 *capita . . . capita* (statt *capi*); 23, 2 *inviis moventium* (statt *montium*). Auch hier haben wir wiederum dieselbe Erscheinung wie bei der voranstehenden Gruppe und früher



noch bei den Umstellungen, daß der Schreiber in seiner Vorlage zwei bis drei Worte auf einmal las, beim Niederschreiben aber sich durch das Nachklingen des letzten beirren ließ und ein vorangehendes verdarb. So las er XLV 43, 4 *gentem Illyriorum regem*, schrieb aber *regem Illyriorum regem*, beirrt durch das Nachklingen von *regem*. Auf diese Weise erklärt sich auch XLII 15, 10 *proclivit* (für *procidit*) *in declive*; 54, 7 *pugnata* (für *temptata*) *quidem oppugnatione*; 57, 4 *placeat* (für *capiant*) *interim placet*; auch 10, 7 *amant* (für *a mari*) *repente* wird durch das Nachklingen der Silbe *ent* entstanden sein. Dies sind sämtliche Fälle der Art, die ich mir aufgezeichnet habe.

Viele Schreibfehler bestehen darin, daß verbale Pluralformen wie *essent*, *cernebant*, *traicerentur*, *habuissent*, *erant*, *haberent* u. a. durch Weglassung des *n* zu Singularformen verdorben wurden: XLII 1, 7; 7, 4; 18, 3; 33, 3; 50, 2; 52, 8 u. a. — das kommt etwa 16mal im XLII. und 8mal im XLIII. Buche vor —, oder umgekehrt durch Hinzusetzung des *n* Singularformen wie *esset*, *erat*, *iuraverit*, *scriberet*, *audisset*, *dabat*, *vellet*, *videretur* u. a. zu Pluralformen: XLII 23, 6; 29, 7; 32, 3; 35, 4; 46, 2; 61, 1; XLIII 2, 12; 15, 4 u. a.; dies findet sich 19mal im XLII. und 9mal im XLIII. Buche. — Ähnliche Schreibfehler sind *es*, die aber seltener sich finden, wenn aus Infinitivformen wie *dare*, *esse*, *petere*, *misisse*, *fore* u. a. durch Hinzusetzung eines *t* Konjunktivformen gemacht wurden: XLII 34, 12; 36, 6; 56, 1; XLIII 7, 1; 10, 2 u. a., wofür ich 8 Stellen im XLII. und 6 im XLIII. Buche gefunden habe, oder wenn aus aktiven Formen irrigerweise durch ein angehängtes *ur* Passivformen wurden; dies fand ich in beiden Büchern nur je 3mal: XLII 5, 12 *convenitur*; 10, 7 *operirentur*; 10, 11 *decernuntur*; XLIII 7, 9 *decedantur*; 10, 4 *dissiparetur*; 18, 9 *videntur*; im XLIV. Buche stehen 5 solche Fälle. Vgl. Gitlbauer De cod. Liv. S. 102 Anm.

Eine eigenartige, kaum zu erklärende Gewohnheit des Kopisten der Wiener Handschrift ist es, meistens ohne sichtliche Veranlassung ein *i* einzuschieben, sei es zwischen zwei Wörtern, z. B. XLII 7, 6 *possent i tumultu*; 15, 5 *loca i macerie*; 20, 1 *tempestate i columna*, oder innerhalb eines



Wortes, z. B. XLII 4, 2 *sortirentiur*; 8, 2 *aitrocius*; 12, 10 *perienni*; XLIII 17, 7 *praesidia* ist dies *i* sogar nachträglich über der Zeile zwischen *ae* und *s* hinzugefügt; manchmal verdoppelt es vorhandenes *i*, z. B. XLII 4, 5 *sociiis*; 17, 8 *experimentum*; 24, 4 *quii deprecaretur*; XLIII 10, 1 *Persei* und 5 *servilii*. Diesem *i* begegnet man sehr oft; im XLII. Buche habe ich 56 Fälle gezählt, 19 im XLIII. Doch ist es meistens durch einen Punkt unterhalb oder oberhalb getilgt; ohne diesen Tilgungspunkt sind im ganzen nur etwa 28 von diesen Fällen. Übrigens sind in gleicher Weise durch Übereilung oder Gedankenlosigkeit oft auch andere Buchstaben, wie z. B. *a*, *o*, *e*, *m*, *s*, *t*, irrtümlich eingesetzt, aber meistens auch wieder expungiert; doch so auffallend als beim *i* ist dies bei keinem anderen Buchstaben.

Zieht man nun noch in Betracht, daß auch viele andere Irrungen, denen Abschriften allgemein unterworfen zu sein pflegen, in der Wiener Handschrift wenigstens nicht minder vertreten sind und, wie aus Gitlbauers Schrift *De cod. Liv.* S. 60 ff. ersichtlich ist, die kompensiöse Schreibart des Originals den Schreiber derselben nicht selten auf Irrwege geführt hat, so läßt es sich leicht ermessen, wie viele und wie arge Störungen in der Überlieferung diese grenzenlose Fahrlässigkeit zur Folge gehabt hat und daß durch die Flut von Fehlern aller Art der Konjekturalkritik ein weites Feld eröffnet ist. Dasselbe ist auch nicht brach liegen geblieben, sondern hat eine lebhafte Tätigkeit hervorgerufen, die es an freier Bewegung nicht fehlen ließ. Denn daß der Kritiker, der jeden Augenblick mit dem verwahrlosten Zustande der Handschrift zu rechnen hat, in der Anwendung seiner Emissionsmaßregeln immer freier und kühner wird, je mehr er davon Gebrauch zu machen genötigt ist, wird niemanden Wunder nehmen. Aber gerade hierin wird es in Anbetracht der guten Grundlage des Kodex geraten sein, die Überlieferung mit größerer Schonung als bisher zu behandeln und daran festzuhalten, solange man nicht gezwungen ist, in dem umfangreichen Register der habituellen Fehler des Kodex Aufklärung zu suchen. Namentlich sind Änderungen, die sich auf mehrere Punkte einer Stelle zugleich erstrecken, in der Regel mit einigem Mißtrauen aufzunehmen und Her-



stellungen der Vorzug zu geben, deren Änderungen sich auf die engsten Grenzen einschränken lassen. Hüten muß man sich auch, daß man bei der Aufstellung und Begründung von Änderungsvorschlägen nicht zu viel Gewicht und Beweiskraft in die Eigenheiten und Fehler der Handschrift legt, denn deren sind so viele und mannigfache, daß sich Analogien und Belege für alles darin leicht finden lassen. In dieser Beziehung dürften wohl einzelne Kritiker hie und da etwas zu weit gegangen sein. Es liegt die Gefahr nahe, daß dieser Weg mehr zu einer Künstelei und Spielerei mit willkürlichen Kombinationen ausarte, als zu einem namhaften Erfolge führe. Zu tun gibt es in der V. Dekade noch sehr viel und es wird noch lange Zeit hindurch mühsame und schwere Arbeit und wiederholte Anstrengung kosten, wenn der Text von den ihm anhaftenden Schlacken, soweit es eben möglich ist, befreit werden soll.

## XLI. Buch.

1, 6. Beginn des Feldzuges gegen Histrien. Der Konsul rückte von Aquileia aus ins feindliche Land vor, während die Flotte mit Lastschiffen und vielem Proviant den nächsten Hafen desselben besetzte. 5000 Schritte von da landeinwärts schlug der Konsul Lager. Zur Sicherung der Verbindung mit dem Hafen wurden vom Lager aus nach allen Richtungen Posten (*stationes, praesidia*) aufgestellt (*stationes ab omnibus castrorum partibus circumdatae sunt*), so einer gegen das Feindesland (*in Histriam versum*), also an der Ostseite des Lagers, ein anderer dem gegenüber auf der anderen Seite des Lagers (*opposita*), d. i. an der Westseite zwischen dem Meere und dem Lager (*repentina cohors Placentina opposita inter mare et castra*); zu diesem letzteren kam noch ein Posten hinzu, der zugleich (*idem*) die Bestimmung hatte, den Zugang zum Flußwasser zu decken; das sollte M. Aebutius mit zwei Manipeln der zweiten Legion besorgen (*et, ut idem aquatoribus ad fluvium esset praesidium, M. Aebutius tribunus militum secundae legionis duos manipulos militum adicere iussus est*). Ein vierter Posten sicherte die Straße nach Aquileia für die *pabulatores* und *lignatores*, war also im



Norden des Lagers (*T. et C. Aelii tribuni militum legionem tertiam, quae pabulatores et lignatores tueretur, via, quae Aquileiam fert, duxerant*). Von diesen vier Posten ist der zweite mit dem ersten asyndetisch verbunden, ebenso der vierte mit den vorangehenden. Dagegen ist der zweite Posten mit dem dritten durch *et* verbunden und das ist auch wohl begründet, denn diese beiden gehören eng zusammen, da beide wegen der Wichtigkeit der Verbindung mit der Flotte in derselben Richtung *inter mare et castra* auf der kurzen Strecke von etwa  $1\frac{3}{4}$  Stunden zu gegenseitiger Ergänzung und Verstärkung (*adicere*) aufgestellt waren, der dritte noch außerdem mit der Nebenbestimmung, die Wasserversorgung fürs Lager zu sichern. Daß diese Darstellung von den vier Posten der Sachlage entspricht, bestätigt das zweite Kapitel, wo Livius den Angriff der Histrier auf die beiden mittleren *praesidia* erzählt. Daraus ergibt sich nun für die Kritik folgendes: erstens, daß mit *in Histriam versum praesidium stativum* der erste Posten bezeichnet wird und für *in Histriamq; suum*, was im Kodex stand, mit Grenovius *in Histriam versum* zu schreiben sei, nicht *in Histriamque versum* (Hertz); zweitens, daß *inter mare et castra* zu *repentina cohors Placentina opposita* gehört; drittens, daß an dem handschriftlichen *adicere* nichts zu ändern sei. Sämtliche neuere Herausgeber nämlich glaubten, beeinflusst durch das folgende *duxerant*, auch hier in diesem Sinne ändern zu müssen (*adducere* Hertz, *eo ducere* Madvig, *ducere* Weissenborn und Zingerle); doch kann das *duxerant* nicht maßgebend sein und *adicere* ist das geeignete Wort für jede Truppenbewegung zur Ergänzung oder Verstärkung (z. B. IV 17, 10; VIII 8, 14; XXII 36, 3; XXIV 48, 1; XXXV 48, 4; XLII 65, 13 u. a.), also gewiß auch hier für die Hinzufügung des dritten kleineren Präsidiums (zwei Manipel) zum zweiten größeren (eine Kohorte = 3 Manipel).

2, 8. Angriff des Feindes auf das römische Lager. Großer Schrecken bei den Römern. Bald erscholl aus unbekannter Veranlassung der Ruf ‚ans Meer‘ zur Flotte: *itaque primo velut iussi id facere pauci armati, maior pars inermes ad mare decurrunt, dein plures, postremo prope omnes et ipse consul*. Kritiker haben daran insoferne Anstoß



genommen, als sie *maior pars* auf *pauci* beziehen zu müssen glaubten (= *quorum maior pars inermes erant*) und dabei das *armati* ihnen im Wege stand. *Armati* müßte daher entweder getilgt (Madvig, Hertz) oder durch einen Zusatz als Teilbestimmung von *pauci* abgetrennt werden: *armati alii* (Weißborn, Zingerle), *quidam armati* (H. J. Müller), *armati aliquot* (Novák). Diese Auffassung ist irrig und die Überlieferung unantastbar, denn *maior pars* ist nicht auf *pauci* zu beziehen, sondern *pauci armati* und *maior pars inermes* stehen parallel nebeneinander und bilden mitsammen das Subjekt zu *velut iussi . . . decurrunt*, also *primo velut iussi pauci decurrunt armati, maior pars inermes*, d. i. *primo qui decurrebant, pauci erant armati, maior pars (decurrentium) inermes erant*. Das Täuschende war das Asyndeton zwischen den beiden Teilen des Subjekts, zwischen *pauci armati* und *maior pars inermes*, wie es ja ganz gewöhnlich ist (adversatives Asyndeton); man setze nur die Bindepartikel an die Stelle und jedes Bedenken wird verschwunden sein: *itaque primo velut iussi id facere pauci armati, maior autem pars inermes ad mare decurrunt*. Was dann folgt: *dein plures* steht natürlich auch nicht den *pauci* gegenüber, sondern allen denen, die zuerst gelaufen waren, den Bewaffneten wie Unbewaffneten: *plures quam qui primo decurrerant sive armati sive inermes*.

4, 2. Auch hier kann die Überlieferung mit Fug und Recht gegen alle Eingriffe in Schutz genommen werden. Nachdem die Römer aus ihrem Lager geflohen waren, wurde es vom Feinde besetzt. Bald aber kamen sie zur Besinnung, kehrten um, es wieder zu erobern, und standen vor dem Tore zum Sturme bereit. Da befahl der erste Tribun einem Bannerträger von bekannter Tapferkeit, zum Angriffe zu schreiten. *Ille, si unum se sequerentur, quo celerius fieret, facturum dixit, conisusque cum trans vallum signum traiecisset, primus omnium portam intravit*. Das *unum* hat Mißfallen erregt und ein halbes Dutzend Konjekturen hervorgerufen, die keiner weiteren Erörterung bedürfen, wenn es gelingt, *unum* zu rechtfertigen. Es ist bekannt und auch begreiflich, daß der Bannerträger im Kampfe von den Soldaten in die Mitte genommen wurde (Liv. VIII 11, 7; Tac. Hist. II 43); war er doch nicht als Kämpfer da und mußte



sein Banner um jeden Preis geschützt werden. Wenn nun der Bannerträger hier mit starker Betonung des *unum* sagt: *si unum se sequerentur*, so kündigt er damit eine ungewöhnliche Tat an, daß er nämlich einzig und allein (*unus solus*) allen vorangehen wolle, sie sollten ihm nur folgen. Was darauf geschah, ist der Vollzug dieser Ankündigung: *primus omnium portam intravit*. Die Worte *primus omnium* stehen demnach in engstem Zusammenhange mit *unum* und verbürgen uns dessen Echtheit. Aufmerksam zu machen ist nur noch auf die prägnante Kürze in *si unum se sequerentur*, denn voll ausgedrückt würde der Gedanke lauten: *unum se praeiturum; si sequerentur, quo celerius fieret, facturum*. Mit Rücksicht auf diesen Ton der Rede halte ich es auch für überflüssig, bei *quo celerius fieret* mit Weißenborn ein *id* einzufügen. Die gedrängte Knappheit der Worte ist der Ausdruck der kühnen Entschlossenheit des Bannerträgers.

8, 10. Die Latiner haben sich beim Senat über die Entvölkerung ihrer Städte beklagt, denn *cives suos Romae censos plerosque Romam commigrasse*. Das war geschehen infolge eines Gesetzes, welches *sociis nominis Latini, qui stirpem ex sese domi relinquerent, dabat, ut cives Romani fierent*. Dies Gesetz wurde aber auch noch in zweifacher Weise mißbraucht. Der erste Mißbrauch ging von denjenigen aus, die eine Nachkommenschaft hatten, aber dieselbe nicht zu Hause zurücklassen wollten; diese umgingen das Gesetz: *ne stirpem domi relinquerent, liberos suos quibusquibus Romanis in eam conditionem, ut manu mitterentur, mancipio dabant, libertinique cives essent*. Der zweite Mißbrauch geschah von denen, die keine Nachkommenschaft hatten, aber eine solche haben mußten, um römische Bürger werden zu können; da heißt es nun in der Überlieferung: *et quibus stirpes deesset, quam relinquerent, ut cives Romani fiebant*. Daß diese Worte lückenhaft sind, hat Crevier zuerst bemerkt und damit allgemeine Zustimmung gefunden. Auch über den Inhalt dessen, was ausgefallen ist, kann kein Zweifel bestehen, denn gegen den Mangel einer Nachkommenschaft gibt es nur ein Mittel, die Adoption. Freilich ist das dann kein *stirps ex sese*, was das Gesetz verlangte, aber darin liegt eben der Mißbrauch (*male utendo*), die Umgehung des Gesetzes. Zur Ausfüllung der



Lücke wurden mehrere Vorschläge gemacht: *relinquerent* *ii* *(simulatis adoptionibus liberorum, quos tamquam ex sese natos in coloniis relinquerent), cives Romani fiebant* (Walch); *relinquerent, ut (reliquisse viderentur, filio adoptato) cives Romani fiebant* (Schmidt); *relinquerent, ut cives Romani fie(rent, adopta)bant* (Voigt); *relinquerent, ut cives Romani fie(rent, adoptione filium adscisce)bant* (Zingerle); *relinquerent, (adoptionibus) cives Romani fiebant* (H. J. Müller); *relinquerent, ut (legi parerent, liberos adeptabant et ita) cives Romani fiebant* (Kübler). Der Gedanke ist überall derselbe, die Form überall verschieden; hierin eine Sicherheit zu erreichen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn ich daher noch einen Versuch mache, so ist es nur insoferne, als ich in einfacher Weise unter möglichster Schonung der Überlieferung einen engeren Anschluß an den hier zutage tretenden Gedankengang erreichen zu können hoffe. Ich möchte daher der Stelle ungefähr folgende Form geben: *et quibus stirpes deesset, quam relinquerent, (adoptione faciebant, ut haberent), et cives Romani fiebant*. Die Überlieferung ist abgesehen von der kleinen Änderung des *ut* in *et* unberührt geblieben, die Lücke durch das Abirren von *relinquerent* auf *haberent* erklärt, und was die Ausfüllung der Lücke betrifft, so entspricht *adoptione faciebant* dem *mancipio dabant* und *haberent* steht in natürlichem Zusammenhange zu *deessent*.

10, 7—8. C. Claudius, der neue Konsul, dem das Kriegsg Gebiet von Histrien als Provinz zugefallen war, weilte noch in Rom, als die Nachricht von einem glänzenden Siege über die Histrer eintraf. Von Eifersucht gestachelt eilte er ohne den üblichen feierlichen Auszug, indem er nur seinen Amtskollegen ins Mitwissen zog, allein nach Aquileia, benahm sich dort sehr unbesonnen, beleidigte die ganze Armee und forderte schließlich seine Vorgänger, die beiden Prokonsuln, auf, sofort die Provinz zu verlassen. *Quod cum illi tum consulis imperio dicto audientes futuros esse dicerent, cum is more maiorum secundum vota in Capitolio nuncupata lictoribus paludatis profectus ab urbe esset, furens ira vocatum, qui pro quaestore Manli erat, catenas poposcit vinctos se Iunium Manliumque minitans Romam missurum. Da quod* sich nur auf die vorangehende Aufforderung beziehen kann,



dann aber eine Verbindung desselben mit *futuros esse dicere* unmöglich ist, so könnte es nur in dem Sinne gefaßt werden, wie es oft in *quod si (nisi)* steht, ohne relative Kraft als bloße Bindepartikel. Aber *quod cum* oder, was viel häufiger ist, *quod ubi* wird nie so gebraucht, sondern in dieser Verbindung behält *quod* immer seine relative Bedeutung. Die Überlieferung ist daher unhaltbar und so schrieb Madvig nach dem Vorgange des Gronovius *cumque* für *quod cum*, eine nicht eben leichte Korrektur; M. Müller vermutete *ad quod* ‚auf welche Aufforderung hin‘ und fand damit Aufnahme in den Ausgaben von Weißenborn und von Zingerle. Das Beste aber ist unstreitig, was Seyffert riet und Hertz aufgenommen hat, nämlich *quod cum* unberührt zu lassen, dagegen mit geringer Änderung *facturos se esse* für *futuros esse* zu schreiben, ‚sie würden die Aufforderung ausführen‘. Madvig hat zwar dagegen bemerkt: *Seyffertus oblitus est numquam sic per se dici ‚dicto audiens‘, ut appositione adiungi possit, sed tantum cum verbo ‚sum‘*, und Zingerle hat zur Ablehnung der Seyffertschen Konjektur auf diese Bemerkung hingewiesen; allein Madvigs Einwurf ist hinfällig, da *dicto audiens* ohne *esse* gute Belege hat; so findet es sich bei Plautus Asin. 544 *audientem dicto, mater, produxisti filiam*; Men. 444 *dicto me emit audientem, haud imperatorem sibi*; Quint. VII 1, 14 *minus dicto audientem filium liceat abdicare*. — Für *vincos*, was allgemeine Lesart ist, hat die Handschrift *vincosque*. Sollte es nicht *victos vincosque* heißen? In dem Sinne von *vincere alicuius animum, audaciam, inpudentiam* u. dgl. wäre es der Lage ganz entsprechend.

11, 6. Die Römer umlagerten Nesactium, wohin der König der Histrer sich zurückgezogen hatte, und drangen endlich in die Stadt ein. *Cuius captitumuli ex pavidō clamore fugientium accepit rex, traiecit ferro pectus, ne vivus caperetur*. Das Verderbnis der Stelle liegt offenbar nur in dem Worte *tumuli*, das vor allem die für die Periode notwendige Zeitpartikel enthalten muß. Daher ist schon in der ältesten Ausgabe *tumuli* durch *tumultum ut* ersetzt worden. Madvig aber fand, daß *tumultum* zu *ex pavidō clamore accepit* nicht recht passe, und schlug *nuntium ubi* vor, verwarf



dies jedoch selbst wieder aus demselben Grunde wie *tumultum* und schrieb *interitum ubi*, womit freilich nicht viel gewonnen war. Weißenborns *indicium ubi*, ein für die hier geschilderte Situation etwas matter Ausdruck, weicht von der Überlieferung schon zu stark ab und das Gleiche gilt von anderen ähnlichen Vorschlägen. Als gemeinschaftliches Ergebnis dieser Versuche kann angenommen werden, daß in den Silben . . . *uli* die Zeitpartikel *ubi* stecke. Einen anderen Weg ging Vahlen, dem Hertz und Zingerle gefolgt sind, indem er *simul* für *tumuli* vorschlug und *nuntium* oder *indicium* hinter *fugientium* einzusetzen riet. Doch ist fürs erste der Übergang von *simul* zu *tumuli* nicht so einfach und dann eine solche Sperrung des Nomens von dem dazu gehörigen Genetiv sehr gezwungen, wozu auch noch kommt, daß der Gleichklang *fugientium indicium (nuntium)* nicht gerade empfehlenswert scheint. An *ubi* wird man daher wohl festhalten müssen. Für das noch übrige *tum* dürfte sowohl paläographisch als auch dem Sinne nach *metum* am meisten entsprechen. *Metus* ist mit solcher und ähnlicher Lage gewöhnlich verbunden; in Sallusts Jugurtha allein verweise ich auf 58, 2; 67, 1; 89, 1. Aus dem Angstgeschrei der Fliehenden fuhr der Schreck über die Erstürmung der Stadt in den König, so daß er zum Selbstmorde schritt. *Accipere* steht nämlich hier in der Bedeutung, wie es so oft *dolorem accipere* heißt, auch *accipere maerorem* Cic. Phil. XI 1, 1; *tranquillitatem et quietem* Pro Deiot. 13, 38; *voluptatem* De fin. II 3, 6 u. dgl. *Metus* harmoniert auf diese Weise vorzüglich mit *ex pavidō clamore fugientium* und erscheint zugleich, was so oft der Fall ist, als Anlaß zum Selbstmorde.

12, 9. *Ligures, reliquiae caedis, in montes refugerunt passim populantiquae campestris agros consuli nulla usquam apparuerunt arma.* Darnach müßte *passim* mit *refugerunt* verbunden werden, woran nicht recht zu denken ist, da die Verbindung mit *populanti* viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Daher änderte Madvig *passimque populanti*, Novák vermutete *populantique passim*. Wenn aber in unserer Handschrift die Überlieferung unter der Annahme einer Lücke vollständig bewahrt werden kann, so hat diese Annahme bei der außerordentlichen Häufigkeit von Auslassungen allen An-



spruch auf Bevorzugung vor einer Änderung des Textes. Und so ist es auch hier. Nach *refugerunt* scheint unter dem Einflusse des . . . *erunt* das Wort *urenti* ausgefallen zu sein. *Urere* und *populari* ist eine ganz gewöhnliche Verbindung; bei Livius selbst lesen wir sie III 3, 10 *uri sua popularique passi*; Nævius verband *urit, populatur, vastat* (bei Nonius p. 90, 26); *populari atque urere* und *urere et populari* Curt. IV 9, 8; 10, 13; ähnlich Tac. Ann. IV 48; Hist. II 12. Daß auf diese Weise die grammatische Verbindung mit *refugerunt* fehlt, ist eher ein Vorteil als ein Nachteil, wenn man die annalistische Stilart in Betracht zieht, die hier ringsum vorherrscht. — Von demselben Grundsatz ausgehend stimme ich auch im folgenden Paragraphen: *Claudius duarum gentium uno anno victor duabus, quod raro alius, in consulatu pacatisque provinciis Romam revertit* entschieden für die Vermutung Weißenborns, der *pacatisque* beibehält und mit Hinweis auf XXXIX 29, 5 (*perdomitam pacatamque provinciam*) davor *perdomitis* einsetzt, zumal da hier bei der Hervorhebung der Verdienste des Claudius das *perdomare* vor dem *pacare* nicht fehlen soll. Endlich verweise ich noch auf einen anderen Fall der Art, den ich oben zu c. 10, 8 besprochen habe.

16, 2. Beim Latinerfeste hat der Magistrat von Lanuvium einen rituellen Fehler begangen. Das wurde an den Senat berichtet und der Senat überwies die Sache an die Pontifices. *Pontificibus, quia non recte factae Latinae essent, instauratis Latinis placuit Lanuvinos, quorum opera instauratae essent, hostias praebere*. So stehen diese Worte in den älteren Ausgaben und ohne erhebliche Abweichungen auch in der Handschrift, nur daß hier *instauratae* zu *instaurati* verschrieben ist. Dagegen hat nun Drakenborch *instauratae* in *instaurandae* ändern zu müssen geglaubt und Madvig hat erklärt: *neque instauratis iam Latinis hostiae praebebantur, sed quum restaurarentur, neque instauratae iam Lanuviorum opera feriae in pontificum decreto dici poterant, quo instaurari iubebantur*; auch bemerkte er, daß es nicht angehe, daß die Instaurationsfeier, die doch die Hauptsache sei, in dem Dekrete nur so nebenbei in die Form eines Partizipiums eingeschlossen werde. Er schlug daher vor,



für *instauratis Latinis* entweder *instaurari, Latinis* oder nur *instaurari* ohne *Latinis* zu schreiben und *instauraturi* oder *instaurandae* für *instauratae*. Ihm haben sich seitdem die Kritiker angeschlossen und operieren nun bei ihren Verbesserungsvorschlägen in dieser Richtung mit *instaurari, instauraturis, instaurandis* für *instauratis* und mit *instauraturi* oder *instaurandae* für *instauratae*. Auf alle diese Versuche näher einzugehen, kann erspart bleiben, da sich unschwer wird nachweisen lassen, daß Madvigs Auffassung nicht stichhältig sei und die Lesart der älteren Ausgaben sich vollkommen rechtfertigen lasse. Um in die Sache Klarheit zu bringen, ist es notwendig, den Gang der Angelegenheit, wie er sich aus der uns überlieferten Gestalt der Erzählung des Livius ergibt, gut ins Auge zu fassen. Die Anzeige über den rituellen Fehler gelangte an den Senat, der Senat schickte die Sache an die Pontifices zur Erstattung eines Gutachtens, die Pontifices erstatteten dasselbe und daraufhin traf der Senat seine Anordnungen. Aufgabe der Pontifices war es also nur, vom religiösen Standpunkte ein Gutachten über den Tatbestand abzugeben, nicht aber zu beschließen oder anzuordnen, was zu tun sei, denn dies war Sache des Senats. *Pontificibus placuit* heißt also: ‚die Pontifices fanden für gut‘, und zwar fanden sie für gut, erstens, daß die *feriae Latinae* erneuert werden, und dann, daß zum erneuerten Latinerfeste (*instauratis Latinis* könnte auch Dativ sein) die Lanuviner, durch deren Verschulden es erneuert sei, die Opfertiere stellen, also: *pontificibus placuit 1) instaurari Latinas, 2) Lanuvinos, quorum opera instauratae essent, hostias praebere*. Wenn nun diese beiden Punkte durch eine Partizipialkonstruktion miteinander verbunden werden, so kann das nicht anders lauten, als wie es sich aus der Überlieferung ergibt: *instauratis Latinis Lanuvinos, quorum opera instauratae essent, hostias praebere*. Die Pontifices halten sich genau in den Grenzen ihrer Aufgabe, äußern nur ihr Gutachten über den Fall vom religiösen Standpunkte aus und enthalten sich strenge jeder Form einer Forderung oder eines Auftrages, denn das steht dem Senat zu. Die Schwierigkeit in der Kritik der Stelle ist nur dadurch entstanden, daß man nach Madvigs Vorgange in *placuit* den Ausdruck eines Auftrages



hineinlegte; daher das Verlangen nach den Formen *instauraturus* und *instaurandus*. Doch ist man darin nicht konsequent geblieben, denn konsequenterweise sollte man dann nicht *instaurari* erwarten, was Madvig und Vahlen vertreten, sondern *instaurandas esse* oder, was Hertz schreibt, *instaurandis* (Gitlbauer, dem Zingerle gefolgt ist, *instauraturis*) und auch nicht *Lanuvinos . . . hostias praebere*, wo noch niemand an eine Änderung gedacht hat, sondern *Lanuvinis . . . hostias praebendas esse*. Was ferner Madvig noch außerdem an der Überlieferung auszusetzen hat, daß die Anordnung der Instauration des Festes, die doch die Hauptsache sei, nur so nebenbei in einem Partizipium erwähnt werde, entfällt insofern, als, wie eben gezeigt wurde, von einer Anordnung hier keine Rede ist. Freilich hätten die beiden Punkte des Gutachtens nachdrucksvoller getrennt gegeben werden können; daß dies jedoch nicht geschehen ist, kann kein Grund sein, von der Überlieferung abzuweichen. Die *instauratio* war in diesem Falle unerläßlich und selbstverständlich; erfolgte sie doch auch bei den geringfügigsten Anlässen, so z. B. wenn eine Stadt nicht das ihr gebührende Stück Fleisch bekommen hatte XXXII 1, 9; XXXVII 3, 4.

16, 7—8. *C. Claudius exercitum ad Mutinam . . . admovit. ante triduum, quam oppugnare coeperat, receptam ex hostibus colonis restituit.* Der Sinn ist klar, die grammatische Konstruktion hat Bedenken erregt, so daß in neuerer Zeit die Konjektur des Perizonius *intra triduum* viel Anhang gewonnen hat (Madvig, Weißenborn, Zingerle). Doch läßt sich *ante triduum* ganz gut halten. *Ante triduum* ist nämlich nicht mit dem Zeitsatze *quam oppugnare coeperat* zunächst in Verbindung zu bringen, sondern gehört zu *receptam* und der Zeitsatz tritt nur hinzu, um die Zeitgrenze zu bestimmen, von der aus das *triduum* berechnet wird; das *triduum* fiel in die Zeit zwischen dem Beginne der Belagerung und der Eroberung der Stadt und war noch nicht vollendet, daher *ante triduum* = *triduo nondum completo*. Man stelle nur *receptam* gleich hinter *ante triduum*: *ante triduum receptam, quam oppugnare coeperat* und jedes Bedenken ist verschwunden. Doch ist auch die überlieferte Stellung unbedenklich, denn die Verbindung *ante triduum, quam op-*



*pugnare coeperat* ist zu widersinnig, als daß es notwendig wäre, dieselbe zu verhüten. Einen analogen Fall haben wir XLII 49, 10 *consul ad Nymphaeum in Apolloniatium agro posuit castra. paucos ante dies Perseus, postquam legati ab Roma regressi praeciderant spem pacis, consilium habuit.* Auch hier ist *paucos ante dies* nicht mit dem Zeitsatze *postquam legati ab Roma regressi praeciderant spem pacis* zunächst in Verbindung zu bringen, sondern gehört zu *consul posuit castra* und der Zeitsatz tritt nur hinzu, um die Zeitgrenze von der anderen Seite zu bestimmen. Das *consilium habuit* fiel in die Zeit zwischen der Rückkehr der Gesandten und dem Lagerschlagen des Konsuls, eine Zeit von wenigen Tagen.

17, 6. Von den Konsuln dieses Jahres waren dem Cn. Cornelius Pisae, dem Q. Petillius die Ligurer als Provinz zugefallen; beide hatten mitsammen die militärischen Unternehmungen gegen die unruhigen Ligurer zu leiten. Ersterer starb bald und so mußte für ihn eine Nachwahl stattfinden. Diese wurde auf den 3. August anberaumt und auch noch an demselben Tage zustande gebracht. Nun fährt der Bericht des Livius fort: *Q. Petillius consul collegam, qui extemplo magistratum occiperet, creavit C. Valerium Laevinum. is (Cod. iis) etiam diu cupidus provinciae, cum opportuna cupiditati eius litterae adlatae essent Ligures rebellasse, nonis Sextilibus paludatus litteris auditis tumultus eius causa legionem tertiam ad C. Claudium proconsulem in Galliam proficisci iussit etc.* Der erste Teil bis *paludatus* und der zweite von *litteris* an bieten in sich keine Schwierigkeit. Zwischen diesen beiden Teilen aber klafft eine offenbare Lücke. Was ausgefallen sei, läßt sich, wie schon Vahlen (Preuß. Akad. 1909 S. 1101) versucht hat, dem Sinne nach leicht erschließen, ist aber auch im Wortlaute auf die Wahl zwischen wenigen Ausdrücken beschränkt. Aus dem Worte *paludatus* ersieht man nämlich, daß hier von nichts anderem die Rede sein kann als von dem feierlichen Auszuge, mit dem der Konsul im Feldherrnmantel (Kriegsgewande) die Stadt verließ. In dieser Bedeutung kommt *paludatus* oft vor, namentlich bei Livius und immer in Verbindung mit Phrasen wie *ex (ab) urbe proficisci*, z. B. XLII 27, 8 *praetor paludatus ex urbe*



*profectus Brundisium venit* und 49, 1 *consul votis in Capitolio nuncupatis paludatus ab urbe profectus est*; XLI 5, 8 *Nero paludatus Pisas in provinciam est profectus*; vgl. Cic. De prov. cons. 15, 37; Pis. 13, 31; Att. IV 13, 2; Varro L. L. VII 37; oder *ab urbe exire (ire)*, z. B. XLI 10, 11 *quo minus votis nuncupatis paludatus ab urbe exiret*; vgl. XXI 63, 9; Caes. B. C. I 6, 6; Cic. Verr. V 13, 34; auch *paludatis lictoribus proficisci, ire, abire*, z. B. XXXI 14, 1 *P. Sulpicius secundum vota in Capitolio nuncupata paludatis lictoribus profectus ab urbe Brundisium venit*; vgl. XLI 10, 5; 7; 13; XLV 39, 11. Außer dieser Ergänzung hat ferner noch vor *litteris* Heusinger *senatus* eingesetzt, was durch den Ausdruck *litteris auditis* verlangt wird, und damit seit Madvig allgemeine Zustimmung erlangt. Das Abirren des Schreibers von *paludatus* auf *senatus* macht die Entstehung der Lücke leicht begreiflich. Versuchsweise könnte man dieselbe vielleicht in der Art ausfüllen: *nonis Sextilibus paludatus (ex urbe profectus est. senatus) litteris auditis* etc. Ob noch mehr ausgefallen ist und ob die *litterae auditae*, wie Vahlen annimmt, nicht dieselben seien wie das Schreiben über den Aufstand der Ligurer, wer wird das entscheiden wollen? — Es erübrigt noch, eine Frage zu erörtern, die Madvig angeregt hat. Wenn wir nämlich der handschriftlichen Lesart *is etiam diu cupidus provinciae* folgen, so kann sich *is* nur auf C. Valerius Laevinus beziehen. Das hielt Madvig für unrichtig, da der Konsul, der am 3. August gewählt worden sei, nicht *iam diu cupidus provinciae* schon am 5. August dorthin habe abgehen können; auch ergebe sich aus c. 18, 6, daß Petillius früher in die Provinz gegangen sei als Valerius. Madvig schloß daher, daß *ipse* für *iis et* geschrieben werden müsse, damit Q. Petillius Subjekt des Satzes würde, und hat damit allgemeine Zustimmung gefunden. Was nun den ersten Grund betrifft, daß der neue Konsul doch nicht *iam diu cupidus provinciae* genannt werden könne, da er eben erst gewählt worden sei, so ist dagegen zu bemerken, daß der Drang nach einer Provinz doch nicht erst durch die Wahl in ihm müsse entstanden sein. C. Valerius verwaltete drei Jahre vorher als Prätor die Provinz Sardinien (XL 44, 7) und wird darnach wohl angefangen haben, für



das Konsulat zu kandidieren. Er kann daher doch schon als Kandidat ein Verlangen nach einer mit dem Konsulat verbundenen Provinz gehabt haben, so daß die Nachricht, daß er *iam diu cupidus provinciae* gewesen sei, zu keinem Zweifel berechtigt. Gegen den zweiten Punkt, den Madvig anführt, daß der Konsul, der am 3. August gewählt worden sei, doch nicht schon am 5. in die Provinz habe abgehen können, ist zu erinnern, daß an dieser Stelle alles auf die große Eile hinweist, welche die Verhältnisse mit sich brachten. Schon bei der Wahl wird § 5 ausdrücklich betont, daß dieselbe an dem nämlichen Tage, an dem sie angesetzt war, auch zustande gekommen sei (*comitia . . . eo ipso die sunt confecta*), und an den Gewählten wurde der Auftrag gegeben, sofort sein Amt anzutreten (*qui extemplo magistratum occiperet*). Zu diesem Auftrage mag wohl das Schreiben Anlaß gegeben haben, das die Nachricht gebracht hatte, *Ligures rebellasse*. Alles das zusammen verbunden mit dem persönlichen Drange, in die Provinz zu kommen, läßt es begreiflich erscheinen, daß der neue Konsul schon am dritten Tage nach seiner Wahl in feierlichem Auszuge Rom verließ und nach Pisae eilte; es wird ja dafür alles genau vorbereitet gewesen sein. Wenn endlich Madvig noch behauptet, aus c. 18, 6 gehe hervor, daß Petillius früher als Valerius in die Provinz gegangen sei, so ist das nicht richtig. Dort wird nur erzählt, daß Valerius *paucis post diebus* zu den Campi Macri zur Teilung der Truppen und zur gemeinschaftlichen Heerschau gekommen sei. Er wird sich wohl dahin aus seiner nahegelegenen Provinz Pisae begeben haben, nicht direkt aus Rom. Ja man kann sogar im Gegenteile mit viel größerem Rechte aus dem vorangehenden § 5: *Q. Petillius consul, ne absente se debellaretur, litteras ad C. Claudium misit, ut cum exercitu ad se in Galliam veniret; Campis Macris se eum expectaturum* schließen, daß Petillius damals noch in Rom war und jetzt erst nach den Campi Macri eilte, *ne absente se debellaretur*, daß also derjenige, dessen feierlicher Auszug c. 17, 6 erwähnt wird, C. Valerius war. Nach alledem besteht jedenfalls kein Grund, der uns nötigen könnte, von der Überlieferung abzuweichen. Madvigs Konjektur aber ist einerseits keine unbedeutende Änderung, andererseits zer-



stört sie ein Wort, das ich nicht gerne vermissen möchte, weil es hier sehr entsprechend zu sein scheint. Das Schreiben über den Aufstand der Ligurer fand bei Valerius einen guten Boden, weil er a u c h ohnehin schon lange einen Drang hatte, in die Provinz zu kommen. *Etiam diu* für das einfache *iam diu* hat übrigens auch einen mustergültigen Beleg bei Cic. Acad. II 18, 59 *de quo iam nimium etiam diu disputo*.

18, 1 heißt es von den Ligurern: *duos montes, Letum et Ballistam, ceperunt murosque insuper amplexi*. Für *murosque* steht in der ersten Ausgabe *muroque*, Madvig verlangte *muro* oder *muro fossaque*, Hartel *muro eos fossaque*, H. J. Müller *murisque*. Jedenfalls muß die Korrektur so eingerichtet werden, daß *amplexi* entweder Partizipium wird (Madvig, Hartel) oder *sunt* hinzutritt, wenn es ein selbständiger Satz werden soll, denn in diesem Falle ist *sunt* unentbehrlich (Duker, Weißenborn, H. J. Müller). Ich halte nun dafür, daß *murosque* aus *muroque sunt* (Kompodium *muroq. s.*) entstanden sei, eine in unserer Handschrift sehr häufige Erscheinung, daß Buchstaben und Silben aus der Umgebung an eine unrechte Stelle in ein anderes Wort hineingeraten sind.

18, 8. Die beiden Konsuln losten um die Gegenden, in welchen jeder den Angriff gegen den Feind unternehmen sollte. *Valerium auspicato sortitum constabat, quod in templo fuisset; in Petillio id vitio factum postea augures responderunt, quod extra templum sortem in sitellam in templum latam foris ipse oporteret*. Diese Stelle hat der Kritik große Schwierigkeiten gemacht und viele verschiedene Versuche zur Herstellung hervorgerufen, die aber alle teils wegen allzu starker Gewalttätigkeit gegen die Überlieferung, teils wegen Ergänzungen, die weit über das Maß der Wahrscheinlichkeit hinausgehen, nicht gebilligt werden können. Und doch dürfte die Wiederherstellung ohne die geringste Änderung dessen, was überliefert ist, mit einer kleinen Ergänzung, die sich daraus fast von selbst ergibt, gelingen. Ich übergehe daher die bisherigen Vorschläge und wende mich gleich zur Stelle selbst. Nach dem, wie dieselbe uns vorliegt, steht fest, daß es sich um das Hineinwerfen des Loses in die *sitella* handelt und daß, während Valerius *auspicato* loste.



denn er war im Tempel, von Petillius das Los gegen die Auspizien außerhalb des Tempels (*vitio extra templum*) in die *sitella* geworfen worden sei. Bis zu *augures respondere* gibt es keinen Anstand. Von *quod* an wird dem ange deuteten Gedankengange folgende Ergänzung am besten entsprechen: *quod extra templum sortem in sitellam* *(coniecisset, cum coniceret eam in sitellam)* *in templum latam.* *(non)* *foris, ipse oporteret.* Es lag nahe, daß der Abschreiber von dem einen *in sitellam* auf das andere abirrte. *Sortem conicere* war dem *deicere*, was Harant und H. J. Müller verwendeten, vorzuziehen; *deicere* finde ich außer XXI 42, 2 nur noch an der zweifelhaften Stelle bei Caes. B. C. I 6, 5, während *conicere* sehr gut beglaubigt ist, so bei Plaut. Cas. 342 *coniciam sortis in sitellam*; Cic. Verr. II 51, 127 dreimal, darunter einmal in einer Gesetzesformel; Lig. 7, 21; auch der Ausdruck *in sortem aliquid conicere* (XXVIII 38, 13; XXX 1, 8: 27, 2) kann dafür angeführt werden. *Ipse* ist nachdrucksvoll an das Ende des Satzes gestellt. Noch in einem Punkte muß die Handschrift, wie schon Harant getan hat, in Schutz genommen werden, das ist in dem Worte *vitio*. Madvig verlangte dafür *vitii* und diesem Verlangen wurde fast allgemein beigestimmt. Und doch ist *vitio* unantastbar; steht es doch dem *auspicato* gegenüber und bedeutet wie nicht selten ‚gegen die Auspizien‘. So sehen wir es in derselben Gegenüberstellung XLV 12, 10—12 *consul cum legionibus ad conveniendum diem dixit, non auspicato templum intravit; vitio diem dictam esse augures . . . decreverunt*; ferner *vitio creatus* (VI 27, 5; Cic. De div. II 35, 74; Nat. d. II 4, 11); *lex vitio lata* (Cic. De har. resp. 23, 48); *vitio navigare* (Cic. De div. I 16, 29); *tabernaculum vitio capere* (Cic. De div. I 17, 33; Nat. d. II 4, 11).

22, 1. *Leguti IX. mil. ex Africa redierunt* bietet die Handschrift. Der erste Herausgeber machte *nonis Iuliis* aus *IX. mil.*, was Sigonius zu *nonis Iuniis* verbesserte, da es ja einen Monat *Iulius* in jener Zeit noch nicht gab. Aber ‚es ist ungewöhnlich‘, heißt es im Weißenbornschen Kommentar, ‚daß für eine so unbedeutende Sache das Datum angegeben wird; auch hat die Hs. *IX mil.*, worin vielleicht etwas anderes liegt‘. Das Bedenken ist nicht unbegründet und die Abweichung von



der Handschrift nichts weniger als leicht. Auch *IX.* als Bezeichnung für *nonae* erweckt Zweifel; wenigstens sehe ich sie nirgends erwähnt; c. 16, 1 steht in der Handschrift *nonmai*. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man annimmt, der Abschreiber habe *mensibus* mit *milibus* verwechselt und es sei *novem mensibus* zu schreiben. Die Länge der Zeit dürfte wohl zutreffen, wenn man den weiten und beschwerlichen Weg in Betracht zieht, den Besuch beim Könige Masinissa und in Karthago und die zeitraubende Aufgabe, allen Machenschaften des Königs Perseus in Afrika auf die Spur zu kommen. Die Gesandten, welche nach der Schlacht bei Pydna mit der Siegesnachricht, so schnell sie nur konnten, nach Rom eilten, brauchten 21 Tage (XLV 1, 1 und 2, 3). Über den Ablativ der Zeit, innerhalb (in) welcher etwas geleistet wird, z. B. Caes. B. C. II 21, 4 *ipse Tarraconem paucis diebus pervenit* s. Kühner ausf. Gramm. II § 79 3.

23, 6. König Perseus hat an die Achäer ein Schreiben gerichtet, um freundschaftliche Verbindung mit ihnen anzuknüpfen. Dies Schreiben wurde in der Versammlung vorgelesen und fand bei den meisten gute Aufnahme. Da erhob sich Callicrates von der römisch gesinnten Partei und tadelte es, daß sie, die doch den Mazedoniern samt ihren Königen das Überschreiten ihrer Grenze untersagt hätten, jetzt die Worte des Königs willig anhören und, wie zu erwarten stehe, auch gutheißen: *qui regibus Macedonum Macedonibusque ipsis finibus interdixissemus manereque id decretum, scilicet ne legatos, ne nuntios admitteremus regum, per quos aliquorum ex nobis animi sollicitarentur, ii contionantem quodam modo absentem audimus regem et, si dis placet, orationem eius probamus*. Der Infinitiv *manere* steht außer aller Verbindung und verlangt ein Verbum, an das er sich anschließe. Es liegt also, wie jetzt wohl allgemein anerkannt wird, eine Lücke vor. Für die Ausfüllung derselben hat bei weitem den meisten Anklang *scire* gefunden, also *manereque id decretum sciremus*. Doch macht hier dies Verbum den Eindruck eines bloßen Notbehelfes, es ist matt und nichtssagend, da ja das Wissen um das in seinen Wirkungen so auffallende *decretum* sich von selbst versteht und das ganze Gewicht auf das Fortbestehen desselben, auf das *manere* fällt. Sigonius war



daher von richtigem Gefühle geleitet, als er *voluimus* einsetzte; nur werden wir, dem *interdixissemus* entsprechend, *manereque voluissimus id decretum* schreiben, wobei zugleich durch die Nähe des *interdixissemus* der Ausfall des *voluissimus* leichter begreiflich wird. *Manere voluissimus id decretum* ist eine für *interdixissemus* wichtige Ergänzung, weil das Verbot für die damaligen Verhältnisse beschlossen worden ist und damit nicht zugleich auch das Fortbestehen für die Zukunft gegeben war. Zwischen den Relativsatz *qui regibus — decretum* und den dazugehörigen Hauptsatz *ii contionantem — probamus* tritt als erklärender Zusatz und zugleich als Anwendung auf den gegenwärtigen Fall *scilicet ne legatos, ne nuntios admitteremus regum*. Dieser Satz, erklärte Vahlen, verlange unbedingt ein vorangehendes *cavere*, das er mit *quo caveramus* einzufügen empfahl, als ob sich derselbe nicht auch direkt mit *id decretum* (= *interdictionis decretum*) verbinden könnte. Das *cavere* liegt hier doch schon in *decretum*, denn dies erhält durch *ipsis finibus interdixissemus* seine bestimmte Bedeutung als Verbot, als Vorsichtsmaßregel, als *cautio*, so daß sich *scilicet ne legatos, ne nuntios admitteremus regum* anstandslos damit verbinden kann, mag es sich nun auf den Inhalt des *decretum* beziehen (‘nämlich daß wir keine Abgesandten oder Boten zulassen sollen’) oder als Finalsatz sich anschließen (‘damit wir nämlich keine Abgesandten oder Boten zulassen’); im Grunde genommen läuft beides auf dasselbe hinaus, da der Inhalt des *decretum* seine Tendenz ist und die Tendenz sein Inhalt. — Im Weißenbornschen Kommentar hat der Konjunktiv *interdixissemus* Schwierigkeit gemacht. Allein nicht der Konjunktiv ist das, was einer Erklärung bedarf, der ist ja klar genug; einer Erklärung bedarf das Plusquamperfekt gegenüber dem Präsens *audimus* und *probamus* des Hauptsatzes. Doch es erklärt sich aus der Rücksicht auf das Schreiben, das angenommen wurde, und auf die Verhandlung, die darüber bereits stattfand; *audimus* ist gleich *audiebamus et audimus*.

24, 10. Der Sprecher der mazedonischen Partei im Rate der Achäer trat dafür ein, daß man die feindselige Stellung gegen Persens aufhebe und freundschaftlichen Beziehungen den Weg bahne. Stehen doch auch die Römer auf friedlichem



Fuße zu ihm und können es ihnen daher nicht übel nehmen, wenn sie ihrem Beispiele folgten. Andere Stämme Griechenlands, die Thessaler, die Ätoler, die nicht besser bei den Römern angeschrieben seien als sie, halten unbeschadet gute Beziehungen zu den Mazedoniern: *quod Aetolis, quod Thessalis, quod Epirotis, omni denique Graeciae cum Macedonibus iuris est, idem et nobis sit. cur execrabilis ista nobis solis velut dissertio iuris humani est?* Das Wort *dissertio* ist ohne allen Beleg, denn was bei Paulus diaconus S. 72 (M) steht: *disertationes divisiones patrimoniorum inter consortes* hat nichts zu sagen; wenn es trotzdem noch in den Ausgaben von Weißenborn und Zingerle beibehalten ist, so ist das nur darum, weil noch kein passender Ersatz dafür gefunden ist. Denn *desertio*, was die älteren Ausgaben haben, und *discerptio*, was Madvig schreibt, sind erst spätlateinisch und eignen sich auch nicht der Bedeutung nach. *Dissaeptio* (Seyffert) hat Hertz aufgenommen; es kommt einmal bei Vitruvius (II 8, 20) vor in der Bedeutung ‚Abteilung, Scheidewand‘, läßt sich aber mit dem Genetiv *iuris humani* schwerlich vereinbaren. An *discretio* hat Novák, aber auch selbst nur zögernd, gedacht. Alle diese Ausdrücke fügen sich überdies nicht gut in den Gedankenkreis, in dem Livius hier den Redner sich bewegen läßt. Die Grundlage desselben ist das *ius humanum*, jenes *ius*, welches alle anderen Völkerschaften Griechenlands ohne Anstand in Anspruch nehmen, nämlich unter Freunden Freund dem Freunde zu sein. Die Römer stehen in friedlichen Beziehungen zu Mazedonien, ganz Griechenland hat seine Stellung darnach eingerichtet. ‚Warum‘, fragt der Redner, ‚wird uns allein dieses Recht streitig gemacht?‘ Es ist dies ein offener Hinweis auf den Streit der Parteien, der darüber in der Ratsversammlung entstanden ist. *Ista* ist dafür sehr bezeichnend; es ist der fluchwürdige (*execrabilis*) Streit, der für die Achäer allein gewissermaßen (*velut*) das *ius humanum* in Frage stellt. In diesem Sinne paßt nun zu *ista* kein anderes Wort besser als *disceptatio* ‚der Wortwechsel, Wortstreit, Redekampf‘. Dies Wort ist gerade bei Livius in verschiedenen Bedeutungsabstufungen sehr häufig; ich habe 40 Stellen gezählt, wie man sich aus dem Thesaurus linguae Latinae überzeugen kann, wo noch erklärt wird, daß



einige Stellen nicht verzeichnet seien. Zwei Stellen sind in unmittelbarer Nähe XLI 22, 4 und 23, 13 *Iuris disceptatio* sagt Cic. Mil. 9, 23 *controversia nulla facti, iuris tamen disceptatio* und Quint. III 6, 82 *neque enim ulla iuris disceptatio nisi finitione, qualitate, coniectura potest explicari*. Auf derselben Stufe steht *veritatis disceptatio* bei Cic. Cluent. 30, 81. Paläographisch ist *disceptatio* von dem *dissertio* der Handschrift nicht so weit entfernt, als es den Anschein hat, wenn man nur in Anschlag bringt, wie oft die Silbe *at* den Folgen der kompendiösen Schreibweise zum Opfer gefallen ist; s. Gitlbauer De cod. Liv. S. 89.

24, 14. *Fuit certe tamen aliquid, quod tam longam deliberationem faceret, id quod erat vetusta coniunctio cum Macedonibus, vetera et magna in nos regum merita*. Das *id quod erat* hat Anstoß erregt. Madvig und mit ihm Hertz schrieben dafür *id quid erat?* H. J. Müller in der Weissenbornschen Ausgabe und Zingerle nach einer Vermutung Hartels *idque erat*; auch an *id erat* dachte H. J. Müller. Doch ist *id quod erat* durchaus richtig; es fehlt nur die entsprechende Erklärung. *Quod* ist nämlich nicht als Relativum zu fassen, sondern als Konjunktion ‚daß‘, also *id quod* = ‚der Umstand daß‘, und *erat* ist nicht Kopula, sondern selbständiges Verbum ‚es war vorhanden, es bestand‘. Die Stelle lautet daher in der Übersetzung: ‚Es gab doch bestimmt etwas, was die Beratung in die Länge zog, nämlich den Umstand, daß eine alte Verbindung mit den Mazedoniern bestand, alte und große Verdienste ihrer Könige gegen uns.‘ Auf gleichem Wege ist auch XLV 23, 14 *tam civitatum quam singulorum hominum mores sunt* (‚es gibt‘) die Überlieferung gegen alle Änderungsvorschläge festzuhalten.

24, 15 folgt dann in der Handschrift weiter: *valeant ac nunc eadem illa, non ut praecipue amici, sed ne praecipue inimici simus*. Eine Korrektur verlangt *ac nunc*. Hartel und Novák dachten an eine Lücke; jener schlug *ac faciant nunc* vor, dieser *ac rata sint nunc*, eine unnütze Häufung des Ausdrucks; Madvig ließ *ac* einfach weg; H. J. Müller riet, dafür *ad id* zu schreiben, was Zingerle getan hat. Die gewöhnliche Lesart aber ist *et* für *ac*, wie schon die erste Ausgabe hat. Sie hat den Vorzug, daß vor *nunc* ein *et* oder *etiam*



fast unerläßlich erscheint. Da jedoch *et* von *ac* doch etwas gar zu weit abliegt, so dürfte es sich besser empfehlen, *adhuc* für *ac nunc* zu schreiben; die Klangähnlichkeit kann die Verwechslung verursacht haben.

24, 16. Den Achäern wird in der Versammlung von der mazedonischen Partei der Rat erteilt, wenigstens den Rechtsstandpunkt mit Perseus wieder herzustellen und die Grenzsperrre aufzulassen. Das heißt nun im Kodex: *commercium tantum iuris praebendi repetendique sit, ne interdictione finium nostros quoque et nos regni arceamus*. Bis *finium* verlaufen Sinn und grammatischer Zusammenhang ohne Störung. Die letzten Worte *nostros quoque et nos regni arceamus* lassen den Sinn zwar leicht erraten, daß nämlich davor gewarnt wird, die Mazedonier vom achäischen Gebiete auszuschließen, da man damit zugleich auch die eigenen Leute vom Gebiete des Königreiches ausschließe, aber die grammatische Verbindung fehlt. Diese herzustellen, sind verschiedene Versuche gemacht worden, jeder mit einem anderen Resultate, aber alle mit ziemlich starken Änderungen an der Überlieferung. Wir können darüber hinweggehen, wenn es nachzuweisen gelingt, daß auch in diesen Worten das, was die Handschrift bietet, bis auf den letzten Buchstaben vollkommen gesund ist und durch die Annahme einer kleinen Lücke, die auch mit ziemlicher Sicherheit ausgefüllt werden kann, eine dem Sinne entsprechende Form gewonnen wird. Vor allem muß man von dem Gedanken absehen, als ob es notwendig wäre, *nostros et nos* miteinander zu verbinden, denn eben die Ungereimtheit dieser Verbindung hat die Kritiker zu gewaltsamen Änderungen gezwungen. *Nostros quoque* setzt ein vorangegangenes *Macedones* oder *illos* voraus, *et* aber gehört zu *regni* und wie *nostros* auf ein *illos*, so geht *et regni* auf ein vorangegangenes *nostris finibus* zurück. Es sind also zwei Gedanken hier verbunden, erstens *ne ut illos nostros quoque arceamus*, und zweitens *ne ut nostris finibus arceamus et regni*; verbunden lauten sie nun: *ne ut illos nostris finibus nostros quoque arceamus et regni*. Das *nos* aber ist Subjekt zu *arceamus* und deshalb besonders ausgedrückt, um hervorzuheben, daß für die beiden Handlungen, Ausschließung der Mazedonier aus dem achäischen Gebiete und Ausschließung



der Achäer aus dem Gebiete des Königreiches, *nos* wie für die erste so auch für die zweite Subjekt ist; es hat also *nos* teil an dem *et* und das erklärt uns auch zugleich seine Stellung zwischen *et* und *regni*. Damit ist nun das Vorhandensein einer Lücke vor *nostros* gegeben und zugleich auch deren Ausfüllung durch *ut illos nostris finibus*, so daß die Stelle in der Weise zu ergänzen wäre: *ne interdictione finium* (*ut illos nostris finibus*) *nostros quoque et nos regni arceamus*, damit wir nicht durch die Grenzsperre so wie jene aus unserem Gebiete auch unsere Leute ebenfalls wir auch aus dem des Königreiches ausschließen‘.

## XLII. Buch.

1, 12. L. Postumius hegte einen Groll gegen die Pränestiner, weil sie ihm bei einem Besuche in ihrer Stadt weder offiziell noch privatim irgendeine Aufmerksamkeit erwiesen hatten. Wie er nun Konsul geworden war und zur Ordnung einer Staatsangelegenheit nach Campanien reisen mußte, nahm er Gelegenheit, an den Pränestinern Vergeltung zu üben. Er schickte ihnen ein Schreiben mit der Forderung, der Magistrat habe ihm entgegentzukommen, ein Absteigequartier von Seite der Gemeinde vorzubereiten und für die Weiterreise Saumtiere zur Verfügung zu stellen. Dieser Schritt war gegen alle Gewohnheit, denn der römische Staat stattete seine Abgesandten in der Weise aus, daß sie es durchaus nicht nötig hatten, den Bundesgenossen zur Last zu fallen. Es geschah dies auch bis dahin nie. Die Pränestiner beobachteten Stillschweigen und fügten sich. Dazu macht nun Livius eine Bemerkung, die uns so überliefert ist: *iniuria consulis etiamsi iusta, non tamen in magistratu exercenda et silentium nimis aut modestum aut timidum Praenestinatorum ius velut probato exemplo magistratibus fecit graviorum in dies talis generis imperiorum*. Die sonderbaren Worte *iniuria etiamsi iusta* stehen in allen älteren Ausgaben; erst Weißenborn hat eine Änderung für notwendig gefunden und nach einer Vermutung von Schele *ira* für *iniuria* in den Text gesetzt; Madvig und Hertz taten dasselbe; *iracundia* empfahl Harant. Aber auch *iniuria etiamsi iusta . . . fecit ius* fand seinen Ver-



teidiger in Hartel, dem Zingerle gefolgt ist; doch ist für ein ‚Wortspiel‘ oder eine ‚Antithese‘ hier kein Platz und die beigebrachten Belege sind nichts weniger als überzeugend. Auffallend ist, daß noch niemand auf jenes Wort verfallen ist, das in dieser Stelle selbst steht und sich förmlich aufdrängt, denn man braucht doch nur zu den letzten Worten *talis generis imperiorum* die relative Ergänzung hinzuzufügen, so kann man demselben gar nicht ausweichen: *talis generis imperiorum, qualis generis erant imperia consulis L. Postumi*. Mit voller Sicherheit ist also *imperia* oder, wie es in den Handschriften ganz gewöhnlich ist, *inperia* anstatt *iniuria* zu schreiben. Auf dies Wort deuten auch schon in den vorangehenden Paragraphen *ne quid tale imperarent sociis* (§ 9) und *iumenta per oppida . . . imperabant* (§ 11). Für *imperia* ‚Aufträge, Befehle‘ kann man II 1, 1 und VIII 6, 12 vergleichen; öfters findet es sich so bei Plautus. Der Singular des Prädikats *fecit* erklärt sich daraus, daß dasselbe nur auf das zunächststehende Subjekt *silentium* bezogen ist, was um so eher geschehen konnte, weil eigentlich nicht so fast die *imperia* als vielmehr das *silentium* der Anlaß dazu war, daß man in Zukunft derlei Forderungen als ein *ius* anzusehen anfang. — Die Worte *non tamen in magistratu exercenda* bieten Gelegenheit, für die handschriftliche Lesart im § 7 dieses Kapitels einzutreten. Dort heißt es nämlich von den Befehlen des Konsuls: *ut sibi magistratus obviam exiret, locum publice pararet, ubi deverteretur, iumentaue, cum exiret inde, praesto esset*. Notwendig war *esset* zu *essent* zu verbessern, was schon in der ersten Ausgabe geschehen ist. Wenn aber Hertz auch *exirent* und *pararent* schreibt, Madvig dies gutheißt, H. J. Müller und Zingerle es aufnahmen, so ist dagegen zu erinnern, daß man im Hinblick auf *in magistratu exercenda* doch nicht guttut, von dem in zwei voneinander getrennten Wörtern handschriftlich verbürgten Singular abzuweichen, mag auch bei *magistratus* der Plural (‚Magistratspersonen‘) das Gewöhnliche sein.

2, 2. Die aus Mazedonien zurückgekehrten Gesandten berichteten über ihre dort gemachten Erfahrungen, sie hätten zwar keine Gelegenheit gefunden, mit König Perseus selbst zusammenzukommen, *facile tamen apparuisse sibi non bellum*



*parari nec ultra ad arma ire dilaturum*. Diese Worte leiden an zwei Fehlern. Erstens stört das *non*. Das einfachste, aber nicht beste Mittel ist, es wegzulassen, wie es nach dem Vorgange des Grynaeus gewöhnlich geschieht. Weißenborn und mit ihm Zingerle ändern es in ein höchst überflüssiges *nunc*, in *novum* Pluygers; *sibi non aliis bellum* schlug Hartel vor, traf aber damit den unrichtigen Gegensatz, was schon daraus erhellt, daß *sibi* mit *apparuisse* zu verbinden ist. Zweitens erwartet man doch *regem* bei *dilaturum*. Hartel behauptet zwar: ‚fast jedes Kapitel bietet Fälle des nicht gesetzten Subjektsakkusativs‘, aber dann müßte es auch *parare* heißen und nicht *parari*. Wie es scheint, ist bisher übersehen worden, daß das *non* auf einen Gegensatz zwischen *bellum parare* und *nec ultra ad arma ire dilaturum*, d. i. zwischen den Vorbereitungen zu einem Kriege und dem unmittelbaren Eintreten in denselben hinweist. Es wird also *tantum sed* nach *parari* ausgefallen sein, und wenn wir noch das notwendige *regem* dazusetzen, so ergibt sich: *facile tamen apparuisse sibi non bellum parari (tantum sed regem) nec ultra ad arma ire dilaturum*. So ist durch die Ausfüllung dieser kleinen Lücke die Annahme eines zweifachen Fehlers erspart worden. Über *non tantum sed nec* vgl. XXXI 22, 7 *non modo Sunium superare sed nec extra fretum Euripi committere aperto mari se audebant*. Näheres bei Kühnast Liv. Synt. S. 373 und Dräger Hist. Synt. II 69.

2, 6. Die Stelle über die Sühne der Prodigien möchte ich nach Maßgabe dessen, was die Kritik bisher geleistet hat, so schreiben: *Ob haec prodigia libri fatales inspecti editumque ab decemviris est, et quibus diis quibusque hostiis sacrificaretur, et ut supplicatio, quae prodigiis expiandis fieret, et altera, quae priore anno valetudinis populi causa vota esset, eo uti fieret feriaeque essent. ita sacrificatum supplicatumque est, ut decemviri scriptum ediderunt*. Neu daran ist nur *supplicatio quae*. Die Handschrift hat nämlich *supplicatioque*. Seit der ersten Ausgabe wird das *que* allgemein unterdrückt; nur Madvig fand es doch der Beachtung wert und dachte an *quoque*, konnte sich aber nicht dafür entscheiden. Schreibt man nun *supplicatio quae*, so wurde gleich bei *supplicatio* an die Verbindung der zwei *supplicationes* gedacht und daher



geteilt in die eine *quae prodigiis expiandis fieret* und die andere *quae priore anno valetudinis populi causa vota esset*; was nach dieser Teilung folgt, *eo uti fieret*, bezieht sich dann natürlich auf jede der beiden *supplicationes*. Doch ist *eo* nur Konjektur von F. Schmidt, die H. J. Müller in die Weißenbornsche Ausgabe aufgenommen hat. Die Handschrift hat *ea*, was unmöglich ist, wenn jede der beiden *supplicationes* Subjekt bei *fieret* ist. Aber auch im anderen Falle, daß man *que* unterdrückt, wodurch *altera* allein Subjekt bei *fieret* würde, ist *ea* eine ganz überflüssige Wiederholung des Subjekts, während anderseits *priore anno* ein *eo* dringend verlangt. So wird, wenn man *supplicatio quae* schreibt, die ohnehin sehr wahrscheinliche Konjektur *eo* zur unbedingten Notwendigkeit. Natürlich gilt dann auch *eo* für beide *supplicationes*, hervorgerufen ist es aber nur durch die Verbindung der zweiten mit der ersten. Aber noch ein anderes Moment ist nicht außer acht zu lassen, nämlich *feriaeque essent*. Da sich dies eng an *fieret* anschließt, könnte es nach der bisherigen Schreibung und Auffassung der Stelle nur zu *altera supplicatio* gehören, was etwas befremdend erscheint, da als Gelöbnis des vorhergehenden Jahres nur eine *supplicatio* genannt wird, nicht mehr. Viel wahrscheinlicher ist es daher, daß *feriaeque essent* vornehmlich für die erste *supplicatio* dazugekommen sei oder wenigstens für beide zugleich, was aber nur möglich ist, wenn man *supplicatio quae* schreibt. *Uti* nimmt in dem Falle das vorangehende *ut* nach der Unterbrechung durch die Teilung der *supplicatio* wiederum auf. — *Ita sacrificatumque est*, was überliefert ist, hat Grynäus zu *itaque sacrificatum est* korrigiert und ihm sind alle Herausgeber gefolgt; nur Weißenborn vermutete *ita supplicatum sacrificatumque est*, was H. J. Müller zu *ita sacrificatum supplicatumque est* verbesserte. Ich halte die Einschiegung von *supplicatum* für unbedingt notwendig, da ja auch in dem Ausspruche der Decemviren getrennt eine *sacrificatio* und eine *supplicatio* verlangt wird. Auch paläographisch liegt der Ausfall von *supplicatum* nach *sacrificatum* näher als das Umspringen des *que* von *itaque* auf *sacrificatum*, was übrigens an XLII 4, 5 und XLV 39, 18 gute Beispiele hätte.



3, 8. Der Zensor Q. Fulvius Flaccus hatte zum Schmucke eines von ihm gelobten Tempels die marmornen Dachziegel vom Tempel der Iuno Lacinia im Lande der Bruttier wegnehmen lassen und dadurch harte Vorwürfe im Senate sich zugezogen. Habe man denn dazu einen Zensor als Sittenrichter gewählt? Er, der die Tempel im Stande halten sollte, ziehe herum und plündere sie *et quod, si in privatis sociorum aedificiis faceret, indignum videri posset, idem immortalium demolientem facere et obstringere religione populum Romanum ruinis templorum templa aedificantem*. Die Worte *idem immortalium demolientem facere* sind offenbar lückenhaft überliefert. Die Wiederherstellung ist dem Sinne nach unzweifelhaft, die Form aber läßt einen ziemlichen Spielraum und hat daher viele mehr oder weniger voneinander abweichende Versuche zur Folge gehabt. Ich zähle deren neun. Wenn ich nun noch meinerseits einen zehnten hinzufüge, so geschieht es hauptsächlich deshalb, weil ich durch die Begründung desselben die Wahrscheinlichkeit bei der Ausfüllung der Lücke in engere Grenzen zu bringen hoffe. Mein Vorschlag ist der: *id eum immortalium (templa deorum) demolientem facere*. Ich bin dabei unwillkürlich mit dem Vorschlage des Heräus zusammengetroffen, bis auf den kaum nennenswerten Unterschied, daß jener *deorum templa*, ich *templa deorum* habe, wodurch ein Anlaß für den Ausfall dieser Worte geboten erscheint. Auf ein anderes Moment, das für *templa deorum* spricht, soll weiter unten aufmerksam gemacht werden. Vor allem möchte ich nun feststellen, daß für *idem* nicht *id deum*, sondern *id eum* (H. J. Müller, Novák, Zingerle) zu schreiben sei. Es ergibt sich dies nämlich aus einem Blicke auf den vorangehenden Abschnitt. Auf die Frage des Unwillens im § 7 *ad id*<sup>1</sup> *censorem moribus regendis creatum?* folgen unverkennbar parallel zueinander als Erklärung zwei Satzgefüge:

*cui . . . traditum esset, eum . . . vagari und  
et quod . . . videri posset, id eum . . . facere.*

<sup>1</sup> *Ad id* ist Konjektur von Hartel; die Handschrift hat nur *id*. Nach XL 18, 7 *duumviros in eam rem consules creare iussi* und XLII 4, 4 *decemviros in eam rem ex senatus consulto creavit L. Atilius practor*



Der Parallelismus der Glieder verlangt, daß dem *cui . . . eum* ein *et quod . . . id eum* entspreche. Ferner ist es nicht wohl getan, *demolientem* zu entfernen (Crevier, H. J. Müller, Harant). An sogenannten Glossen leidet unser Kodex durchaus nicht. Darum ist es nicht geraten, aus diesem Grunde ein Wort zu streichen. Zudem ist hier *templa demolientem* durch das entsprechende *templa aedificantem* in der unteren Zeile geschützt, woraus man auch noch weiter schließen darf, daß es so wie bei *aedificantem* ebenso auch bei *demolientem* nicht *aedes* (Hartel, Zingerle) oder *delubra* (Hertz), sondern *templa* heißen müsse. Schließlich verweise ich noch auf den rhetorischen Zug bezüglich des Wechsels der Genetivstellung in den Worten *in privatis sociorum aedificiis* (a b a) und *immortalium templa deorum* (b a b), wodurch sich meine kleine Abweichung von dem Vorschlage des Heräus empfiehlt.

5, 1. *Perseus iam bellum vivo patre cogitatum in animo volvens* änderte Madvig dahin, daß er *bellum iam* schrieb, weil die Partikel *iam* bei *vivo patre cogitatum* notwendig sei, und sämtliche Herausgeber sind ihm darin gefolgt. Ohne Zweifel zu voreilig. Man darf nämlich nicht übersehen, daß *cogitatum* insoferne einen Gegensatz zu *in animo volvens* bildet, als dieses dem *cogitatum* gegenüber einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung des Kriegsgedankens zeigt. Dies Verhältnis bezeichnet *iam*: Perseus trug sich nunmehr schon mit dem Gedanken an die Ausführung des Krieges *iam bellum in animo volvens*, an den er bei Lebzeiten des Vaters erst gedacht hatte *vivo patre cogitatum*. Auf *vivo patre* liegt kein Nachdruck, es braucht daher auch kein *iam*; der Nachdruck liegt auf *bellum in animo volvens*. — Auch das *tamen* im folgenden Paragraphen ist richtig überliefert. Madvig hat nämlich die Frage aufgeworfen, ob nicht dafür *autem* zu schreiben sei, und damit bei H. J. Müller und Zingerle Anklang gefunden. Es erklärt sich aber das *tamen* ganz gut aus dem Gedanken: Es waren jedoch dem Perseus die Herzen

---

könnte man auch an *in id* denken, was, da . . . *um* vorangeht, paläographisch noch näher läge. Allerdings ist *creare ad aliquid* ungleich häufiger, z. B. II 42, 5 *duumvir ad id ipsum creatus*; V 24, 4 *triumviri ad id creati*; XXII 33, 8 *duumviri ad eam rem creati*; XXX 24, 3 *dictator ad id ipsum creatus*.



der Menschen zwar zugetan, mehr als dem Eumenes, aber sein Ruf stand ihm im Wege. Dieser Gedanke ist breit ausgeführt und hat im Verlaufe eine freiere Wendung genommen, wodurch die Bedeutung des *tamen* etwas verdunkelt erscheint.

5, 4 heißt es von Perseus, daß er den Apelles, den Helfershelfer bei der Ermordung seines Bruders, der deshalb von seinem Vater Philipp zur Bestrafung gesucht worden war und in der Verbannung lebte, unter großen Versprechungen herbeigelockt und heimlich umgebracht habe: *Apellem, ministrum quondam fraudis in fratre tollendo atque ob id quaesitum a Philippo ad supplicium exulantem accersitum post patris mortem ingentibus promissis . . . clam interfecisse*. Die Handschrift hat *ob id et quesitum*, was in der ersten Ausgabe zu *ob id requisitum* korrigiert ist. Doch entspricht diese Änderung nicht, ebensowenig der Vorschlag Nováks *ob id dein quaesitum*. Seit Kreißig wird *et* allgemein einfach weggelassen. Allein es ist kaum zu glauben, daß dasselbe so ganz ohne besondere Veranlassung sollte in den Text gekommen sein. Vielleicht ist es der Rest von *identidem*. Das vorangehende *id* könnte auf die Verstümmelung dieses Wortes Einfluß genommen haben; wenigstens erklärte sich dadurch der Verlust des *id* auf das allerleichteste. Parallel steht *identidem* in bezug auf denselben Gegenstand auch XL 56, 9, wo von den Schreckbildern die Rede ist, die den König Philipp peinigten: (*Philippum*) *cum identidem species et umbrae insontis interempti filii agitent*.

5, 6. Die griechischen Völkerschaften und Städte neigten mehr zu Perseus hin als zu Eumenes *seu fama et maiestate Macedonum regum praeoccupati ad spernendam originem novi regni seu mutationis rerum cupidi seu quia non obiecta esse Romanis volebant*. In den letzten Worten steckt ein Fehler, den zu beseitigen mannigfach versucht worden ist. Nur zögernd dachte Madvig an *quia omnia obiecta*, in der Ausgabe schrieb er *quia non abiecti*, Weißenborn *quia non subiecti* oder *obiecti*. Andere suchten durch Ergänzung nachzuhelfen: *obiecta praeda esse* (Vahlen), *obiecta esca esse* (Hertz), *quia sua non* (Novák und mit ihm Zingerle). Keiner von diesen Versuchen zeichnet sich durch besonderen Vorzug



aus. Und doch dürfte ohne irgendeine Änderung nur eine kleine Lücke auszufüllen sein. Weißenborn bemerkt nämlich in seinem Kommentar: ‚Der wahre Grund, daß man in Perseus die einzige Stütze gegen die Römer sah, ist übergangen.‘ Was liegt nun näher, als daß dieser Gedanke in den fraglichen Worten liegt? Und er kann auch darin leicht gefunden werden. Die Griechen fühlten sich zu Perseus als der einzigen Stütze gegen die römische Übermacht hingezogen, weil sie nicht wollten, daß alles den Römern preisgegeben, alles ihnen rettungslos verfallen sei: *quia non (omnia) obiecta esse Romanis vclabant*. Ein sprechendes Analogon für diese Bedeutung von *obiectus* ‚preisgegeben‘ ist XXXIV 9, 4 *miraretur, qui tum cerneret et aperto mari ab altera parte ab altera Hispanis, tam ferae et bellicosae genti, obiectos, quae res eos tutaretur*. Am anschaulichsten tritt sie hervor in den Ausdrücken *feris, bestiis obicere* und mit einem Zielobjekt verbunden, z. B. XXII 34, 6 *duas legiones hosti ad caedem obiectas*; XLV 10, 13 *in auctoribus ad piaculum noxae obiciendis* (d. i. *Romanis*). Auch an unserer Stelle könnte man ein solches Zielobjekt mit *in dicionem* hinzudenken. Vor *obiecta* ist der Ausfall von *omnia* in seinem üblichen Kompendium *oia* sehr nahegelegt.

5, 7. *Erant autem non Aetoli modo in seditionibus propter ingentem vim aeris alieni sed Thessali etiam. ea contagione velut tabes in Perrhebiam quoque id pervaserat malum*. Schon Gronovius hat *ea* in *et* verändert und, seitdem Döring *ex* an die Stelle gesetzt hat, steht in allen Ausgaben *ex contagione*; nur Zingerle hat wiederum auf *et* zurückgegriffen. Es ist aber ganz und gar überflüssig, die handschriftliche Überlieferung *ea* fallen zu lassen. Demonstrativ- sowie Possessiv- und Relativpronomina werden ja oft in der Bedeutung eines objektiven Genetiv gebraucht (Kühner Ausf. Gramm. II § 18, 2 und 116, 2 Anm. 4); *ea contagione* ist also gleich wie *eius rei contagione* ‚durch die Berührung (Ansteckung) damit‘, d. h. durch die Berührung mit den durch die Schuldenlast bei den Ätolern und Thessalern entstandenen Unruhen hatte sich dies Übel wie eine Seuche auch über Perrhebien ausgebreitet.

5, 10. *Aetolorum causas M. Marcellus Delphis per idem tempus hostilibus actas animis, quas intestino gesserant bello,*



*cognovit*. Die Worte *hostilibus actas animis, quas intestino gesserant bello* sind von der Kritik für verderbt erklärt worden; namentlich gegen das Relativum wendete sich der Verdacht; es könne nicht auf *causas* bezogen werden, sondern gehöre zu *animis* und müsse *quos* heißen, was schon Ruperti verlangte. Darauf gründen sich nun zwei Verbesserungsvorschläge Madvigs: *iisdem hostilibus actas animis, quos intestino gesserant bello*, was in die Ausgaben von Weißenborn und von Zingerle Eingang gefunden hat, und *non minus hostilibus actas animis, quam quos intestino gesserant bello*, was Madvig für seine eigene Ausgabe wählte. Viel einfacher aber ist ein anderer Weg, bei dem die Überlieferung ganz unberührt bleibt und nur eine kleine Lücke angenommen wird, indem man vor *quas* das Wörtchen *quippe* einsetzt; es wäre demnach zu schreiben: *hostilibus actas animis, quippe quas intestino gesserant bello*. M. Marcellus hat die Streitigkeiten der Ätoler in Untersuchung gezogen, die bei der Verhandlung mit einer Erbitterung durchgeführt wurden wie zwischen Feinden im Kriege, hatten sie doch dieselben eben im Bürgerkriege verfochten. Der Relativsatz dient zur Erklärung und Begründung von *hostilibus* und *causas agere* steht dem *causas gerere* gegenüber; jenes ist der übliche Ausdruck für die Verhandlung bei Gericht, dieses ein ungewöhnlicher Ausdruck, aber veranlaßt durch *intestino bello* als Anspielung auf *bellum gerere*. Der Indikativ in Sätzen mit *quippe qui* erscheint regelmäßig bei Plautus, Terentius und Sallustius und findet sich nicht selten auch bei Livius (III 6, 6 und 53, 7; V 37, 7; VIII 26, 5; XXVI 41, 8). Der Ausfall des *quippe* vor *quas* mag auf Rechnung des gleichen Anlautes zu setzen sein.

8, 6. In dem Kampfe der Römer mit den Ligurern waren die Statellaten, *qui uni ex Ligurum gente non tulissent arma adversus Romanos*, vom Konsul M. Popillius unschuldigerweise einer gleich harten Strafe wie die Schuldigen unterworfen und in die Sklaverei verkauft worden, was im Senate heftige Äußerungen des Unwillens hervorrief: *tot milia capitum innoxiorum fidem inplorantia populi Romani, ne quis umquam se postea dedere auderet, pessumo exemplo venisse et distractos passim iustis quondam hostibus populi Romani*



*pacatos servire*. Es ist nicht abzusehen, inwieferne die Statellaten, die doch allein von den Ligurern nicht die Waffen gegen die Römer getragen hatten, *pacati* genannt werden können. Hartel sucht zwar das Wort zu verteidigen, indem er nachzuweisen sich bemüht, daß dasselbe auch ohne Hinweis auf eine vorangegangene feindliche Erregung in der Bedeutung ‚ruhig, friedlich‘ gebraucht werde, allein für diese Bedeutung wäre *pacatos* hier, wo die Statellaten wie bezwungene Feinde behandelt wurden, ein schlecht gewählter Ausdruck. Und wozu sollten überhaupt, fragt Madvig mit Recht, in die Sklaverei Verkaufte noch *pacati* genannt werden? Diese Schwierigkeiten zu vermeiden, schrieb schon Grynäus *pacatis*, wogegen Madvig nicht ohne Grund einwendet, daß dieser Zusatz überflüssig und zweckwidrig sei. Aber auch das, was er selbst schreibt, *nuper pacatis*, oder, was andere vermutet haben, *vix pacatis* (Heusinger) und *nunc pacatis* (Lentz), entgeht nicht ganz diesem Einwande. Zudem wäre noch die Frage aufzuwerfen, welche ehemaligen Feinde unter *nuper* (*vix*, *nunc*) *pacati* zu verstehen seien. Die Ligurer doch nicht, denn um diese handelt es sich ja. Also wohl die Völker in ihrer Umgebung. Können diese insgesamt so bezeichnet werden? Aus alledem scheint hervorzugehen, daß weder mit *pacatos* noch mit *pacatis* hier etwas anzufangen sei, sondern ein anderes Wort darunter verborgen liegen müsse. *Abactos*, woran Hertz gedacht hat, ist wegen *distractos* unmöglich. Da liegt es nun sehr nahe, *coactos esse servire* für *pacatos servire* zu schreiben. *Pacatos* kann bei der Eigentümlichkeit unseres Kodex unter der Einwirkung des vorangehenden *pr.* (= *populi Romani*) leicht aus *coactos* entstanden sein, und was den Ausfall von *esse* betrifft, so ist der Anlaß dazu durch die Stellung zwischen . . . . . *os* und *se* . . . . . reichlich gegeben.

11, 5. König Eumenes machte den römischen Senat aufmerksam *Persea hereditarium a patre relictum bellum et simul cum imperio traditum iam iam primum alere ac fovere omnibus consiliis*. Die ohne Zweifel verderbten Worte *iam iam primum* haben die Kritik stark in Anspruch genommen und viele Herstellungsversuche zur Folge gehabt, ohne daß etwas Entsprechendes gefunden worden wäre. Darum stehen



sie auch noch in den Ausgaben bis herab auf die des Madvig, nicht als ob sie haltbar wären — denn Madvig selbst machte zwei Verbesserungsvorschläge, freilich auch ohne rechtes Vertrauen —, sondern weil nichts vorhanden war, was an die Stelle gesetzt werden konnte. Schon Gronovius schrieb *tamquam* für *iam iam*. Andere Vorschläge sind: *tamquam omnium primum* (Madvig), *tamquam proximum* oder *tamquam iam proximum* (H. J. Müller, Novák, Zingerle), *iam pridem* (Koch, Hertz, Weißenborn, Novák), *iam clam pridem* (Seyffert), *iam annum septimum* oder *annum iam septimum* (Vahlen, Cobet, Madvig). Vor allem scheint sich mir die Überzeugung aufzudrängen, daß man an *iam iam* unbedingt festhalten müsse, da es für die von Eumenes geschilderte Lage sehr bezeichnend ist. Eumenes stellt nämlich dem Senate den Ausbruch des Krieges als nahe bevorstehend hin; Perseus sei vollständig gerüstet, scheine sogar den Krieg nicht erst vorzubereiten, sondern fast schon zu führen (c. 13, 5); darum sei er nach Rom geeilt, damit er mit seiner Warnung doch noch eher nach Italien komme als Perseus mit dem Kriege (c. 13, 11). Diesem Sinne würde daher Harants *iam iam proximum* ganz gut entsprechen, aber *iam iam* verlangt einen Verbalbegriff und so ist diese Verbindung bedenklich. Dagegen empfiehlt sich sehr, *iam iam oriturum* sowohl dem Sinne als auch der Form nach. Als Beispiele für diesen Gebrauch von *iam iam* oder *iam iamque* mögen dienen Verg. Aen. VI 602 *atra silex iam iam lapsura*; Cic. Att. XII 5, 4 *cum Romae essem et te iam iamque visurum me putarem*; Tac. Ann. I 47 *iam iamque iturus legit comites*; XII 15 *iam iamque Bosporum invasurus habebatur*. Der Ausdruck *bellum oritur* stimmt vorzüglich zu dem in *alere* und *fovere* gelegenen Bilde und ist dem Livius sehr geläufig I 11, 5; 14, 4; VIII 15, 1; X 7, 8; *cooritur* II 58, 3; XXI 8, 2; XXIX 1, 19; XXXIII 21, 6; XL 30, 1; *exoritur* II 53, 1; IV 52, 8; XXXI 40, 7. In paläographischer Beziehung ist *oriturum* von *primum* nicht so weit entfernt, als es den Anschein hat, denn *tu* sowie *tn*, *ut* und *nt* werden wegen der Form der Buchstaben in den Handschriften oft mit *m* verwechselt; für die Wiener Handschrift bestätigt dies Gitlbauer De cod. Liv. S. 68 Anm. 4.



11, 9—12, 3. Eumenes weist darauf hin, daß bei Perseus zu den Streitkräften, über die er verfüge, auch noch sein hohes Ansehen hinzukomme: *accessisse ad vires eam, quae longo tempore multis magnisque meritis pareretur, auctoritatem. non apud Graeciae atque Asiae civitates vereri maiestatem eius omnes*. Für *non* schrieb Grynäus in der ersten Ausgabe *nam* und fand damit allgemeinen Beifall; nur Madvig schlug einen anderen Weg ein. Auch *apud* erregte Anstoß und schon Drakenborch riet, dasselbe zu tilgen. Beide Änderungen sind überflüssig und die Überlieferung *non apud* als richtig festzuhalten. Denn was das *non* betrifft, so fasse man den Satz nur als Fragesatz und er fügt sich damit entsprechend in die Reihenfolge der Gedanken: ‚Genieße denn nicht bei den Staaten Griechenlands und Asiens die Majestät des Perseus allgemeine Verehrung?‘ Über Satzfragen derart, nämlich mit *non* ohne Fragewort, gibt Kühner Ausf. Gramm. II § 229, 2 ausreichenden Bescheid. Was nun das *apud* angeht, ist *apud Graeciae atque Asiae civitates* durch XLV 5, 5 *nobilis fama erat apud omnes Graeciae civitates Eumenis regis prope perpetrata caedes* hinreichend gesichert. Wenn Madvig dagegen bemerkt, man könne wohl sagen *in Graeciae atque Asiae civitatibus omnes*, nicht aber *apud Graeciae atque Asiae civitates omnes*, so ist diese Bemerkung insofern nicht gut angebracht, als *apud Graeciae atque Asiae civitates* nicht direkt mit *omnes* zu verbinden ist, sondern vielmehr zu *vereri* gehört, zu dem nachträglich *omnes* als Subjekt hinzutritt, oder mit anderen Worten: *apud Graeciae atque Asiae civitates* ist mit *vereri omnes* zu verbinden, nicht mit *omnes* allein. Die Wortstellung unterstützt diese Erklärung in auffallender Weise. — War nun hier von der Macht der *auctoritas* des Perseus *apud Graeciae atque Asiae civitates* die Rede, der sich niemand entziehen könne (*omnes*), so geht der Redner im § 3 auf die Folgen derselben über, unter denen zuerst die Heiratsverbindungen mit Seleucus und Prusias erwähnt werden, denn auch auf die Persönlichkeiten der Könige hatte jene *auctoritas* ihren Einfluß. *Inter ipsos quoque reges ingentem auctoritate* ist also begründendes Attribut zu *eum* und *eum inter ipsos quoque reges ingentem auctoritate* Subjekt zu *durisse* und zu *dedisse*. Es ist also nicht gut, wie es in den



Ausgaben seit Madvig allgemein geschieht, nach *auctoritate* zu interpungieren (Madvig, Zingerle) oder gar ein *esse* einzuschieben, so leicht es sich auch paläographisch rechtfertigen ließe (Madvig, Hertz, H. J. Müller), als ob von einer anderen Art der *auctoritas* die Rede wäre, denn in diesem Falle könnte doch eine Übergangspartikel vom Allgemeinen zum Besonderen nicht fehlen. Durch den Hinweis auf die ungeheure Wirkung, welche jene *auctoritas* auch auf Könige ausübte, werden nur die Heiratsverbindungen mit Seleucus und Prusias erklärt und begründet.

12, 5. An drei Orten sei jetzt, sagt Eumenes, zwischen Perseus und den Böotern Bündnis geschlossen worden, *uno Thebis, alteradsidenum, augustissimo et celeberrumo in templo, tertio Delphis*. Aus *alteradsidenum*, wie die Handschrift überliefert, hat die Kritik, namentlich Madvig, ohne Zweifel richtig *altero ad Delium* gemacht. Doch entspricht dies nicht der ganzen Überlieferung; da ist noch das *si* vorhanden, unter dem sehr wahrscheinlich ein Kompendium von *sanctum* verborgen liegt. Man schreibe also *ad sanctum Delium*. Denn *Delium* (τὸ Δήλιον) ist die Bezeichnung des Apollotempels und dann auch der daran sich anschließenden kleinen Hafenstadt an der Nordostküste von Böotien, nicht weit von Tanagra. Strabo IX 2, 7 Δήλιον τὸ ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος ἐκ Δήλου ἀφιδρυμένον, Ταναγραίων πολίχνην Αὐλίδος διέχον σταδίους τριάκοντα. Daher auch Liv. XXXV 50, 11 *templum est Apollinis Delium imminens mari; quinque milia passuum ab Tanagra abest*; vgl. noch Thuk. IV 90, 1; Paus. IX 6, 3. Daß das *Delium* als Sitz des Apollo *sanctum* genannt wird, dafür haben wir eine schöne Parallele am Berge Soracte mit seinem Apollotempel, von dem es bei Verg. Aen. XI 785 heißt: *Summe deum, sancti custos Soractis Apollo*. Auch Lucr. V 74 *terrarum qui in orbi sancta tuetur fana, lacus, lucos, aras simulacraque divom*; 146 *sedes esse deum sanctas*; Cic. Tim. 9 *sancta Mercurii stella* können als Belege herangezogen werden. Eine besondere Hervorhebung der Heiligkeit des Ortes lag im Interesse des Eumenes, daher auch *augustissimo et celeberrumo in templo*.

14, 5. Die Nachricht von dem Erscheinen des Eumenes im römischen Senate hatte alle Staaten Griechenlands und



Asiens in Aufregung versetzt und die meisten hatten unter irgendeinem Vorwande Gesandte nach Rom geschickt, auszukundschaften, was er dort getan habe: *miserant pleraeque civitates alia in speciem praeferentis legatos. et legatio Rhodiorum erat hac falsa iturus princeps haud dubius quem Eumenes civitatis quoque sua Persei criminibus iunxisset*. Der erste Teil dieser Stelle enthält keine Schwierigkeit. Auch *et legatio Rhodiorum erat* ‚da gab es auch eine Gesandtschaft der Rhodier‘, d. h. unter den in Rom erschienenen Gesandtschaften war auch eine aus Rhodus, erregt keinerlei Bedenken. Was nun folgt, leidet an mehreren Gebrechen. Sicher und daher auch allgemein angenommen ist, daß es *quin* statt *quem* heißen müsse und *sua* an *civitatis* anzuschließen sei. Auch ist es klar, daß, da die Änderung des Grynäus *civitatem quoque suam* weder an und für sich, noch von Seite der Überlieferung sich empfiehlt, ein Nomen ausgefallen sei, von dem der Genetiv abhängt. Als solches verdient Vahlens *crimina* unbedingten Beifall; nur möchte ich es nicht nach *suae* einschalten, sondern *Persei criminibus* zwischen *civitatis quoque suae* und *crimina* hineinstellen, wodurch nicht nur der Ausfall von *crimina* sehr leicht sich erklärt, sondern auch durch die Zusammenstellung *criminibus crimina* einerseits und der beiden Genetive andererseits eine schöne rhetorische Wirkung erzielt wird. Der Schwerpunkt des Verdictnisses dieser Stelle liegt in den Worten *hac falsa iturus*. Der Sinn läßt sich im allgemeinen aus *falsa* in Verbindung mit dem folgenden Satze ziemlich sicher erkennen, es sei nämlich die Ansicht, daß Eumenes mit den Beschuldigungen gegen Perseus auch solche gegen den Staat der Rhodier verbunden habe, kein Irrtum gewesen. Daraus ergibt sich zunächst, daß die erforderliche Negation in dem ganz unbrauchbaren *hac* stecken müsse und dafür, wie es auch gewöhnlich geschieht, *nec* zu schreiben sei. Für *iturus* wurde *dicturus* von H. J. Müller, *simulaturus* von Vahlen vorgeschlagen; doch enthält keines von beiden einen Gedanken, der sich hier gut einfügen würde, und was andere Vorschläge betrifft, so verlieren sich dieselben zu weit von dem, was die Handschrift bietet. Überhaupt scheint man über das an dieser Stelle so eignartige Wort *iturus* zu rasch hinweggegangen zu sein.



Mit *falsa* zusammengehalten, mahnt es an unseren Ausdruck ‚irregehen‘ und wenn man sich dabei erinnert, daß, wie schon Hand im Turs. IV 433, 6 bemerkt, *ire per aliquid* auch in übertragenem Sinne in mannigfaltigen Ausdrücken, namentlich bei Quintilian, sich findet, so ist ein unter dem leichten Zusatze von *per* handschriftlich gebotenes *per falsa ire* ‚in falschen Vermutungen sich ergehen, irregehen‘ nicht abzuweisen. So steht *ire per aliquid* in der Bedeutung ‚seinen Weg durch etwas nehmen; etwas Stück für Stück durchgehen, durchmachen; sich damit beschäftigen‘ bei Quint. II 5, 14 *per omnes species rerum cotidie paene nascentium ire qui possunt?* I 7, 35 *non obstant disciplinae per illas euntibus sed circa illas haerentibus*; XII 8, 13 *multa patronus eruet, modo per omnes argumentorum locos eat*; VII 1, 64 *nunc eamus per singulas causarum iudicialium partes*; X 5, 21 *per totas ire materias*; XI 1, 84 *patrono quoque per similes adfectus eundum erit* (vgl. I 8, 7); IV 2, 32 *tamquam necesse sit longam esse aut brevem expositionem nec liceat ire per medium*; Tac. Dial. 32 *ut per omnes eloquentiae numeros isse fateatur*; Ov. Fast. I 15 *annue conanti per laudes ire tuorum* = ‚nachgehen, nacheifern, nachahmen‘; Ov. Trist. II 167 *nepotes per tua perque sui facta parentis eant*; so *per exempla ire* Ov. Met. IV 431; Ars. III 87. Rationell ist nach diesen Beispielen gegen den Ausdruck *per falsa iturus* nichts einzuwenden und da die Überlieferung dafür deutlich genug spricht, dürfte folgende Fassung der Stelle nicht unwahrscheinlich sein: *et legatio Rhodiorum erat nec <per> falsa iturus princeps haud dubius, quin Eumenes civitatis quoque suae Persei criminibus <crimina> iunxisset* ‚Da gab es auch eine Gesandtschaft der Rhodier und der Führer derselben sollte nicht irregehen, wenn er nicht zweifelte, daß Eumenes mit den Beschuldigungen gegen Perseus auch solche gegen seinen Staat in Verbindung gebracht habe‘. Bezüglich der Bedeutung des Part. Fut. Act. genügt es, auf Liv. II 10, 11 *rem ausus plus famae habituram* („haben sollte“) *ad posteros quam fidei* hinzuweisen, ein Beispiel, das in den Grammatiken für diesen Gebrauch angeführt zu werden pflegt.

14, 10. Dem Eumenes wurden alle möglichen Ehren erwiesen und die reichsten Geschenke gemacht: *omnes ei hono-*



*res habiti donaque cuiquam amplissima data.* Für *cuiquam* setzte Grynäus *quam* und seitdem ist *donaque quam amplissima* die gewöhnliche Lesart. Der handschriftlichen Überlieferung Rechnung zu tragen, schrieb Madvig *donaque quae cuiquam amplissima*, eine Ausdrucksweise, die doch etwas zu seltsam aussieht, als daß sie nicht eines näheren Nachweises bedürfte, Harant schlug *sunt* für *cui* vor. Dagegen ist nun wohl kaum zu zweifeln, daß in *cuiquam* nur eine Umstellung der beiden Silben vorliegt und Livius *quam cui* geschrieben habe. Wir haben dann einen Fall der bekannten Verkürzung in Vergleichungssätzen mit *quam qui* und *ut qui*, indem *donaque quam cui amplissima data* so viel ist als *donaque [tam ampla data] quam cui amplissima data*; vgl. Zumpt Gr. § 774 Anm. So lesen wir bei Liv. XXXIV 32, 3 *tyranno quam qui umquam fuit saevissimo = tyranno [tam saevo] quam qui umquam fuit saevissimus*. Ebenso *qualis quae* VIII 39, 1 *acies qualis quae esse instructissima potest*; ferner *ut qui* V 25, 9 *grata ea res, ut quae maxime senatui umquam fuit*; VII 33, 5 *proclium ut quod maxime umquam pari spe utrimque aequis viribus . . . commissum est*; XXIII 49, 12 *provincia ut quae maxime omnium belli avida*; vgl. auch Cic. Fam. XIII 62 und Quint. III 8, 12. *Tam . . . quam qui* steht bei Cic. Sull. 31, 87 *tam sum mitis quam qui lenissimus*; Fam. V 2, 6 *tam sum amicus rei publicae quam qui maxime* und XIII 3 *tam gratum mihi id erit quam quod gratissimum*.

16, 9. Eumenes war bei dem Mordanschlage, den Perseus auf ihn hat machen lassen, so schwer verletzt worden, daß sich das Gerücht verbreitete, er sei tot. Daher trat sein Bruder Attalus mit dessen Frau und dem Burgpräfekten in Unterhandlung, als ob er schon ohne Zweifel Thronerbe wäre. *Quae postea non fefellere Eumenen; et quamquam dissimulare et tacite habere id pati statuerat, tamen in primo congressu uno temperavit, quin uxoris petendae maturam festinationem fratri obiceret.* Daß es *non* anstatt *uno* und *prae-maturam* oder nach Weißenborn *immaturam* anstatt *maturam* heißen müsse, steht fest. Große Schwierigkeit liegt in den Worten *tacite habere id pati*. Grynäus hat *patique* korrigiert. Damit ist aber nicht alles abgetan. Mit Recht machte Madvig darauf aufmerksam, daß *tacite habere id* sprachlich unrichtig



sei. Er schrieb daher *tacita haberi pati* und ihm ist Hertz gefolgt. Allein da stört wiederum *pati*. Es kann doch nicht heißen, Eumenes habe beschlossen, zu dulden (*pati*), daß es verschwiegen gehalten werde, sondern es müßte doch heißen, er habe es angeordnet (*iubere*). Auch ist der Ausdruck *tacita habere* als bloße Umschreibung von *tacere* nicht unbedenklich; aber trotzdem fand er allgemeine Aufnahme und so lesen wir in den Ausgaben von Weißenborn und Zingerle *tacita habere et pati*. Damit sind drei Satzglieder geschaffen: *dissimulare*, *tacita habere* und *pati*, was nicht gebilligt werden kann; denn offenbar soll hier der doppelte Standpunkt bezeichnet werden, den Eumenes nach außen (*dissimulare*) und nach innen (*pati*) einzunehmen beschlossen hatte. Ein Drittes ist überflüssig. Der ganze Verdacht des Verderbnisses fällt daher auf *tacite habere*, das nur das *dissimulare* wiederholen würde, da ja das Verschweigen im Verheimlichen ohnehin enthalten ist, und, auch wenn man *tacita habere* schreibt, wie schon gesagt wurde, sprachlich nicht sicher steht. Schon Weißenborn hat die Vermutung ausgesprochen, daß in *habere* ein Substantiv verborgen liege. Dem schließe ich mich an und glaube mit *tacita acerbitate id pati* den Fehler beseitigen zu können. Die Änderung ist selbst paläographisch nicht zu gewagt, wenn man bedenkt, wie oft die Silbe *at* in kompendiöser Schreibweise unterdrückt wird (*acerbite*); s. Gitlbauer De cod. Liv. S. 89. — Nun noch ein Wort zur Rechtfertigung des *id*. Madvig und Weißenborn behaupten, daß *id* nach dem vorangehenden *quae postea non fefellere Eumenes* nicht statthaben könne. Dem ist nicht so; denn *id* ist nicht direkt mit jenem *quae* in Verbindung zu bringen, sondern bezieht sich vielmehr auf *dissimulare*, freilich auf *dissimulare* samt dem dazugehörigen Objekt. Livius sagt also, Eumenes habe beschlossen, das, was er erfahren hat, nicht merken zu lassen (*dissimulare*), und diese Lage, nämlich daß er es weiß und nicht dürfe merken lassen, mit stummer (unterdrückter) Erbitterung zu ertragen.

19, 5. Ariarathes, König von Kappadozien, hat seinen Sohn nach Rom geschickt, damit derselbe dort auferzogen werde, und den Senat gebeten, *ut eum non sub hospitum modo privatorum custodia sed publicae etiam curae ac velut*



*tutela* vellent esse. *et regem et legatio grata senatui fuit.* Für *et regem et legatio* haben die ältesten Ausgaben *ea regis legatio*, was den Kritikern nicht genügte. Harant vermutete *et regerent. ea legatio*; aber *et regerent* wäre ein müßiges Anhängsel im Anschlusse an das Vorangehende. Nur *ea legatio* zu schreiben, wie es Zingerle tut und mit ihm H. J. Müller in der Weißenbornschen Ausgabe, ist gewiß nicht zu empfehlen. Am meisten besticht Madvigs *egregie ea legatio*, wenn nur auch diese starke Steigerung von *grata* sachlich irgendwie begründet wäre. Allen diesen Versuchen gegenüber scheint es mir nun sowohl dem Sinne nach als auch insbesondere von Seite der Überlieferung am besten zu entsprechen, wenn man *et regis mens et legatio* schreibt. Dadurch wird, ohne die Satzform *et . . . et* zu stören, nur an *regem* geändert, und dies konnte leicht aus einer kompendiösen Schreibung von *regis mens* entstehen, wie ja so viele Fehler in der Wiener Handschrift auf diesem Wege entstanden sind. Was aber den Sinn betrifft, so ist es begreiflich, daß im Senate neben der Gesandtschaft des Königs in erster Linie seine Denkart, seine Gesinnung Wohlgefallen erregt habe. Eine schöne Belegstelle für diese Bedeutung von *mens* wäre, wenn es überhaupt einer solchen bedürfte, III 68, 10 *natura hoc ita comparatum est, ut, qui apud multitudinem sua causa loquitur, gravior eo sit, cuius mens nihil praeter publicum commodum videt.*

23, 7. Gesandte aus Karthago klagten im römischen Senate über Masinissa, der in maßloser Gier Städte und Kastelle ihres Gebietes an sich reiße; die Römer möchten daher doch einmal festsetzen, was sie ihm zuerkannt wissen wollten, denn sie seien überzeugt *modestius certe daturos eos et scituros, quid dedissent quid ipsum nullam praeterquam suae libidinis arbitrio futurum.* Nur Harant versuchte es, das *quid* nach *dedissent* beizubehalten, aber sein Versuch (*quid non*) scheint wenig passend und ist auch sprachlich etwas gewagt (s. Kühner Ausf. Gr. II § 149 Anm. 3). Viel wahrscheinlicher haben wir es hier mit jenem häufigen Fehler unserer Handschrift zu tun, daß von zwei Wörtern eines zweimal geschrieben ist, vor und nach dem anderen. Die Herstellung der nun folgenden Worte kann bisher nicht als ge-



lungen bezeichnet werden. Was Grynäus schrieb: *ipsum nullum praeterquam suae libidinis arbitrio finem facturum* hat sich bis in die Ausgaben von Hertz und Madvig herab erhalten. H. J. Müller und Zingerle haben *ipsum nulla . . . arbitria acturum* in den Text gesetzt. Hartel schlug vor *ipsi nullum . . . arbitrium futurum*. Andere vermuteten anderes. Überall wird zu viel geändert und an Worten, die gesund zu sein scheinen. Für gesund halte ich nämlich *praeterquam suae libidinis arbitrio futurum*. Dies festgesetzt, muß auch *ipsum* unberührt bleiben, das ja seinerseits noch durch *eos* gestützt wird, dem es gegenübersteht. Der Fehler liegt also einzig bei *nullam*, wo ein zu *ipsum . . . futurum* notwendiges Prädikat zu suchen ist. Mit vieler Wahrscheinlichkeit dürfte daher zu korrigieren sein: *ipsum nulla re moderatum praeterquam suae libidinis arbitrio futurum* ‚er selbst werde sich durch nichts bestimmen lassen als durch die Willkür seiner Leidenschaft‘. Wie *ipsum* dem *eos*, so steht *moderatum* dem *modestius* gegenüber, und da, wie die Synonymik lehrt, *modestus* auf das Gefühl für das Maßhalten hindeutet, *moderatus* dagegen auf das Maßhalten im Handeln, so paßt hier vortrefflich jenes für die Römer, dieses für Masinissa. Bezüglich des Ausdrucks kann auf XXVIII 30, 8 *aestus arbitrium moderandi naves ademerat* verwiesen werden. — Bei der Gegenüberstellung von *modestius daturos eos* und *ipsum nulla re moderatum . . . futurum* ist es klar, daß in *et scituros* nur *eos* Subjekt sein kann. Es ist dies auch vollkommen begründet, denn die Römer hatten es wiederholt abgelehnt, in den Grenzstreitigkeiten zwischen Masinissa und den Karthagern eine Entscheidung zu treffen (XXXIV 62, 16; XL 17, 6). So verlockend daher auch Hartels Vermutung *et se scituros* sein mag, so wenig kann sie gebilligt werden, da sie die Gegenüberstellung empfindlich stören würde.

24, 1. Nachdem die Gesandten der Karthager ihre Klagen gegen Masinissa vorgebracht hatten, fand es der Senat für gut, den Gulussa, den Sohn des Masinissa, zum Worte kommen zu lassen: *interrogari Gulussam placuit, quid ad ea responderet, aut, si prius mallet, expromeret, super qua re Romam venisset*. Madvig ersetzte den Konjunktiv *expromeret* durch den Infinitiv *expromere*, da große Wahrscheinlichkeit



dafür spreche, daß in der Handschrift der Infinitiv in den Konjunktiv verdorben worden sei; die Konjunktive *responderet* und *mallet* hätten dazu Anlaß gegeben; namentlich aber sei zu berücksichtigen, daß in der Handschrift sehr oft aus dem Infinitiv durch ein angehängtes *t* der Konjunktiv geworden sei. Madvigs Konjekture hat bei Vahlen Beifall gefunden und so ist dieselbe in alle Ausgaben (von Hertz, Weißenborn-Müller und Zingerle) aufgenommen worden. Das war zu voreilig, denn es handelt sich nicht darum, wie leicht der Infinitiv in den Konjunktiv verdorben werden konnte, sondern der Konjunktiv ist überliefert und, da gegen denselben nichts einzuwenden ist, haben wir keinen Grund, davon abzuweichen. Ja, noch mehr! Einer rationellen Untersuchung vermag der Infinitiv nicht einmal standzuhalten. Es ergibt sich dies aus den Partikeln *aut* und *prius*. Denn es kann nicht *interrogari aut expromere* verbunden werden, d. h. nicht zwischen der Befragung des Gulussa und der Auseinandersetzung, warum er nach Rom gekommen sei, wird die Wahl gelassen (*aut*), sondern der Entschluß des Senats war vor allem jedenfalls die Frage, was Gulussa auf die Anklagen der Karthager zu antworten habe; die Wahl gelassen wird zwischen dem *respondere* und *expromere*, welchem von beiden er früher (*prius*) nachkommen wolle. Voll ausgedrückt würde es daher lauten: *interrogari Gulussam placuit, quid ad ea responderet; [responderet igitur] aut, si prius vellet, expromeret etc.* Mithin ist einem in Gedanken zu ergänzenden *responderet* entsprechend der auffordernde Konjunktiv und nicht der Infinitiv am Platze.

28, 1. *Consul Romam rediit aliquanto serius, quam senatus censuerat, cui primo quoque tempore magistratus creari, cum tantum bellum immineret, e re publica visum erat.* In der Handschrift fehlt *senatus*. Aber es ist unbedingt notwendig und so steht es seit Grynäus in allen Ausgaben. Zu bemerken habe ich nur, daß es besser hinter *censuerat* gestellt würde, weil die Ähnlichkeit zwischen . . . *suerat* und *senat* . . . das Abirren auf *senatus* und den Ausfall dieses Wortes veranlaßt haben mag. Auch ist die Stellung desselben unmittelbar vor dem Relativsatze ganz passend.



29, 2 ist von der Stimmung des Eumenes im Beginne des Krieges gegen Perseus die Rede: *Eumenen cum vetus odium stimulabat tum recens ira, quod scelere eius prope ut victima mactatus Delphis esset*. Für das Pronomen *eius* fehlt im Hauptsatze das Beziehungswort. Diesem Mangel suchte Drakenborch dadurch abzuhelpfen, daß er entweder *stimulabat in Persea* zu schreiben vorschlug oder *eius* in *Persei* zu ändern. Letzterer Vermutung haben sich Madvig, Hertz und Zingerle angeschlossen. Weißenborn hat *regis* an die Stelle von *eius* gesetzt. Der Weg, den die Kritik da eingeschlagen hat, dürfte kaum der richtige sein. Vor die Wahl gestellt, im Hauptsatze eine Lücke anzunehmen oder im Nebensatze, der an und für sich vollkommen korrekt zu sein scheint, zu ändern, müssen wir mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Handschrift, die an Lücken so überaus reich ist, dem ersteren Wege entschieden den Vorzug geben. Dazu kommt noch als nicht zu unterschätzendes Moment, daß es viel natürlicher ist, wenn König Perseus in dem vorangehenden Hauptsatze erwähnt wird und nicht erst nachträglich in dem darauffolgenden Nebensatze. Die Lücke aber möchte ich vor *cum . . . tum* nach *Eumenen* annehmen, namentlich weil dadurch das Entstehen derselben leichter sich erklärt. Das gälte besonders für die Ausfüllung durch *in regem*; allein die Bezeichnung des Perseus durch den bloßen Ausdruck *rex* ist hier weniger wahrscheinlich, weil *omnes reges* kurz vorangeht und Eumenes selbst ein König ist. Die Berufung auf c. 30, 1 bei Weißenborn trifft nicht zu, da dort *ad regem*, mit *Macedonasque* verbunden, zu *in liberis gentibus populisque* in Beziehung steht und dadurch gerechtfertigt ist. Ich glaube daher, daß der Name des Königs ausgefallen sei, also *Eumenen in Persea* geschrieben stand oder, was den Ausfall bedeutend näher legen würde, *Eumenen in Persen*, welche bei Cicero und Sallust gut beglaubigte Form bei Livius sich freilich nur noch an einer Stelle nachweisen läßt (IX 19, 14); *Eumenen* könnte vielleicht auf die Wahl dieser Form Einfluß genommen haben.

Daß im folgenden Paragraph: *Prusias, Bithyniae rex, statuerat abstinere armis equitum eventum expectare* Madvigs sehr gelungene Konjektur *et quietus* anstatt *equitum*



gegenüber Vahlens Erklärung, *equitum* sei Dittographie von *eventum*, keine Aufnahme gefunden hat, ist sonderbar. Den Hinweis auf XXXVI 7, 10 *Philippus tum te quieto totam molem sustinebat belli*; XLIV 27, 4 *quieto sedente rege ad Elpeum* u. dgl. hat Madvig offenbar für überflüssig gehalten.

29, 12. *Cotys Thrax, Odrysarum rex, eiad Macedonum partis erat*. Für das rätselhafte *eiad* steht in der ersten Ausgabe *evidenter*. Die beiden neuesten, die von Müller-Weissenborn und die von Zingerle, haben *clam* nach einer Konjektur von Gertz; aber damit ist nichts gewonnen, denn *clam* hat mit der Überlieferung nur einen einzigen Buchstaben gemeinsam und widerspricht noch überdies geradezu den Tatsachen, da Cotys ein offener Parteigänger der Mazedonier war, dem Perseus Hilfstruppen gestellt hat (XLII 51, 10), an seiner Seite kämpfte (XLII 57, 6) und, als Feinde in sein eigenes Land einfielen, von Perseus unterstützt wurde (XLII 67, 3). Auch *iam* oder *iam diu*, wofür sich Weissenborn entschied, ist in sachlicher Beziehung nicht unbedenklich, da es eine ganz willkürliche Annahme einführt. Koch vermutete *Persei atque*, was Hertz aufgenommen hat und von Vahlen gebilligt wird; Madvig lehnt es ab, verzichtet aber selbst auf die Lösung des Knotens und meint nur, es könnte eine Lücke vorliegen. Dagegen darf man nun wohl feststellen, daß in *eia* ein Kompendium von *etiam* zu erkennen sei und daß, da *d* und *t* in den Handschriften und insbesondere in unserer sehr oft miteinander verwechselt werden und der zunächstfolgende Buchstabe ein *m* (*Macedonum*) ist, es sehr naheliege, an *tum* zu denken, so daß sich *eiad* als verdorbenes Kompendium von *etiam tum* herausstellt. *Etiam tum* ‚damals noch‘ setzt die erste Zeit des Krieges gegen Perseus einer späteren Zeit entgegen, wo jene Verhältnisse aufgehört haben. Denn Cotys war beim Beginne des Krieges, wie schon oben bemerkt wurde, ein offener Bundesgenosse des Perseus. Als aber dessen Schicksal eine unglückliche Wendung genommen hatte, scheint er eine Schwenkung vollzogen und sich den Römern genähert zu haben. Wir ersehen dies aus dem Benehmen der Römer gegen ihn. Da nämlich der römische Feldherr den Sohn des Cotys, der als Bürge bei Perseus in Mazedonien war, gefangengenommen und als Geisel nach Rom geschickt



hatte, wurde derselbe besonders rücksichtsvoll behandelt und, als Cotys durch eine Gesandtschaft seine frühere Haltung entschuldigen und für den Sohn Lösegeld anbieten ließ, zeigte sich der Senat sehr gnädig, lehnte jedes Lösegeld ab und ernannte drei Gesandte, den Sohn nebst allen anderen Geiseln nach Thrakien zurückzuführen (XLV 42, 5—12); die Römer waren offenbar bestrebt, durch außerordentliche Nachsicht und Freundlichkeit den Cotys an sich zu binden, τὸν Κότυν ἀναδούμενοι διὰ τῆς τοιαύτης χάριτος sagt Polybius XXX 18 (12). So hatten sich die Verhältnisse seit dem Beginne des Krieges geändert, denn damals war Cotys noch (*etiam tum*) Parteilänger der Mazedonier.

30, 4. Einen Teil der Vornehmen in den freien Völkern trieb ihr wetterwendischer Charakter auf die Seite des Perseus: *agebat quosdam ventosum ingenium, quia Persea magis aurae popularis erat*. In der Behandlung dieser verdorbenen Stelle muß vor allem festgesetzt werden, daß die Vornehmen nicht deswegen an Perseus sich anschlossen, weil er nach der Volksgunst haschte, sondern vielmehr, weil er sie besaß; ihr *ventosum ingenium* ließ sich vom *favor popularis* bestimmen, der ebenso *ventosus* ist, als sie selbst es waren; *imperium popolare atque ventosum*, sagt Cicero Phil. XI 7, 17. Daher sind Konjekturen wie die, welche in der Hertzschen Ausgabe steht: *quia Perseus magis aurae populari serviebat* schon deshalb abzulehnen, abgesehen von der gewalttätigen Behandlung der Überlieferung. Was Madvig schreibt und von H. J. Müller und Zingerle aufgenommen ist: *quia ad Persea magis aura popularis ierat*, eine nicht besonders zusagende Wendung, weicht ebenfalls an drei Punkten dieser kurzen Stelle, wenn auch sehr unbedeutend, von der Überlieferung ab. Bei einem Kodex aber, in dem man nicht mit einer Überarbeitung des Textes zu rechnen braucht, ist die Wahrscheinlichkeit einer Korrektur um so größer, je geringer die Zahl der Punkte ist, auf welche dieselbe beschränkt werden kann. Hier liegt der Fehler offenbar bei dem *erat*. Ferner kann *aurae* entweder Genetiv oder Nominativ sein; in beiden Fällen ist die Annahme, daß ein Substantiv ausgefallen sei, nicht zu umgehen. Als solches hat *favor* große Wahrscheinlichkeit, da es öfters mit *aura* verbunden vorkommt, so bei



Liv. XXII 26, 4 *auram favoris popularis ex dictatoria invidia petiit*; XXX 45, 6 *Africani cognomen militaris prius favor an popularis aura celebraverit . . . parum compertum habeo*; Sen. Phaedr. 496 *non aura populi . . . non fragilis favor*; Serv. Aen. II 385 *favor aura dicitur* und VI 816 *auris: favoribus*. Nun läßt sich aber *aurae popularis favor* nicht gut verbinden und das um so weniger, als die oben erwähnte Stelle aus Livius XXII 26, 4 die umgekehrte Verbindung *aura favoris* zeigt. Somit wird *aurae* als Nominativ zu nehmen und *aurae popularis favoris* zu schreiben sein. Der Plural von *aura popularis* ist nicht selten; Verg. Aen. VI 816 *nimum gaudens popularibus auris*; Lucan. I 132 *totus popularibus auris impelli*; Sil. It. VII 512 *invidiae stimulo fodit et popularibus auris*; Porph. Hor. ep. II 2, 206 *ambitio popularibus auris dedita est*. An unserer Stelle mag der Plural auch die Gunstbezeugungen andeuten, die von verschiedenen Seiten aus den griechischen Freistaaten dem Perseus zuteil wurden, denn er galt als φιλέλλην (App. Mac. 11 τὸς Ἑλληνας ἡδόμενους τῷ Περσεὶ φιλέλληνι ὄντι). Was nun das Verbum betrifft, so ist es geraten, in *erat* oder *erant* — denn derlei Singular- und Pluralformen werden in der Handschrift sehr oft verwechselt — die Überlieferung zu bewahren. Man kann daher an *am* —, *complexae erant* denken und *quia Persea magis aurae popularis (favoris amplexae) erant* schreiben, wie es II 56, 1 heißt *Voleronem amplexa favore plebs* und bei Cic. Nat. d. II 36, 91 *aera amplectitur inmensus aether* (vgl. 45, 117), oder an *inbuerant* nach Tac. Hist. II 85 *legiones inbutae favore Othonis* und Ann. XV 59 *vetus miles timebatur quamquam favore inbutus*; auch *ambierant* liegt nicht ferne, denn bei Sen. H. N. V 13, 3 lesen wir *ventus circumactus et eundem ambiens locum . . . turbo est*. Das Plusquamperfekt steht in der Bedeutung von *amplexae, inbutum tenebant*. Mit einer kleinen Änderung von *aurae* in *aura* könnte auch der Singular im Verbum, wie er überliefert ist, beibehalten werden. Damit mögen die Richtlinien für die Kritik dieser Stelle angedeutet sein; mehr läßt sich nicht erreichen.

30, 5. Der dritte und zugleich beste und klügste Teil der vornehmen Politiker in der Zeit der Spannung zwischen



den Römern und Perseus nahm folgende Stellung ein: *si utique optio domini potioris daretur, sub Romanis quam sub rege malebat esse; si liberum inde arbitrium fortunae esset, neutram partem volebant potentiorum altera oppressa fieri*. In dieser Stelle ist es das Wörtchen *inde*, woran die Kritik Anstoß genommen hat; sie versteifte sich nämlich in dem Gedanken, *inde* müßte hier *de ea re* bedeuten, und da diese Bedeutung der Partikel durchaus nicht zukommt, müsse ein Verderbnis vorliegen. Die einfachste, aber auch gewaltsamste Korrektur ist nun, *inde* wegzustreichen, wie es Crevier und nach ihm H. J. Müller und Zingerle getan haben. Andere suchten *inde* durch andere Ausdrücke zu ersetzen, aber mit wenig Glück, denn keiner von diesen Versuchen kann irgendwie Anspruch auf Zustimmung machen. Ich gehe daher darüber hinweg und erwähne nur den einen von Vahlen *in ea re*, um dadurch auf den richtigen Weg zu gelangen. *In ea re* sollte sich nämlich auf das Vorangehende, also auf *si utique optio domini potioris daretur* beziehen, aber das ist eben ganz unrichtig. Denn wenn man den Sinn der Stelle gut ins Auge faßt, so ist von zwei voneinander getrennten Wahlen die Rede: die eine ist eine beschränkte nur zwischen den Römern und Perseus; bei dieser erhalten die Römer den Vorzug. Die andere Wahl dagegen ist ganz frei, ohne jene Beschränkung, und bei dieser werden weder die einen noch der andere gewählt. Es steht also *liberum arbitrium* in einem Gegensatze zu *optio domini potioris*, so daß eine demonstrative Beziehung von dem einen zum andern wie *in ea re* ganz ausgeschlossen ist. Dadurch eröffnet sich aber auch zugleich für *inde* eine andere unbestrittene Bedeutung, so daß die Richtigkeit der Überlieferung außer allem Zweifel steht. Denn *inde* bezeichnet auch eine Zeit- oder Reihenfolge ‚hierauf, hernach, dann‘ und reiht hier die zweite Wahl an die erste an: wenn schlechterdings nur die Wahl des unter den zweien erwünschteren Oberherrn gestattet würde, wollte man lieber die Römer; wenn aber dann (*inde*) die Wahl über das Schicksal ohne jene Beschränkung ganz freigestellt wäre, wollte man weder die einen noch den anderen. Es ist wohl fast überflüssig, wenn für diese allbekannte Bedeutung von *inde* noch



auf Hand. Turs. III 368, 23 verwiesen wird, wo eine Menge von Beispielen aus Livius angeführt ist.

33, 1. Bei der Aushebung der Truppen haben 23 Centurionen von vorgerücktem Alter gegen ihre Aushebung an die Volkstribunen appelliert, vor deren Sitzen dann die Sache verhandelt wurde: *ad subsellia tribunorum res agebatur; eo M. Popillius consularis advocatus centuriones et consul venerunt*. Diese Art der Aufzählung hat die Kritik für unhaltbar erklärt. Madvig entfernte daher *M. Popillius consularis advocatus* als Glosse. Doch ist kein rechter Anlaß dazu bemerkbar und, da Glossen in dem Texte unserer Handschrift eine außerordentlich seltene Erscheinung sind, verlangt eine solche Annahme große Behutsamkeit. Hertz schrieb: *eo M. Popillius consularis, advocatus centurionum, et centuriones et consul venerunt*, was auch in die Ausgaben von Weißenborn und von Zingerle übergegangen ist. Hier fällt es störend auf, daß die *centuriones* als besonderer Teil mitten zwischen ihrem Vertreter und dem Konsul aufgezählt werden. Das Natürlichste ist doch, daß, wenn es sich darum handelt, diejenigen zu nennen, die vor dem Appellationsgericht der Tribunen erschienen sind, die beiden Parteien genannt werden, die ihre Angelegenheit zu vertreten haben, das ist hier der Wortführer der Centurionen und der Konsul. Die Centurionen separat zu erwähnen oder gar als dritten Teil der Erschienenen parallel neben die beiden anderen hinzustellen, ist mehr als überflüssig; es müßte doch wenigstens heißen *centuriones cum avvocato eorum* oder *centuriones eorumque advocatus et consul*. Denn die Centurionen sind mit ihrem Wortführer eins und, wenn dieser vor den Tribunen erscheint, erscheint er natürlich an der Spitze derjenigen, für die er spricht. Freilich kann *advocatus* nicht so allein stehen, sondern es muß *advocatus centurionum* heißen, und so ergibt sich die Richtigkeit der Konjekturen von Drakenborch: *eo M. Popillius consularis, advocatus centurionum, et consul venerunt*. Daß *centurionum* zu *centuriones* verdorben wurde, dazu ist hier in der Umgebung reichliche Veranlassung gegeben.

37, 2. *Decimius missus est ad Gentium, regem Illyriorum, quem si aliquem respectum amicitiae cum habere cer-*



*neret, temptaret, ut etiam ad belli societatem perliceret, iussus.* Daß nach *cum*, wie Weißenborn vermutete, *pr.* (= *populo Romano*) ausgefallen sei, kann ohne Zweifel als sicher angenommen werden. Im übrigen aber ist die Stelle vollkommen richtig überliefert, obwohl alle Kritiker etwas daran aussetzen hatten und mit Korrekturen abzuhelfen suchten. Am zurückhaltendsten ist H. J. Müller verfahren, der nur nach Hartels Vermutung *temptare* für *temptaret* schrieb. Aber auch diese Änderung ist zurückzuweisen, denn *quem si . . . habere cerneret, temptaret* hängt von *missus est ad Gentium* ab, *si* ist nicht Bedingungs-, sondern Fragepartikel ‚ob‘ und *quem* Subjektsakkusativ zu *habere* in relativer Verschränkung vorangestellt; das Satzgefüge ist also: *missus est ad Gentium, ut temptaret* (‚herumtaste, nachforsche‘), *si eum . . . habere cerneret* (‚ob er bemerken könne, daß er . . . habe‘). Der Satz *ut etiam perliceret* ist dem *iussus* untergeordnet, *iussus* aber nimmt den Inhalt von *missus est* wiederum auf ‚mit dem weiteren Auftrage‘. So ist auch die Stellung von *iussus* gerechtfertigt. ‚*Iubere ut* ist nicht durchaus unklassisch; im Gegenteil, es ist geradezu Regel in den Willensäußerungen des souveränen *populos Romanus*‘ (Krebs Ant.; vgl. XXXII 16, 9; XLI 15, 11). Dies scheint vielfach verkannt worden zu sein, daher das Verlangen nach dem Infinitiv anstatt *temptaret* (Hartel, H. J. Müller, Zingerle) oder anstatt *temptaret* und *perliceret* (ältere Ausgaben, Weißenborn, Madvig). Livius sagt also, Decimius sei zu Gentius geschickt worden, damit er nachforsche, ob er bei ihm irgendeine Rücksicht auf die Freundschaft mit dem römischen Volke wahrnehmen könne, indem er noch den weiteren Auftrag erhielt, daß er ihn auch zu einem Waffenbündnisse zu bringen suche. — Nun noch ein Wort über *secum*, das Weißenborn für *cum* vermutet, Harant und Hartel gebilligt und Zingerle in den Text aufgenommen hat. Da der Hauptsatz passivisch ausgedrückt und an der ganzen Stelle Decimius Subjekt ist, hat es gewiß nicht *secum*, sondern nur *cum populo Romano* zu heißen.

37, 7—9. Die beiden Lentuli durchzogen die Städte des Peloponnes und forderten alle Bewohner ohne Unterschied auf, in dem Kriege gegen Perseus den Römern beizustehen.



Aber ihr Auftreten erregte Äußerungen des Unwillens in den Versammlungen: *fremitum in contionibus fremebant* heißt es in der Überlieferung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in *fremebant* ein Verbum verborgen ist, das durch das Nachklingen des vorangehenden *fremitum* in dieser Weise verderben wurde. Unter den Vermutungen, was ursprünglich gestanden habe, verdient Fügners *movebant* den Vorzug; doch dürfte sich nach dem Livianischen Sprachgebrauche *ciebant* noch besser eignen; so sagt Livius *ciere molem irarum* (IX 7, 3), *tumultum* (XXVIII 17, 16; XLI 24, 18), *procellas* (XXII 39, 7), *seditiones* (IV 52, 2).

Durch ein ähnliches Verderbnis — denn Fehler dieser Art sind in der Handschrift sehr stark vertreten — ist auch der folgende Paragraph zerrüttet, eine Stelle, die anscheinend sehr große Schwierigkeiten enthält und bisher noch keine befriedigende Lösung gefunden hat, aber, wie es sich zeigen wird, unerwartet leicht und sicher in Ordnung gebracht werden kann. Es entstand ein *fremitus* in den Versammlungen, fährt der Bericht im Kodex fort, *Achaeis indignantibus eodem se loco esse, qui omnia a principiis Macedonici belli praestitissent Romanis et Macedonis Philippo bello hostes fuissent Messeni adque Aeli pro Anhioco postea Roma adversus p. r. tulissent ac nuper in Achaicum contributi concilium velut praemium belli se victoribus Achaeis tradi quererentur*. Die Vorschläge, die gemacht worden sind, um diesen Worten eine dem Sinne und der Sprache nach geziemende Form zu geben, gehen weit über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus; namentlich aber erweckt der Versuch von Madvig-Vahlen, der in alle Ausgaben übergegangen ist, gerechtes Bedenken durch die Annahme, daß *Messenii atque Elia* am unrichtigen Platze stehen und an die Stelle von *et Macedonis* gesetzt werden müßten, da derartige Fehler unserer Handschrift ganz fremd sind.<sup>2</sup> Ich gehe daher darüber hinweg und wende mich zur Besprechung der Stelle selbst. Bis zu dem Worte *Romanis* gibt es keinen Anstand; auch von *Philippo* an bis ans Ende

<sup>2</sup> Madvig verweist zwar auf XLIV 44, 2, wo er einen gleichen Fall nachgewiesen habe, allein seine Umstellung ist dort so wenig berechtigt wie hier und hat auch keinen Beifall gefunden.



begegnet man keiner erheblichen Schwierigkeit, denn daß *Philippo* aus *Philippi* durch das nachfolgende *bello* entstanden sei und daß *arma* anstatt *Roma* geschrieben werden müsse, darüber sind alle Kritiker einig. Der Fehler liegt also nur in den Worten *et Macedonis*. Mit *Macedonis* ist nichts anzufangen; es bleibt nur die Annahme übrig, daß es, so wie kurz vorher *fremebant* aus *fremitum*, ebenso *Macedonis* aus *Macedonici* entstanden sei und das, was an seiner Stelle stand, verdrängt habe. Was dafür gestanden habe, läßt sich bestimmt ermitteln. Wir haben hier nämlich lauter Relativsätze: der erste *qui omnia a principiis Macedonici belli praestitissent Romanis* enthält die Verdienste der Achäer; demgegenüber folgen drei Relativsätze, deren Inhalt die Schuld der Messenier und Eleer bildet. Doch fehlt das Relativpronomen; das ist offenbar durch *Macedonis* verdrängt worden und kann kein anderes sein als *qui*; außerdem vermißt man aber auch noch dem *eodem* entsprechend eine Vergleichungspartikel, die wiederum nur *atque* sein kann; *atque qui* ist mithin das, was durch *Macedonis* verdrängt worden ist; nur *at* hat sich davon noch in dem vor *Macedonis* überlieferten *et* erhalten. Hergestellt lautet daher die Stelle: *Achaeis indignantibus eodem se loco esse, qui omnia a principiis Macedonici belli praestitissent Romanis, atque qui Philippi bello hostes fuissent Messenii atque Elii, pro Antiocho postea arma adversus populum Romanum tulissent ac nuper in Achaicum contributi concilium velut praemium belli se victoribus Achaeis tradi querebantur*. Die Hauptsache bei der Vergleichung ist der Inhalt der Relativsätze; die Namen *Messenii atque Elii* sind Nebensache und daher an das Ende des ersten der drei dazugehörigen Relativsätze gestellt. — *Romanis* läßt sich, da die Relativsätze knapp aneinandergerückt sind, bei *hostes fuissent* leicht in Gedanken ergänzen, gehört also zu beiden Relativsätzen.

38, 1. Zwei römische Legaten kamen zu den Epiroten, hoben dort 400 von der jungen Mannschaft derselben aus und schickten sie als Schutztruppe zu den Oresten: *quadringentos iuventutis eorum in Orestas, ut praesidio essent liberatis ab se Macedonibus, miserunt*. Weißenborn schrieb *ab senatu* für *ab se* und meinte, mit *Macedonibus* seien die Oresten bezeichnet. Daran ist nun nicht zu denken. Gewöhnlich wird *se*



nach dem Vorgange Drakenborchs weggelassen. Das ist nun auch nicht ratsam, zumal da *ab se* absichtlich gesetzt zu sein scheint, weil darunter die Epiroten zu verstehen seien. Man schreibe daher *liberatis ab se e Macedonibus*, was kaum eine Änderung genannt werden kann. *Liberare ex his incommodis* sagt Cicero Verr. V 9, 23; vgl. auch 6, 12 *ex media morte eripere ac liberare*.

38, 7. In der Versammlung zu Larisa dankten die Thessaler den Römern für das Geschenk der Freiheit und die Römer den Thessalern für die Hilfeleistung in dem Kriege mit Philipp und mit Antiochus. Der Bericht darüber ist nun in der Überlieferung abgeschlossen mit folgenden Worten: *aut mutua commemoratione meritorum accensi animi multitudinis ad omnia decernenda, quae Romani vellent*. Für *aut* ist bisher noch nichts Passendes gefunden worden. *Hac* steht in allen Ausgaben, außer der von Zingerle; *qua* vermutete H. J. Müller; was Hartel vorschlug und Zingerle aufgenommen hat, *ea autem*, hat nur den äußeren Schein für sich, ist aber in sprachlicher Beziehung nicht empfehlenswert. Allem dem gegenüber möchte wohl *ita* den Vorzug verdienen, da Lautverwechslungen in unserer Handschrift keine Seltenheit sind, so z. B. in diesem Buche 9, 3 *orbem* für *ob rem*; 15, 10 *constar* für *contra*; 29, 6 *exine* für *enire*; 36, 4 *Calvirilius* für *Carvilius*; 37, 8 *roma* für *arma*; 38, 1 *eripi* für *epiri*.

39, 4. König Perseus und der römische Legat standen getrennt an beiden Ufern des Peneus, zu einer Zusammenkunft bereit. Da tauchte die Frage auf, wer zu dem andern über den Fluß gehen soll: *aliquid illi regiae maiestati, aliquid hi populi Romani nomini, cum praesertim Perseus petisset colloquium, existumabant deberi. ioco etiam Marcius cunctantes movit. ‚minor‘, inquit, ‚ad maiorem et‘ — quod Philippo ipsi cognomen erat — ‚filius ad patrem transeat‘. facile persuasum id regi est*. So lautet die Stelle seit Grynäus fast allgemein in den Ausgaben. Da aber die Handschrift nicht *cunctantes*, sondern *cunctantibus* überliefert, gewinnt die Vermutung Nováks, daß *risum* ausgefallen sei, sehr große Wahrscheinlichkeit; er schlug daher vor, *ioco dein risum etiam Marcius* zu schreiben, was H. J. Müller in der Weißenbornschen Ausgabe zu *ioco tum Marcius risum* umänderte. Die Darstellung



ist durch die Einführung dieser neuen Wendung bedeutend gefördert, denn der drollige Scherz des Legaten mußte doch eine derbere Wirkung haben, als es nach der gewöhnlichen Lesart der Fall wäre. Diese Wirkung kräftig zum Ausdrucke zu bringen, ist *risum* unmittelbar hinter *etiam* zu stellen, wo es auch durch das Abirren von . . . *am* auf . . . *um* leicht ausfallen konnte; denn *etiam* ist ausschließlich mit *risum* zu verbinden, nicht mit *ioco*. Die Steigerung *etiam risum . . . movit* erweckt nebenbei unwillkürlich den Gedanken, daß der Scherz nicht bloß zur Entscheidung der Frage beigetragen habe, und dieser Nebengedanke bildet die natürliche Verbindung mit dem Vorangehenden. Es ist daher eine Anknüpfungspartikel wie *dein* oder *tum* durchaus nicht notwendig und mit dem einzigen Einsatz von *risum* zu schreiben: *ioco etiam risum Marcius cunctantibus movit* ‚durch einen Scherz brachte Marcius die Unentschlossenen sogar zum Lachen‘.

41, 2. In der Antwort, welche Perseus bei der Unterredung mit dem römischen Legaten gab, lesen wir: *quae obiecta sunt mihi, partim ea sunt, quibus nescio an gloriari debeam ea quae fateri erubescam, partim quae verbo obiecta verbo negare satis* (fehlt im Kodex) *sit*. Wie die verdorbenen Worte *debeam ea* (*a* ist durch einen Punkt getilgt) *quae fateri erubescam* Grynäus sich zurechtgelegt hat: *debeam*, (*partim*) *quae fateri* {*non*} *erubescam*, so stehen sie in allen Ausgaben. Allein abgesehen davon, daß an zwei getrennten Punkten ein Einsatz gemacht werden mußte, *partim* und *non*, sind dadurch drei Glieder entstanden; die Überlieferung aber führt offenbar nur auf zwei hin: teils darf es zugegeben werden, teils kann es in Abrede gestellt werden. Diese Auffassung herrscht auch in allen anderen Versuchen, die Stelle zu berichtigen. So schreibt H. J. Müller in seiner Auflage der Weißenbornschen Ausgabe *debeam, certe non ea, quae fateri erubescam*; Novák vermutete *debeam, nedum quae fateri erubescam*, eine Konstruktion, die mir nicht ganz richtig zu sein scheint; es müßte doch *ea* und nicht *quae* heißen. Was Vahlen vorschlug, *debeam neque quae fateri erubescam*, ist etwas hart und der Gedankenverbindung zu wenig angemessen. Es liegt nämlich offenbar ein Vergleich zwischen den zwei Gegensätzen *gloriari*



*debeam* und *fateri erubescam* vor, so daß sich ein *potius quam* förmlich aufdrängt. Es dürfte daher eher zu schreiben sein: *quae obiecta sunt mihi, partim ea sunt, quibus nescio an gloriari debeam* (*potius, quam*) *quae fateri erubescam, partim quae verbo obiecta verbo negare satis sit*. Das Abirren von . . . . *am* auf . . *am* hat den Ausfall verursacht.

43, 1. Nach der Rede des Perseus bei der Zusammenkunft mit den römischen Legaten fährt der Bericht des Livius in der Wiener Handschrift folgendermaßen fort: *et dicentem et cum adsensum marcius auctor fuit mittendi Romam legati essent cum experienda omnia ad ultimum nec praetermittendum spem ullam censuissent reliqua etc.* Es wäre zwecklos und würde zu weit führen, auf die Versuche, die Schäden dieser Stelle zu heilen, näher einzugehen. Ich fange daher sogleich mit der Behandlung der Stelle selbst an und scheide nach meiner Methode vor allem das aus, was mir unverdorben zu sein scheint, um so auf jenen Punkt zu kommen, wo der Hauptgrund der Störung steckt. Von *mittendi Romam legati essent* bis zu Ende ist, wenn man *praetermittendam* für *praetermittendum* schreibt, was schon Gruter verlangt hat und von allen Kritikern angenommen worden ist, nichts zu finden, was innerhalb dieser Worte Bedenken erregen könnte. Eben- sowenig ist das zu bezweifeln, was diesem Teile vorangeht, *Marcus auctor fuit*. Als Verbindung liegt *ut* nahe, das nach *fuit* vor dem folgenden *m* leicht ausfallen konnte. Freilich würde man eher *mittendos Romam legatos esse* erwarten, aber da *mittendi Romam legati essent* einmal überliefert ist und diese Konstruktion eine Erklärung ganz gut zuläßt, darf man sich daran nicht stoßen. Denn die Äußerung des Marcus konnte entweder dahin gehen, daß Gesandte geschickt werden (*ut legati mitterentur*), oder dahin, daß man mit der Notwendigkeit, Gesandte zu schicken, rechne (*ut mittendi legati essent*). Der Erfolg ist natürlich in beiden Fällen derselbe. Die darauffolgenden Worte *cum* — *censuissent* zeigen, daß man die Notwendigkeit einer Gesandtschaft anerkannt habe. Das Subjekt in *censuissent* versteht sich von selbst; es sind dies die beiden Legaten, König Perseus und vielleicht noch andere, die bei dieser Unterredung ein Wort mitzusprechen hatten. Was nun den Anfang der Stelle *et dicentem et cum*



*adsensum* betrifft, so möchte ich an der Form *et . . . et* nicht rütteln. Dann muß es aber *cum adsensu* heißen — das *m* kann ja leicht von *Marcius* herrühren, das in der Überlieferung darauf folgt — und daneben ein Wort ausgefallen sein, das dem *dicentem* entspricht. Als solches bietet sich *finientem* oder ein ähnlicher Ausdruck dar und verbindet sich gut mit *cum adsensu*: ‚sowohl während er sprach, als auch wie er seine Rede unter Beifall schloß‘. Damit sind wir aber auch an dem Hauptpunkte des Verderbnisses angelangt; es fehlt nämlich noch ein Verbum für den Akkusativ. So wie bei *finientem* kann man auch hier nur auf einen Ausdruck herumraten, der ungefähr den Sinn dessen angibt, was Livius geschrieben haben mag; mehr läßt sich nicht mehr erreichen. *Honorificis verbis prosecutus* dürfte dafür entsprechen; so sagt Livius IX 8, 13 ebenfalls nach einer Rede: *cum omnes laudibus modo prosequentes virum in sententiam eius pedibus irent*, und der gleiche Ausdruck *omnibus laudibus prosecutus* steht Caes. B. Alex. 15 auch nach einer Rede; aus Cicero Tusc. disp. II 25, 61 ist *honorificis verbis prosecutus*; ähnliches findet sich recht oft, *prosequi verbis vehementioribus* Verr. II 29, 73 (vgl. Cat. II 1, 1), *clamore et plausu* Phil. X 4, 8, *votis omnibus lacrimisque* Planc. 10, 26, *ominibus optimis* Fam. III 12, 2, *liberaliter oratione* Caes. B. G. II 5, 1 u. dgl. m. So wäre also ohne nennenswerte Änderung im erhaltenen Texte durch die Ausfüllung einer Lücke an einem einzigen Punkte — denn das *ut* nach *fuit* ist kaum in Rechnung zu ziehen — ein leidlicher Zusammenhang hergestellt, wenn man schreibt: *et dicentem et cum adsensu* (*finientem honorificis verbis prosecutus* *Marcius auctor fuit*, *ut* *mittendi Romam legati essent. cum experienda omnia ad ultimum nec praetermittendam spem ullam censuissent, reliqua etc.* — Gleich darauf,

43, 2 *ad id cum* (*cum* fehlt im Kodex) *necessaria petitio indutiarum videretur cuperetque Marcius neque aliud colloquio petisset, gravale etiam magnam gratiam petentis concessit* sind die Kritiker im Suchen nach dem Fehler sichtlich auf eine falsche Spur geraten. Man hat allgemein *etiam* in Verdacht; *et in* schrieb dafür Grynäus und mit ihm Hertz, auch Madvig, der jedoch in den *Emendationes et tamquam*



*in gratiam petentis* vermutete; Hartel schlug *eam magnam gratiam petenti* vor und ihm ist Zingerle gefolgt; H. J. Müller *ut eam magnam gratiam petenti*. Jedoch nicht in *etiam* liegt der Fehler, sondern darin, daß *non* oder *haud* vor *gravate* ausgefallen ist. Darauf führen auch die vorangehenden Kausalsätze: da ein Waffenstillstand notwendig schien, Marcius ihn wünschte und nichts anderes bei der Unterredung im Auge hatte, so ließ er sich ohne Schwierigkeit (*non gravate*) auch zu der großen Gefälligkeit, die Perseus von ihm verlangte (*gratiam petentis*), herbei. Auch das, was nachfolgt, erfordert diese Auffassung. Zudem soll nicht unerwähnt bleiben, daß *gravate*, wie schon in den Wörterbüchern bemerkt ist, fast ausschließlich mit einer Negation verbunden erscheint, so bei Liv. III 4, 6 (in gleicher Weise I 2, 3 *haud gravatim* und XXI 24, 5 *haud gravanter*); bei Plaut. Rud. 408; Cas. 1005; Cic. Balb. 16, 36; De or. I 48, 208; De off. II 19, 66. Ohne Negation sind mir nur zwei Stellen bekannt: Liv. XXXII 32, 6 und Cic. De off. III 14, 59.

43, 4. Von der Unterredung mit Perseus weg wendeten sich die römischen Legaten nach Böotien: *ab hoc conloquio fide indutiarum interposita legati Romani in Boeotiam comparati sunt*. „Das Wort *comparati* spottete noch jeder Heilung“, sagt Hartel, und Madvig begnügte sich damit, es als verderben zu erklären. Ohne viele Rücksicht auf die Überlieferung setzte Douiatius *profecti* an die Stelle und so schrieben in Ermangelung eines Bessern auch H. J. Müller und Zingerle. Und doch ist die Heilung nicht so schwer zu erreichen. Dem Worte *comparati* kann kaum etwas anderes zugrunde liegen als *non morati*. Es ist also ein Wort wie *iter* oder *ire* oder *contendere* ausgefallen und *iter in Boeotiam* oder *in Boeotiam ire non morati sunt* zu schreiben, oder vielleicht noch besser *in Boeotiam con(tendere non morati sunt*, wobei der Schreiber von *con* leicht auf *non* abirren konnte. *Iter morari* lesen wir bei Sall. Iug. 79, 6 und Caes. B. G. VII 40, 4. Der Infinitiv bei *morari* ist wohl hauptsächlich dichterischer Gebrauch, findet sich aber auch in der besten Prosa, so bei Cic. Phil. V 12, 33 *cui bellum moremur inferre*; Caes. B. G. VIII 34, 4 *oppido munitiones circumdare moratur*; B. Afr. 15, 2 *paucitatem circuire non moratur*.

5\*



43, 5. *Ibi iam motus coeperat esse*, fährt Livius fort, *discedentibus in societatem communis consilii Boeotorum quibusdam populis, ex quo renuntiatum erat respondisse legatos apparituum, quibus populis proprie societatem cum rege iungi displicuisset. primi a Chaeronia legati, deinde a Thebis in ipso itinere occurrerunt adfirmantes non interfuisse se, quo societas ea decreta esset concilio*. Seitdem Grynäus in der ersten Ausgabe aus *in societatem* mit einer nicht so leicht zu nehmenden Änderung *a societate* gemacht hat, scheint die ganze Kritik, in dieser Auffassung befangen, um die handschriftliche Lesart sich wenig gekümmert zu haben, und wenn Madvig, um derselben etwas Rechnung zu tragen, *deserentibus societatem* vermutete, so stand er damit doch auch auf demselben Standpunkte wie Grynäus. Dieser Standpunkt ist aber ganz irrig und die Überlieferung richtig; sie bedarf nur auch der richtigen Erklärung. Livius sagt nämlich, einige Völkerschaften der Böoter hätten sich abgesondert und unter sich einen Bund zu gemeinsamer Beratung geschlossen (*discedentibus in societatem communis consilii Boeotorum quibusdam populis*), und das hätten sie getan auf eine Äußerung der römischen Legaten hin, es werde sich schon zeigen, welchen Völkerschaften ein Bund mit dem Könige Perseus mißfallen habe (*quibus populis proprie societatem cum rege iungi displicuisset*). Diesem Winke gehorchend, haben sich also einige Völkerschaften der Böoter von den anderen, die für einen Bund mit dem Könige waren, losgetrennt *in societatem communis consilii*. Zu diesen gehörten Chaeroneer und Thebaner, welche Abgeordnete den Legaten entsandten *adfirmantes non interfuisse se, quo societas ea decreta esset concilio*. Unter *societas ea* ist natürlich die *societas cum rege* zu verstehen, von der unmittelbar vorher die Rede ist, und unter *concilio* die Versammlung derjenigen, welche die *societas cum rege* beschlossen haben. Vielleicht ist es auch nicht umsonst, daß es hier *quo societas ea decreta esset concilio* heißt, oben dagegen *in societatem communis consilii*, denn *consilium* ist die Beratung, *concilium* die zur Beratung einberufene Körperschaft. Freilich steht in den Ausgaben, mit Ausnahme der Madvigschen, durchaus *concilii*, dies rührt aber von Grynäus her, die Handschrift hat *consili*.



43, 7. Bei der Prätorienwahl in Böötien kam es zu einem Parteikampf: *comitiis praetoriis Boeotorum victa pars iniuriam persequens coacta multitudine decretum Thebis sine bello | etarce urbibus reciperentur*. Die Worte *decretum Thebis sine bello* schließen eine Zeile und stehen in einer Rasur, ohne daß dies für die Kritik von irgendeinem Belange zu sein scheint. Schon Grynäus hat *sine bello etarce* unzweifelhaft richtig zu *ne boeotarchae* korrigiert. An *decretum Thebis* dürfte nichts zu ändern und Gitlbauers *decrevit*, das Zingerle aufgenommen hat, abzuweisen sein. Als Verbum wird allgemein *fecit* eingesetzt, gemäß dem *decretum faciunt* im folgenden Paragraphen, und zwar von Grynäus und denen, die ihm folgen, auch von Madvig vor *Thebis*, von Weißenborn und Hertz nachher. Letzteres ist wahrscheinlicher, weil dadurch *fecit* an die Stelle des *si* . . . tritt; doch möchte ich, um dem *si* noch etwas näherzukommen, lieber *fixit* schreiben, zu dem *si* als Rest mehr sich eignet. Auch findet auf diese Weise die Nennung von Theben als Vorort eine bessere Begründung als bei *fecit*. Was den Ausdruck betrifft, vgl. VII 3, 5 *lex . . . fixa fuit dextro lateri aedis Iovis*; XL 52, 5 *supra valvas templi tabula . . . fixa est*; ferner *figere decretum* Cic. Phil. II 37, 93; III 12, 30; *leges* Cic. Phil. I 9, 23; II 38, 98; III 12, 30; Att. XIV 12, 1; Tac. Hist. IV 40; *senatus consulta* Tac. Ann. III 57. 63; XII 53 u. dgl. m.

43, 10. Hier sei nur ganz kurz bemerkt, daß Madvig und nach ihm Zingerle die Worte *ex contentione ortum certamen* durch die Hinzufügung von *ea* nichts weniger als verbessert haben, indem sie *ex ea contentione ortum certamen* schrieben, was H. J. Müller zu *ea ex contentione ortum certamen* geändert hat. Denn in dem Falle würde sich *contentio* auf das unmittelbar Vorangehende beziehen, d. i. darauf, daß die eine Partei die andere des Bündnisses mit Perseus beschuldigte. Dem ist aber nicht so, sondern *contentio* ist vielmehr das Kräfteressen der beiden Parteien bei der Prätorienwahl. Die Führer der hier unterlegenen Partei wurden schließlich verbannt und flüchteten zu den Römern, wo sie den neuen Prätor Ismenias als Urheber eines Bündnisses mit Perseus verklagten. So ist aus der *contentio*, aus dem Kräfteressen bei der Wahl, ein *certamen* entstanden, ein Streit,



in dem die eine Partei die andere des Verrates an der römischen Sache beschuldigte: *ex contentione ortum certamen*. Doch kam zu den Römern nicht bloß die Partei, welche sich als römisch gesinnt erwies, sondern auch die andere, welche des Bündnisses mit Perseus beschuldigt wurde, nämlich auch Ismenias selbst: *utriusque tamen partis legati ad Romanos venerunt, et exules accusatoresque Ismeniae et Ismenias ipse*. Zingerle hat daher auch nicht gut getan, auf die Bemerkung Madvigs hin: *„tamen“ quo pertineat, nescio* das *tamen* zu streichen, zumal da alsdann jede Verbindung fehlt, was doch nicht recht angeht.

44, 1. *Aliarum civitatum principes, id quod maxime gratum erat Romanis, suo quoque proprio decreto regiam societatem aspernati Romanis se adiungebant*. So ist die Stelle, abgesehen von ein paar leicht und sicher beseitigten Fehlern, überliefert und wohl auch so zu schreiben. Ernstliche Schwierigkeiten wurden nur gegen die Worte *suo quoque proprio decreto* erhoben, und zwar in zweifacher Beziehung. Erstens ersetzte schon Grynäus *quoque* durch *quique* und dies hat fast allgemeinen Beifall gefunden. Allein es ist eine durch viele Beispiele bestätigte Tatsache, daß, wenn zu einem Nomen oder Pronomen *quisque* als distributives Attribut hinzutritt, dieses in der Verbindung *suus quisque*, anstatt mit dem Beziehungsworte übereinzustimmen, an *suus* sich anschließen kann, daß es also *suo quoque proprio decreto* anstatt *suo quisque proprio decreto* lauten kann. Namentlich scheint das öfters einzutreten, wenn die Übereinstimmung mit dem Nomen Schwierigkeit macht, z. B. III 22, 6 *equites suae cuique parti post principia collocat*, wo nicht einzelne Reiter (*quemque*), sondern Gruppen von Reitern gemeint sind, also *quisque* im Plural stehen müßte; XXV 17, 5 *motibus armorum et corporum suae cuique genti adsuetis* handelt es sich nicht um einzelne Bewegungen, sondern um Gruppen von Bewegungen, an die jedes Volk gewohnt ist; XXXIII 46, 9 *pecunia, quae in stipendium Romanis suo quoque anno penderetur* wäre eine Übereinstimmung mit dem Nomen kaum möglich; Cic. De fin. V 17, 46 *quia cuiusque partis naturae . . . sua quaeque vis sit* verhindert das erste *cuiusque* das *cuiusque* nach *sua*; vgl. noch Tac. Ann. XIV, 27; Fest.



p. 344, 20; Suet. Aug. 40. Ähnlich verhält es sich nun mit unserer Stelle. Formell ist *quisque* mit *principes* zu verbinden, sachlich aber gehört es mehr zu *civitatum*; jede *civitas* schickte ihr *decretum* durch ihre *principes*, die nicht gerade einer für je eine *civitas* gewesen sein müssen, welcher schiefe Gedanke durch *quisque* hervorgerufen würde. Dies wird durch *quoque* vermieden. Dafür *quique* zu setzen, ist aber auch außerdem noch sehr bedenklich, denn in der Verbindung mit *suus* ist der Plural von *quisque* mehr als fraglich; in dem einzigen Beispiele, das dafür angeführt wird, XXVI 29, 3, ist *quosque* nur Konjekture, überliefert ist *quisque*. Was Madvig einwendet: *neque tamen umquam nominativum pronominis ‚quisque‘ a suo verbo seiunctum et ad ‚suus‘ accommodatum reperias*, verstehe ich nicht, da dies recht oft der Fall ist, z. B. XXIV 3, 5 *separatim greges sui cuiusque generis remeabant*, wo doch *cuiusque* für *quisque* steht; vgl. noch Varro L. L. X 48; Caes. B. C. I 83, 2; Cic. De or. III 57, 216; Tusc. disp. IV 12, 28; Vitruv. I 3, 2; II 9, 4 u. a. Allerdings kann man sagen, daß dem Abschreiber die Form *quoque* durch die Umgebung sehr nahegelegt war, aber dasselbe kann man auch von der Sprache sagen, nachdem ihr einmal die Möglichkeit für diese Form zu Gebote stand. Auf ein sehr ähnliches Beispiel kann ich nicht umhin, hier aufmerksam zu machen; es steht bei Varro R. R. I 22, 6 *omnia certo suo quoque loco debent esse posita*. An dem *quoque* der Handschrift wird also unbedingt festzuhalten sein. — Zweitens nahm man an *suo . . . proprio* Anstoß. Madvig vermutete zuerst *suo . . . et proprio*, schloß sich aber dann an Vahlen an, der mit Berufung auf c. 43, 5 *suo . . . proprie* vorschlug; das Gleiche taten Hertz und Zingerle. Was zu einer Änderung Anlaß gegeben habe, ist nicht recht ersichtlich. *Meus* (*tuus, suus, noster, vester*) *proprius* ist eine ganz gewöhnliche Verbindung, wenn der Gemeinsamkeit gegenüber die Beschränkung auf den einzelnen betont werden soll (Krebs Antib.). Aus Ciceros Reden allein verweise ich auf Sull. 3, 9; Sest. 7, 15; Vat. 12, 30; Rab. Post. 13, 37; die Partikel *et* kann wohl dazwischentreten (Cic. Tusc. disp. I 29, 70; 45, 109; V 7, 19), doch ist das ungleich seltener der Fall. Mit hin enthalten die Worte *suo quoque proprio decreto* nichts,



was uns nötigen könnte, von der Überlieferung abzuweichen.

44, 7 steht von den Verhandlungen der römischen Legaten mit den griechischen Staaten geschrieben: *Argis praebitum est iis concilium, ubi res aliud a gente Achaeorum petierunt, quam ut mille milites darent*. Für *res* schrieb schon Grynäus *nihil* und so steht *ubi nihil aliud* in allen Ausgaben, da *nihil* vor *aliud* unbedingt notwendig ist. Zur Erklärung von *res* nahmen Hertz, Madvig und Weißenborn eine Lücke nach diesem Worte an, ohne sich über die mutmaßliche Ausfüllung derselben zu äußern. Nicht unwahrscheinlich kommt es mir vor, daß *res* mit einem hinter *nihil* ausgefallenen *fere* zusammenhängt und vielleicht etwa *ubi* *(nihil fe)* *re aliud* zu schreiben sei. Auch daß *res* durch ein Abirren des Schreibers auf *fere* den Ausfall verursacht habe, ist ein naheliegender Gedanke, der ausgeführt beispielsweise in folgende Form gebracht werden könnte: *ubi re s(edulo tractata nihil fere) aliud etc.*

45, 3. *Rhodii maximi ad omnia momenti habebantur, quia non fovere tantum sed adiuvere viribus suis bellum poterant quadraginta navibus auctore Hegesilocho praeparatis, qui cum in summo magistratu esset — prytanin ipsi vocant — multis orationibus pervicerat, ut omissa, quam saepe vanam experti essent, regum fovendorum spe Romanam societatem unam tum in terris vel viribus vel fide stabilem retinerent*. Nach *pervicerat* hat die Handschrift noch *rodios*, das die Kritik in hohem Grade in Anspruch genommen und verschiedene Verbesserungsversuche hervorgerufen hat. Doch soll darauf nicht näher eingegangen werden, denn abgesehen von anderen Momenten bringt die Entscheidung ein Blick auf den grammatischen Bau und Zusammenhang der Stelle. Dieselbe ist nämlich als eine einzige Periode aufzufassen, sei es, daß man vor dem Relativum *qui* einen Beistrich oder einen Punkt setzt, d. h. sei es, daß der Satz mit *qui* als wirklicher Relativsatz genommen wird, oder daß nur eine relative Anknüpfung vorliegt; der Unterschied ist unbedeutend und gleichgültig, die Sache bleibt dieselbe: beide Teile der Stelle sind relativisch miteinander verknüpft. Diese Periode beginnt nun mit *Rhodii* als Subjekt und schließt mit *retinerent*,



wo ebenfalls *Rhodii* Subjekt ist. Es scheint daher ganz unmöglich, daß der Name der Rhodier, in welcher Gestalt immer die Kritik ihn festhalten will (*Rhodios*, *Rhodii*, *apud* oder *ad Rhodios*), hier statthaben kann, und das um so mehr, als unmittelbar vorher selbst in einem Schaltsatze, der doch außer der Verbindung mit der Periode eine selbständige Stellung hat, nicht der Name, sondern das Pronomen *ipsi* gebraucht ist. Denn auch wenn anstatt *pervicerat* ein anderes Verbum dastünde, dessen Verbindung mit *Rhodios* keinem Zweifel unterläge, z. B. *perduxerat*, an das Madvig gedacht hat, selbst in dem Falle könnte es, namentlich gleich nach *prytanin ipsi vocant*, nicht *perduxerat Rhodios*, sondern nur *perduxerat eos* heißen. So selten daher auch Spuren von Glossemen in der Wiener Handschrift zu entdecken sind, hier bleibt nichts anderes übrig, als dem Urteile H. J. Müllers beizustimmen, daß *Rhodios* als Glossem zu beseitigen sei.

46, 1. Vor dem Ausbruche des Krieges suchte Perseus einerseits die Römer zu beschwichtigen, andererseits schickte er durch Gesandte Schreiben an verschiedene Staaten, um Bundesgenossen zu gewinnen: *legatos Romam de incohatis cum Marcio condicionibus pacis misit et Byzantium et Rhodum et legatis ferendas dedit. in litteris eadem sententia ad omnis erat, conlocutum se cum Romanorum legatis etc.* Die Stelle ist offenbar durch eine Lücke zwischen *Rhodum* und *legatis* verdorben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das dazwischenstehende *et* durch Abirren auf ein anderes *et* (*Rhodum et* < . . . . . *et* > *legatis*) Anlaß dazu gegeben habe. Was in der Lücke gestanden haben muß, geht aus den nachfolgenden Worten deutlich hervor, denn *ferendas* und *in litteris* weisen auf ein *litteras* zurück und *ad omnis* deutet an, daß nicht nur *Byzantium* und *Rhodus* genannt waren, sondern auch noch andere Staaten, vielleicht nur allgemein: *et ad alias civitates*, wodurch die Herstellung ungefähr folgendermaßen sich gestalten würde: *et Byzantium et Rhodum et* < *ad alias civitates litteras scripsit et* > *legatis ferendas dedit.* In ähnlicher Weise haben die Ausfüllung der Lücke schon Weißenborn und Madvig versucht.

47, 3. Die römischen Legaten rühmten sich, durch die Vereinbarung eines Waffenstillstandes mit Perseus dem



Staate einen großen Vorteil zugewendet zu haben, denn Perseus sei schon vollständig gerüstet, die Römer aber noch nicht und hätten nun Zeit, sich vorzubereiten. Da heißt es nun in der Handschrift: *spatio autem indutiarum sumpto haecum venturum illum nihilo paratiorem, Romanos omnibus instructiores rebus coepturos bellum*, eine viel besprochene Stelle, deren Herstellung bereits ein volles Dutzend von Konjekturen zur Folge gehabt hat. In ein sichereres Geleise und eine festere Form brachte diese Bemühungen Madvig durch die Feststellung, daß vor *illum* zu interpungieren sei, *illum* — *bellum* zusammengehöre und eine Erklärung zum Vorangehenden bilde und daß endlich in *haecum* das Wort *aecum*, eine in dieser Handschrift wie auch sonst übliche Schreibweise für *aequum*, stecke. Auf diesem Boden steht nun die ganze Kritik; nur Hartel hat *secus eventurum* für *haecum venturum* vermutet, kein glücklicher Einfall, da dabei die Bedeutung von *secus* ganz verkannt ist. Madvigs Vorschläge *aecum certamen venturum* oder *in aecum venturos* können freilich nicht befriedigen. In den beiden jüngsten Ausgaben, der Weißenbornschen von H. J. Müller und in der von Zingerle, hat Fügners Vermutung *aecum bellum futurum* Aufnahme gefunden; allein die Änderung von *venturum* sagt wenig zu und ebenso der Umstand, daß in der sich anschließenden Erklärung *bellum* steht, wo doch, wenn *bellum* voranginge, das Pronomen stehen sollte (*id coepturos*). Daß sich doch bei dem Ausdrucke *aequum venturum* noch niemand der vielen und mannigfachen Ausdrücke erinnert hat, zu deren Entstehung der Kriegsgott Mars Anlaß gegeben hat! Ich will nichts von anderen Schriftstellern sagen, wo derlei Ausdrücke genug vorkommen, sondern beschränke mich auf Livius, der mit Vorliebe davon Gebrauch zu machen scheint. So lesen wir II 6, 10 *velut aequo Marte pugnatum est*; I 25, 11 *aequato Marte*; 33, 4 *Marte incerto varia victoria pugnatum est*; III 62, 9 *suo alienoque Marte pugnare*; XXIX 3, 11 *verso Marte*; XXI 1, 2 *varia fortuna belli ancepsque Mars fuit*; XXIV 48, 6 *hostem pedestri fidentem Marte*; als Lieblingsausdruck erscheint *Mars communis belli* an acht Stellen, V 12, 1; VII 8, 1; X 28, 1; XXVIII 41, 14; XXX 30, 20; XXXVII 45, 13; XLII 14, 4; 49, 4; den Römern gibt



Livius *Martios animos* (XXII 12, 4) und nennt sie eine *gens Martia* (X 27, 9), so wie die Soldaten *Martios viros* (XXXVIII 17, 18); Hamilkar ist *Mars alter* (XXI 10, 7). Unter diesen Umständen wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, Livius habe an unserer Stelle geschrieben: *spatio autem indutiarum sumpto aecum Martem venturum: illum nihilo paratiorem, Romanos omnibus instructiores rebus coepturos bellum*. Zwischen *aecum* und *venturum* konnte *Martem* leicht verloren gehen. Die Bedeutung von *venturum* kommt erst jetzt zu rechter Geltung, indem man sich dabei an den Vers des Horaz erinnert, wo er von der Venus sagt: *mactata veniet lenior hostia* (Carm. I 19, 16).

47, 9. Die Schlaueit, mit der die römischen Legaten bei der Vermittlung eines Waffenstillstandes den Perseus übervorteilt zu haben sich brüsteten, mißbilligte der sittenstrengere Teil der Senatoren, *quibus nova ac nimis placebat sapientia*; so lautet es im Kodex. Es ist nicht ratsam, an den Worten selbst, wie sie überliefert sind, etwas zu ändern, denn sie machen durchaus den Eindruck der Echtheit. Nur eine Lücke ist unverkennbar; nach *nimis* fehlt nämlich ein Adjektiv und vor *placet* die Negation. Als Negation hat Hertz mit sehr großer Wahrscheinlichkeit *minus* eingesetzt, das samt dem vorangehenden Adjektiv dem Abirren des Schreibers von *nimis* auf *minus* zum Opfer gefallen ist. Als Adjektiv eignet sich wohl am besten *callida*, was Novák vorgeschlagen hat, oder *astuta*. Beide Worte finden sich öfters in Verbindung mit *sapientia*; so *callidus* bei Cic. De fin II 16, 52 *an quod ita callida est (sapientia), ut optime possit architectari voluptates?* De invent. I 34, 58 *sapiens et callidus imperator*; De off. II 3, 10 *saepe versutos homines et callidos admirantes malitiam sapientiam iudicant*; I 19, 63 *scientia, quae est remota ab iustitia, calliditas potius quam sapientia est appellanda*; De part. or. 22, 76 *quae prudentia, quae calliditas quaeque gravissimo nomine sapientia appellatur, haec scientia pollet una*; Att. X 8, 7 *Africano, sapientissimo viro, . . . callidissimo viro, C. Mario*; Tac. Ann. IV 33 *callidi temporum et sapientes credebantur*. Für *astutus* vergleiche man Rut. Lup. I 4 *non enim probas te pro astuto sapientem*; Quint. IX 3, 65 *cum te pro astuto sapientem appelles*; Cic. Fam. III 10, 9



*non astutia quadam sed aliqua potius sapientia secutus sum.* Eine Weisheit also, die eine allzu starke Neigung zur Schlaueit hatte, mißfiel als Neuerung jenen Senatoren, die noch Anhänger der alten Ehrlichkeit, Biederkeit und Offenheit waren, welche die Vorfahren auch Feinden gegenüber stets beobachtet hatten.

50, 7. Über die Gefahr, die den Römern von Mazedonien her drohe, heißt es: *unum esse Macedoniae regnum et regione propincum et quod quia sic tibi populo Romano sua fortuna labet, antiquos animos regibus suis videatur posse facere.* Aus *sic tibi* ist schon in der ersten Ausgabe von Grynäus *sicubi* gemacht und allgemein angenommen worden. Ebenso allgemein ist aber auch das in der Handschrift vorangehende *quia* unbeachtet geblieben und übergangen worden; nur vermutungsweise schlug Madvig *opibus* dafür vor, Weißenborn *sua vi* oder *facile*, Harant *quidem*. Daß irgendeiner von diesen Vorschlägen als entsprechender Ersatz für *quia* in Betracht kommen könne, wird kaum jemand behaupten wollen. Dagegen darf *quia* deshalb nicht aufgegeben werden, vielmehr muß man daran festhalten, denn es trägt den Stempel der Echtheit an sich, da es an einer Stelle steht, in die ein Kausalsatz vortrefflich hineinpaßt. Es ist also nach *quia* eine Lücke anzunehmen, deren Ausfüllung natürlich nur dem Sinne nach beispielsweise versucht werden kann, indem wir etwa schreiben: *et quod, quia (multum opibus valeat et potentia, sicubi populo Romano sua fortuna labet, antiquos animos regibus suis videatur posse facere.*

52, 5. *Ipse (d. i. Perseus) constitit in tribunali circa se habens filios duos, quorum maior Philippus natura frater, adoptione filius, minor, quem Alexandrum vocabant, naturalis erat.* So pflegt die Stelle seit Grynäus geschrieben zu werden. Die Handschrift aber hat statt *quorum maior* die sonderbare Lesart *cuius vel quorum pars*, wobei sich *vel quorum* als Korrektur des Schreibers für *cuius* herauszustellen scheint, denn es ist seine Gewohnheit, wenn er Unrichtiges geschrieben hat und es bemerkt, das Richtige daneben zu schreiben, ohne das Unrichtige zu tilgen; daß er ein *vel* dazwischengestellt hätte, dafür kann ich mich freilich keines zweiten Falles entsinnen. Was hinter *cuius . . . pars* verborgen sei, herauszufinden, ist



bisher noch wenig versucht worden, geschweige denn gelungen. Erwähnenswert ist nur Madvigs *cuius paris*, das bei Hertz Anklang gefunden hat, aber doch starkem Bedenken unterliegt, sowohl durch die Form (*cuius paris Philippus*) und die Bezeichnung *par* für die in ihrer Beziehung zu Perseus doch so ungleichen Söhne, als auch deshalb, weil *quorum* fehlt, das der Schreiber doch in seiner Vorlage gefunden zu haben scheint, da er es als Korrektur beisetzt, denn eine derartige Korrektur nach eigenem Ermessen, wie Madvig es sich denkt, liegt nicht in dem Charakter der Wiener Handschrift. Unter diesen Umständen ergibt sich die gewöhnliche Schreibweise *quorum maior* als das Wahrscheinlichste, wie sie denn auch, abgesehen von der Überlieferung, der rationelle Zusammenhang der Stelle verlangt; *quorum* erklärt schon der Schreiber dem *cuius* gegenüber als das Richtige und *maior* kann wegen des nachfolgenden *minor* kaum entbehrt werden. Auf die Frage nun, wie denn wohl die Worte *cuius . . . pars* entstanden sein mögen, kann ich keine andere Antwort geben, als daß vielleicht das Auge des Abschreibers irgendwie auf die wenn auch ziemlich entlegenen Worte im § 2 *cuius magna pars matura* (vgl. *cuius . . . pars Philippus natura*) geriet und durch ein merkwürdiges Durcheinander von wiederholtem Abirren, von Fehlschreiben, Korrigieren (*vel quorum*) und Überspringen (*maior*) zu dem Resultate kam, das der Kritik so rätselhaft erscheinen muß.

52, 14. Perseus feuerte seine Armee zum Kriege gegen die Römer an. Alles sei aufs beste vorbereitet; es bedürfe nur noch des Mutes, den die Vorfahren gehabt hätten, als sie Asien eroberten: *animum habendum esse, quem habuerint maiores eorum, qui Europa omni domita transgressi in Asiam incognitum famae aperuerint armis orbem terrarum*. So lautet die Vulgata seit Grynäus. In der Handschrift aber steht hinter *animum* noch *hos*. Weißenborn vermutete, daß dafür *eis* oder *ideo* zu schreiben sei, Vahlen schlug *animos habendos esse quos* vor und ihm folgten H. J. Müller in der Weißenbornschen Ausgabe und Zingerle. Jenes ist kein glücklicher Ersatz für *hos* und wenig ansprechend, dieses aber viel zu gewaltsam und setzt eine Textüberarbeitung voraus, wie sie der Wiener Handschrift ganz fremd ist. Viel einfacher



und die Gedankenverbindung in angemessener Weise ergänzend scheint mir, *hos* durch *hodie* zu ersetzen, da *hodie* einen passenden Gegensatz zu *quem habuerint maiores eorum* bildet.

53, 2. Perseus hat durch seine Ansprache an die Truppen so gewaltigen Eindruck hervorgerufen, *ut finem dicendi faceret tantum iussis ad iter parere*. In der ersten Ausgabe schrieb Grynäus *ad iter parare* und dies steht auch in der Ausgabe von Hertz; Sigonius und mit ihm Madvig und Zingerle änderten *ad iter parari*; Wesenberg schlug *ad iter se parare* vor; Cobets Vermutung *iter parare* nahm H. J. Müller auf. Jedenfalls kann nicht gebilligt werden, das *ad* wegzulassen; auch sollte man sich nicht auf *parare* steifen, ohne zu berücksichtigen, daß die Handschrift *parere* bietet. Es liegt daher sehr nahe, anzunehmen, daß *ad iter adparere* ‚zum Abmarsch sich einzustellen‘ die richtige Lesart sei. Auch die folgenden Worte *iam enim dici movere castra ab Nymphæo Romanos* sprechen dafür. Es ist nämlich deshalb kein Termin für den Abmarsch bestimmt, sondern er muß sogleich erfolgen. Den Abmarsch erst vorzubereiten (*parare*), ist keine Zeit, denn die Römer setzen sich schon in Bewegung. *Adparere* ‚zu einer Dienstleistung sich einstellen‘ liegt auch den Ausdrücken *viginti lictores adparere consulibus* (II 55, 3; vgl. XXVIII 27, 15), *scribam adparere aedilibus* (IX 46, 2), *collegis novem singuli accensi adparebant* (III 33, 8) u. dgl. zugrunde. Das erste *ad* hat den Schreiber beim Abschreiben das zweite übersehen lassen.

53, 6. Perseus zog mit seiner Armee über den Sattel des kambunischen Gebirges und stieg von dort hinab gegen Tripolis: *descendit ad Tripolim vocant adzoris pytolum et doscen incolentis*. In dieser verderbten Stelle sind drei Städte genannt, die auch einen gemeinsamen Namen, nämlich Tripolis, führten. Die Schreibfehler, mit denen diese Worte entstellt sind, hat schon Grynäus beseitigt, indem er schrieb *Azorum, Pythoum et Dolichen incolentes*. Hier fragt es sich nur noch, ob es nicht notwendig sei, entweder *et* wegzulassen oder auch zwischen *Azorum* und *Pythoum* ein Bindewort einzufügen; Wesenberg schlug *Pythoumque* vor. Auch ich möchte diesen letzteren Weg vorziehen, da nach dem Charakter der Handschrift der Zusatz von *et* viel weniger anzunehmen ist



als der Ausfall einer Konjunktion, und, da das Ende des Wortes *Azorum* ohnehin verstümmelt überliefert ist, dürfte *Azorum et Pythoum et Dolichen* den Anforderungen der Kritik am besten entsprechen. Viel größere Schwierigkeit bereitet *vacant*. Da *quos Cambunios vacant* unmittelbar vorangeht, so liegt die Vermutung Hartels nahe, daß dieses *vacant* nur eine fehlerhafte Wiederholung des vorangehenden sei und entfernt werden müsse; solche Fehler sind ja in unserer Handschrift sehr verbreitet. Allein in diesem Falle müßte *Azorum, Pythoum, Dolichen* als Apposition zu *Tripolim* aufgefaßt werden, was argem Bedenken unterliegt; denn *Tripolim* ist kein Appellativum wie *tria oppida*, zu dem eine solche Apposition hinzutreten könnte, sondern es ist Gesamtname für jene drei Städte, ist Eigennamen, zu dem doch unmöglich so ohne weiteres drei andere Eigennamen als Apposition hinzutreten können. Ein vermittelndes Wort wie *vacare* wird dazu verlangt und, da dies in der Überlieferung steht, ist es mehr als gewagt, dasselbe zu entfernen. Ferner muß bei dieser Annahme *incolentes* zum folgenden Satze: *haec tria oppida paulisper cunctata, quia obsides Larisaeis dederant, victa tamen praesenti metu in deditionem concesserunt* gezogen werden. Dieser Satz aber, der in sich vollkommen korrekt überliefert zu sein scheint, müßte, wenn *incolentes* hinzutritt, geändert und *cunctati . . . victi* geschrieben werden, so daß sich auch von dieser Seite Hartels Vorschlag, dem Zingerle gefolgt ist, als verfehlt herausstellt und abgelehnt werden muß. Die Worte *nihil cunctatis, qui incolebant* im folgenden Paragraphen können daran nichts ändern. Einen andern Weg haben Madvig, Weißenborn und Hertz eingeschlagen; sie setzten *Tripolim vacant* herab vor *incolentes*, eine sehr gewaltsame Änderung der Überlieferung, zu der man doch nicht greifen soll, ohne sich auf die Eigenart derselben berufen zu können; diese ist aber im Wiener Kodex für eine derartige Umstellung nicht zu finden. So bleibt wohl nur mehr ein dritter Weg übrig, der sich auch durch die größte Schonung der Überlieferung am meisten empfiehlt. Man braucht nämlich nur *quam* oder, was schon Harant geraten hat, *ut* vor *vacant* einzusetzen und so ergibt sich die einwandfreie Fassung: *descendit ad Tripolim, (quam (ut)) vacant*



*Azorum et Pythoum et Dolichen incolentes*. Dabei ist *Azorum et Pythoum et Dolichen* Objekts-, *quam* Prädikatsakkusativ zu *vacant*, ‚wie Azorus und Pythoum und Doliche die Einwohner nennen‘, oder man kann auch — und das dünkt mich wahrscheinlicher — *ad Tripolim quam vacant* zusammenfassen, wozu dann *Azorum et Pythoum et Dolichen incolentes* als Subjekt hinzutritt.

54, 3. Perseus belagerte Milae. Die Mazedonier waren an Zahl den Einwohnern überlegen. Das hatte den großen Vorteil, daß sie abwechselnd ins Gefecht treten und die ermüdeten Kämpfer ablösen konnten: *multitudo Macedonum ad subeundum in vicem proelium haud difficulter sedebat*. Für *sedebat* schrieb Grynäus *succedebat*, was neben *subeundum* nicht recht passen will. Die neueren Herausgeber teilen sich in die beiden Konjekturen Madvigs *sufficiebat* (Weißborn) und *suppetebat* (Hertz, Zingerle). Doch hätte ich einen anderen Vorschlag, der paläographisch gewiß weit vorzuziehen ist, aber auch sachlich sich besser in den Gedankengang einfügt und angemessener mit *haud difficulter* verbindet, nämlich *se <divi>debat*, die große Anzahl der Mazedonier teilte sich ohne Schwierigkeit, um abwechselnd in das Gefecht zu ziehen‘.

Im nächsten Paragraphen

54, 4 liest man über die Belagerung: *oppidani depulmoris ad portam tuendam concurrunt eruptionemque repentinam in hostis faciunt*, was Grynäus dahin korrigierte, daß er *depulsi muris* für *depulmoris* schrieb. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dies dasjenige ist, worauf die Überlieferung zunächst führt. Seitdem aber Madvig bemerkt hat, diese Lesart könne nicht richtig sein, weil darnach die Stadt schon in den Händen der Belagerer wäre, was der weiteren Erzählung widerstreite, sucht man gemeiniglich auf einem anderen Wege diesem vermeintlichen Widerspruche auszuweichen. Es ist nicht meine Sache, näher darauf einzugehen, sondern ich habe nur im Sinne, den Einwand zu entkräften, der gegen die Korrektur des Grynäus erhoben worden ist. Mit der Vertreibung der Belagerten von der Höhe der Mauer (*depulsi muris*) ist die Mauer noch nicht überstiegen und die Stadt durchaus noch nicht in den Händen



der Belagerer. Ich berufe mich deshalb auf den Bericht Cäsars über die Belagerung von Bibrax durch die Belgier B. G. II 6 *nam cum tanta multitudo lapides ac tela conicerent, in muro consistendi potestas erat nulli. cum finem oppugnandi nox fecisset, Iccius Remus etc.* In der Nacht ging ein Bote zu Cäsar ab, der die Stadt am folgenden Tage entsetzte. Ein zweites Beispiel bietet die Belagerung der Stadt Massilia B. C. II 11, und es würde nicht schwer fallen, mehreres dergleichen aufzufinden. Wären an unserer Stelle die *depulsi muris* nicht die Belagerten, sondern die Mazedonier gewesen, wie Madvig die Sache drehen wollte, dann wäre der Ausfall aus dem Tore nicht eine Tat der Wut und Verzweiflung gewesen, wie Livius es darstellt, sondern eine natürliche Folge.

55, 9. Livius zählt die Truppenkontingente auf, welche die griechischen Völkerschaften den Römern für den Krieg gegen Perseus zur Verfügung stellten: *Aetolorum alae unius instar, quantum ab tota gente equitum erat, venerant.* So wird nach Beseitigung dreier leicht erkennbarer Fehler der Handschrift zu schreiben sein. Die neuere Kritik hat sich aber damit nicht begnügt, sondern Weißenborn, Madvig, Hertz haben *erat* als einen durch *venerant* entstandenen Fehler entfernen zu müssen geglaubt, was noch die weitere Notwendigkeit nach sich gezogen hat, *venerant* in *venerat* zu ändern; überdies hat dann H. J. Müller und mit ihm Zingerle hinter *instar* ein *erat* eingesetzt. Da *esse* mit *ab* zur Bezeichnung des Ursprungs keinem Anstande unterliegen kann, ist die Entfernung des *erat* ohne hinreichenden Grund, denn der Reichtum der Handschrift an derlei Fehlern darf an und für sich allein der Konjekuralkritik nicht den Weg bahnen. Anderseits erscheint mir gerade der Plural *venerant* charakteristisch als Stütze für *erat*, denn die Verbindung nach dem Sinne *alae unius instar . . . venerant* wird durch das Dazwischentreten des Satzes *quantum ab tota gente equitum erat* wesentlich erleichtert.

56, 4. P. Lentulus war nebst anderen als Gesandter in die griechischen Staaten geschickt worden, um dieselben für die römische Sache im Kriege gegen Perseus zu gewinnen (c. 37, 1). Zuletzt kam er nach Böotien (c. 37, 4; 47, 12). Dort hatte sich die Stadt Haliartus für Perseus erklärt und



Gesandte nach Mazedonien geschickt (c. 46, 9). Lentulus wollte sich der Stadt bemächtigen und, da er selbst ohne die erforderlichen Truppen war, stellte er sich an die Spitze der römisch gesinnten böotischen Partei und belagerte mit ihrer Mannschaft Haliartus. Mittlerweile kam dann der römische Prätor Lucretius, der die Seestreitkräfte befehligte, nach Böotien, und Lentulus erhielt den Befehl, von der Belagerung zurückzutreten, damit die römische Armee dieselbe übernehme: *Boeotorum iuventute, quae pars cum Romanis stabat, eam rem adgressus legatus a moenibus abscessit. haec soluta obsidio cuius locum alteri novae obsidioni dedit.* Das Wort *cuius* wird in den Ausgaben allgemein einfach weggelassen; in Konjekturen versuchten sich nur Harant, der *ocius* vermutete, was gegen den Sprachgebrauch verstößt, und Hartel, der *eius* in Vorschlag brachte, das aber neben *haec* mehr als überflüssig ist; auch H. J. Müllers *urbis* wird niemand befriedigen. Dagegen ist gar nicht zu zweifeln, daß Livius *civilis* geschrieben hat. Die Belagerung des Lentulus wurde besorgt *Boeotorum iuventute*, war also eine *obsidio civilis* von Bürgern gegen Bürger, und diese aus böotischen Bürgern bestehende Belagerungsarmee mußte bei der Ankunft des Prätors den römischen Streitkräften Platz machen: *locum alteri novae obsidioni dedit; namque extemplo M. Lucretius cum exercitu navali . . . Haliartum circumscivit.* Paläographisch stehen sich *CUIUS* und *CIUILIS* in den Zügen der Buchstaben zum Verwechseln nahe.

58, 9. In der Schilderung der Schlachtordnung, in welcher Perseus seine Truppen aufgestellt hat, schreibt Livius: *medius omnium rex erat; circa eum agema quod vocant equitum sacraeque alae.* Das bietet nun an und für sich keine Schwierigkeit, aber im Hinblick auf XLIV 42, 2 (*rex*) *a Pydna cum sacris alis equitum Pellam petebat* hat man sich seit Grynäus, dem ersten Herausgeber, daran gewöhnt, *equitum* mit *sacrae alae* zu verbinden, und sah sich daher mit diesem zu der Umstellung *equitumque sacrae alae* gezwungen, wie gewöhnlich geschrieben wird; Weißenborn zog *sacraeque equitum alae* vor, H. J. Müller nach einem Vorschlage von Schmidt *sacraeque alae equitum*. Nun sind aber derartige Umstellungen, wie ich schon zu c. 53, 6 bemerkt habe, nicht



gerade im Charakter unserer Handschrift gelegen und, da die Überlieferung sehr gut sich erklären läßt, haben wir alle Ursache, dieselbe festzuhalten. *Equitum* gehört nämlich nicht bloß zu *sacrae alae*, sondern ebenso auch zu *agema quod vocant* und hat bei diesem sogar eine viel größere Bedeutung als bei *sacrae alae*. Denn *ala* ist eine Reiterabteilung und hat daher den Beisatz *equitum* nicht so nötig; ein *agema* aber gab es beim Fußvolk ebenso wie bei der Reiterei. So heißt es XXXVII 40, 5 *addita his ala mille ferme equitum; agema eam vocabant*, und bei Diod. XIX 27, 2 ἔχοντα τὸ περὶ αὐτὸν ἄγημα τῶν ἰππέων; vgl. Pol. XXXI 3, 8; Diod. XIX 28, 3—4; Plut. Eum. 7; Curt. IV 13, 26. Dagegen ist von einem *agema* beim Fußvolk die Rede bei Liv. XLII, 51, 4 *delecta deinde et viribus et robore aetatis ex omni cetratorum numero duo milia erant; agema hanc ipsi legionem vocabant*, und bei Arrian. Anab. II 8, 3 τῶν πεζῶν τό τε ἄγημα καὶ τοὺς ὑπασπιστάς vgl. III 11, 9. Livius sagt also, um den König herum seien die Kerntruppen der *equites* aufgestellt gewesen, das *agema equitum* und die *sacrae alae equitum*. An diesem Berichte, daß auch das *agema* auf das der *equites* beschränkt war, haben wir keine Veranlassung, etwas zu ändern.

59, 3 ist eine Stelle, die in der Handschrift durch Rasuren sehr verdorben ist. Es wird da eine Schlacht beschrieben, die Perseus den Römern geliefert hat. Den Anfang machte ein wütender Angriff des Thrakerkönigs Cotys, der mit seiner ganzen Mannschaft den linken Flügel innehatte (c. 58, 6 *laevo cornu Cotys rex praeerat cum omnibus suae gentis; equitum ordines levis armatura interposita distinguebat*), gegen den rechten Flügel der Römer; diesen bildete Reiterei mit Veliten untermischt (c. 58, 12 *dextro cornu praepositus C. Licinius Crassus, consulis frater, cum omni Italico equitatu velitibus intermixtis*). Darüber berichtet nun Livius c. 59, 2 *primi omnium Thraces haud secus quam diu claustris retentae ferae ita concitati cum ingenti clamore in dextrum cornu, Italicos equiles, incurrerunt, ut usu belli et ingenio inpavida gens turbaretur*. Weiterhin steht dann in der Handschrift: *ire (oder tre) . . . . . is hastas pe|tere pedites . . . . . mquei | nunc succidere crura . . . is nunc ilia suffodere*. Die Punkte bedeuten die nach der Angabe von



Zingerle wahrscheinliche Anzahl der ausradierten Buchstaben. Ohne Zweifel richtig hat schon Grynäus *gladiis* aus . . . *is* und *equis* aus . . . *is* hergestellt. Aber ein nennenswerter Versuch, die Stelle vollständig zu ergänzen, ist bisher noch nicht gemacht worden, und doch will es mich bedünken, daß die Sache mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gelingen kann. Die Worte *nunc succidere crura equis nunc ilia suffodere* legen den Schluß nahe, daß *mquei* (*i* ist im Kodex expungiert) zu *equitumque* zu ergänzen sei, wie schon Gitlbauer vermutet hat. So wie nun dieser Teil der Stelle von der Art und Weise des Angriffes auf die Reiterei handelt, so handelt offenbar der vorangehende Teil von dem Angriffe auf die mit der Reiterei vermischten Veliten. Diese sind nämlich unter den *pedites* zu verstehen; *pedites* aber werden sie genannt gegenüber den *equites*, namentlich im Hinblick darauf, daß der Kampf gegen sie als *pedites* ganz anders sich gestaltete als der gegen die Berittenen. Da nun aber die Rasur nach *pedites* durch *equitumque* nicht vollständig ausgefüllt wird, so liegt es nahe, hinter *pedites* als Ergänzung *velitum* einzusetzen, das in den noch übrigen Raum gerade hineinpassen dürfte: *pedites velitum* ‚das Fußvolk der Veliten‘. *Hastas* kann unmöglich richtig sein; den Anlaß zur Irrung trägt das Wort selbst in sich; es muß *hastis* gelautet haben. *Gladiis hastis* ist ein Asyndeton zwischen zwei Gliedern, wie es bei Livius recht oft vorkommt, z. B. X 4, 2 und XXXVI 18, 1 *arma tela*; XXII 29, 11 *arma dexterarum*; XXXII 3, 5 *labore opere*; XXI 28, 2 *nautarum militum*; 46, 4 *hominum equorum*; vieles dergleichen haben Weißenborn zu XXI 28, 2 und Kühnast Liv. Synt. S. 284 zusammengetragen. Hier stimmt das Asyndeton vorzüglich zum gehobenen Tone der Schilderung, wie er auch im historischen Infinitiv und in *nunc . . . . nunc* zum Ausdrucke kommt. Nun erübrigt nur noch die Frage, was mit *ire . . .* oder *tre . . .* anzufangen sei. Ich kann mir kaum etwas Entsprechenderes denken, als daß *interea* darunter verborgen liege. *Interea* würde sich auf das unmittelbar vorangehende *ut usu belli et ingenio inpavida gens turbaretur* beziehen und soviel sein wie *inter eas turbas*. Die verstümmelte Stelle möchte daher so zu ergänzen sein: *interea gladiis hastis petere*



*pedites velitum equitumque nunc succidere crura equis nunc ilia suffodere.*

59, 7. In dem Reitertreffen hatte Cotys, der mit seinen Thrakern den linken Flügel der Aufstellung bildete, den rechten Flügel der Römer in Verwirrung gebracht. Auch König Perseus, der im Zentrum stand, war siegreich vorgezogen, bis die thessalische Reiterei in Verbindung mit den Hilfstruppen des Eumenes den Vormarsch zum Stehen brachte. Um seine Leute über diesen kritischen Moment hinwegzubringen, suchte Perseus durch die Aussicht auf die bevorstehende Entscheidung und Beendigung des Krieges sie zu einer letzten Anstrengung anzufeuern. Da erschien gerade zu gelegener Zeit die Phalanx, welche Hippias und Leonnatus auf die Nachricht von dem glücklichen Reitertreffen herbeigeführt hatten, und erweckte den Gedanken, durch Heranziehung des Fußvolkes eine allgemeine Schlacht zu wagen. Das ist die Lage, von der aus die verderbte Stelle im § 7 zu verbessern und zu erklären ist. Sie lautet in der Handschrift: *Cum victor equestri proelio rex parvo momento si adiuvisset debellatum esse et opportune adhortanti supervenit phalanx.* Auf den ersten Blick heben sich in dieser Überlieferung zwei Teile ab, zwischen denen bei dem Wörtchen *et* eine offenbare Lücke klafft. Der zweite Teil macht den Eindruck vollständiger Richtigkeit und läßt keinerlei Änderung ratsam erscheinen. *Adhortanti* weist auf eine mahnende Ansprache an die Soldaten im ersten Teile hin und die Worte dieses Teiles widerstreben einer solchen Annahme nicht; nur muß man in dem Falle *adiuvisset* in *adiuvissent* ändern.<sup>3</sup> Das Verbum fehlt hier; es wird in der Lücke gestanden und dem *adhortanti* entsprochen haben; man denke also etwa an *moneret* oder *monuisset*. Eine weitere Änderung verlangen auch die

<sup>3</sup> Es heißt wohl zu zäh an der Überlieferung festhalten, wenn man, um eine kleine, in unserer Handschrift so oft notwendige Korrektur zu vermeiden, zu viel umfassenderen und gewaltsameren Änderungen der anderen Überlieferung greift, wie es Hartel (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1866 S. 9) tut oder wie Vahlen (Preuß. Akad. 1909 S. 1097) in kühnen Hypothesen sich ergeht. Nur in dem kleinen Reste dieses Kapitels steht in der Handschrift noch dreimal der Singular anstatt des Plurals: *decisset*; *adduxerat*; *sequeretur*.



Worte in diesem Teile nicht; namentlich dürfte an *debellatum esse* festzuhalten sein wegen der Bedeutung ‚der Krieg sei aus, sei zu Ende‘, was als Aufmunterung für die Soldaten besonders geeignet zu sein scheint; denn ihr Vormarsch war durch den Feind zum Stehen gebracht worden und so sollten sie nun angespornt werden, in einer letzten Anstrengung den Kampf zur Entscheidung zu bringen. Freilich kann sich *debellatum esse* nicht direkt mit dem Konditionalsatze *si adiuvisent* verbinden; es muß also zu diesem ein anderer Nachsatz gefunden werden, von dem auch zugleich *debellatum esse* abhängt, also etwa *gloriari* oder *laetari se posse*, das ebenfalls in der Lücke seinen Platz finden kann: ‚in einem kleinen Momente könnten sie, wenn sie mithelfen wollten, den Ruhm, die Freude haben, daß der Krieg zu Ende sei‘. Dem Sinne, wie er auf diese Weise erfordert wird, dürfte daher ungefähr folgende Ergänzung entsprechen: *Cum victor equestri proelio rex parvo momento, si adiuvisent, debellatum esse (gloriari se posse suos admonuiss) et, opportune adhortanti supervenit phalanx*. Der große Vorzug dieser Herstellung besteht darin, daß, mit Ausnahme der leichten Änderung *adiuvisent*, die ganze Überlieferung bewahrt bleibt. Die Ausfüllung der Lücke ist natürlich nur beispielsweise zu nehmen, mit Sicherheit wird sich nie ein Ersatz bestimmen lassen. Setzen wir nun den obigen Vorschlag an und hat der Abschreiber in seiner Vorlage *debellatū esse* gelesen, so ließe sich durch das Abirren von . . . . . *ū esse* auf . . . *uisse* die Entstehung der Lücke leicht erklären. Das Siegesbewußtsein des Perseus bezieht sich auf den glänzenden Erfolg im Reitergefechte. Er hebt denselben hervor und knüpft daran die Erwartung vom Ende des Krieges, um damit seine Mannschaft zur letzten Anstrengung anzufeuern. Wie hoch er diesen Sieg für die Entscheidung des ganzen Krieges einschätzt, geht aus seiner Rede c. 61, 4 hervor: *Praeiudicatum eventum belli habetis. meliorem partem hostium, equitatum Romanum, quo invictos se esse gloriabantur, fudistis. equites enim illis principes iuventutis, equites seminarium senatus; inde lectos in patres consules, inde imperatores creant*. Eine ähnliche Anschauung über den Gewinn des Reitertreffens zeigt auch Evander, indem er den König versichert *pacis honestae condicionem habi-*



*turum*. Mit dem Schwanken des Königs, von dem § 8 die Rede ist, steht seine Siegeszuversicht in keinem Widerspruche; denn dieses Schwanken bezieht sich auf etwas ganz anderes; es bezieht sich auf den erst durch das Erscheinen der Phalanx angeregten Gedanken, durch Aufbietung des Fußvolkes das Reitergefecht zu einer allgemeinen Schlacht mit ganzer Heeresmacht auszudehnen. Vor einem so großen Unternehmen (*inter spem metumque tantae rei conandae*) geriet der ohnehin unschlüssige König ins Schwanken und als dann noch Evander ihn vor einem solchen Wagnisse warnte, begnügte er sich mit seinem bisherigen Erfolge im Reitertreffen und ließ zum Rückzuge blasen.

59, 8 lesen wir in der Handschrift weiter: *Fluctuanti regi inter spem metumque tantae rei conandae Cretensis Evander, quo ministro Delphis ad insidias Eumenis regis usus erat, postquam agmen peditum venientium sub signis vidit, ad regem accurrit et monere institit, ne elatus felicitate summam rerum temere in non necessariam aleam daret*. Der Dativ *fluctuanti regi* entbehrt jeglicher Stütze. Daher hat schon Grynäus dafür *fluctuante rege* geschrieben und alle Ausgaben, mit Ausnahme der letzten von Zingerle, haben sich ihm angeschlossen. Nun ist jedoch diese Änderung keine so einfache, daß man sie ohne Bedenken hinnehmen könnte; was aber noch viel schlimmer ist, auch diese Änderung genügt durchaus nicht den sprachlichen Anforderungen der Stelle, da man doch unmöglich *fluctuante rege . . . . Evander . . . . ad regem accurrit* in einem Satze verbinden kann. Einen anderen Weg hat Hartel eingeschlagen, dem Zingerle gefolgt ist. Ihm ist *fluctuanti regi* ein Dativus incommodi und *ad regem* eine Glosse, die beseitigt werden müsse. Allein wen wird diese Erklärung des Dativs befriedigen? und was die Annahme einer Glosse betrifft, so ist, wie schon zu c. 45, 4 bemerkt wurde, im Wiener Kodex kein geeigneter Boden dafür. Viel einfacher und, da die ganze Überlieferung dabei unberührt bleibt, viel sicherer ist es, den Fehler in einer Lücke zu suchen, eine Methode, die ja der Eigenart der Handschrift ganz besonders entspricht, von den Kritikern aber noch immer zu wenig in Anwendung gebracht wurde. Man setze also nur nach *conandae* oder nach *erat* etwa *subveniebat* oder einen anderen passen-



den Ausdruck von ähnlicher Bedeutung ein — schon Novák hat an *dubitationem exemit* gedacht — und der Zusammenhang ist ohne irgendeine Störung des überlieferten Textes einwandfrei hergestellt. Nach *erat* konnte *subveniebat* leicht ausfallen.

61, 1. Aus der durch den Sieg im Reitertreffen gewonnenen Beute beschenkte Perseus seine Krieger: *Ad regem spolia caesorum hostium referebantur. dona ex his aliis arma insignia, aliis equos, quibusdam captivos dono dabat.* Beides zugleich, *dona* und *dono*, kann nebeneinander nicht bestehen. Drakenborch verlangte daher, daß entweder *dona* oder *dono* getilgt werde. Ersteres taten Madvig, H. J. Müller und Zingerle, letzteres, wofür Vahlen eintrat, Hertz und Weißenborn. Nun mache ich aber darauf aufmerksam, daß nicht *donodabat* die ursprüngliche Lesart der Handschrift ist, sondern *domodabat*; erst nachträglich ist *m* expungiert und *n* darübergeschrieben worden. Ich schließe daraus, daß *adcommo- dabat* das Richtige sei. *Dona adcommo- dare* ‚anpassen, passend verteilen‘ kann ebenso gut gesagt werden wie VIII 4, 1 *adcommo- dare rebus verba*, eine Phrase, die auch bei Quintilian VIII 2, 6 und IX 1, 15 sich findet; bei demselben steht X 1, 101 *quae dicuntur omnia cum rebus tum personis adcommodata sunt*; überhaupt ist Quintilian besonders reich an derartigen Beispielen. *Temporibus adcommo- dantes opera ruris*, sagt Colum. XI 2, 1. Endlich stimmt auch die Detaillierung der Geschenke und die Art der Detaillierung (*quibusdam*) mehr zu *adcommo- dabat*, das eine auf die Person berechnete Verteilung einschließt, als zu *dabat*.

62, 5. Gute Freunde gaben dem Perseus den Rat, nach seinem glänzenden Erfolge einen bescheidenen Frieden mit den Römern anzustreben: *mitteret ad consulem, qui foedus in easdem leges renovarent, quibus Philippus, pater eius, pacem ab T. Quinctio victore accepisset; neque finiri bellum magnificentius quam ab tam memorabili pugna neque spem firmiorem pacis perpetuae dari, quam quae perculsos adverso proelio Romanos molliores factura sit ad paciscendum.* In der Handschrift steht nicht *finiri*, sondern *sinere*. Das ist nun von jenem hübsch weit verschieden. Da läge *desinere*, was Kreyßig vermutet und Hertz aufgenommen hat, schon viel näher. Aber das paßt wieder wenig zu *magnificentius*, denn



dies verlangt mehr ein Verbum, das eine Handlung bezeichnet. Dazu eignet sich nun vortrefflich *sistere*, das auch der Form nach eine Verwechslung mit *sinere* sehr nahelegt. Der Subjektsakkusativ läßt sich bei dem engen Anschlusse an das Vorangehende leicht vermissen (Kühnast Liv. Synt. S. 106 ff.). *Bellum sistere* sagt auch Ovid. Met. XIV 803 *pace tamen sisti bellum* und Tac. Hist. III 8 *Aquileiae sisti bellum expectarique Mucianum iubebat*. — Das *neque* zwischen *pugna* und *spem* ist von Grynäus eingesetzt; in der Handschrift fehlt es. Für *neque* könnte man auch an *aut* denken, dessen Ausfall nach *pugna* vielleicht mehr Wahrscheinlichkeit hätte. Crevier verlangte ferner, daß auch noch *posse* dazukomme, und seitdem Madvig das gebilligt hat, steht in allen Ausgaben *pugna posse neque spem*. Allerdings schlägt es wenig, wenn schon ergänzt werden muß, auch *posse* dazu zu nehmen; notwendig aber ist es nicht.

63, 8. Bei der Belagerung von Haliartus haben die Belagerten an gefährdeter Stelle, um dem Feinde das Eindringen in die Stadt zu verwehren, Barrikaden von dürrer Reisig errichtet und sich dahinter mit Fackeln aufgestellt, bereit, die Barrikaden in Brand zu setzen, sobald Gefahr drohe: *quod inceptum eorum fors impedit; nam tantus repente est infusus est imber, ut nec accendi facile pateretur et exstingueret accensa*. Das doppelte *est* ist ein gewöhnlicher Fehler der Handschrift, in der sehr oft von zwei Wörtern das eine doppelt geschrieben ist, vor und nach dem andern. — Für *infusus* hat der erste Herausgeber *effusus* gesetzt und ihm sind alle anderen gefolgt, bis auf H. J. Müller, der nach Nováks Vorschlag *fusus* vorzog. *Imber fusus* ist offenbar der allgemeinste Ausdruck für die Vorstellung von einem Regengusse, wie es VI 8, 7 und 32, 6 *ingentibus procellis fusus imber* heißt; auch bei Tac. Hist. III 69 und V 18 steht *imber repente fusus*. Dagegen ist *imber effusus* der aus der Gewitterwolke hervorbrechende Regen, wie es aus VIII 6, 3 *ingenti fragore caeli procellam effusam* deutlich sich zeigt. An unserer Stelle ist nun die Vorstellung wieder eine andere. Hier denkt der Erzähler nur an das Einfallen des Regens in das dürre Reisig der Barrikade, die dadurch ihren Zweck verfehlt. Dafür ist nun *tantus repente est infusus imber* gewiß



ein ganz entsprechender Ausdruck, der durch die sich anschließenden Folgesätze *ut nec accendi facile pateretur et extingueret accensa*, wo der in die Barrikade eingedrungene Regen (*infusus imber*) Subjekt ist, noch gestützt wird. Bei einem so speziellen Falle verlange man nicht, daß der dafür gewählte Ausdruck auch anderswo nachgewiesen werde, wenn er unzweifelhaft überliefert ist und rationell gut und zwanglos erklärt werden kann. Jedenfalls ist es nicht geraten, einen solchen Ausdruck fallen zu lassen und durch einen anderen minder bezeichnenden, der in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche vertreten ist, zu ersetzen.

64, 3. Perseus hörte, daß die Römer in den umliegenden Äckern alles Getreide abgemäht und in großen Massen zusammengeschleppt hätten, daß daher ihr Lager voll von Stroh sei. Das gab ihm den Gedanken zu einem Handstreich: er wollte sich an dasselbe heranschleichen und es anzünden. Zu diesem Zwecke ließ er Fackeln und Kienholz und mit Pech bestrichene Brandpfeile aus Werg bereitstellen: *atque ita media nocte profectus ut prima luce adgressus falleret nequicquam primae stationes oppressae tumultu ac terrore suo ceteros excitaverunt signumque datum est arma extemplo capiendi simulque in vallo ad portas miles instructus erat*. Der zweite Teil von *primae stationes* an bietet keinerlei Schwierigkeit. Die überraschten vordersten Posten der Römer machten einen solchen Lärm, daß sofort die ganze Armee alarmiert war und Wall und Tore besetzt hatte, bereit, das Lager zu verteidigen. Das, was dem vorangeht, hat verschiedene Auslegung erfahren. Allgemein faßt man *profectus* als Verbum finitum, indem *est* entweder hinzuzudenken oder, wie H. J. Müller, Madvig und Weißenborn meinen, zu ergänzen sei. *Nequicquam* verbindet Madvig und nach ihm Zingerle mit *oppressae*. Da dies aber nicht ohne Härte und Störung des gesunden Teiles der Überlieferung geschehen kann, zieht man es vor, *nequicquam* für sich allein als Ausruf aufzufassen „umsonst!“. Jedoch der Gang der Erzählung mit *profectus* und dem daran sich anschließenden Finalsätze hat sichtlich einen anderen Zug und macht den Eindruck, daß man unwillkürlich an eine Partizipialkonstruktion denkt. In diesem Falle ist nach *nequicquam* eine Lücke anzunehmen, die das erforder-



liche Verbum finitum enthalten hat. Daran hat in neuester Zeit Novák gedacht und *nequicquam ad castra venit; nam primae* etc. vorgeschlagen. Doch *ad castra venit* ist gewiß nicht die richtige Ergänzung. Es wird vielmehr etwas erwartet, was dem Finalsatze *ut prima luce adgressus falleret* entspricht und sagt, Perseus sei zwar unbemerkt an das Lager herangekommen, aber umsonst. Man ergänze daher: *nequicquam latuit; nam primae* etc. Von geheimen militärischen Unternehmungen ist *latere* öfters gebraucht, z. B. Caes. B. G. II 19, 6; B. Afr. 7, 6; 66, 2; Cic. Phil. XII 7, 17; Amm. Marc. XX 11, 9; XXVII 12, 7. Keine geringe Stütze findet diese Ergänzung auch in dem Umstande, daß die Möglichkeit eines Abirrens von . . . *uicquam* auf . . . *uit nam* für einen Abschreiber von der Art dessen, der den Wiener Kodex geschrieben hat, zu einladend war, als daß er daran hätte vorbeikommen können.

Die Römer standen also augenblicklich auf dem Walle des Lagers und an den Toren, bereit, den Sturm abzuschlagen. Da fährt nun die Erzählung im nächsten Paragraphen,

64, 5, fort: *et inconste oppugnationis castrorum Perseus extemplo* (Codex *et extemplo*) *circumegit aciem*. Die Frage, was mit *inconste* anzufangen sei, hat den Kritikern viele Anstrengung gekostet und eine Menge von Vermutungen hervorgerufen, wovon das meiste kaum der Erwähnung wert ist. Am bestechendsten ist ohne Zweifel Vahlens *inconsultae*, das bei Hertz und Zingerle Anklang gefunden hat; aber die Art und Weise, wie er dasselbe in den Gedankengang einzurenken gedenkt, ist, so viele Mühe er sich auch in den Schriften der Preuß. Akad. 1909 S. 1091—1096 gibt, nicht darnach angetan, daß man sich damit zufriedengeben könnte. Vor *et inconsultae* sei nämlich eine Lücke anzunehmen, so daß nach den Worten *simulque in vallo, ad portas miles instructus erat* die Erzählung etwa so fortgesetzt gewesen sei: *(tum taedarum immemor erat)* *et inconsultae oppugnationis castrorum Perseus et extemplo circumegit aciem*, da dachte Perseus nicht mehr an die Kienhölzer und die unüberlegte Überraschung des Lagers und ließ sofort seine Truppen umdrehen. So übersetzt Vahlen selbst die Stelle mit seiner Ergänzung. Allein *oppugnatio* ist nicht Überraschung, sondern Bestürmung.



Belagerung; an eine solche aber hat Perseus nie gedacht, um wie viel weniger an eine *inconsulta oppugnatio*! Wie kann man also sagen *immemor erat inconsultae oppugnationis*? Er hat doch nur im Auge gehabt, das Lager in Brand zu stecken, aber doch keine *inconsulta oppugnatio*. Da dieser Einwand den Kernpunkt der Vahlenschen Herstellung trifft, so kann man, abgesehen von anderen Unzukömmlichkeiten, nicht umhin, dieselbe als verfehlt zu bezeichnen. Was Madvig zögernd vorbringt, ohne es in seinen Text zu setzen, während H. J. Müller es aufgenommen hat, *omissa spe*, weicht doch zu stark von der Überlieferung ab, als daß man es als möglichen Ersatz für *inconste* anerkennen könnte. Darauf baute nun Hartel weiter und geriet auf einen Ausdruck, den ich für eine glückliche Lösung der schwierigen Frage anzusehen kein Bedenken trage, nämlich *in conspe<ctu>*; nur führt er denselben auf ganz überflüssigen Umwegen um das Ziel herum, indem er vorschlägt: *at in conspe<ctu> hostium omissa> spe oppugnationis castrorum Perseus extemplo circumegit aciem*. Warum sollte Livius nicht einfach *<s>et in conspe<ctu> oppugnationis castrorum* geschrieben haben? Die Römer hatten rasch auf dem Walle und an den Toren kampfbereit Stellung genommen, um den anstürmenden Feind zu empfangen. Perseus aber machte, sowie er sich vor die Aufgabe gestellt sah, das Lager zu stürmen, kehrt und zog in sein Standlager zurück. *In conspectu oppugnationis castrorum* ist so viel wie *cum oppugnatio castrorum in conspectu esset*, was X 25, 12 *quia bellum maius in conspectu erat* eine genaue Parallele findet. Denn *conspectus* wird nicht nur von sinnlicher Anschauung gebraucht, wornach Hartel sein *in conspectu hostium* gerichtet hat, sondern auch von geistiger. So lesen wir noch bei Livius in der Präfatio § 5 *ut me a conspectu malorum, quae nostra tot per annos vidit aetas, tantisper certe, dum prisca illa tota mente repeto, avertam*; ferner bei Cic. De legg. I 23, 61 *in conspectu et cognitione naturae*; Sen. Ep. III 5, 1 *in conspectu esse senectutis*; IV 1, 3 und VII 6, 12 *in conspectu mortis* u. dgl.

65, 8. Die Römer, vom Feinde überrascht, hatten sich auf einen nahen Hügel zurückgezogen, stellten sich da in einen Kreis zusammen und schlossen die Schilde eng anein-



ander, um sich vor den Pfeilen und Wurfgeschossen zu schützen (*ut densatis scutis ab ictu sagittarum et iaculorum sese tuerentur*). Perseus umstellte den Hügel und ließ die Römer von allen Seiten zugleich angreifen, teils durch Truppen, die er den Hügel hinschickte, teils durch Wurfgeschosse aus der Ferne: *ingens Romanos terror circumstabat, nam neque conferti propter eos, qui in tumultum conitebantur, poterant et, ubi ordines procursando solvissent, patebant iaculis sagittisque*. Zu *poterant* fehlt der Infinitiv. Madvig suchte ihn in *propter*, wofür er *propellere* schrieb, und ihm sind alle neueren Herausgeber, Hertz, H. J. Müller und Zingerle, gefolgt. Aber nichtsdestoweniger ist Madvigs Konjektur entschieden verfehlt, weil sie den Vorstellungskreis des Erzählers empfindlich stört, wie es sich aus der folgenden Darlegung mit voller Sicherheit ergeben wird. Die Römer waren nämlich in einer verzweifelten Zwangslage. Einerseits mußten sie sich gegen die Pfeile und Wurfgeschosse aus der Ferne schützen, was sie nicht anders erreichen konnten, als daß sie sich knapp zusammendrängten und mit den fest aneinander geschlossenen Schilden deckten; andererseits mußten sie die den Hügel hinanstürmenden Feinde abwehren, was ihnen wiederum in jener Stellung nicht möglich war. Diese doppelte Schwierigkeit ist nun in den beiden durch *neque . . . et* verbundenen Satzgefügen zum Ausdrucke gebracht. Das erste Satzgefüge ist mangelhaft überliefert; die Korrektur desselben muß vom zweiten ausgehen, dessen Inhalt sich in die Worte zusammenfassen läßt: ein Vorgehen gegen die den Hügel Empor-dringenden war unmöglich wegen der Geschosse. Daraus ergibt sich für den ersten Teil als Inhalt die entgegengesetzte Vorstellung: die Vermeidung der Geschosse durch engen Zusammenschluß und Deckung mit den Schilden war unmöglich *propter eos, qui in tumultum conitebantur*. Mithin darf an *propter* nicht gerüttelt werden; es ist überliefert, trägt nichts an sich, was Bedenken erregen könnte, paßt vielmehr in den Zusammenhang aufs beste und ist für die Gegenüberstellung sogar erforderlich. Madvig hat daher nicht gut getan, daran zu ändern, und das um so weniger, als er durch sein *propellere* das, was im zweiten Satzgefüge die Vorstellung des Erzählers bildet, nämlich der Vorstoß gegen die den Hügel Empor-



dringenden (*ubi ordines procursando solvissent*), auch im ersten dazu machte und so den Gegensatz der beiden Teile verwischte. Ferner ergibt sich aber auch noch für den ersten Teil die Notwendigkeit, daß mit *poterat* der Infinitiv eines Verbums verbunden werde, das gegenüber dem *patebant iaculis sagittisque* den Schutz bezeichnet, den die mit den Schilden gedeckte Stellung bot. Schon Weißenborn hat an *se tutari* gedacht; viel besser jedoch werden wir tun, den Ausdruck, der schon im § 7 steht, *se tueri*, hier, wie es ganz passend ist, zu wiederholen und nach *conferti* einzusetzen, wo das Abirren von . . . . *erti* auf . . *eri* den Ausfall verursacht hat. Zu schreiben ist daher: *nam neque conferti (se tueri) propter eos, qui in tumultum conitebantur, poterant et, ubi ordines procursando solvissent, patebant iaculis sagittisque*. Damit ist der Gegenüberstellung der beiden durch *neque . . . . et* verbundenen Satzgefüge vollkommen Rechnung getragen und durch die Ausfüllung einer Lücke eine Änderung der Überlieferung vermieden worden.

66, 8. Perseus hat mit einem Teile seiner Truppen die Römer, welche sorglos überall herumfouragierten, überfallen, viele Gefangene gemacht und eine große Menge beladener Getreidewagen erobert. Diese Beute schickte er unter Bedeckung in sein Standlager. Er selbst wendete sich unterdessen gegen ein nahes Präsidium, dessen Besatzung sich auf einen Hügel zurückzog und dort hart bedrängt wurde. Als der Konsul dies hörte, eilte er den Seinigen zu Hilfe und gleichzeitig schickte der König, wie er dies merkte, Eilboten, um die Phalanx herbeizuholen. Aber der Konsul griff rasch an und zwang die Mazedonier zum Rückzuge, bevor noch die Phalanx ankam. Denn diese hatte auf dem Marsche große Schwierigkeiten. In einem Engpasse traf sie mit dem Transport der Gefangenen und Getreidewagen zusammen; da gab es großen Aufenthalt, grenzenlose Verwirrung und viele Unglücksfälle. Und kaum hatten sie sich hier etwas entwirrt, so stießen sie in derselben Enge auf die vor den Römern zurückweichenden Truppen: *vix ab incondito agmine captivorum expedierant sese, cum regio agmini percussisque equitibus occurrunt. ibi vero clamor iubentium referre signa ruinae quoque prope similem trepidationem fecit*. So wurde



nach der Handschrift gedruckt, bis Bekker darauf aufmerksam machte, daß *quoque* sich nicht erklären lasse und entfernt werden müsse. Weißenborn, Madvig und Hertz haben sich ihm angeschlossen, H. J. Müller und Zingerle nach einer Vermutung Harants *tum quoque* aufgenommen. *Quoque* wegzustreichen ist wohl der einfachste und bequemste, aber gewiß nicht der sicherste Weg. Aber auch *tum quoque* ist nicht zu billigen. Diese Art der Zeitbetonung paßt nicht für eine Sache, die unmittelbar auf die vorangehende folgt, zumal da in *ibi* nebst dem Orte auch die Zeit mit inbegriffen ist. Und dann erst die Stellung zwischen *ruinae* und *prope similem*! Wenn schon eine solche Zeitbestimmung statthaben sollte, müßte diese doch an der Stelle von *ibi vero* stehen und nicht erst dort nachhinken, wo sie durchaus nicht hinpaßt. Suchen wir aber nach einem Worte, das anstatt *quoque* den Platz zwischen *ruinae* und *prope similem* auszufüllen geeignet wäre, so werden wir kaum etwas anderes finden können als *fugaeque*. Dieser Zusatz vervollständigt das Bild von den Folgen des Zusammenstoßes: zu dem, was am Boden liegt (*ruina*), kommt das, was auf der Flucht ist (eine fast zusammenbruch- und fluchtartige *trepidatio*). *Ruina* und *fuga* verbindet Livius auch noch IV 46, 5 *multi in ruina maiore quam fuga oppressi obtruncatique* und ebenso *trepidatio* mit *fuga* XXXVII 24, 7 *contemplati trepidationem fugamque hostium*.

67, 7. Der Konsul rückte vor Gonnus, zu versuchen, ob er sich der Stadt bemächtigen könnte: *ante ipsa Tempe in faucibus situm Macedoniae claustra tutissima praebet et in Thessaliam opportunum Macedonibus decursum. cum et loco et praesidio valido inexpugnabilis res esset, abstinit incepto*. Daß das handschriftliche *res*, was noch die ältesten Ausgaben haben, unmöglich echt sein könne, steht außer Zweifel. Wenn Gronovius es durch *urbs* ersetzt und damit den größten Anhang gewonnen hat (Madvig, H. J. Müller, Zingerle), ist auf die Überlieferung wenig Rücksicht genommen; auch *arx* (Weißenborn, Hertz) hat in dieser Beziehung keinen besonderen Vorzug. Dagegen klingt an *res* viel mehr *obex* an und dieser Ausdruck paßt auch vortrefflich auf Gonnus als Wegsperre zwischen Mazedonien und Thessalien. Eine sehr zutreffende Parallele steht IX 2, 10, wo Livius von Caudium



spricht: (*Romani viam*) *clausam sua obice armisque inveniunt* (vgl. *et loco et praesidio valido inexpugnabilis obex*); im Anfange des nächsten Kapitels (3, 1) heißt es *per obices viarum*. Auch Amm. Marc. XXIX 6, 12 *his velut obicibus barbari ab oppugnanda urbe depulsi* erinnert an *inexpugnabilis obex*. Steinbarrikaden heißen *obices saxorum* bei Tac. Hist. IV 71, wie denn überhaupt Berge und Felsen öfters so genannt werden.

### XLIII. Buch.

3, 4. Aus Spanien war eine Gesandtschaft der Abkömmlinge von römischen Soldaten und spanischen Weibern nach Rom gekommen und bat, es möge ihnen eine Stadt als Wohnort angewiesen werden. Der Senat willfahrte ihrer Bitte und faßte den Beschluß *eos Carteiam ad Oceanum deduci placere; qui Carteiensium domi manere vellent, potestatem fieri, uti numero colonorum essent agro adsignato; Latinam eam coloniam fuisse libertinorumque appellari*. Für *fuisse* hat Gronovius *esse* geschrieben, was seitdem in alle Ausgaben übergegangen ist und von den Kritikern stillschweigend hingenommen wird, ohne daß sie sich um die doch nicht so unbedeutende Abweichung von der Überlieferung weiter kümmern. Da aber hier durch *Latinam esse* und *libertinorum appellari* die rechtliche Stellung der neuen Kolonie ihrer Benennung gegenübergestellt ist, so liegt die Vermutung nahe, daß *fuisse* aus *iure esse* verdorben sei. Den Übergang mag *iuresse* gebildet haben, entsprechend der in der Wiener Handschrift nicht selten hervortretenden Erscheinung, daß, wie S. 9 bemerkt ist, wenn ein Wort mit demselben Buchstaben endet, mit welchem das folgende anfängt (*iure esse*), dieser Buchstabe nur einmal gesetzt ist.

6, 4. Gesandtschaften aus Griechenland und Asien kamen nach Rom und entledigten sich im Senate ihrer Aufträge. So hoben die Athener ihre Hilfsleistungen im Kriege hervor und klagten über die starken Getreideforderungen, denen sie kaum nachzukommen vermochten. Von den Milesiern steht geschrieben: *Milessi nihil praestitissent memorantes, si quid imperare ad bellum senatus vellet, praestare se*



*paratos esse polliciti sunt*. Grynäus suchte den grammatischen Zusammenhang dadurch herzustellen, daß er *praestitissent* in *praestitisse* änderte, wozu Hertz noch ein *se* hinzusetzte. Doch ist es nicht recht wahrscheinlich, daß Livius die Milesier die nackte Erklärung abgeben ließ, sie hätten nichts geleistet, und da zu dieser wenig zusagenden Wendung noch überdies eine Änderung der Überlieferung notwendig ist, wird man ihr kaum zustimmen können. Letzteres hat Madvig vermieden, indem er nur *quod* hinter *nihil* einschaltete: *Milesii nihil, quod praestitissent, memorantes*. Aber diese Fassung ist wiederum zu unbestimmt, weil daraus nicht einmal ersichtlich ist, ob die Milesier irgendwelche Leistungen aufzuweisen hatten oder nicht, d. h. ob sie keine aufweisen wollten oder keine aufweisen konnten. Man erwartet vielmehr, wie Weißenborn ganz richtig bemerkt, die Andeutung einer Art von Entschuldigung oder Rechtfertigung dafür, daß sie nichts geleistet haben. In diesem Sinne nahm Wochendorf eine größere Lücke vor *memorantes* an: *Milesii nihil praestitisse* ((oder *praestare potuisse*) *se, quod nihil Romani imperasse*)nt, *memorantes*. Doch kann man dasselbe Ziel viel einfacher erreichen, wenn man nach dem zu *Milessi* verdorbenen *Milesii* das Wörtchen *cur* einsetzt: *Milesii, cur nihil praestitissent, memorantes*. Dadurch ist auch für die Gründe der Entschuldigung, die Livius nicht angibt, ein freier Spielraum gelassen. *Memorare* hat wohl gewöhnlich einen Objektsakkusativ bei sich, aber ein indirekter Fragesatz findet sich auch an der sehr ähnlichen Stelle XXVII 4, 5 *quae prospera proelia rex cum Carthaginensibus fecisset, memorantes*; bei Plaut. Capt. 270 *servosne esse an liber mavelis, memora mihi* und öfters bei Sallustius und Tacitus.

7, 10. Eine Gesandtschaft aus Chalcis klagte im römischen Senate über die Gewalttätigkeiten, welche der Prätor C. Lucretius in ihrer Stadt verübt habe: *apud se templa omnibus ornamentis compilata spoliataque sacrilegiis C. Lucretium navibus Antium devexisse*. Die ersten Worte *apud se templa omnibus ornamentis compilata spoliataque* verursachen kein erhebliches Bedenken, denn der Ablativ dessen, wessen etwas beraubt wird, kommt bei *compilare* zwar nur hier vor, aber die Analogie mit *spoliare* und den anderen Verben des Beraubens,



namentlich aber auch die Verbindung *conpilata spoliataque* lassen diese Konstruktion leicht begreiflich erscheinen. Auch die Zusammenstellung der beiden Synonyma *conpilata spoliataque* findet eine Stütze in *spoliatum expilatumque* bei Cic. Verr. IV 27, 63. Nicht weniger echt erweisen sich die Worte *C. Lucretium navibus Antium devexisse*. Der ganze Fehler steckt also in und um *sacrilegiis*. Schon der Plural von *sacrilegium* ist hier ganz vereinzelt, denn auch bei Suet. Caes. 54 ist *sacrilegis* Adjektiv, nicht Substantiv. Ferner fehlt zu *devexisse* das Objekt. Dies zu gewinnen, zog Gronovius *spoliataque* heran, änderte es in *spoliague* und schrieb *spoliague sacrilegiis*, eine Lesart, an der noch Mädvig festhielt, da sie an Sinn und Form vollkommen entspricht. Freilich mußte *spoliataque* vom Vorangehenden losgerissen, geändert und der letzte Buchstabe von *sacrilegiis* fallen gelassen werden. Verunglückt ist die Umdrehung Weißenborns: *templa omnibus ornamentis spoliata concpilataque sacrilegiis C. Lucretium navibus Antium devexisse*, nicht der Umdrehung wegen, denn solche gibt es in der Handschrift öfters, so im Anfange dieses Kapitels *cum infitiati non interrogarentur* anstatt *cum interrogati non infitiarentur*, sondern weil die für *conpilare*, das doch ‚jemanden, etwas berauben, ausplündern‘ heißt, angenommene Bedeutung ‚etwas zusammenrauben‘ nirgends zu finden ist.<sup>4</sup> Ein anderer Weg, das fehlende Objekt zu *devexisse* zu ersetzen, ist, eine Lücke anzunehmen und damit auszufüllen. So schlug Vahlen vor: *(rapinas) sacrilegis C. Lucretium navibus Antium devexisse*. Allein *sacrilegis navibus*, das schon Ernesti vermutet, Gitlbauer gebilligt und Zingerle in den Text aufgenommen hat, ist doch ein für die Prosa etwas gewagter Tropus, zumal da *C. Lucretium* dazwischensteht, wohin ja eigentlich das Attribut gehört. Da bietet sich nun in einer auch in sachlicher Beziehung genau entsprechenden Stelle, XXIX 8, 9, eine Phrase, die sich zur Ausfüllung unserer Lücke ganz besonders eignet. Der Proprätor Pleminius hat sich gegen die Locrer äußerst gewalttätig und raub-

<sup>4</sup> Die einzige Stelle, welche dafür angeführt werden könnte, ist Plaut. Men. 560. Aber ich glaube in den ‚Wiener Studien‘ XIX (1897) S. 123—125 überzeugend dargetan zu haben, daß dort *concupilet* anstatt *conpilet* zu schreiben sei.



gierig benommen, *nam avaritia ne sacrorum quidem spoliatio abstinuit nec alia modo templa violata sed Proserpinae etiam intacti omni aetate thesauri, praeterquam quod a Pyrrho, qui cum magno piaculo sacrilegii sui manubias retulit, spoliati dicebantur*. Daraus ergibt sich für die Herstellung unserer Stelle folgende Ausfüllung der Lücke: *apud se templa omnibus ornamentis conpilata spoliataque; sacrilegii s(ui manubias) C. Lucretium navibus Antium devexisse*. So ist, ohne auch nur einen Buchstaben an der Überlieferung zu ändern, eine einwandfreie, dem Livianischen Sprachgebrauche aufs genaueste entsprechende Form gewonnen. Der Schreiber scheint von ..... *ii s...* auf ..... *ias* abgeirrt zu sein.

10, 1. Nicht weit von Lychnidus in Illyrien war die Stadt Uscana; von der steht nun geschrieben: *haud procul inde Uscana oppidum finium plerique Persei* (Kod. *Perseii*) *erat*. Schon in der ersten Ausgabe hat Grynäus *plerique* zu *plerumque* korrigiert und diese Korrektur ging in alle Ausgaben über. Man begnügte sich in Ermangelung eines Besseren mit der Erklärung: ‚U. gehörte meistens zum Gebiet des P., = war gewöhnlich in seiner Gewalt‘ (Weißborn). Daß diese Erklärung nicht genügen kann, ist begreiflich und das um so mehr, als sie nur auf einer Konjektur aufgebaut ist; denn die Handschrift hat *plerique*. Man wird daher gut tun, die Konjektur selbst fallen zu lassen und einen anderen Weg zu suchen. Dieser bietet sich auch sofort; denn da es sich offenbar um die Zugehörigkeit der Stadt zum Reiche des Perseus handelt, tritt aus *plerique* wie von selbst *perique* hervor, das durch das Ende des vorangehenden Wortes *finium* leicht sich zu *inperique* ergänzt. An *inperium* hat schon Weißborn gedacht und *finitimum inperio* für *finium plerique* als Vermutung hingestellt. Viel näher kam der Überlieferung Harant mit *finium inperiique*. Nur ist die zwecklose Tautologie von *finium* und *inperii* unerträglich. Doch gibt es dagegen eine leichte und sehr passende Abhilfe. Wenn nämlich mit *inperii Persei erat* gesagt ist, welcher Staatsgewalt Uscana angehörte, liegt es nahe, bei *finium* an die Stammesangehörigkeit zu denken. Man setze daher *Penestorum* (c. 18, 5; 20, 4; 21, 1—3) davor ein und schreibe:



*haud procul inde Uscana, oppidum (Penestarum) finium in-*  
*periique Persei, erat* (eine Stadt im Gebiete der Penesten  
 und unter der Oberherrschaft des Perseus'). Die Wort-  
 stellung ist chiastisch; *Penestarum* entspricht dem *Persei*  
 und *finium* dem *inperii*. Anlaß zum Ausfalle boten die End-  
 silben von *oppidum* und *Penestaru m*.

10, 5. Die Römer näherten sich unvorsichtig zu einem  
 Sturme auf die Stadt Uscana und wurden, wie sie auf Schuß-  
 weite gekommen waren, durch einen Ausfall aus zwei Toren  
 überrascht: *ubi primum sub ictu teli fuerunt, duabus simul*  
*portis erumpitur et ad clamorem erumpentium ingens strepi-*  
*tus e muris ortus ululantium mulierum cum crepitu undique*  
*aeris et incondita multitudo turba inmixta servili variis voci-*  
*bus personabat*. Die Handschrift hat *strepitusque e muris* (m  
 durch Korrektur aus n). Das *que* wurde gleich in der ersten  
 Ausgabe von Grynäus übergangen und ich sehe nicht, daß  
 seitdem irgend jemand demselben eine Beachtung geschenkt  
 hätte. Und doch, woher sollte es gekommen sein? Aus dem  
*undique* der folgenden Zeile? Möglich; doch halte ich es  
 für viel wahrscheinlicher, wiederum eine kleine Lücke an-  
 zunehmen, deren Entstehung durch den gleichen Auslaut der  
 Worte sich leicht erklärt, und *strepitus (sonitus que)* oder  
*strepitus (tumultus) que* zu schreiben. *Sonitus* erscheint neben  
*strepitus* bei Plaut. Amph. 1062 *strepitus, crepitus, sonitus,*  
*tonitrus*; öfter *tumultus*, so bei Caes. B. G. II 11, 1 *magno*  
*cum strepitu ac tumultu castris egressi*; VI 7, 8 *maiore*  
*strepitu et tumultu, quam populi Romani fert consuetudo,*  
*castra moveri iubet*; Sall. Jug. 12, 5 *strepitu et tumultu*  
*omnia miscere*; vgl. auch 53, 7 *strepitu tumultum facere* und  
 Hist. III 67 Col. III 7 *strepitus tumultuosi sonores*. Es dürfte  
 daher deshalb und wegen des Verbums *personabat* dem *stre-*  
*pitus tumultusque* der Vorzug zu geben sein. Zu bemerken  
 ist auch, daß an allen angeführten Stellen gerade so, wie  
 es sich in der vorgeschlagenen Konjektur von selbst ergibt,  
*tumultus* dem *strepitus* nachfolgt.

11, 11. Der Senat hatte wegen der schlechten Krieg-  
 führung in Mazedonien eine Gesandtschaft dorthin abgehen  
 lassen mit dem Auftrage, was geschehen sei, zu untersuchen  
 und darüber Bericht zu erstatten. Diese Gesandtschaft be-



richtete nun, König Perseus sei im Vorteil und die römischen Bundesgenossen in große Angst versetzt. *culpam eius rei consulem in tribunos militum, contra illos in consulem conferre. ignominiam Claudii temeritate acceptam elevare eos patres acceperunt qui per paucos Italici generis et magna tumultuario dilectu conscriptos ibi milites amissos referebant.* Der Anfang bis *elevare* verläuft vollkommen korrekt, ebenso der Schluß von *Italici* an, wenn man nach *magna*, was schon in der ersten Ausgabe geschehen ist, *ex parte* einfügt. Auch die Worte *qui per paucos* sind in ihrer Bedeutung unzweifelhaft. Der Satz bringt eine Erklärung oder Begründung zum vorangehenden und so handelt es sich nur um die Form, die freilich eine sehr mannigfache Gestalt annehmen kann. Selbst die Überlieferung *qui perpaucos* ist nicht ausgeschlossen (Gitlbauer); andere vermuten *quippe paucos* (H. J. Müller), *quippe perpaucos* (Weißborn, Hertz), *quia perpaucos* (Hartel, Zingerle), *quod perpaucos* (Madvig). Die ganze Schwierigkeit der Stelle liegt also in den Worten *eos patres acceperunt*. Diese richtigzustellen ist in verschiedener Weise versucht worden. Alle diese Bemühungen auseinanderzusetzen wäre zwecklos und würde zu weit führen. Es sei nur im allgemeinen bemerkt, daß sämtliche Kritiker an *patres* festhalten und daß dies die Klippe ist, an der alle ihre Versuche scheitern mußten. Denn mit *patres* ist einmal nichts anzufangen und ebensowenig mit *eos*. Das Einzige, was aus allen den Vorschlägen bleibenden Wert zu haben scheint, ist H. J. Müllers *occeperunt*. Nachdem die Gesandten über die unglückliche Lage in Mazedonien berichtet hatten, fingen sie an, die Schmach der durch Claudius erlittenen Niederlage zu verringern: *ignominiam Claudii temeritate acceptam elevare occeperunt*; die Konstruktion von *occipere* mit dem Infinitiv ist mehr als hinreichend gesichert und steht auch bei Livius I 7, 6. Was nun *eos patres* betrifft, so zweifle ich nicht, daß dasselbe auf ein *cōs. patrocinantes* = *consuli patrocinantes* zurückgehe. Am Schlusse ihres Berichtes fingen die Gesandten an, zum Schutze für den Konsul die Schmach der Niederlage zu verringern, indem sie weiter berichteten, es seien nur wenige Italiker und größtenteils nur solche, die bei einem Sturmaufgebote ausgehoben worden waren, gefallen. *Patro-*



*cinari* braucht Terenz Phorm. 939; dann kommt es freilich erst seit Quintilian öfters vor, aber doch einmal auch beim Verfasser des B. Hisp. 29, 8, d. i. in der Zeit des Livius, so daß wir keinen Anstand zu nehmen brauchen, das Wort an einer so passenden Stelle dem Livius zuzumuten. Nun gewinnen auch die Worte *qui per paucos* größere Bestimmtheit; denn wer nicht streng an die Überlieferung sich halten will, was ja auch möglich ist (*qui perpaucos*), aber sich weniger empfiehlt, hat nur mehr die Wahl zwischen *quippe paucos* und *quippe perpaucos*. Man schreibe also: *ignominiam Claudii temeritate acceptam elevare consuli patrocinantes occiperunt; quippe paucos (oder quippe perpaucos) Italici generis et magna ex parte tumultuario dilectu conscriptos ibi milites amissos referebant.*

11, 13. *Sacerdotes intra eum annum mortuus est L. Flaminius pontifices duo decesserunt L. Furius Philus et C. Iunius Salinator.* Vor *sacerdotes* steht in der Handschrift noch *in*, doch ist es vom Schreiber selbst expungiert. Für *Flaminius* korrigierte Sigonius mit Hinweis auf XXV 2, 2 *Flamininus*, wornach derselbe Augur war. Für *Iunius* hat schon die erste Ausgabe *Livius* gebessert. Was nun die weitere Kritik betrifft, so ist die Stelle lückenhaft überliefert und eine volle Herstellung nicht mehr möglich, aber die Form, die sie gehabt hat, läßt sich recht gut mutmaßen. Vorbilder dafür sind in dieser Dekade XLII 28, 10; XLIV 18, 7 und XLV 44, 3. Darnach ist vor *mortuus est*, wenn unter L. Flaminius in der Tat der Augur L. Flamininus zu verstehen ist, ohne Zweifel *augur* einzusetzen. *Sacerdotes* ist als allgemeine Bezeichnung des Priesterstandes vorangestellt, gerade so wie XLII 28, 10 und XLIV 18, 7, und ebenso, wie dort *mortui* oder *mortui sunt* darauf folgt, wird auch hier *sacerdotes intra eum annum mortui* (*mortui sunt*) zu schreiben sein. Daran schließen sich weiterhin die Namen der Verstorbenen an mit der speziellen Bezeichnung der Art ihres Priestertums, nämlich *flamen* oder *devemvir sacrorum* oder *augur* oder *pontifex*. Von den Namen sind an unserer Stelle nur der Augur und die Pontifices erhalten; was voranging, ist ausgefallen. Ich würde daher die Stelle in folgender Weise edieren, indem ich das Fehlende durch einige Punkte andeute: *sacerdotes intra eum*



*annum (mortui . . . . . augur) mortuus est L. Flamininus pontifices duo decesserunt L. Furius Philus et C. Livius Salinator.* Wie der Abschreiber *mortui* schreiben sollte, irrte er auf *mortuus* ab und so entstand die Lücke. An der Wiederholung von *mortui . . . . . mortuus est* dürfen wir keinen Anstoß nehmen. XLV 44, 3 *augur eo anno mortuus est C. Claudius; in eius locum augures legerunt T. Quinctium Flamininum; et flamen Quirinalis mortuus Q. Fabius Pictor* haben wir dasselbe und hier sehen wir auch, wie die Wiederholung entstanden ist, nämlich durch die Einschiegung der Ersatzwahl. Das Gleiche oder etwas Ähnliches dürfte auch in der Lücke unserer Stelle der Fall gewesen sein.

14, 2. *Cum dilectus habendi maior quam alias propter Macedonici belli curam esset* (Kod. *esse*), *consules plebem apud senatum accusabant, quod et iuniores non responderent.* Zu *maior* fehlt das Substantivum. Grynäus suchte es in *curam* und schrieb *propter Macedonicum bellum cura*; ihm haben sich alle anderen Herausgeber ohne Bedenken angeschlossen. Doch ist die Korrektur des Grynäus keine so leichte Änderung, da die Überlieferung *propter Macedonici belli curam* an und für sich nicht den geringsten Anlaß zu einem Zweifel gibt; steht doch *belli cura* auch XXII 9, 11; *curam belli sustinere* sagt Cic. Att. VI 5, 3 und Tac. Hist. II 82 *prima belli cura agere dilectus*. Ein einziger von den Kritikern hat darauf Rücksicht genommen und einen anderen Weg eingeschlagen, nämlich Harant, indem er in *dilectus* das zu finden glaubte, was bei *maior* fehlt, und *dilectus habendus maior* vorschlug. Allein abgesehen davon, daß die Annahme einer stärkeren Aushebung ganz willkürlich ist und nirgends hier eine weitere Stütze findet, trifft diesen Versuch, wenn auch nicht in demselben Maße, doch das gleiche Bedenken wie den des Grynäus; denn auch *habendi* macht nicht weniger als das andere durchaus den Eindruck unzweifelhafter Echtheit. Es wird daher wie gewöhnlich in solchem Falle nicht geraten sein, daran zu rütteln, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit dahin zu richten, ob nicht das fehlende Wort der allbekannten Flüchtigkeit des Abschreibers zum Opfer gefallen ist. Meine Vermutung geht nämlich dahin, daß *necessitas* hinter *esset* ausgefallen sei, was um so leichter geschehen



konnte, je näher sich beide Worte in ihren Lauten stehen. Von einer *dilectus necessitas* spricht auch Cic. Phil. XI 10, 24.

14, 6. Die Zensoren legten den *iuniores* außer dem gewöhnlichen Eidschwure aller Bürger auch noch folgende Frage zur Eidesleistung vor: *tu minor annis sex et quadraginta es tuque ex edicto C. Claudii Ti. Semproni censorum ad dilectum prodisti et, quotienscumque dilectus eris, quac̃ hi censores magistratum habebunt, si miles factus non eris, in dilectu prodibis?* Der Sinn des im Anfange verdorbenen Satzes *quac̃ hi censores magistratum habebunt* ist klar: die Zensoren nahmen den Eid ab kraft ihres Amtes und daher auch für die Zeit ihres Amtes und diese Bestimmung ist ein Teil der Eidesformel. Der Satz gehört also nicht zum Vorangehenden, sondern zum Nachfolgenden, und von diesem Gesichtspunkte aus sind die Verbesserungsversuche zu beurteilen. Was Grynäus und Gronovius daraus gemacht haben, kann nicht in Betracht kommen. Weißenborn schrieb *quamdiu* für *quac* und Harant schlug *quoad* vor, was auf dasselbe hinausläuft. Aber beide Partikeln passen wenig zu *in dilectu prodibis*, womit sie, wie gesagt, zu verbinden wären. Auch kommt es nicht darauf an, zu bestimmen, wo die Gültigkeit des Eides eine Grenze hat, was in *quamdiu* oder *quoad* liegen würde, sondern wann der Eid seine Gültigkeit hat, da die Zensoren nicht anders als für ihre Amtszeit den Eid abnehmen konnten. Dieser Unterschied kommt zum Ausdrucke in der Konjekture des Ursinus *cum*, der auch Madvigs Scharfsinn vor *quamdiu* den Vorzug gegeben hat. Nur ist der Abstand des *cum* (*quum*) von der handschriftlichen Überlieferung zu groß. Aber *quando* kommt dieser viel näher und ist ebenso zutreffend. Sollte *quac* nicht etwa auf ein Kompendium von *quando*, wie z. B. auf *quāō*, zurückgehen?

17, 7 ist von den Parteikämpfen bei den Akarnanen die Rede und so auch von der *amentia eorum, qui ad Macedonicam gentem trahebant*. Da *Macedonicam* und *gentem* nicht zusammengehören, sondern *gentem* das Volk der Akarnanen ist, so ist die Stelle mangelhaft überliefert und bedarf einer Korrektur. Gronovius und die folgenden Herausgeber änderten *Macedonicam* in *Macedonas* und Weißenborn setzte noch *Acarnanicam* hinzu, um der Überlieferung gerechter zu



werden; doch ist *Acar-nanicam* recht überflüssig, da ja hier nur von den Akarnanen die Rede ist und die Worte *Acar-nanes*, *Acar-naniam* kurz vorangehen. Die Annahme, daß ein ursprüngliches *Macedonas* zu *Macedonicam* verdorben worden sei, setzt eine absichtliche Änderung der Überlieferung voraus, die, wie schon S. 4 gesagt wurde, gar nicht in dem Charakter der Wiener Handschrift liegt, denn man wird darin kaum irgendwo eine bestimmte Spur nachweisen können, daß der Text durch Verbesserungsversuche eines Abschreibers oder Korrektors eigenmächtig alteriert worden sei; selbst sogenannte Glossen sind äußerst selten. Wir werden daher viel sicherer gehen, da Auslassungen von Wörtern in dieser Handschrift zahllos sind, wiederum eine kleine Lücke anzunehmen und das um so mehr, als das einzusetzende Wort seinen Ausfall leicht begreiflich macht. Man schreibe nämlich: *qui ad Macedonicam* (*sectam*) *gentem trahebant*. Livius braucht das Wort *secta* zur Bezeichnung einer politischen Partei recht oft, so z. B. gerade von der mazedonischen Partei XLII 31, 1 *regem Persea quique eius sectam secuti essent*; ferner VIII 19, 10; XXIX 27, 2; XXXV 49, 5; XXXVI 1, 5. — Während also bei diesen Parteikämpfen die eine Partei verlangte, daß römische Besatzungen in ihre Städte gelegt werden, damit sie gegen die Anhänger des Perseus eine Stütze hätten, wies die andere, wie Livius

17, 8 fortfährt, ein solches Ansinnen zurück, *ne, quod bello captis et hostibus mos esset, id pacatae et sociae civitates ignominiae acciperent*. Die Konstruktion dieser Stelle scheint nicht immer richtig aufgefaßt worden zu sein und dadurch überflüssige Korrektionsversuche hervorgerufen zu haben. Im Relativsatze, sagt Madvig, *audiri necesse est accipere, etsi admodum dure auditur etiam ob relata inter se quod — id, quorum utrumque suum verbum postulat*. Das ist nun insofern, als Madvig *quod* als Akkusativ mit dem in Gedanken ‚notwendig‘ zu ergänzenden *accipere* verbindet und *accipere* als Subjekt zu *mos est* ansieht, unrichtig. Ihm selbst kommt in seinem feinen Sprachgeföhle die Sache bedenklich vor, er klagt über Härte und die in *quod — id* liegende Schwierigkeit und sein Bedenken ist nicht umsonst. Es ist nämlich kein *accipere* zu ergänzen, sondern *quod* ist Nominativ und



unmittelbar mit *mos est* zu verbinden. *Mos* ist der Kriegsbrauch, *mos belli* (I 15, 1; Cic. Verr. IV 52, 116 u. a.); *quod bello captis et hostibus mos esset* heißt also: ‚Was Kriegsbrauch ist für Kriegsgefangene und Feinde‘ (bei Kriegsgefangenen und Feinden, Kriegsgefangenen und Feinden gegenüber; Dativus incommodi). Unter dieser Auffassung verschwindet auch das Bedenken, das Madvig gegen die Verbindung *bello captis mos esset* mit *accipere ignominiam* äußert (*parum apte bello captis mos esse dicitur accipere ignominiam, quasi ipsorum in ea re actio sit, sine qua mos intellegi nequit*), da an eine Ergänzung von *accipere* nicht zu denken ist. Dem Relativsatze *quod bello captis et hostibus mos esset* würde nun als Hauptsatz genau entsprechen *id pacatae et sociae civitates acciperent*, also: ‚damit nicht, was Kriegsbrauch für Kriegsgefangene und Feinde ist, das friedliche und verbündete Staaten erhalten‘. *Quod* — *id* ist allgemein ausgedrückt, der spezielle Inhalt ergibt sich aus dem Zusammenhange, nämlich ein römisches Präsidium. Das Ungewöhnliche dieser Stelle liegt nun darin, daß, während das Relativum *quod* allgemein geblieben ist, zum Demonstrativum *id* die nähere Bezeichnung des Inhalts als Genetivus partitivus *ignominiae* hinzugetreten ist: *id ignominiae = eam ignominiam*, ‚diese Schmach‘, nämlich die Schmach einer römischen Besatzung. Die darin gelegene Unebenheit ist eine von den vielen Freiheiten, deren sich jede Sprache gegen die strenge Konzinnität bedienen kann: ‚damit nicht, was Kriegsbrauch ist für Kriegsgefangene und Feinde, diese Schmach friedliche und verbündete Staaten empfangen‘. Nun noch ein Wort der Erwiderung gegen Madvigs Behauptung: *Nec bene bello capti et hostes tamquam duo genera copulantur*; wir kommen damit zu einem Hauptpunkte der Erklärung dieser Stelle. *Bello capti et hostes* muß nämlich in enger Beziehung auf *pacatae et sociae civitates* beurteilt werden. *Bello capti* geht auf das Verhältnis zweier Völker zueinander als Bezwungene und Bezwingen, *hostes* dagegen bezieht sich auf die Gesinnung, in der sie zueinander stehen. Jenen entsprechen die *sociae civitates*, d. i. den Bezwungenen und Bezwingern die im Bundesverhältnisse zueinander stehenden Staaten, diesen, den *hostibus*, die *pacatae civitates*,



d. i. den als Feinde sich gegenüberstehenden, die im Friedenszustande befindlichen. Wir haben also hier eine gewählte Symmetrie, und zwar in chiastischer Anordnung, wie wir eine auch schon oben zu 10, 1 gefunden haben. Alle neueren Verbesserungsvorschläge von Madvig, Seyffert, Hartel zerstören diese Symmetrie und sind daher schon deshalb unbedingt abzulehnen.

20, 3. Perseus schickte zu Gentius, dem Könige von Illyrien, Gesandte, um ihn zur Teilnahme an dem Kriege gegen die Römer zu bewegen, aber ohne Vollmacht, auf den Geldpunkt einzugehen: *sine mentione pecuniae, qua unda barbarus inops inPELLI ad bellum non poterat*. Alles andere außer *unda* trägt durchaus den Stempel der Echtheit und wird geschont werden müssen. Der Fehler scheint also bloß in *unda* zu liegen; Besserungsversuche sind nur zwei zu verzeichnen. Was Grynäus schrieb: *qua una barbarus inops inPELLI ad bellum poterat*, hat fast allgemeine Anerkennung gefunden und steht in allen Ausgaben mit Ausnahme der Weißenbornschen. Das Mißliche daran ist, daß dabei *non* gewalttätig entfernt wird und nicht abzusehen ist, woher es in den Text sollte gekommen sein. Zur Erleichterung dachte Vahlen an *bellandum*, Zingerle an *bellum Romanum*; keiner von diesen beiden Einfällen eignet sich, das *non* in der Überlieferung zu erklären, und das *Romanum* des Letzteren ist noch dazu eine höchst überflüssige Zutat. Die Schwierigkeit, welche in der Entfernung des *non* liegt, vermeidet Weißenborns Konjektur, der *non data* anstatt *unda* schreibt. Allein einerseits geht diese Änderung doch etwas weit von dem, was in der Handschrift steht, ab und andererseits befremdet der Ausdruck *data* in hohem Grade, da die Geldfrage noch nicht einmal berührt oder in Betracht gezogen (*sine mentione pecuniae*), geschweige denn an eine Auszahlung gedacht werden sollte. Viel näher als diese beiden Vermutungen liegt dem *unda* der Gedanke an *nuda* und das führt zu *nudatus*. Auch dem Sinne nach entspricht *qua nudatus* vollkommen; der König war zur Zeit des Geldes entblößt, seine Kassen standen leer (§ 2 *pecuniam maxime deesse*), und so konnte er in dieser Hilflosigkeit (*inops*) in keinen Krieg sich einlassen. *Qua nudatus barbarus inops* erinnert an XLII 50, 8,



wo Perseus *nudatus ad extremum opibus* genannt wird. *Nudatus aliqua re* ist ein dem Livius sehr geläufiger Ausdruck, z. B. *praesidio nudatam Italiam* (XXVIII 42, 12; vgl. XXIX 4, 7; XXX 2, 5); *hostem nudatum urbibus* (IX 31, 12); *nudata moenibus patria* (XXI 8, 8); *muros defensoribus nudare* (XXI 11, 7); vgl. XXVII 4, 11; XLII 3, 7; XLV 28, 10.

23, 4. Die Mazedonier gingen auf Plünderung aus, während sich unterdessen Philostratus mit seiner Kohorte Epiroten in einen Hinterhalt legte. Als gegen die zerstreuten Plünderer aus Antigonea Bewaffnete hervorbrachen, flohen sie und zogen diese bei ihrer zügellosen Verfolgung in das vom feindlichen Hinterhalte besetzte Tal: *fugientes eos persequentes effusius in vallem insessam ab hostibus praecipitantibus idem occisis, centum ferme captis et ubique prospere gesta re prope stativa Appi castra movent*. Das Verderbnis steckt in den Worten *praecipitantibus idem occisis*. Der Zusammenhang verlangt *praecipitant*, was auch schon in der ersten Ausgabe steht und allgemein angenommen ist; außerdem fehlt, dem *centum ferme captis* entsprechend, ein Zahlwort vor *occisis*. Übereinstimmend rät man auf *mille*. Was ferner die weitere Korrektur der Stelle betrifft, so wird zwischen *praecipitant* und *mille* entweder *ibi* oder *inde* (Weissenborn), auch *ibi ad* (Grynäus) oder *ubi ad* (Harant) eingesetzt. Nimmt man aber an, daß die handschriftliche Überlieferung auf *praecipitantib. idem m. occisis* zurückgehe, so ergibt sich ohne irgendeine Änderung als Lesart: *praecipitant. ibidem mille occisis*. Daß Livius *ibidem* (= *eo ipso loco* ‚daselbst‘) noch an einer anderen Stelle gebraucht habe, ist mir zwar nicht bekannt, da aber dasselbe hier nicht als Konjekture, sondern als Überlieferung zu betrachten ist, haben wir keinen Grund, das durch die ganze Latinität verbreitete Wort von dieser einzigen Stelle des Livius zu entfernen. Vielleicht brauchte er es hier einmal dem *ubique* gegenüber.



Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 193. Band, 3. Abhandlung

---

# Die Anfänge der chinesischen Geschichtschreibung

Von

**A. Rosthorn**

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 7. Mai 1919

---

**Wien, 1920**

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitätsbuchhändler

Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien



**Druck von Adolf Holzhausen in Wien.**



Wer sich von Umfang und Inhalt der chinesischen Geschichtschreibung ein Bild machen will, der nehme den Katalog der Kaiserlichen Bibliothek (四庫全書總目) zur Hand, welcher in den Jahren 1772—1790 entstanden ist. Die vier Kammern (四庫) der Bibliothek entsprechen den vier Hauptabteilungen der gesamten Literatur: kanonische Bücher (經), historische Werke (史), Philosophen und Fachschriftsteller (子) und Belletristik: Poesie und Prosa (集). Wir haben es hier nur mit der zweiten Abteilung zu tun, ob-  
schon für den Historiker die Kenntnis auch der anderen Abteilungen durchaus unerläßlich ist.

Die historische Literatur ist in zehn Gruppen geteilt, welche wieder in Unterabteilungen zerfallen:

1. Die erste Gruppe umfaßt die eigentlichen dynastischen Geschichten (正史), und zwar: a) die von Amts wegen redigierten Geschichten der 24 Dynastien (二十四史) und b) die von Privatgelehrten verfaßten Geschichten einzelner Dynastien oder Zeitperioden (別史), wie die Geschichte der späteren Han-Dynastie (後漢書) des Hua Tschiao (華嶠), die Chronik der Schu-Han-Dynastie (蜀漢春秋) des Hsi Ts'o-tsch'i (習鑿齒), die Chronik der 16 Staaten (十六國春秋) des Ts'ui Hung (崔鴻), die Geschichte der Länder südlich des Hua-schan (華陽國志) des Tsch'ang Tschü (常璩), die interne Geschichte der Yuan-Dynastie (元朝秘史) usw.

2. In der zweiten Gruppe haben wir die großen universalgeschichtlichen Werke in chronologischer Anordnung (編年), den allgemeinen Spiegel der Regierungskunst (資治通鑑) des Ssima Kuang (司馬光) und die Leitsätze des allgemeinen Spiegels (通鑑綱目) des Tschu Hsi (朱熹).



3. Die dritte Gruppe enthält Werke, in welchen geschichtliche Episoden und Begebenheit von Beginn zu Ende monographisch behandelt werden (**紀事本末**), und zwar: a) allgemeine Werke (**通體**), wie das T'ung-tschien tschi-sch'i pên-mo (**通鑑紀事本末**) des Yuan Schu (**袁樞**), eine Bearbeitung des großen Werkes des Ssima Kuang, das I-sch'i (**繹史**) des Ma Hsiu (**馬縉**) u. a. und b) spezielle Werke (**別體**), wie die Darstellungen verschiedener Revolutionen und ihrer Unterdrückung.

4. Die vierte Gruppe bilden Werke über die Geschichte der Verwaltung und der Institutionen (**政書**). Hierher gehören das T'ung-tien (**通典**) des Tu You (**杜佑**), das T'ung-tsch'i (**通志**) des Tschêng Tsch'iao (**鄭樵**) und das Wên-hsien t'ung-k'ao (**文獻通考**) des Ma Tuan-lin (**馬端臨**), sowie die Fortsetzungen dieser Werke, welche die Entwicklung der staatlichen Einrichtungen und des kulturellen Lebens darstellen und eine wichtige Materialiensammlung für eine Kulturgeschichte Chinas bilden. Neben diesen allgemeinen Werken gibt es spezielle Bearbeitungen der Institutionen einzelner Dynastien, wie das T'ang K'ai-yuan-li (**唐開元禮**), das Ta Tsch'ing hui-tien (**大清會典**), das Ta Tsch'ing t'ung-li (**大清通禮**), und nichtamtliche Monographien über einzelne Teile dieses großen Gebietes, wie das Han-Kuan-i (**漢官儀**) des Ying Schao (**應劭**) etc.

5. Die fünfte Gruppe umfaßt vermischte historische Schriften (**雜史**), und zwar: a) Chroniken (**綜記**), wie die Kuo-yü (**國語**), die Tschan-kuo-ts'ê (**戰國策**) u. a., b) Memoiren (**瑣記**), wie das Schi-schuo hsin-yü (**世說新語**), das T'ang-tai ts'ung-schu (**唐代叢書**), das Ming-tsch'i pi-sch'i (**明季稗史**) u. dgl. und c) Verordnungen und Denkschriften (**詔令奏議**).

6. Die sechste Gruppe enthält Biographien (**傳記**), entweder a) in der Form von Kollektivwerken, wie das Man-Han ming-tsch'ên tschuan (**滿漢名臣傳**) oder das Hsien-tschêng schi-lüe (**先正事略**), beide offizielle Publikationen der



Tsch'ing-Dynastie, oder b) Einzelbiographien, wie die Darstellungen des Lebenslaufes einzelner Kaiser (實錄) oder berühmter Männer (年譜).

7. Die siebente Gruppe enthält geographische Werke (地志), und zwar sowohl allgemeine, wie die Topographien (通志) der einzelnen Provinzen, wie spezielle, z. B. Reisebeschreibungen u. dgl.

8. Die achte Gruppe besteht aus Werken über die geistige Entwicklung (學史), wie die Untersuchungen über die philosophischen Richtungen der Ming-Dynastie (明儒學案) des Huang Tsung-hsi (黃宗羲) oder die Geschichte der Han-Schule unter der regierenden Dynastie (國朝漢學師承記) des Tschiang Fan (江藩).

9. Die neunte Gruppe wird von Werken der historischen Kritik (史論) gebildet. Diese betrifft entweder a) die Methodik (理論), wie das Schi-t'ung (史通) des Liu-Tschitschi (劉知幾), oder das Wên-schi t'ung-i (文史通議) des Tschang Hsio-tsch'êng (童學誠) u. a., oder b) die Materie (事論), wie die Li-tai schi-lun (歷代史論) oder das Tu T'ung-tschien lun (讀通鑑論) des Wang Fu-tsch'i (王夫之) etc., oder c) vermischte Schriften, wie das Nien-êr-schi tscha-tschi (廿二史劄記) des Tschao I (趙翼) oder das Schi-tsch'i schi schang-tsch'üe (十七史商榷) des Wang Ming-schêng (王鳴盛).

10. Die zehnte Gruppe ist ein Anhang (附庸) und enthält a) die Geschichte fremder Länder, wie das Hsi-yü t'utsch'i (西域圖志) oder das Tsch'i-fang wai-tschi (職方外紀) des Ai Ju-lüe (艾儒略), b) spezielle Untersuchungen (考據), wie das Yü-kung t'u-k'ao (禹貢圖考), und c) Kommentare und Annotierungen (注釋).

Die historische Literatur Chinas ist, wie man sieht, so umfangreich und vielseitig, daß es fast unmöglich ist, sie in ihrer Gänze zu überblicken. Sie ist nach den Worten eines chinesischen Kritikers unermesslich wie ein Meer von Rauch und Nebel (浩如煙海) und füllt Kästen, die nicht von



Stieren vom Fleck zu bewegen sind (汗牛充棟). Hunderte von namhaften Gelehrten haben daran mitgearbeitet und sie ist die Summe einer mehrtausendjährigen Forschung und Gedankenarbeit. Es könnte auch für Nicht-Sinologen von Interesse sein, etwas über die Genesis dieser hoch entwickelten Wissenschaft zu erfahren. Unter den von mir benützten Werken hebe ich insbesondere die oben zitierten Werke von Liu Tschü-tschü und Tschang Hsio-tsch'êng, sowie eine Studie über die Methoden historischer Untersuchung (史學研究法) von Yao Yung-p'u (姚永樸) hervor.

Die zwei ältesten Geschichtswerke, das Schu (書) und das Tsch'un-tsch'iu (春秋), gehören zu den kanonischen Büchern. Hierher gehört auch das Tso-tschuan (左傳), und früher wurden die Kuo-yü (國語) ebenfalls dazu gerechnet. Da nun Liu Tschü-tschü, der Verfasser des Schü-t'ung, die ganze historische Literatur auf sechs Quellenwerke zurückführt, nämlich auf die vier genannten Werke nebst den Schü-tschü (史記) und den Han-schu (漢書), konnte Tschang Hsio-tsch'êng in seinem Wên-schü t'ung-i behaupten, alle sechs kanonischen Bücher wären eigentlich historische Werke gewesen. Dies trifft indessen nicht ganz zu. Das I (易) ist eine Naturlehre (明道) und der Vorläufer der späteren Philosophenschulen (子部) gewesen. Das Schü (詩) ist eine Sammlung von Poesien und das älteste Werk der späteren Klasse der Belles Lettres (集部). Wenngleich diese Werke gelegentlich auch auf geschichtliche Begebenheiten anspielen und namentlich die Poesien wertvolles Material zur Sittengeschichte enthalten, so bezweckten sie doch nicht von vorneherein die Festhaltung historischer Vorgänge, wie etwa das Schu oder das Tsch'un-tsch'iu. Weit eher lassen sich die Sammelwerke über die Institutionen und Riten (禮) in die Kategorie der historischen Literatur einreihen. Wenn schon also die kanonischen Bücher nicht durchwegs als historische Werke anzusehen sind, so ist es doch richtig, daß die Chronisten oder Archivare (史), der erbliche Stand der Schriftgelehrten, die Hüter und Bewahrer aller Schriftdenkmäler des Altertums waren. So berichtet das Tso-tschuan, Han Hsüan-tsü hätte sich nach Lu begeben, um



bei dem Hofarchivar (**太史**) Einsicht in die Urkunden zu nehmen, und hätte das I und das Tsch'un-tsch'iu gesehen. Die Chronisten waren eben nicht nur mit der Führung der Annalen, sondern zugleich auch mit der Aufbewahrung aller Staatsurkunden betraut, und die Literatur des Altertums bestand fast ausschließlich aus solchen amtlichen Schriftstücken.

Nach Han Yü (**韓愈**) hatten die Schriftdenkmäler aller Zeiten den Zweck, entweder Gedanken festzuhalten (**紀言**) oder Begebenheiten zu registrieren (**紀事**). An der Spitze der ersteren steht das Schu (**尚書**), an der Spitze der letzteren das Tsch'un-tsch'iu (**春秋**). Das Li-tschi (**禮記**, Kap. **玉藻**) sagt, die Handlungen (**動**) wurden vom ersten (**左史**), die Aussprüche (**言**) vom zweiten Chronisten (**右史**) aufgezeichnet. Das Schu (Kap. **酒誥**) spricht von dem t'ai-sch'i (**太史**) zur rechten und dem nei-sch'i (**內史**) zur linken, und der Kommentator Tschêng (**鄭**) bemerkt hiezu, der erstere wäre mit der Aufzeichnung der Reden, der letztere mit jener der Handlungen betraut gewesen. Auch der literarhistorische Teil der Han-schu (**漢書藝文志**) bestätigt, daß der tso-sch'i die Reden und der you-sch'i die Handlungen registrierte, und daß die ersteren im Schang-schu, die letzteren im Tsch'un-tsch'iu niedergelegt sind. So durchgängig diese Überlieferung sich in der älteren Literatur wiederholt und so sicher dieselbe auf eine ursprüngliche Trennung der beiden Funktionen schließen läßt, so ist sie doch selbst in den ältesten historischen Werken nicht streng durchgeführt. Das Tsch'un-tsch'iu ist wohl der typische Repräsentant einer chronologischen Aneinanderreihung nackter Begebenheiten; aber schon das Tso-tschuan, eine Amplifikation und Erläuterung des Tsch'un-tsch'iu, flicht zahlreiche Aussprüche und Anordnungen zeitgenössischer Minister und vornehmer Persönlichkeiten ein, wodurch die Geschichte an Lebendigkeit und Anschaulichkeit sehr gewinnt, der Charakter der Chronik aber einigermaßen verwischt wird. Was aber das Schu betrifft, so bestehen zwar die meisten Schriften der Sammlung — wie schon die Titel besagen — aus Ansprachen und Proklamationen, welche dem Werke den Charakter der Gruppe 5 c geben, würden aber, wenn die Sammlung



vollständig erhalten wäre, ein annähernd vollständiges Bild der ältesten Geschichte Chinas geben. Der wesentliche Unterschied zwischen den historischen Urkunden des Schu und der Chronik des Tsch'un-tsch'iu besteht darin, daß die ersteren in der Regel einen tendenziösen, lehrhaften Charakter haben und die historischen Ereignisse, an welche sie anknüpfen, motivierend beleuchten, während die Chronik eine trockene Aufzählung zum Teil wichtiger, zum Teil aber auch recht trivialer Begebenheiten ist, welche ohne die Erläuterungen des Tso-tschuan fast unverständlich und wertlos wären. Um von dem Inhalte des Schu eine Vorstellung zu geben, seien hier die didaktischen Motive der 28 Stücke des sogenannten neuen Textes angeführt. Das Yao-tien handelt von der Thronentsagung (禪); das Kao-yao mo von dem vertrauensvollen Verhältnis, welches zwischen dem Herrscher und seinen Ministern bestehen soll (君臣交儆); das Yü-kung von der Regulierung der Flüsse (治水); das Kan-sch'i von der Erbfolge (世及); das T'ang-sch'i und das Mu-sch'i von Strafexpeditionen (征誅); das P'an-kêng von der Verlegung der Residenz (遷); das Kao-tsung yung vom Opfer (日祭); das Hsi-po K'an Li und das Wei-ts'i vom Untergang der Yin-Dynastie; das Hung-fan vom Vermächtnis eines verstorbenen Staatsmannes (遺臣傳道); das Tschin-t'êng vom Gebet für einen kranken Bruder (兄禱); das Ta-kao von der Vormundschaft des Regenten (攝政); das K'ang-kao, das Tschin-kao und das Ts'i-ts'ai von der Unterweisung der Prinzen anlässlich ihrer Belehnung (懿親出封); das Tschao-kao und das Lo-kao von der Errichtung einer zweiten Residenz (營陪都); das To-sch'i und das To-fang von der Belehrung unbotmäßiger Vasallen (諭頑民); das Wu-i und das Li-tschêng von Instruktionen an den Thronfolger (訓嗣王); das Tschün-tsch'i vom Festhalten an weisen Beratern (留賢); das Ku-ming von der Thronbesteigung des Kronerben (嗣王卽位); das Lü-hsing vom Prinzip der Loskaufung von Strafen (贖); das Wên-hou tsch'i ming vom Mandat des Schutzherrn (霸); das Fei-sch'i vom Ursprung des Staates Lu; das Tsch'in-sch'i von der Prosperität



des Staates Tsch'in. Es erübrigt sich, die 25 Stücke des in der späteren Tschin-Periode ans Licht gekommenen sogenannten alten Textes in gleicher Weise zu analysieren.

Die beiden Methoden, jene des Schu und jene des Tsch'un-tsch'iu, ergänzen sich sehr glücklich; nur liegen die beiden Werke zeitlich sehr weit auseinander und wir sind daher leider für die älteste Zeit auf die nur fragmentarisch erhaltene Urkundensammlung angewiesen, während wir für die spätere Periode keine Originaldokumente, sondern nur die magere Chronik besitzen, welche allerdings durch die Bearbeitung des Tso, wie durch die überlieferten Gespräche der Philosophen (Konfuzius, Menzius u. a.) in reichem Maße ergänzt werden.

Wir verdanken die Überlieferung der kanonischen Bücher, also auch des Schu und des Tsch'un-tsch'iu, ausschließlich der konfuzianischen Schule. Diese hat ihnen aber auch ihren Stempel aufgedrückt. Das Schu stellt nur eine Auslese aus dem viel reicheren Inhalt der Staatsarchive dar — es soll ursprünglich eine Auswahl von nur 100 Stücken aus einer 3240 Stücke umfassenden Sammlung gewesen sein — und sollte vor allem den didaktischen Zwecken des Konfuzius dienen. Ebenso war das Tsch'un-tsch'iu ein lapidarer Auszug aus der offiziellen Chronik von Lu, der nur zu verstehen ist als ein Gerüst oder Schema für die mündlich tradierten Ausführungen im Sinne konfuzianischer Moral- und Staatsphilosophie. Über die Entstehung und das spätere Schicksal der Urkundensammlung geben die Prolegomena zum 3. Bande der Legge'schen Ausgabe der chinesischen Klassiker reichhaltigen Aufschluß; über die Genesis der Annalen von Lu habe ich in der kleinen Schrift „Das Tsch'un-tsch'iu und seine Verfasser“ meine Ansichten niedergelegt und begründet. Nachdem wir diese beiden ältesten historischen Quellenwerke Chinas kennen gelernt haben, können wir auf die Fortentwicklung der chinesischen Geschichtschreibung eingehen.

Der Typus des Tsch'un-tsch'iu — die Chronik — findet sich in der späteren Zeit wieder in jener Kategorie von Geschichtswerken, welche streng chronologisch angeordnet sind (編年), in den Werken der Gruppe 2 des kaiserlichen Kataloges. Dem Typus des Schang-schu — der pragmatischen Behandlung einzelner Episoden oder Ereignisse — gehören die



Monographien (紀事本末) der späteren Zeit (Gruppe 3 des Kataloges) an. Während hier die Entwicklung eine gerade und offensichtliche war, liegen die Dinge anders bei den Werken der Gruppe 1, der offiziellen oder dynastischen Geschichte (正史). Das älteste und bedeutendste Werk dieser Reihe, das Schi-tschi (史記) des Ssima Tsch'ien (司馬遷), ist ein enzyklopädisches Werk; es entstand um die Wende des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr., unter der Regierung des Kaisers Wu-ti, der ersten Renaissance, da die klassische Literatur ihre Wiederauferstehung feierte und der Konfuzianismus über die anderen Sekten triumphierte. Dem Verfasser, welcher das erbliche Amt des Historiographen bekleidete und dessen Werk schon von seinem Vater begonnen war, standen alle bekannten Materialien des Altertums zur Verfügung und er rezipierte sie fast vollständig in seine Geschichte. Die kompilatorische Methode bestimmte auch wohl den Plan des Werkes, der für alle späteren dynastischen Geschichten vorbildlich blieb. In diesem Plane sind sowohl die zwei Hauptrichtungen der älteren Geschichtsschreibung, wie auch die Anlage zu der Spezialisierung künftiger Zeiten ersichtlich. Der Haupttext, die eigentlichen Denkwürdigkeiten der einzelnen Kaiser (本紀), gehören der Kategorie der Annalen (編年), die Abhandlungen (書) und Biographien (列傳) jener der Monographien (紀事本末) an, und zwar behandeln die ersteren die verschiedenen Institutionen, die letzteren die einzelnen Persönlichkeiten. Diese Unterscheidung ist bereits im Schu vorbereitet, denn man kann in den Stücken Yü-kung, Tschou-kuan, Ku-ming und Lü-hsing die Vorläufer der Abhandlungen über die staatlichen Einrichtungen, in anderen Stücken die Elemente der späteren Biographien erkennen, z. B. im Ta Yü-mo eine solche des Yü, im Kao-yao-mo eine solche Kao-yao's, im Wei-tsï eine solche des Wei-tsï, im Hung-fan eine solche des Tschü-tsï und im Tschin-t'êng eine solche des Tschou-kung. Auch zu anderen Gruppen der späteren historischen Literatur, welche im Schi-tschi noch nicht gesondert erscheinen, finden sich bereits Ansätze im Schu. Die Mehrzahl der Stücke, so die Stücke 3 bis 5 der Yü-schu, 2 und 4 der Hsia-schu, 1 bis 10 der Schang-schu, und 1, 2, 5, 7—15, 17—19, 21, 23—26 und 28 der Tschou-



schu gehören in die Gruppe der Edikte (詔令) und Throneingaben (奏議), Gruppe 5 c des kaiserlichen Kataloges. Das Pi-sch'i und das Tsch'in-sch'i sind Dokumente aus den Archiven der Lehensfürsten, welche zu den Memoiren (載記) zu rechnen sind. Die Instruktionen an Hsi-ho im Yao-tien kann als das erste Dekret über die Zeitrechnung (時令) angesehen werden; das Yü-kung ist die älteste geographische Urkunde (地理), das Tschou-kuan ist ein Traktat über die Beamtenorganisation (職官), das Wu-tschêng. das Hung-fan, das Li-tschêng und das Lü-hsing sind Schriften über Politik (政書) usw.

Die Abhandlungen über die Institutionen (im Sch'i-tschu 書, im Han-schu tsch'i 志 genannt) sind nach Liu Tsch'i-tsch'i größtenteils aus den im Kanon enthaltenen Schriften über die Riten (禮) geschöpft. Die chinesische Bezeichnung li ist durch das Wort Riten nur unvollständig wiedergegeben; sie bezeichnete im Altertum sowohl die religiösen Vorschriften (大經), wie auch die bürgerlichen Gesetze (大法), welche ja in frühester Zeit zusammenfielen. Die Schriften über das li enthielten daher die Normen sowohl des politischen, wie des sozialen und religiösen Lebens. Im I-li sind die Formalitäten und Regeln (儀節) bei der Hutanlage (冠), der Eheschließung (昏), der Trauer um Verstorbene (喪), den Opfern (祭), Festmahlen (鄉相見), Präsentationen am Hofe (朝聘), beim Abschlusse von Bündnisverträgen (會盟) und bei militärischen Unternehmungen (征伐) niedergelegt. Das Tschou-li hingegen ist eine Abhandlung über die Beamtenschaft und ihre Funktionen. Aus ihr erfährt man das wichtigste über die alte Astronomie (天文), die Topographie (地理), die Riten und die Musik (禮樂), die militärische Organisation und die Justiz (兵刑), die Landwirtschaft (農田), die Flußregulierung (水利), die Vorratswirtschaft (倉儲), das Zoll- und Marktwesen (關市), die Steuern und Frohndienste (賦役), das Unterrichtswesen (學校), die Beamtenorganisation (職官) und das System der Beamtenrekrutierung (選舉), — also gerade jene Einrichtungen und Verhältnisse, welche die Abhandlungen



oder Traktate der späteren Geschichte darstellen wollen. Die gesellschaftlichen Normen (**法制**) und die staatliche Ordnung (**政治**), Regierung (**政**) und Sittengesetz (**法**) sind für den Chinesen in dem einen Begriff li (**禮**) vereinigt.

Im Altertum war das Amt des Chronisten (**史官**) ein sehr wichtiges und angesehenes. Sämtliche Staatsdokumente (**朝章**) und Urkunden (**國故**) waren seiner Obhut anvertraut. Die Chronisten unterstanden unmittelbar dem Kultusminister (**宗伯**), welcher den höchsten Rang unter den Würdenträgern einnahm. Von den acht Traktaten des Schi-tschü steht jenes über Riten und Musik an erster Stelle. Im Kapitel K'ung-tsü schi-tschia des Schi-tschü heißt es: Mit dem Niedergang der Tschou-Dynastie gerieten Musik und Riten in Verfall und die Denkmäler der Poesie und Geschichte gingen verloren. K'ung-tsü (Konfuzius) erforschte die Einrichtungen (**禮**) der drei Dynastien und brachte die historischen Schrift-denkmäler in Ordnung usw. Man ersieht hieraus, wie innig der Zusammenhang zwischen Recht und Sitte einerseits und der Geschichte andererseits gedacht war. Die Werke der Gruppe 4 des kaiserlichen Katalogs können als eine direkte Fortsetzung der Traktate über die Institutionen angesehen werden.

Der Vorbildlichkeit des Tsch'un-tsch'iu für die chronologische Geschichtschreibung ist bereits gedacht worden. Es muß jedoch erwähnt werden, daß uns außer dem Texte des Tsch'un-tsch'iu drei Bearbeitungen vorliegen, welche in einem wichtigen Punkte voneinander abweichen. Das Tso-tschuan, die wertvollste dieser Bearbeitungen, legt das Schwergewicht auf die Materie (**本事**) und bringt eine Unmenge kollateraler Daten und Zusammenhänge, durch welche der magere Text erst verständlich wird. Die beiden anderen Versionen, jene des Kungyang und des Kuliang, beschäftigen sich mehr mit der Methodik (**書法**), der Ableitung historischer Gesetze. Alle drei sind Erläuterungen zur Chronik; für den Literaturhistoriker (**經學**) sind sie Kommentare (**傳**), für den Historiker (**史學**) Kritiken (**評**). So wie die Tendenzen der drei tschuan auseinandergehen, so zeigen sich die verschiedenen Richtungen auch in der späteren Geschichtschreibung. Ssüma Kuang im



Tsü-tschü t'ung-tschien betont mehr die positive, materielle Seite, Tschu Hsi im T'ung-tschien kang-mu mehr die raiso- nierende, philosophische Seite der Geschichte. Die neunte Gruppe des kaiserlichen Katalogs, welche die historische Kritik umfaßt, ist in analoger Weise eingeteilt in Kritik der Methodik und Kritik der Realien.

Auch die Philosophen kommen als Geschichtsquellen in Betracht und ihre Werke sind mit den Memoiren (傳記) späterer Zeiten vergleichbar. Das Lun-yü und Mêng-tsü enthalten viele Betrachtungen über verflossene und zeitgenössische Könige, Fürsten, Minister und vornehme Familien, über die Länder, die sie bereisten, und die Menschen, mit welchen sie verkehrten. Deshalb sind die Kapitel des Schü-tschü, welche von K'ung-tsü und seinen Schülern handeln, das K'ung-tsü schü-tschia und das Tschungni ti-tsü lie-tschuan, zur größeren Hälfte nur Auszüge aus dem Lun-yü; und im Vorwort zum Kapitel Schü-er tschu-hou nien-piao ist gesagt, Mêng-tsü hätte einen Auszug aus dem Tsch'un-tsch'iu gemacht, den der Autor benutzt hätte. Die Memoiren sind also sowohl die Grundlagen der meisten Biographien (Gruppe 6 des kaiserlichen Katalogs), als auch die Hauptquelle der Geschichte des geistigen Lebens (Gruppe 8 des kaiserlichen Katalogs) gewesen.

Das Kuo-yü und das Kuo-ts'ê erscheinen noch im literarhistorischen Teile der Han-schu als ein Anhang zum Tsch'un-tsch'iu, also unter die kanonischen Bücher aufgenommen. Im Katalog der kaiserlichen Bibliothek sind sie unter die vermischten Geschichten (Gruppe 5) eingereiht. Vom Tsch'un-tsch'iu unterscheiden sie sich schon in methodischer Hinsicht, insoferne hier das rein chronologische Prinzip vorherrscht, während dort die historischen Begebenheiten nach den einzelnen Staaten geordnet sind. Die Geschichte der einzelnen Staaten wird von den Historikern verschieden behandelt, je nachdem sie anerkannte Lehenstaaten oder aber abgefallene oder unabhängig konstituierte Länder waren. Die ersteren sind im Schü-tschü in die Geschichte der Adelsgeschlechter (世家) aufgenommen; die letzteren wurden als Rebellenstaaten (僭亂諸國) behandelt, deren Geschichte als solche illegitimer Dynastien (僞史) oder usurpierter Herrschaft (霸史)



bezeichnet wird. Das Kuo-yü und das Kuo-ts'ê dürfen als Sammlungen von Materialien zur Geschichte der Fürstengeschlechter angesehen und den Schi-tschia des Schi-tschi an die Seite gestellt werden. Ähnliche Werke sind das spätere Wu yüe tsch'un-tsch'iu (吳越春秋) und das Yüe-tschüe-schu (越絕書).

Aus dem Gesagten dürfte ersichtlich geworden sein, wie die zwei Hauptquellen der alten Geschichte, die Urkunden der Staatsarchive und die Chroniken in dem großen Werke des Ssima Tsch'ien vereinigt und durch kollaterale Quellen, wie die Memoiren der Philosophen und die Kodifikationen der Riten, ergänzt wurden. Die wichtigsten Gruppen der neueren Geschichtschreibung waren im Schi-tschi bereits angebahnt und die Ansätze zu denselben sind schon in den Schu und den Li zu erkennen. Es könnte von Interesse sein, nun auch jene Momente zu untersuchen, welche die Geschichtschreibung überhaupt erst angeregt und ihre Richtung bestimmt haben. Wissenschaft um ihrer selbst willen zu treiben liegt den Völkern in den Anfängen ihrer Entwicklung vollkommen fern. Wie lange hat es gebraucht, bis die Astronomie sich von der Astrologie losgelöst hat und die Beobachtung der Tier- und Pflanzenwelt nicht mehr nur der Heilkunde dienstbar war! So ist wohl jede Wissenschaft von dem Bestreben ausgegangen, irgendein praktisches Bedürfnis zu befriedigen.

Es ist höchst bezeichnend, daß die Schriftdenkmäler des Altertums, darunter auch die historischen Schriften, zum chinesischen Kanon gehören, also eigentlich religiöse Schriften waren. Es ist schon erwähnt worden, daß die Chronisten und Archivare dem Kultusminister unterstanden, und es scheint, daß sie zugleich die Funktionen des Astrologen versahen, weshalb das Zeichen 史 sowohl durch Historiograph wie durch Astrolog übersetzt wird. Dies ist ein Fingerzeig, daß religiöse Motive den Anfängen der Geschichtschreibung nicht fremd waren, und zwar in verschiedener Weise. Erstens hat der Kult des Himmels (敬天) sehr früh zur Beobachtung der Gestirne, zur Berechnung der Jahreszeiten und zur Fixierung des Kalenders geführt, welche Funktionen nach dem Tschou-li dem t'ai-schü (Oberastrologen und ersten Chronisten) übertragen waren. Alle unregelmäßigen Erscheinungen, wie Sonnen- und Mondfinster-



nisse, Kometen u. dgl. wurden als Warnungen des Himmels gedeutet und sorgfältig registriert. Ein gut Teil der Eintragungen in den Annalen beschäftigt sich mit solchen Phänomenen. Die kosmologische Theorie der Sukzession der fünf Elemente (五行) nimmt einen breiten Raum in den ersten dynastischen Geschichten ein. Zweitens hat, der Ahnenkult (尊祖) einen großen Einfluß auf das Geistesleben überhaupt und die Geschichte im besonderen genommen. Das Li-tschi (Kap. Li-yün) sagt: der Vornehme (君子) wendet sich der Vergangenheit zu und pflegt das Althergebrachte (反本修古); er läßt seinen Ursprung nicht in Vergessenheit geraten. Daher der Wert, welcher auf die genaue Führung der Genealogien (譜牒) gelegt wird, welche eine wichtige Hilfswissenschaft der Geschichte bilden. Die dynastischen und Familientraditionen waren vielleicht der ursprünglichste Antrieb zur Geschichtschreibung. Sie füllen den größten Teil der Geschichte aus; im Schi-tschi behandeln die Kapitel über die ‚erblichen Familien‘ (世家) die Geschichte der Fürstengeschlechter, die ‚genealogischen Tabellen‘ (世系表) enthalten die Stammbäume der führenden Staatsmänner, die Biographien (列傳) die Vorfahren und Nachkommen der großen Männer. Die Vertiefung in die Vergangenheit (追遠), welche nach Tsêng-tsï die Grundlage ist, aus der die Tugend und Moral der Völker ihre Kraft schöpft (民德歸厚), ist zugleich der Anfang der Geschichte.

Die Stammes- und Sippenordnung der ältesten Zeit ist nach und nach hinter den territorialen Zusammenschluß zurückgetreten und damit der Lokalpatriotismus erwacht. Beide, die Zusammengehörigkeit nach Siedlungsbezirken (一方之羣) und nach der Abstammung (一族之羣) bestanden lange Zeit hindurch nebeneinander. Das Sozialgefühl (合羣) wurde jedenfalls bewußt gefördert. Von den Liedern (詩) sagt K'ung-tsï, sie erzögen zum Sozialbewußtsein (可以羣), und Hsün-tsï spricht von dem Wert der Riten (禮) für die Sozialisierung des Volkes (使人之羣). Der Lokalpatriotismus, welcher im Zeitalter des Feudalismus stark überhandnahm, kommt im Tsch'un-tsch'iu sehr deutlich zum Ausdruck; es



kann geradezu als eine Regel bezeichnet werden, daß dem eigenen Staate vor den anderen Staaten des Reiches und diesen wieder vor den fremden Ländern der Vorzug eingeräumt wird (內其國而外諸夏、內諸夏而外夷狄). Auch zeigt sich schon in dieser ältesten uns erhaltenen Chronik die Tendenz, die Mängel des eigenen Landes zu vertuschen (諱國惡). In einem Kriege mit einem anderen Staate wird von dem eigenen Feldzuge gewöhnlich als von einer Strafexpedition (伐某), von jenem des Feindes hingegen als von einem Raubüberfall (入寇) gesprochen.

Von den ältesten Zeiten galt die Fürsorge für das Volk (保民) als die wichtigste, wenn nicht die einzige Funktion des Staates. In den sechs Statuten (六典) im Tschou-li sind die Funktionen des ersten Ministers definiert; es gehörte zu seinen Pflichten, das Volk einzuteilen, zu beruhigen, einträchtig zu machen, seine Lasten auszugleichen, es in Schranken zu halten und für seine Ernährung zu sorgen. Dieser demokratische Zug kommt auch in den Abschnitten über Ernährung und Produktion (食貨), Landbesitz und Abgaben (田賦), Volkszählung (戶口) und Riten und Musik (禮樂) der späteren Geschichte zum Ausdruck. Durch Einfluß auf die Sitten (正德), den Wohlstand (利用) und die Fruchtbarkeit (厚生), mit einem Worte durch die Pflege der Volkswohlfahrt soll das Solidaritätsgefühl geweckt werden (合其羣). Auch der Heroenkult (崇聖) hat dazu beigetragen, die soziale und nationale Gesinnung des Volkes zu heben. Daß K'ung-ts'i im Schi-tschü ein Platz unter den Schi-tschia (den Fürstengeschlechtern) eingeräumt wurde, war eine Ehrung, wie sie keinem anderen Weisen oder Würdenträger zuteil wurde.

Haben wir bisher die Äderchen aufgespürt, welche die Quelle der Geschichte speisten, so begegnen wir sehr bald auch einem bewußten politischen Motiv. Ssüma Tsch'ien sagt vom Schu, es verzeichne die Taten der früheren Könige und sei deshalb nützlich für die Regierung (長於政). Man kann wohl sagen, daß es keine Geschichte gibt, welche nicht Beziehungen aufwiese zum Zeitalter ihrer Abfassung (無關於世者), und auch keine, die nicht beflissen wäre, die Politik



zu beleuchten (不詳於治者). Es ist ein ausgesprochener Zweck der Geschichte, die Ursachen des Aufstieges und des Verfalles der Dynastien (興衰) nachzuweisen, welche auf die Vorzüge und Mängel der Regierung (政治之得失) zurückgeführt werden. In den dynastischen Geschichten werden diese in den Memoiren und Biographien vielfach erörtert; andere Werke wie das T'ung-tschien des Ssïma Kuang und das Kang-mu des Tschu Hsi sind direkt diesem Zwecke gewidmet. Die Geschichte der öffentlichen Einrichtungen (沿革), d. i. Untersuchungen über die gute und schlechte Wirkung solcher Einrichtungen (制度之善否), finden sich in den Abhandlungen (志) der dynastischen Geschichten und bilden speziell den Gegenstand solcher Werke wie Tu Yous T'ung-tien, Tschêng Tsch'iao's T'ung-tschï und Ma Tuanlin's Wên-hsien t'ung-k'ao. In den Werken der ersten Kategorie werden Fragen, wie die, weshalb diese Dynastie so lang, jene so kurz regiert habe, welchen guten Einfluß die Pflege der Klassiker, die Loyalität, die Philosophie und die Kunst, welchen schädlichen Einfluß eine korrupte Beamtenschaft, übermächtige Statthalter, Eunuchen oder die Verwandtschaft der Kaiserinnen auf das Schicksal der Staaten genommen haben, ausführlich erörtert. Die Werke der zweiten Kategorie belehren uns darüber, inwiefern das territoriale Verwaltungssystem (郡縣) sich von dem Lehensystem (封建) unterscheidet oder das Neunfelder-system (井田) von dem System des unbeschränkten Gutsbesitzes (阡陌), ob das Prüfungssystem (科舉) oder das Klientensystem (賓興) für die Auswahl der Beamten den Vorzug verdient, und das Werbesystem (召募) oder die Wehrpflicht (治賦) die bessere Organisation des Heeres ergibt. Jene sucht an der Hand der Geschichte nachzuweisen, wie sich gute oder schlechte Regierungen gebildet und wohin sie geführt haben; diese beschreibt die verschiedenen Systeme und zeigt die technischen Mittel zu einer geordneten Verwaltung auf. Hält man beide zusammen, so ist die Kunst der Regierung erschöpfend erschlossen. Darum sagt Ssïma Tsch'ien in einem Schreiben an Jên An, er hätte das Schi-tschi verfaßt, um die Harmonie zwischen dem Himmel und der Menschheit herzu-



stellen und die Handlungen der Zeiten zu verknüpfen. Der Kaiser Schên-tzung der Sung-Dynastie ließ vor den Titel des ihm gewidmeten T'ung-tschien die Worte tsï-chi (資治), d. h. zu Nutz und Frommen der Regierung, setzen. In Hus Vorwort zu demselben Werke wird gesagt, der Verfasser hätte bezweckt, dasjenige hervorzuheben, was für den Aufstieg und Niedergang der Dynastien und für das Wohl und Wehe (休戚) des Volkes von Bedeutung ist, so daß das Gute als Vorbild, das Böse als Warnung dienen möge. Ähnlich sagt Tu You von seinem T'ung-tien, er hätte eine Auswahl der Texte getroffen, welche die Schicksale der Menschen beleuchten und in der Politik praktische Anwendung finden könnte.

Das alte Wörterbuch Schuo-wên (說文) definiert den Chronisten (史) als denjenigen, der Begebenheiten registriert (記事), und fügt hinzu, das Zeichen 史 sei zusammengesetzt aus 又 die Hand und 中 = 正, die Mitte, die Wahrheit. Konfuzius sagt von Tung Hu, er war ein guter Chronist, denn seine Darstellung zeige keine Parteilichkeit (書法不隱). Damit wird als die wesentlichste Eigenschaft des Historikers die Wahrhaftigkeit hervorgehoben. Konfuzius bezeichnet es als einen Fehler des Chronisten, wenn er die Form über den Inhalt stelle (文勝質). Nach Pan Ku (班固) wurde das Werk des Ssïma Tsch'ien von Liu Hsiang und Yang Hsiung als schi-lu (實錄), eine Aufzeichnung der Tatsachen, bezeichnet; es ist das höchste Lob, welches einem Historiker gespendet werden kann. Der Wert der Wahrhaftigkeit in der Geschichte, meint Yao Yung-p'u, liegt darin, daß die Menschen dadurch zum Guten angespornt und vom Bösen abgehalten werden. Es gelte für die Geschichte, was Tschêng Hsüan (鄭玄) vom Buche der Lieder sagt, daß sie nämlich Lob und Tadel (美刺) gerecht verteilen. Durch Anerkennung von Verdienst und Tugend werden diese gefördert, durch Kritik von Fehlern und Lastern wird diesen abgeholfen. Denn, wie Fan Ning (范甯) von der im Tsch'un-tsch'iu geübten Kritik (褒貶) sagt: Ein Wort des Lobes (in der Geschichte) gewährt mehr Glanz als die Verleihung des prächtigsten Hofkleides, ein Wort des Tadels bringt mehr Schande als eine körperliche Züchtigung auf öffentlichem Markte.



Zum Verständnis der Geschichte gehört die Kenntnis ihrer Entstehung. Wir haben diese nur bis zu jenem Punkte verfolgt, wo sie mehr oder weniger stereotyp wurde. Ihre Fortführung bis in die neueste Zeit und eine kritische Besprechung der historischen Literatur würde eine umfangreiche Arbeit erheischen. Die vorstehende Skizze dürfte aber auch ein Urteil über den historischen Wert der Daten der chinesischen Geschichte gestatten. Die Vorzüge und Mängel der letzteren sind angedeutet worden. Es verdient jedoch hinzugefügt zu werden, daß die historische Kritik der letzten 250 Jahre den Stoff recht gründlich durchgesehen und die Spreu vom Weizen zu trennen verstanden hat. Wer über den gesamten Apparat verfügt, dem steht eine Fundgrube des historischen Wissens offen, wie sie kein anderes Land besitzt. Die chinesische Geschichte liegt vor uns wie ein offenes Buch: man muß es nur lesen können und wollen.

---



## Anhang.

### Eine moderne Kritik der chinesischen Geschichte.

---

Für denjenigen, welcher in der Lage ist, sich ein selbständiges Urteil über den Wert der chinesischen Geschichte zu bilden, mag es von Interesse sein, wie ein gelehrter, aber bereits europäisch denkender Chinese darüber urteilt. Herr Liang Tsch'i-tsch'ao (梁啓超), ein moderner Schriftsteller, dem wir viele wertvolle Arbeiten vorwiegend politischen Inhalts verdanken, hat vor mehreren Jahren ein Essay über die historische Literatur Chinas (中國史界革命案) geschrieben, welches verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es scheint am Platze, im Anschlusse an die vorstehende Schrift Herrn Liang zu Worte kommen zu lassen. In manchem, was er sagt, hat er Recht; anderes, was er tadelt, erscheint uns geradezu lobenswert. Worin wir ihm beipflichten und worin unsere Ansichten differieren, ergibt sich aus dem Zusammenhalt mit obiger Studie und braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Die historische Literatur Chinas, sagt Liang Tsch'i-tsch'ao, ist unermeßlich wie ein Meer von Nebel und Rauch; sie füllt Magazine, welche keine Stiere vom Fleck bewegen können. Die Liste der namhaften Historiker zählt mehrere hundert Namen und zeigt die allmähliche Entwicklung der Wissenschaft seit zwei Jahrtausenden. Und doch, wenn man genauer hinsieht, so bemerkt man, daß in dieser Reihe ein Glied dem andern gleicht (陳陳相因) wie ein Dachs dem andern (一邱之貉). Keiner hat der Welt etwas Neues erschlossen oder dem Volke die Früchte der Wissenschaft zugänglich gemacht. Dies kann auf vier Ursachen zurückgeführt werden:

1. Die Historiker kennen nur die Dynastien (朝廷) und nicht den Staat oder das Volk (國家). Es ist



oft gesagt worden, die 24 Geschichten wären keine Geschichte im wahren Sinne des Wortes, sondern vielmehr die Familienchroniken (家譜) von 24 Geschlechtern. Wenn schon etwas Übertreibung in dieser Behauptung liegt, ist sie doch zutreffend, was den Geist dieser Historiker betrifft. Die letzteren behandeln das Reich als eine Domäne des jeweiligen Herrschers und daher bestehen ihre Werke in der Aufzählung der Umstände, unter welchen eine Dynastie zur Herrschaft gelangt ist, wie sie die Regierung ausgeübt hat und weshalb sie endlich untergegangen ist. Was außerhalb dieses Rahmens liegt, darüber erfährt man nichts. Einst nannte jemand das Tso-tschuan ein Buch der Raufhändler (相斫書); man könnte die 24 Geschichten als eine Serie unzusammenhängender Berichte über große Raufhändler nennen. Selbst ein so weiser Mann wie Ssima Kuang hat sein T'ung-tschien ausschließlich von dem Gesichtspunkte aus geschrieben, daß es den Herrschern zur Belehrung dienen möchte, und seine Dissertationen sind Muster aufrichtiger, an den Thron gerichteter Ermahnungen. Die Historiker haben eben von jeher für die Fürsten und Minister gearbeitet und es gibt kein Werk, das für das Volk geschrieben wäre. Auf der Verkennung des Unterschiedes zwischen Reich und Dynastie beruhen die Streitfragen über legitime und illegitime Thronfolge (正統閏統) und die verschiedenartige Darstellung (筆法) einer und derselben Handlung, je nachdem sich dieselbe vor oder nach der Thronbesteigung oder vor oder nach dem Sturze (鼎革前後) zugetragen hat. So erscheinen im Hsin wu-tai schi des Ouyang und im T'ung-tschien kang-mu des Tschu-tsü dieselben Personen heute als Banditen, morgen als Helden, dieser als Mandatar des Himmels, jener als ruchloser Rebell. Wie wenn Maden und Würmer im Kote wühlen und man streitet sich über den Geschmack, wie wenn der große Affe von den kleinen umgeben ist und man streitet sich über ihre Zahl (Tschuang-tsü), also täuschen die Geschichtsschreiber sich selbst und andere.

2. Die Historiker kennen nur die Individuen und ignorieren die Gesamtheit. Die traditionelle Geschichte ist eine Bühne der Heroen (英雄之舞臺); sieht man von den Heroen ab, so bleibt von der Geschichte nichts übrig. Für den wahren Historiker sollen die Menschen nur das Ma-

2\*\*



terial der Geschichte und die Geschichte soll nicht bloß eine Porträtgalerie von Menschen sein; für ihn sind die Menschen Typen, Symbole (代表) ihrer Zeit und nicht etwa das Zeitalter nur ein Postament oder ein Hintergrund (附屬) für die Menschen. In den Geschichtswerken Chinas dagegen folgen sich die Biographien der Herrscher und Untertanen wie die Steine am Strande, eine ungeordnete unorganische Masse; in Wahrheit sind sie nichts weiter als Sammlungen zahlloser Nekrologe (墓志銘). Was der Geschichte einen Wert verleiht, ist die Darstellung der Wechselwirkungen (交涉) in der menschlichen Gesellschaft, ihrer Rivalitäten und Kämpfe (競爭), ihrer Gruppen- und Parteibildungen (團結), der Verhältnisse ihres Wachstums (休養) und ihrer Vermehrung (生息), sowie des gemeinsamen Fortschritts (進化), so daß in den Herzen späterer Generationen Nationalgefühl und Patriotismus geweckt werden. Die Historiker Chinas sind zwar zahlreich wie Weißfische, aber man kann nicht behaupten, daß auch nur einer unter ihnen diesen Anforderungen gerecht geworden wäre.

3. Die Historiker wandeln nur in den Spuren der Vergangenheit (陳迹) und nehmen keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart. Bei jedem literarischen Werke ist der leitende Gedanke (宗旨) das wichtigste; sollte die Geschichte allein eine Ausnahme machen und nichts weiter als eine Sammlung von Denksteinen (紀念碑) für längst verstorbene Menschen und von Lobeshymnen (歌舞) auf längst vergangene Taten sein? Ich denke, nein; sie sollte vielmehr die lebende Generation in Stand setzen, aus Selbsterkenntnis und Erfahrung Nutzen zu ziehen. In anderen Ländern ist die Geschichte um so ausführlicher, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. In China hingegen darf die Geschichte einer Dynastie vor ihrem Untergang nicht ans Tageslicht kommen. Dies gilt nicht nur für die offizielle Geschichtsschreibung, sondern für jede Art derselben. So beginnt das T'ung-tschien des Ssima Kuang mit der Periode der Fehdestaaten (Tschan-kuo) und endet mit den fünf Dynastien (Wu-tai). Gesetzt den Fall, daß eine Dynastie ewig am Ruder bliebe, so hätte die Geschichte ein Ende, und wenn, wie in Japan,



dieselbe Dynastie seit Jahrtausenden regierte, so hätte sie nie einen Anfang gehabt. Ssima Tsch'ien führte seine Geschichte bis in die Regierungszeit des Kaisers Wu-ti fort und sein Werk enthält nicht wenig Anstößiges. Das Amt des Geschichtschreibers ist eben ein göttliches (天職) und steht über allen Parteien. Aber in späterer Zeit ist die absolute Monarchie immer stärker geworden, der demokratische Geist ist immer mehr geschwunden und der Historiker meinte, ausschließlich der Dynastie wegen da zu sein. Wäre dem nicht so, er hätte, wenn er schon eine Kritik (忌諱) des regierenden Hauses vermeiden wollte, über die Zustände des Landes sehr vieles zu berichten gehabt. Man findet jedoch hierüber so gut wie nichts und wer heute eine Geschichte der letzten 268 Jahre (der Tsch'ing-Dynastie) schreiben wollte, hätte kein Werk, auf das er sich stützen könnte. Außer der amtlichen Korrespondenz (官牘), welche nichts als schmeichelhafte und unterwürfige Phrasen enthält, hat man nichts als Klatsch (口碎), Gerüchte (影響) und Mutmaßungen (疑似). Daneben gibt es einige Werke von Ausländern, welche einzelne Bruchstücke, Episoden der Geschichte behandeln; doch im allgemeinen vermag von Ausländern nicht einer unter hundert die Verhältnisse eines fremden Staates richtig zu beurteilen, am wenigsten diejenigen eines Staates wie China, der sich bisher gänzlich abgeschlossen hat. Ein Sprichwort sagt: Im Altertum bewandert zu sein und die Gegenwart nicht kennen, heißt stagnieren (陸沈). Stagnation ist das Grundübel unserer Nation, an welchem die nationale Geschichtschreibung nicht zum geringsten die Schuld trägt.

4. Die Historiker beschäftigen sich mit Tatsachen (事實) und ignorieren die Philosophie der Geschichte (理想). Der menschliche Körper ist aus etlichen 40 histologischen Bestandteilen aufgebaut und doch kann man aus diesen Bestandteilen keinen Menschen machen, denn es fehlt die Seele. Was die Seele für den Menschen, das ist die Philosophie in der Geschichte. Die menschliche Gesellschaft zerfällt in kleinere Gemeinwesen, eine längere Ära in kürzere Perioden; die Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen, die Aufeinanderfolge der einzelnen Perioden zeigt eine ge-



setzmäßige Entwicklung. Vermag der Historiker diese zu erkennen, vermag er aus den Ursachen die Wirkungen abzuleiten, an der Hand der geschichtlichen Erfahrung die im Werden begriffenen Tendenzen aufzudecken, dann hat sein Werk einen aktuellen Wert für die Mitmenschen. Die chinesischen Historiker hingegen registrieren einfach Tatsachen: an dem und dem Tage ereignete sich dies oder jenes; was aber die Entstehungsgeschichte dieser Tatsachen, ihre näheren und ferneren Ursachen, ihren Zusammenhang mit anderen Begebenheiten und ihre Wirkung auf die Gegenwart und Zukunft betrifft, darüber schweigt die Geschichte. Deshalb gleicht die ganze Geschichte einem Wachsfigurenkabinet; sie ist starr und leblos; wer sie liest, strengt sich umsonst an. Die chinesische Geschichte ist nicht ein Instrument der Aufklärung, sondern der Verdummung.

Die vorstehenden Erwägungen genügen, meint Liang Tsch'i-tsch'ao, zu einer richtigen Abschätzung der mehrtausendjährigen Geschichte Chinas. Trotzdem hebt er noch zwei weitere Mängel hervor:

1. Die Historiker verstehen es, Material anzuhäufen (鋪叙), nicht aber, eine richtige Auswahl zu treffen (別裁). Herbert Spencers Beispiel von des Nachbars Katze, welche Junge bekommen hat, als ein Faktum, welches jedermann als belanglos erkennt, weil es mit anderen Tatsachen in keinem Zusammenhang steht und auf das menschliche Leben keinen Bezug hat, ist nicht nur auf viele der älteren Geschichtswerke Europas, sondern in noch höherem Maße auf die Geschichte Chinas anwendbar. Hier liest man z. B., an diesem Tage war eine Sonnenfinsternis, an jenem ein Erdbeben; an einem solchen Datum wurde So und So zum Thronfolger ernannt, an einem solchen ist dieser oder jener Minister verschieden u. s. f. In diesem Stile geht es weiter und Folianten sind angefüllt (滿紙填塞) mit dieser Sorte von Tatsachen. Bisweilen liest man einen Band durch und findet darin nicht einen Gedanken, der wert wäre, dem Gedächtnis eingeprägt zu werden. Da ist das T'ung-tschien, dessen Kompilation 19 Jahre in Anspruch nahm und welches gerade wegen der sorgfältigen Auswahl des Stoffes einen hohen Ruf genießt; wenn man es heute mit den Augen eines euro-



päischen Historikers prüft, so findet man, daß von dem großen Werke nur zwei bis drei Zehntel zu brauchen sind. Es enthält z. B. eine große Menge von Denkschriften an den Thron, weil es vor allem den Zweck verfolgte, den Landesherrn über die Tagesfragen aufzuklären; wer es aber heute liest, wird durch diese Weitschweifigkeit nur abgestoßen. Wie es mit den anderen Geschichtswerken steht, läßt sich denken. Von einzelnen Werken, wie dem Hsin Wu-tai schi, kann man sagen, daß in ihnen die wichtigsten Angelegenheiten übergangen und fast nur gleichgültige Dinge enthalten sind. Wollte man das Geschichtsstudium in China regeln, man wüßte wirklich nicht, wie man es anzufangen hätte. Da sind die 24 dynastischen Geschichten, die neun t'ung (T'ung-tien, T'ung-tschü, T'ung-k'ao usw.), das T'ung-tschien und das Hsü T'ung-tschien, das Ta Tsch'ing hui-tien, das Ta Tsch'ing t'ung-li, die Schi-tsch'ao schi-lu, die Schi-tsch'ao schêng-hsün etc. etc. Keines dieser Werke kann entbehrt werden; wird nur eines derselben übergangen, so läuft man Gefahr, Wichtiges zu übersehen. Will man auch nur diese wenigen Werke studieren und könnte man im Tage 10 Bände durchnehmen, so gehört schon ein Studium von 30—40 Jahren dazu. In Wirklichkeit genügt es aber durchaus nicht, nur die vorgenannten Werke studiert zu haben; man muß vielmehr die ganzen 10 Gruppen mit ihren 22 Abteilungen Band für Band wenigstens durchgesehen haben. Die vermischten Schriften (雜史), Memoiren (傳志) und historischen Notizen (劄記) enthalten oft mehr brauchbares Material als die offiziellen Geschichten (正史), weil sie vielfach auf die Sitten und Gebräuche (風俗) des Volkes eingehen und nicht, wie diese, bloße Familienchroniken (家譜) der Herrschergeschlechter sind. Wie kann all das in einem kurzen Menschenleben bewältigt werden? Daß es fast unmöglich ist, eine gute Kenntnis der chinesischen Geschichte zu erlangen, hat seinen Grund darin, daß es kein einziges Werk gibt, welches dieselbe in einer vernünftigen Auswahl des Stoffes zur Darstellung bringt.

2. Die Historiker arbeiten immer nur nach Vorbildern (困襲) und entbehren jeder Originalität (創作). Der Ausspruch des Konfuzius: Ich bin ein Überlieferer



und kein Innovator, welcher in China der Wahlspruch für alle möglichen Dinge geworden ist, gilt auch für die chinesische Geschichtschreibung. Wenn man diese genauer untersucht, so findet man nur sechs Historiker, welche die Gabe besaßen, eine neue Richtung anzubahnen:

a) Ssïma Tsch'ien, der Begründer der historischen Wissenschaft in China. In seinem Werke ist oft auf die öffentliche Meinung Rücksicht genommen, so, wenn dem Hsiang Yü ein pên-tschi (本紀) gewidmet ist, d. h. wenn er als Regent behandelt wird; so, wenn für K'ung-tsï und Tsch'ên Schê eigene Schi-tschia (世家), Genealogien, entworfen und besondere Kapitel über die Gelehrten (儒林), die fahrenden Politiker (游學), die patriotischen Mörder (刺客), die Produktion (貨殖) geschrieben sind. Alles das ist wohlbegründet. Auch seine Biographien behandeln in der Regel nur Persönlichkeiten, welche in ihrer Zeit wirklich eine bedeutende Rolle spielten, während die späteren Historiker ihn nur sklavisch nachahmten.

b) Tu You, der Verfasser des T'ung-tien. Dieses Werk behandelt nicht die politische Geschichte, sondern die Geschichte der Institutionen (制度). Diese haben für die Gesamtheit des Staatswesens eine größere Bedeutung als einzelne politische Ereignisse. Früher waren dieselben der Aufmerksamkeit nicht gewürdigt worden. Obschon das Werk in bezug auf Vollständigkeit hinter dem Wên-hsien t'ung-k'ao des Ma Tuan-lin zurücksteht, so gebührt doch Tu You das Verdienst, diesen Weg zuerst betreten zu haben.

c) Tschêng Tsch'iao, der Autor des T'ung-tschï. In bezug auf historische Kritik überragt er alle seine Vorgänger, während er als Darsteller der Geschichte keinen hohen Platz einnimmt. Im T'ung-tschï êr-schï lüe (einem Auszug aus dem T'ung-tschï in 20 Sektionen) ist die Entscheidung von Streitfragen (論斷) die Hauptsache, die Registrierung geschichtlicher Begebenheiten (記述) Nebensache. Das Werk ist eine Glanzleistung der historischen Literatur Chinas. Bedauerlich ist nur, daß auch Tschêng Tsch'iao sich von dem Schema (範圍) des Ssïma Tsch'ien nicht emanzipiert hat, so daß auch in seinem Werke der biographische Teil vier Fünftel des



Raumes einnimmt. Die hiedurch verursachte Überladung tat dem groß angelegten Werke entschieden Abbruch.

d) Ssima Kuang. Sein T'ung-tschien ist zweifellos eines der größten Werke der historischen Literatur Chinas. Durch die umfassende Anlage der Kompilation und die Reichhaltigkeit des Materials ist es geeignet, jedem Historiker der Zukunft, der eine allgemeine Geschichte (通史) Chinas schreiben will, als Grundlage zu dienen. Es ist in dieser Hinsicht bisher noch nicht übertroffen worden. Daß Ssima Kuang einer der größten Gelehrten Chinas war, ist außer Frage.

a) Yuan Shu. Die heutigen Geschichtswerke Europas gehören fast alle der Klasse der Tschischī pên-mo an, d. h. sie sind geschlossene Darstellungen historischer Episoden von Anfang bis zu Ende. In China wurde diese Methode durch Yuan Shu begründet, der sich hiedurch ein großes Verdienst um die Geschichtschreibung erworben hat. In seinem großen Werke, dem T'ung-tschien tschischī pên-mo, verfolgt er weniger den Zweck, den Zusammenhang historischer Begebenheiten nachzuweisen und ihre Ursachen und Wirkungen darzutun, als vielmehr, das Studium des T'ung-tschien leichter und bequemer zu machen, indem er dem Studierenden das Exzerpieren (鈔錄) ersparte. Obgleich dies eine Innovation war, so war es doch nur eine unbeabsichtigte Neuerung. Es ist deshalb auch nur ein Appendix (附庸) zum T'ung-tschien geblieben und sein Studium gewährt keinen besonderen Nutzen.

b) Huang Tsung-hsi, der Verfasser des Ming-ju hsüe-an. Dieses Werk bezeichnet ein bis dahin unbekanntes Genre. Die Historiker Chinas hatten sich vorher nur mit der politischen Geschichte befaßt. Huang Tsung-hsi legte den Grundstein zu einer Geschichte der geistigen Bewegung. Wenn spätere Gelehrte seine Idee aufgreifen und ausgestalten sollten, wird es einmal möglich sein, eine Geschichte der Literatur (文學史), eine Ethnographie (種族史), eine Wirtschaftsgeschichte (財富史) und eine Religionsgeschichte (宗教史) zu schreiben. Solcher Spezialgebiete gibt es viele. Nach Vollendung des zitierten Werkes hatte der Verfasser auch eine Geschichte der geistigen Bewegung in der Sung- und Yuan-Periode begonnen, aber nicht mehr zu Ende führen können. Hätte er noch



10 Jahre gelebt, er hätte uns vielleicht noch große Werke über die geistige Entwicklung der Han und T'ang, ja vielleicht der Tschou- und Tsch'in-Perioden hinterlassen. Huang ist jedenfalls als einer der verdientesten Gelehrten Chinas anzusehen.

Abgesehen von diesen sechs Namen (und Yuan Schu zählt kaum mit) sind alle chinesischen Historiker eigentlich bloße Statisten im Gefolge der wenigen Führer gewesen. Nach dem Schi-tschü haben alle 21 dynastischen Geschichten dasselbe genau kopiert, nach dem T'ung-tien die acht Enzyklopädien dieses streng zum Muster genommen. Der sklavisches Geist der Verfasser hat sich hierin gezeigt. Wer könnte die Monotonie dieser Musik ertragen? Bei der Lektüre muß man befürchten einzuschlafen und das Denken wird durch dieselbe keineswegs gefördert.

Aus den geschilderten Mängeln ergeben sich für den Studierenden drei Schwierigkeiten:

1. Die unabsehbare, nicht zu bewältigende Masse der historischen Literatur.

2. Die Schwierigkeiten der Auslese. Selbst wenn er die Muße und Geduld hat, sich durch die Literatur hindurchzuarbeiten, wird kaum der Intelligenteste in der Lage sein, ohne weiteres zu entscheiden, was von Wert und was wertlos ist, sondern wird viel Zeit und Mühe vergeuden.

3. Die Unfähigkeit der vorhandenen Literatur, im Studierenden Begeisterung zu erwecken oder einen Eindruck auf sein Gemüt zu machen. Man mag sämtliche Werke lesen, doch sie werden nicht den geringsten Patriotismus erwecken oder dem Volke die moralische Kraft verleihen, sich den Anforderungen der Gegenwart anzupassen und seinen Platz unter den Nationen einzunehmen.

Daß die chinesische Geschichte, trotz ihrer scheinbar hohen Entwicklung, ein unfruchtbares Studium geblieben ist, hat seinen Grund in den vorstehend erörterten Mängeln.

---

10./2. 20.



Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte. 193. Band, 4. Abhandlung

---

# Zur Analyse von Kants Philosophie des Organischen

Von

**Dr. Karl Roretz**

Vorgelegt in der Sitzung am 7. Mai 1919

Gedruckt aus den Mitteln des Jérôme- und Margaret-Stonborough-Fonds.

---

**Wien, 1922**

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitätsbuchhändler

Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.



## VORWORT.

Das Zustandekommen dieser Arbeit geht auf mehrere Faktoren zurück.

Der erste von ihnen ist eine intensive Beschäftigung mit dem teleologischen Problem, der zweite das nähere Bekanntwerden mit der philosophischen Geistesarbeit der Aufklärung, insbesondere der französischen Aufklärung, der dritte ein andauerndes Befassen mit den Tatsachen und Problemen der modernen Biologie.

So lag es für den Autor nahe, sich in ein Thema zu versenken, welches Strahlen aus allen drei Interessengruppen wie in einem Brennspiegel zu vereinigen schien. Denn Kants Philosophie des Organischen — wenn dieser nicht mehr ganz unberührte Ausdruck gestattet ist — stellt ja das teleologische Problem ins Zentrum ihrer Betrachtungen, wurzelt im Tatsächlichen durchaus in den biologischen Voraussetzungen jener Zeit und trägt überall die kulturpsychologische Signatur der Aufklärungsepoche.

Vielleicht dürfen noch einige Worte über Plan und Ziel der Arbeit gesagt werden.

Was der Verfasser in erster Linie anstrebte, war, die entscheidenden Punkte von Kants biologischen Reflexionen in schärfster Deutlichkeit hervortreten zu lassen. Daraus ergab sich der Verzicht auf pedantische Mosaikarbeit, auf ängstliches Ausschöpfen der endlosen Kant-Literatur. Das ermöglichte aber auch straffste Zusammenfassung der Hauptpunkte, wie sie den sorglich-chronikalischen Schriften gewöhnlich nicht beschieden ist.

Zweitens versuchte der Verfasser die Biologie des 18. Jahrhunderts etwas ausgiebiger zur Erklärung heranzu-



ziehen, als es zumeist getan wird. Um das biologische Denken Kants richtig einzuschätzen, wird man nämlich gut tun, ihm das biologische Weltbild der Aufklärungszeit als Folie zu geben. Der Verfasser hat sich daher nicht gescheut, die biologischen Anschauungen jener Zeit etwas ausführlicher wiederzugeben, als es in den sonst vortrefflichen Arbeiten eines Menzer, Pinski, Edmund König usw. geschieht.

Ebensowenig vermeidbar schien es ihm, gelegentlich das damalige Wissen auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften mit dem heutigen zu konfrontieren. Daß diesem Verfahren eine gewisse Kritik immanent sein muß, ist freilich unleugbar. Nur bedeutet diese Kritik nicht eine Rüge für die Vergangenheit, sondern eine Orientierung für die Gegenwart.

Schließlich sei nicht verschwiegen, welchem Fehler der Autor nach Möglichkeit ausgewichen ist: es war der, Kants Gedanken in irgendeiner Richtung zu *m o d e r n i s i e r e n*! Gerade dieser Verlockung ist nicht jeder Kant-Monograph entronnen. Aber man erweist dem großen Genius einen zweifelhaften Dienst, wenn man ihm Züge anschminkt, die sein Antlitz nicht trägt. Und man versteht sich schlecht auf kulturpsychologische Analyse, wenn man eines ihrer Grundgesetze übersieht — das Gesetz der ‚Stetigkeit des Kulturwandels‘ (V i e r k a n d t).



## **I. Kants Philosophie des Organischen im Rahmen des kritischen Systems.**

Kant hatte für seine Philosophie der *unbelebten* Materie — wie sie namentlich in der ‚Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels‘ und in den ‚Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft‘ vor uns liegt—in Isaak Newton den klassischen Empiriker gefunden. Seine Forschungsergebnisse, seine naturwissenschaftliche Teilmethode hat er übernommen und durch den gewaltigen kosmogonischen Gesichtswinkel entscheidend bereichert.<sup>1</sup>

Für das Gebiet der *organischen* Materie aber fehlte ihm ein solcher klassischer Führer (er ist bis heute noch nicht erschienen, denn man kann schwerlich die Forschungsarbeit eines K. E. von Baer, Johannes Müller oder Claude Bernard, als *System* betrachtet, in demselben Sinn als ‚klassische Biologie‘ ansprechen, wie man etwa Newton oder Laplace als klassische Physiker auffassen darf): war aber der ‚Wille zum Weltbild‘, wenn das Wort gestattet ist, bei Kant so stark, daß er auch diese bedeutsame Erfahrungswissenschaft philosophisch nicht unbearbeitet lassen mochte, so betrat er dabei doch notwendigerweise relatives, empirisches Neuland.

Freilich stand ihm die gerade damals mächtig auf-schießende, zeitgenössische Biologie zur Verfügung. Ihren Spuren werden wir bei Kant häufig begegnen. Allein das Vertrauen, sich hier zurecht zu finden, schöpfte er doch vorwiegend aus seinen eigenen erkenntnistheoretischen und methodologischen Prämissen, die, mit Sorgfalt ausgearbeitet,

<sup>1</sup> Vgl. Edmund König, Kant und die Naturwissenschaft. Braunschweig 1907, p. 17 f., p. 28, p. 124. Ferner Reuschle, Kant und die Naturwissenschaft (in: Deutsche Vierteljahrschrift, Jahrg. 1868), p. 84. Schließlich August Stadler, Kant, Leipzig, 1912, p. 125 ff.



besonders in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ niedergelegt sind. Daneben treten dann freilich noch ältere Kulturschichten des abendländischen Denkens an ihn heran und finden gleichfalls Aufnahme in sein Ideengebäude: spiritualistische und anthropozentrische Spekulationen verschiedener Artung — man denke etwa an Leibniz und die Physikotheologen.

Die bedeutsamste dieser Komponenten ist entschieden die erkenntnistheoretisch-methodologische, deren Kanon wir, wie gesagt, im dritten kritischen Hauptwerk Kants vor uns haben. Diese ‚Kritik der Urteilskraft‘ ist aber keineswegs ein mit voller Selbständigkeit ausgestattetes Gebilde; vielmehr stellt sie ihrem Wesen nach einen Ausschnitt aus dem kritischen Gesamtsystem dar. Sie ist eben die Anwendung der allgemeinen kritizistischen Grundsätze auf die Spezialprobleme der Ästhetik und der Biologie. Weil aber die ‚Kritik der Urteilskraft‘ Bestandteil eines umfassenden Systems ist, darum enthält und begreift sie neben der eigentlichen, stoffgeforderten, kritizistischen Behandlung auch noch verschiedene moralphilosophische, religionsphilosophische, kosmologische Elemente oder Perspektiven. Sie übernimmt und entsendet Fragestellungen in verschiedenster Richtung. Wer also die eigentümlichen Voraussetzungen von Kants Philosophie des Organischen kennen lernen will, wird vorerst rasch die Ansatzstellen betrachten müssen, durch die das System der Urteilskraft mit dem allgemeinen kritischen System in Berührung steht, welchem es eingebaut ist. Dabei wird sich noch zeigen, daß das Moment des ‚Einpassens‘ dieses ‚Teilsystems‘ in das ‚Gesamtsystem‘ — also das *a r c h i t e k t o n i s c h e* Moment im eigentlichen Sinne — diese Gedankengänge Kants durchgehend stark beeinflußt hat, ja daß es sich mehrfach überragende Bedeutung zu erzwingen weiß.

Der Denkreiz, welcher Kant zunächst zur Konzeption seines Begriffes der ‚Urteilskraft‘ gebracht haben mag, hatte zum Ziel, eine Verbindung herzustellen zwischen dem *t h e o r e t i s c h e n* Begreifen und dem *e t h i s c h e n*, d. h. nur ideenbedingten, zweckvollen Handeln. In diesem Sinne sollte die ‚Urteilskraft‘ die Brücke bilden zwischen ‚Verstand‘ und ‚Vernunft‘ im Sinne der Kantschen Terminologie, den Über-



gang herstellen ‚vom reinen Erkenntnisvermögen, d. i. vom Gebiete der Naturbegriffe zum Gebiete der Freiheitsbegriffe‘, ganz analog wie unter den psychischen Grundfunktionen das ‚Gefühl der Lust und Unlust‘ zwischen ‚Erkenntnisvermögen und Begehrungsvermögen‘ steht.<sup>2</sup> — Es springt in die Augen, wie bei diesem ersten Gedankengange, den näher auszuführen hier keine Veranlassung vorliegt, der Wunsch nach einer festen Fundierung der ethischen Phänomenologie befriedigt werden wollte. Man sieht auch schon ganz deutlich, wie eine höchst komplizierte mentale Architektonik zu spielen beginnt.

Ein z w e i t e s Moment, das den Begriff der ‚Urteilkraft‘ entschieden charakterisiert, zeigt ihren Zusammenhang mit der philosophischen Gesamtkonzeption in einer anderen Richtung. Es ist die erläuternde Scheidung der Urteilkraft in eine ‚bestimmende‘ und in eine ‚reflektierende‘.<sup>3</sup>

Auch hier wird der ‚Urteilkraft‘ eine Vermittlerrolle zugeschoben. Wieder soll sie zwei Teile des kritischen Gesamtsystems miteinander verbinden, nämlich den transzendentalen Apriorismus — der wohl das Zentralproblem in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ war — in Verbindung setzen mit jener naturwissenschaftlichen Einzelforschung, die nur innerhalb der theoretischen Biologie gegeben erscheint. Und wiederum weiß der Philosoph dieses Ergebnis dadurch zu erzielen, daß er eine eigenartige Grenzbestimmung am Zweckbegriffe vornimmt, von der ausführlich zu reden sein wird.

Aber durch Einführung des Begriffes der ‚Urteilkraft‘ schlägt Kant noch eine d r i t t e Brücke. Er benützt diesen Begriff auch dazu, die Verbindung herzustellen zwischen zwei völlig verschiedenen Behandlungsformen, welche die unserem Geiste sich darbietende R e a l i t ä t durch ihn erfährt. Für Kant ist ja das Erkennen kein abbildender Vorgang im Sinne des älteren oder neueren ‚Dogmatismus‘. Sondern die Realität entsteht einerseits durch die kreativ-normierende

<sup>2</sup> U., Einleitung III, p. 179. [Die Schriften Kants werden, falls nichts anderes angegeben, nach der Ausgabe der Berliner Akademie zitiert. Da sehr häufig die „Kritik der Urteilkraft“ zu zitieren ist, wird dafür die Kürzung U. (mit Angabe des Paragraphen und der Seitenzahl) verwendet.]

<sup>3</sup> U., p. 179; vgl. ferner § 69, p. 385, § 74, p. 395 usf.



Funktion der Vernunft, andererseits durch die rezeptiv-veranschaulichende Funktion des Verstandes, so daß diese beiden mentalen Reaktionsformen zwei — natürlich indirekt gewonnene — Seiten der Wirklichkeit darstellen. Ein Zusammenhang zwischen beiden scheint zunächst nicht zu bestehen. Ihn zu vermitteln, hat Kant augenscheinlich den Begriff der Urteilskraft eingeführt. Die Urteilskraft nämlich ist weder rein hervorbringend, noch rein empfangend: sie empfängt freilich im Phänomen des Schönen gewissermaßen durch die ‚Gunst‘ der Natur ein Stück zweckvoll geordneter Wirklichkeit, aber sie schafft dieses doch zu einem subjektiven Geschmackserlebnis um.<sup>4</sup> So ist sie für das Subjekt Vermittlerin einer dritten Wirklichkeitsseite, die sich zwischen den beiden anderen einfügt und so das Weltbild schließt. Und sie ist das und kann es sein als Trägerin einer spezifischen Funktion, die bei Kant unbezeichnet bleibt, welche man aber vielleicht die *gustativ-kontemplative* nennen könnte. Im Gesamtsystem von Kants kritischer Philosophie ist also die Urteilskraft Ausdruck und Organ einer dreifach gestaffelten Wirklichkeit.

Eine neue Verankerung des Begriffes der Urteilskraft an dem gesamten kritischen Ideenkomplex wird offenbar, wenn man die Beziehung betrachtet, in welcher bei Kant die Ästhetik zur Biologie steht. Wie bald zu zeigen sein wird, hat der Philosoph seiner Ästhetik einen mächtigen biologischen Unterbau gegeben. Andererseits läßt auch seine Biologie einen starken ästhetischen Einschlag bemerken. Es zeigt sich hier bei Kant ein gewisses Schwanken, ein eigentümlicher, unausgeglichener Dualismus: Er teilt das Gebiet des ästhetisch Wirksamen in das ‚Erhabene‘ und ‚Schöne‘. Ersterem widmet er, in Anlehnung an die englische Ästhetik, eine größtenteils biologische Analyse, während letzteres zwar auch ein ‚Gefühl der Beförderung des Lebens‘ auslöse, aber im ganzen doch über die biologische Betrachtungsweise hinausragt.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> U., § 79, p. 417.

<sup>5</sup> Vgl. U., § 23, p. 244 ff., besonders p. 246: ‚Zum Schönen der Natur müssen wir einen Grund außer uns suchen, zum Erhabenen aber bloß in uns . . .‘



Und: jedes biologische Gebilde wird von ihm aufgefaßt gewissermaßen als ‚Spezialfall‘ im Naturgeschehen, wodurch die Einführung des ‚Zufallsbegriffes‘, beziehungsweise des Zweckbegriffes möglich, ja notwendig erschiene. Im Sinne der knapp darauf einsetzenden *Postulatenmetaphysik* müßte aber doch auch die unorganische Materie die gleiche, teleologische Struktur aufweisen wie die Organismen — so daß dadurch eigentlich wieder die ganze Materie ästhetisiert würde!<sup>6</sup> All das zeigt uns Gegensätze, die nicht leicht eliminierbar sind, deren Urquell aber unschwer zu entdecken sein dürfte. Entspringt er doch wohl dem Wunsche Kants, dieses Segment seiner Lehre nach beiden Seiten hin sicherzustellen, indem er einerseits den Kontakt mit dem anorganischen Weltbild festhält, andererseits auch den Hinweis auf einen möglichen metaphysischen Hintergrund, im Sinne des traditionellen, stets stark ästhetisch gefärbten Spiritismus, nicht unterläßt.

Hiemit wird auch schon deutlich, welche Rolle dem religionsphilosophischen Faktor im System der Kantschen Urteilskraft zufällt. Sicherlich ist es richtig, daß die Zweckmäßigkeit in der Natur, weil sie für Kant ‚aufgehört hatte, nur ein Argument der rationalen Theologie zu sein‘, ihm ‚zum Probleme der Wissenschaft des Organischen wurde‘.<sup>7</sup> Aber das Pendel schwingt auch zurück. Denn die Kritik der Urteilskraft gibt dem Philosophen doch wieder Gelegenheit, durch Bearbeitung des Zweckbegriffes, besser gesagt durch dessen metaphysische Einstellung, einen ‚intellectus archetypus‘ wenigstens zu postulieren und so wiederum den Übergang zu finden zu dem, was dem Aufklärungszeitalter in vielen seiner Vertreter so sehr am Herzen lag: zu einer optimistischen Theodizee. Der Begriff der Urteilskraft bedeutet auch hiezu eine Brücke.<sup>8</sup> Und der Kontakt mit dem kritischen Gesamtsystem ist leicht zu bemerken.

Es wäre zunächst nur ein allgemeinerer Ausdruck für die Einpassung dieser — um den Begriff der Urteilskraft

<sup>6</sup> Vgl. U., § 67, p. 378 ff.

<sup>7</sup> Alois Richl. *Der philosophische Kritizismus*, Bd. I, 2. Aufl., Leipzig 1908, p. 285.

<sup>8</sup> U., § 67, p. 380; § 77, p. 410.



sich sammelnden — Gedankengruppen in das kritische Weltbild, wenn man hier die ‚Architektonik‘ noch als selbstständiges Moment hervorheben wollte. Eine gewisse künstliche Gliederung und gezwungene Typik wäre so mit einem Schlage erklärt. Doch wäre das vielleicht etwas willkürlich; in jedem größeren Gedankenkomplex muß ja das einzelne strukturelle Element die Eigenheit aufgeben, welche es isoliert hätte bewahren können: Stützen und Entgegenspreizen, Vorspringen und Zurückweichen kennzeichnet ja alles mentale Bauen in seiner gegenseitigen Bezogenheit. Soweit wäre nichts Besonderes zu registrieren. Aber hier bei Kant tritt denn doch noch eine ganz spezifische, logische Disposition ungemein charakteristisch hinzu. Sie mag bei ihm seelisch bedingt gewesen sein durch ein stark ausgeprägtes, genuines Vertrauen in das restlose Aufgehen aller irgendwie denkbaren erkenntnistheoretischen und metaphysischen Problemformen. Kants Fragestellungen reduzieren sich darum fast durchwegs auf eine auffallend geringe Zahl scharf voneinander trennbarer Schemata.

Gerade über diesen Punkt mußte ja der Philosoph schon frühzeitig manchen Tadel vernehmen. Er reagierte auch selbst gegen jene Kritiker, indem er insbesondere sein Verfahren der Dicho- und Trichotomie zu rechtfertigen suchte.<sup>9</sup> — schwerlich in befriedigender Weise: darauf kann hier nicht eingegangen werden. Doch mag hier eine kurze Bemerkung am Platze sein über die drei Formen, in denen sich seine architektonisch-formalistische Disposition gewöhnlich auswirkt. Sehr häufig entnimmt er sein Arbeitschema der formalen Logik, beziehungsweise der Urteilslehre im eigentlichen Sinne: so etwa in der ‚Analytik der Geschmacksurteile‘, in seiner Ästhetik und der Lehre von den biologischen ‚Antinomien‘ — beides Abschnitte, die besonders an die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ anklingen. Seltener gliedert er gewaltsam nach wirklichen oder vermeintlichen psychologischen Tatsachen: dahin gehört z. B. seine Einteilung der drei spezifisch verschiedenen Arten des Wohlgefallens,<sup>10</sup> die Einteilung

<sup>9</sup> U., Einleitung IX, p. 197, Anm.

<sup>10</sup> U., § 5, p. 210.



der Spiele in Glücksspiele, Tonspiele und Gedankenspiele,<sup>11</sup> die angeblich durch die weiße Farbe der Lilie (entsprechend dem Sonnenspektrum) ausgelöst sieben Stimmungsbilder<sup>12</sup> u. dgl. m. Gelegentlich aber bricht sein Hang zu strenger architektonischer Gliederung in einer Weise durch, die kaum mehr ein bestimmtes Vorbild nahelegt. So beispielsweise bei seiner Einteilung der Menschenrassen,<sup>13</sup> die höchstens an gewisse Schemata der jonischen Naturphilosophen erinnert. Hier besteht dann wohl nur die Tendenz, womöglich in kontradiktorischen Gegensätzen zu bauen.

— — — Diese kurze Charakteristik des Begriffes der Urteilskraft<sup>14</sup> reicht aus zur Begründung der Basis, auf welcher Kants Philosophie des Organischen sich erheben soll. Es zeigt sich — um es nochmals kurz zu sagen — daß die Kritik der Urteilskraft dem kritischen Gesamtsystem eingebaut ist, daß sie Berührungsstellen mit verschiedenen, dem Problem des Organischen zunächst fremden Systemfragen gemein hat. Und es trat auch bereits mehrmals derjenige Unterbegriff hervor, den Kant dazu bestimmte, der bevorzugte Zentralbegriff seiner Philosophie des Organischen zu

<sup>11</sup> U., § 54, p. 331.

<sup>12</sup> U., § 42, p. 302.

<sup>13</sup> Kant. Von den verschiedenen Racen der Menschen, Bd. 2, p. 441.

<sup>14</sup> Über die Rolle, welche die Kritik der Urteilskraft für die Ausbildung von Kants Philosophie des Organischen spielt, finden sich sehr bemerkenswerte Ausführungen in der großen Kant-Monographie Bruno B a u c h s, 'Immanuel Kant', Berlin 1917, II. Hauptteil, 4. Kap., und ganz besonders bei Carl S i e g e l, Geschichte der deutschen Naturphilosophie, Leipzig 1913, Kap. III. — Bauch bemerkt sehr richtig, daß die Kritik der Urteilskraft einen Versuch bedeutet, das in der Vernunftkritik eingeengte Erfahrungsproblem 'auch auf die biologische Erfahrung zu erweitern' (op. cit., Vorwort, p. VIII). Und Siegel sagt geradezu: 'So wird denn . . . die Teleologie für Kant zur Philosophie des Organischen'. (Op. cit., p. 101.) — — Eindringliche Analysen verschiedener hieher gehöriger Fragen bringt auch die bekannte ältere Schrift August S t a d l e r s, 'Kants Teleologie und ihre erkenntnistheoretische Bedeutung' (unveränderter Abdruck), Berlin 1912, besonders p. 112 ff. Vgl. ferner V. D e l b o s, Les harmonies de la pensée Kantienne d'après la critique de la faculté de juger (in: Revue de métaphysique et de morale, Paris, année 12), p. 550 ff., und Walter F r o s t, Der Begriff der Urteilskraft bei Kant, Halle 1906, p. 42 ff., 131 ff.



werden: der Zweckbegriff! Ihm gelten zunächst die folgenden Untersuchungen.

## II. Die transzendente Teleologie als Grundlage von Kants Philosophie des Organischen.

### 1. Die Formen des Zweckbegriffes.

#### a) Der Zweckbegriff in der Mathematik.

Der Zweckbegriff bedeutet also gewissermaßen das Zentrum, um das sich Kants Philosophie des Organischen gruppieren sollte. Daraus ergab sich für den Philosophen die Verpflichtung, alle natürlichen Erfahrungsgebiete abzuschreiten, auf denen auch nur die schwächste Spur davon zu finden ist. Kant hat sich dieser Aufgabe auch mit aller Sorgfalt unterzogen: Er wandert dem Zweckbegriff getreulich nach, rückt ihm bedächtig näher und näher, verfolgt den Begriff durch ein ganzes Dickicht dogmatischer Dialektik und schwärmerischer Physikotheologie, bis er schließlich — eben im Phänomen des organischen Naturprodukts — das teleologische Gebilde in voller Reinheit vor Augen zu haben meint.

Die Mathematik ist die erste Etappe, die dabei erreicht wird. Man könnte ja allenfalls versucht sein, ‚Zweckmäßigkeit‘ schon im Bereiche der Mathematik erblicken zu wollen. Namentlich das Gebiet der Geometrie könnte, wie Kant meint, auf diesen Gedanken bringen. Zeigen doch alle geometrischen Figuren, die nach einem Prinzip gezeichnet werden, eine mannigfaltige, oft bewunderte, objektive ‚Zweckmäßigkeit‘, nämlich die ‚Tauglichkeit zur Auflösung vieler Probleme nach einem einzigen Prinzip‘.<sup>15</sup> Oder, wie Kant es auch formuliert, es handelt sich dabei um die ‚Einheit vieler sich aus der Konstruktion jenes Begriffes ergebender Regeln, die in mancherlei Hinsicht zweckmäßig sind.‘<sup>16</sup>

Die geometrischen Eigentümlichkeiten und Einsichten, welche die Kreislinie darbietet; die Regelmäßigkeiten, welche

<sup>15</sup> U., § 62, p. 362.

<sup>16</sup> U., p. 364.



den ‚Kegelschnittlinien‘ anhaften — man könnte, im Sinne Kants, etwa an die *Pascalsche Linie* erinnern —, das sind solche Tatbestände aus dem Reiche der Geometrie, welche zunächst fast einen zweckartigen Eindruck hervorzurufen vermögen.

Aber der grundsätzliche Unterschied gegenüber den im eigentlichen Sinne als zweckmäßig beschreibbaren Erscheinungen liegt gleichwohl hell am Tage. Kant hebt mit Recht hervor, daß diese ‚intellektuelle Zweckmäßigkeit‘ — wenn sie auch objektiv genannt werden darf, im Gegensatz zu der subjektiven ästhetischen — sich gleichwohl ‚ihrer Möglichkeit nach als bloß formale (nicht reale)‘ begreifen läßt, das heißt als ‚Zweckmäßigkeit, ohne daß doch ein Zweck ihr zum Grunde zu legen . . . wäre‘.<sup>17</sup> Der einheitlich-zweckartige Charakter der geometrischen Figuren erklärt sich ganz einfach *erstens* durch die Einheit des Prinzips in mir, welches ich willkürlich annehme, und *zweitens* durch seine Übertragung in den Raum, insoferne ich die betreffende Figur ‚einem Begriffe angemessen zeichne‘.<sup>18</sup> — Mit der durch menschlichen Eingriff entstandenen Regelmäßigkeit hat die Regelmäßigkeit der Geometrie nicht das geringste zu tun: das scheidet fundamental den zweckmäßig angelegten Garten von der zweckartig aussehenden geometrischen Konstruktion! Der Unterschied ist eben der, daß es sich im ersten Falle um eine Regelmäßigkeit handelt, ‚welche ich a priori aus meiner nach einer bestimmten Regel gemachten Umgrenzung eines Raumes zu folgern nicht hoffen kann‘.<sup>19</sup> Denn hier handelt es sich um existierende Dinge, die empirisch gegeben sein müssen. Der Garten verdankt seine Existenz einer realen Zweckmäßigkeit. Die Zweckmäßigkeiten, von denen die Geometrie weiß, sind zwar objektiv, aber nur intellektuell, nur formal.

Es läßt sich daher allgemein behaupten: ‚Arithmetische, geometrische Analogien (im gleichen allgemeine mechanische Gesetze), so sehr uns auch die Vereinigung verschiedener dem Anschein nach voneinander ganz unabhängiger Regeln in

<sup>17</sup> U., *ibid.*

<sup>18</sup> U., p. 365.

<sup>19</sup> U., p. 364.



einem Prinzip an ihnen befremdet und bewunderungswürdig vorkommen mag, enthalten deswegen keinen Anspruch darauf, teleologische Erklärungsgründe in der Physik zu sein'.<sup>20</sup> Das Gebiet der Mathematik enthält also nichts von Teleologie. Und den Grund dafür, der ja bereits oben ziemlich eng umschrieben wurde, hat Kant noch gelegentlich, in einer Fußnote, aufs allerknappste und — klarste formuliert: 'Weil in der reinen Mathematik nicht von der Existenz, sondern nur der Möglichkeit . . . die Rede sein kann: so muß folglich alle daselbst angemerkte Zweckmäßigkeit bloß als formal, niemals als Naturzweck betrachtet werden.'<sup>21</sup> Damit ist die entscheidende Grenzlinie gegen den Naturbegriff hin gezogen; die Verwechslung aber mit der ästhetischen Zweckmäßigkeit — der Kunsttätigkeit — läßt sich leicht hintanhalten durch die nachdrückliche Bemerkung, daß der Mathematiker nicht mit ästhetischen Urteilen operiert: wo fände sich bei ihm je eine 'Beurteilung ohne Begriff', nach Kant das Charakteristikum der ästhetischen Funktion? Die Tätigkeit des Mathematikers ist eine 'intellektuelle nach Begriffen'.<sup>22</sup> Also handelt es sich hier um zwei ganz verschiedene Dinge! — Damit aber auch der linguistische Schein nicht irreführend wirke, — da man doch gerne von einer Schönheit der mathematischen, speziell der geometrischen Gebilde spricht — bemüht sich der gründliche Kant, auch diesen Schein noch ganz besonders zu zerstören, und zwar durch eine kurze psychologische Reflexion. Er will nämlich in der menschlichen Seele bei der Betrachtung der mathematischen Regelmäßigkeiten nur eine 'immer wiederkehrende Bewunderung'<sup>23</sup> ausgelöst sehen, keine echte und rechte 'Verwunderung', wie sie der Anblick der wirklichen Zweckdinge uns erleben läßt. Und so schiebt er schließlich den Begriff der 'Schönheit', weil dieser gar zu sehr an das eigentlich Teleologische erinnert, aus dem Reiche der Mathematik hinaus und will dafür den Ausdruck der 'relativen Vollkommenheit' einführen, dem allerdings der teleologische

<sup>20</sup> U., § 68, p. 382.

<sup>21</sup> U., § 63, p. 366.

<sup>22</sup> U., ibid.

<sup>23</sup> U., § 63, p. 365.



Verdacht kaum mehr anhängt. — Die Zweckgestalt des Mathematischen hat sich damit eigentlich als *Schein* gestalt erwiesen. Das erste Problem sinkt zusammen, die Untersuchung schreitet fort.

### b) Der Zweckbegriff in der Ästhetik.

Etwas näher rückt Kant bereits dem Teleologischen (und dem für ihn damit eng verknüpften organischen) Problem, wenn er in gewisse Gebiete seiner *Ästhetik* eintritt. Hier zeigt sich der organologisch-biologische Gesichtspunkt bereits mächtig entwickelt, ohne freilich absolut zu herrschen. Aber die innige Beziehung, die Kants Philosophie des Organischen mit seinem ästhetischen Denken verknüpft, tritt hier fast unverhüllt auf. Ein guter Teil von Kants Ästhetik ist tatsächlich biologische Ästhetik.

In diesem Sinne sind bereits seine ästhetischen Grundbegriffe entworfen.

Denn was ist der Kern von Kants ästhetischem ‚Idealismus‘, beziehungsweise Subjektivismus? Doch der: daß unsere Psyche im ästhetischen Erleben keinerlei objektive Realität in sich hineinzieht. Nicht die objektive Beschaffenheit des ästhetischen Gegenstandes ist das Charakteristische. Nicht ein intellektueller Erkenntniserwerb. Denn in der ästhetischen Beurteilung kommt es nicht darauf an, was die Natur ist oder auch für uns als Zweck ist, sondern wie wir sie aufnehmen.<sup>24</sup> Und in den Bereich der Ästhetik gehört gerade ‚dasjenige Subjektive an einer Vorstellung, was gar kein Erkenntnistück werden kann‘.<sup>25</sup> Durch die ästhetische Vorstellung erkenne ich nichts an dem Gegenstand der Vorstellung. — Mit einem Worte, das ästhetische Subjekt verhält sich nur rein aufnehmend (apprehensiv) — oder, in moderner Ausdrucksform gesagt: ‚es reagiert nur‘.

Damit ist das ästhetische Problem bereits unter einen biologischen Gesichtswinkel gerückt. Und die *ästhetische Teleologie*, die daraus fließt, reflektiert dann fast durchwegs auf diese biologische Einstellung.

<sup>24</sup> U., § 58, p. 350.

<sup>25</sup> U., Einleitung VII, p. 189.



In diesem Sinne denkt Kant als Ästhetiker biologistisch, wenn er einerseits jede Intellektualisierung der ästhetischen Prozesse nachdrücklichst abwehrt und wenn er andererseits die biologische Rolle — wir würden heute vielleicht sagen: den Funktionswert — des ästhetischen Erlebens kräftig in den Vordergrund rückt.

Im ästhetischen Akt (wie er sich nach Kants Auffassung vollzieht) tritt das Individuum überhaupt nicht aus der Sphäre seines Bewußtseins heraus. Er zielt ja auf ‚bloße Auffassung‘ (apprehensio) der Form des Gegenstandes.<sup>26</sup> Und das ästhetische Individuum bleibt immer völlig aktiv — im Gegensatz zum erkennenden Menschen, der in gewissem Sinne doch auch passiv sein muß. So bedeutet die ästhetische Naturbetrachtung eine ‚Gunst, womit wir die Natur aufnehmen, nicht eine Gunst, die sie uns erzeugt‘.<sup>27</sup> Beim Erkennen derselben Naturvorgänge, die diesmal teleologisch gedacht werden, ist es umgekehrt.<sup>28</sup>

Und man glaube ja nicht, daß das ästhetische Lustgefühl in letzter Linie etwa nur als intellektuelles Innenwerden der allgemeinen Naturgesetzlichkeit deutbar sei. Ganz im Gegenteil, nach der Meinung Kants übt das ‚Zusammentreffen der Wahrnehmungen mit den Gesetzen nach allgemeinen Naturbegriffen nicht die mindeste Wirkung auf das Gefühl der Lust in uns‘ aus, ‚weil der Verstand damit unabsichtlich nach seiner Natur notwendig verfährt‘.<sup>29</sup> Nein, der ästhetische Gegenstand wird ‚nur darum zweckmäßig‘ — also ästhetisch schön genannt, ‚weil seine Vorstellung unmittelbar mit dem Gefühl der Lust verbunden ist‘.<sup>30</sup> — So rückt Kant, unter dem Druck des biologischen Denkens, immer weiter ab vom ästhetischen Intellektualismus.

Noch bezeichnender für den intimsten Sinn dieser Gedankengänge ist dann die hohe Meinung, welche der Philosoph über die biologische Rückwirkung des ästhetischen Erlebnisses äußert. Das Schöne führt ‚direkt ein Gefühl der Be-

<sup>26</sup> U., ibid.

<sup>27</sup> U., § 58, p. 350.

<sup>28</sup> U., § 67, p. 380.

<sup>29</sup> U., Einleitung VI, p. 187.

<sup>30</sup> U., p. 189.



förderung des Lebens bei sich'.<sup>31</sup> Speziell die Formen der Natur vermögen durch ihre Mannigfaltigkeit und Einheit ‚die Gemütskräfte gleichsam zu stärken und zu erhalten‘.<sup>32</sup> Und mit unverhohlenem Beifall beruft sich Kant auf des Engländers B u r k e physiologische Resonanztheorie, der den vasomotorischen Faktor im Erhabenheitserlebnis — beträchtliche Zeit vor James und Lange! — eindrucksvoll genug hervorgehoben hat.<sup>33</sup>

Der Charakter dieser biologischen Einstellung in dem eben angedeuteten Sinne verleiht auch dem als Grenzbegriff aufragenden teleologischen Hintergrunde Sinn und Farbe. Wieder finden wir ein starkes Abrücken vom ästhetischen Objekt zugunsten der Sphäre des ästhetischen Subjekts, wieder die kräftigste Betonung des Funktionswertes im ästhetischen Erleben.

Gewiß, es handelt sich für Kant bei der Aufnahme ästhetischer — also zweckhafter — Formen um eine ‚Zusammenstimmung des Gegenstandes mit dem Vermögen des Subjekts‘.<sup>34</sup> Aber die Analyse, zu welcher Kant gelangt, bezieht sich der Hauptsache nach nur auf die innere Übereinstimmung zwischen den Seelenvermögen des ästhetisch affizierten Individuums: alle ästhetischen Gebilde lösen in uns eine Übereinstimmung von Einbildungskraft und Verstand aus. Gewisse Naturformen erregen unser ästhetisches Wohlgefallen, weil sie uns durchsichtige Vereinheitlichungen verschiedener Naturgesetze bedeuten. Und die Natur überhaupt gefällt uns, weil wir sie — verstehen! ‚Dagegen würde uns eine Vorstellung der Natur durchaus mißfallen‘, meint Kant, ganz im Rahmen seiner subjektivistischen Ästhetik denkend, wenn sie uns nur ‚Heterogenität ihrer Gesetze‘ zeigte, keine ‚Vereinigung ihrer besonderen Gesetze unter allgemein empirischen‘.<sup>35</sup> Es ist eben an und für sich ‚die entdeckte Vereinbarkeit zweier oder mehrerer empirischer heterogener Naturgesetze unter einem sie beide befassenden Prinzip der

<sup>31</sup> U., § 23, p. 244.

<sup>32</sup> U., § 61, p. 359.

<sup>33</sup> U., § 29, p. 277.

<sup>34</sup> U., Einleitung VII, p. 190.

<sup>35</sup> U., p. 188.



Grund zu einer sehr merklichen Lust.<sup>36</sup> — Hier regt sich bereits der biologische Faktor, der in einer andern tiefen Bemerkung Kants noch stärker in den Vordergrund tritt: Es mag sein, gibt er zu, daß die ‚Faßlichkeit der Natur‘ für uns heutigentags nicht mehr besonders lustbetont ist. Aber sie ist es, bemerkt Kant sehr richtig, zur Erledigung möglicher Einwürfe, sie ist es ‚gewiß zu ihrer Zeit gewesen‘.<sup>37</sup> — Hier tritt also ganz deutlich zutage, wie Kant das Ästhetisch-Wirksame aus dem Primitiv-Biologischen hervorgehen läßt!

Ja, Kant ist so weit davon entfernt, dem logischen oder ästhetischen Objektivismus anzuhängen, daß er gerade das Wahrnehmen der von ihm postulierten Einheit der Gesetze in den ästhetisch — und also zweckhaft — wirkenden Naturformen nur von der subjektiv-biologischen Seite betrachtet: ‚wenn wir eine solche systematische Einheit unter den bloß empirischen Gesetzen antreffen‘, so sind wir dadurch ‚erfreut‘ — ‚eigentlich eines Bedürfnisses entledigt‘!<sup>38</sup> Kräftiger kann man den Grundgedanken der biologischen Ästhetik wohl nicht ausdrücken.

Kombiniert man nun also den biologischen Faktor in Kants ästhetischem Denken mit dem subjektiv-psychologischen — die ‚biologische Einstellung‘, wie sie hier bezeichnet wurde, mit der ‚psychischen Immanenz‘ — so ergibt sich daraus die durchaus notwendige Folgerung, daß für eine eigentliche Teleologie auch in der Ästhetik (wenigstens sofern das ästhetisch affizierte Individuum nur anschauend genießt, nicht produziert) noch kein Raum ist. Das Phänomen der Lust, für Kant das Zentralphänomen des ästhetischen Erlebens, kann dann naturgemäß nichts anderes sein als die ‚Angemessenheit (des Objekts) zu den Erkenntnisvermögen, die in der reflektierenden Urteilskraft im Spiele sind . . . also eine bloß subjektive formale Zweckmäßigkeit des Objekts ausdrücken‘.<sup>39</sup> Wir rühren also im Ästhetischen noch nirgends an die teleologische Realität.

<sup>36</sup> U., p. 187.

<sup>37</sup> U., ibid.

<sup>38</sup> U., p. 184.

<sup>39</sup> U., p. 189.



Doch hier vollzieht Kant plötzlich eine jähe, fast sonderbar anmutende Wendung. In eigentümlich gepreßter Dialektik gelangt nämlich der Philosoph dazu, einen Teilbezirk des Ästhetisch-Wirksamen, eben den wichtigen Bereich des ‚N a t u r s c h ö n e n‘ in innigsten Kontakt zu dem Teleologischen zu setzen. Die N a t u r s c h ö n h e i t ist — im Gegensatz zu dem E r h a b e n e n in der Natur — seiner Meinung nach bloß teleologisch deutbar. ‚Schönheit der Natur . . . kann mit Recht ein Analogon der Kunst genannt werden.‘<sup>40</sup> Die ‚selbständige Naturschönheit‘ entdeckt uns eine ‚Technik der Natur‘, welche nach dem gewöhnlichen zwecklosen Mechanismus der Natur nicht mehr beurteilt werden darf. ‚Zum Schönen der Natur müssen wir einen Grund außer uns suchen, zum Erhabenen bloß in uns.‘<sup>41</sup> — Hier ragt also plötzlich der teleologische Hintergrund herein! Und es mag schwer zu entscheiden sein, ob das in letzter Linie zu diesem Gedankensprung antreibende Motiv mehr der ästhetischen Reflexion entwachsen ist — etwa: weil die schönen Naturdinge gleich den zweckhaften menschlichen Kunstdingen nur auf Oberflächenwirkung abzielen<sup>42</sup> — oder ob hier bei Kant uralte, physikotheologische Dispositionen lebendig wurden. Auf alle Fälle steht dieser Gedanke kaum im logischen Zusammenhang mit den anderen Gedanken des Systems.

Der weitere Verlauf von Kants Denken führt ihn zunächst zur Reflexion über die m e n s c h l i c h e K u n s t t ä t i g k e i t. Hier ist die echte Teleologie zwar in gewissem Sinne erreicht, nur ist es keine N a t u r t e l e o l o g i e! Dafür findet der Philosoph Gelegenheit, einzelne Abgrenzungen gegenüber bestimmten Anraingebieten zu vollziehen und dadurch seine teleologische Biologie noch sorgfältiger vorzubereiten.

Wenn für eine Kunstleistung, im eigentlichen Sinne des Wortes, die Qualität eben des ‚Tuns‘, der Charakter des ‚Werkes‘ zu fordern ist, so schließt diese Definition bereits diejenige Gattung von s c h e i n b a r e n Kunstprodukten aus dem Kreise ihrer Betrachtungen aus, welche lediglich

<sup>40</sup> U., § 65, p. 375.

<sup>41</sup> U., § 23, p. 246.

<sup>42</sup> U., § 65, p. 375.



Erzeugnisse eines ‚Instinktes‘ sind: die ‚Kuntwerke‘ der Tiere — der Bienen z. B. — sind nach Kant keine richtigen Kunstwerke, weil diese Tiere ‚ihre Arbeit auf keine eigene Vernunftübertragung gründen‘.<sup>43</sup> Es gebricht ihnen eben an der willkürlich vernünftigen Hervorbringung, dem Kriterium des eigentlichen Kunstwerkes, des wirklichen Zweckwerkes. Daher ist für Kant Kunstwerk im eigentlichen Sinne allemal gleich Menschenwerk, dem Kunstwerk par excellence.

Aber welche festen Merkmale schließt denn eigentlich dieser Begriff des Menschenwerkes, dieses teleologischen Gebildes im allerengsten Sinne, in sich ein?

Kant hat die Beantwortung dieser Frage an einer Stelle seiner ‚Kritik der Urteilskraft‘ gegeben, welche zugleich fundamentalste Erörterungen über den Begriff des Organischen enthält, so daß der enge, eigentlich nur durch willkürliche Dekomposition lösbare Zusammenhang zwischen beiden deutlich zutage tritt. Das Kriterium des menschlichen Zweckwerkes wäre danach dieses, daß die in ihm enthaltenen Teile ‚ihrem Dasein und der Form nach nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich sind‘.<sup>44</sup> Jeder ‚Teil‘ ist nur um des a n d e r e n willen, um des ‚G a n z e n‘ willen, da. Dieses entsteht aber nur durch ein vereinheitlichendes Schaffen, als dessen Quellpunkt die Kausalität eben eines vernünftigen, d. h. menschlichen Wesens zu gelten hat. Ohne eine solche ä u ß e r e Kausalität, kein Kunstwerk, kein menschliches Zweckwerk.

Offenbar verläuft hier wieder eine Grenzlinie: jene nämlich, welche das durch menschliches Eingreifen zustande gekommene Zweckwerk von dem natürlichen Zweckprodukt, wie es eben der Organismus darstellt, trennen soll. Menschliche Technik und Naturtechnik sollen nichts miteinander gemein haben. Der Organismus wird ja nicht von außen her gemacht, sondern er erzeugt sich — scheinbar wenigstens — von selbst, so daß also hier wiederum die Naturteleologie unerreicht bleibt, gewissermaßen wie eine Fata Morgana entflieht.

<sup>43</sup> U., § 43, p. 303.

<sup>44</sup> U., § 65, p. 373.



Hier hat Kant übrigens noch einen Nebengedanken eingeschaltet, der unter Umständen hätte fruchtbar werden können, der aber leider von dem Philosophen einer sorgfältigen Bearbeitung nicht gewürdigt wird.

Kant wirft nämlich, ohne ihn näher auszuführen, den Gedanken hin, daß für unser Verhältnis zum technischen Kunstprodukt, im Unterschied zu der rein theoretischen Erfassung eines Gegenstandes, gerade der Umstand bezeichnend sei, daß sich das in allen Einzelheiten Verstandene nicht ohneweiters nachahmen lasse. Er meint geradezu: „Nur das, was man, wenn man es auch auf das Vollständigste kennt, dennoch darum zu machen noch nicht sofort die Geschicklichkeit hat, gehört insoweit zur Kunst.“<sup>45</sup>

Es scheint somit, als habe Kant hier ganz nahe an eine Einsicht herangestreift, die gerade für seine Philosophie des Organischen von größter Bedeutung hätte werden können. — Das Leben ‚verstehen‘ müßte nicht unbedingt heißen das Leben ‚erzeugen‘ können! Die ‚Theorie‘ des Lebens ist nicht ohneweiters gleichzusetzen der ‚Produktion‘ des Lebens! Die vollständigste Beschreibung der organischen Naturgegenstände gibt noch nicht unmittelbar die Möglichkeit in die Hand, diese Gegenstände auch willkürlich in der Welt hervorzubringen, mindestens nicht ehe gewisse technische Vorarbeiten dazu erledigt sind. Hätte Kant sich herbeigelassen, diesen Punkt näher auszuführen — statt in ihm einen neuerlichen Abschluß gegenüber den sich spontan setzenden Organismen zu erblicken —, so wäre er gewissen Gedankengängen allermodernster Prägung sicherlich sehr nahe gekommen.<sup>46</sup>

Vielleicht läßt sich aber hypothetisch sagen, warum Kant zu dieser Einsicht schwerlich gelangen konnte. Man

<sup>45</sup> U., § 33, p. 303 f.

<sup>46</sup> Tatsächlich findet sich die hier bei Kant anklingende Trennung von Biochemie und Biotechnik bewußt ausgeführt bei Adolph Stöhr, Der Begriff des Lebens, Heidelberg 1910, besonders p. 341 f., und die sich — sekundär — daraus ergebende Forderung des allmählichen, willkürlichen Aufbaues der lebenden Substanz, besonders schon bei Wilhelm Roux, Das Wesen des Lebens (in: Kultur der Gegenwart, T. III, Abt. 4, Bd. 1), p. 186.



darf nämlich vermuten, daß eine gewisse Überschätzung des technischen Erfolges der exakten Naturwissenschaften daran Schuld trug!

In diese Richtung deuten wenigstens einige Stellen, die mehr oder minder unverhüllt das Prinzip des ‚Anfertigens‘ als letztes Kriterium der vollen Erkenntnis aussprechen. Da uns dieser Gedanke ohnedies noch beschäftigen wird, mag hier ein Hinweis genügen. Kant erklärt nämlich — am Ende der ‚Analytik der teleologischen Urteilskraft‘ —, unser Studium der Natur habe sich an das zu halten, ‚was wir unserer Beobachtung oder den Experimenten so unterwerfen können, daß wir es gleich der Natur wenigstens der Ähnlichkeit der Gesetze nach selbst hervorbringen könnten‘; und schreibt hierauf den bedeutsamen Satz nieder: ‚Denn nur soviel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zustande bringen kann.‘<sup>47</sup> — Auf der Basis dieser Anschauung wird es allerdings verständlich, daß Kant von seiner Forderung, das biologische Problem fände seine prinzipielle Lösung erst durch die Synthese des Lebendigen, nicht abgehen wollte und durfte. Er vergaß dabei nur, daß die prinzipielle Lösung der biologischen Grundfrage viel früher einsetzt, als der technische Erfolg sich einstellt! Und drängt damit sein energisch arbeitendes Denken auf ein Nebengeleise, während es ihm so leicht gewesen wäre, auf der breiten Hauptbahn zu bleiben. — Einige durch diese Formulierung ausgelöste Bemerkungen sollen, wie schon angedeutet, dort ihre Erledigung finden, wo über das mechanisch Erklärbare in den biologischen Prozessen nach der Meinung Kants gesprochen werden wird (vgl. unten Kap. III c).

### c) Der Zweckbegriff in der ‚äußeren Natur‘.

So hat sich in den mancherlei Gestaltungen, die der Zweckbegriff dem musternden Auge des Philosophen darbot — in den mathematischen Gebilden, im ästhetischen Apperzipieren, im künstlerischen oder

<sup>47</sup> U., § 68, p. 384.



t e c h n i s c h e n Produzieren — nicht eine gefunden, die naturhaft und teleologisch z u g l e i c h wäre. Die Bedingung, Zweckwerk und zugleich Natur zu sein, hat keine von ihnen erfüllt! Darum tritt Kant jetzt vor die Formen hin, welche die Natur selbst geschaffen hat, ohne den Menschen, aber um den Menschen herum.

Da präsentieren sich ihm zunächst die Formen der ‚ä u ß e r e n‘, also der u n b e l e b t e n Natur, in ihrer Struktur und in ihrer gegenseitigen Bezogenheit. — Kants mit Teleologie förmlich saturiertem Zeitalter erschien bereits diese unorganische Natur als ein empirisches System der Zwecke: man braucht sich (um an dieser Stelle vorerst ein paar bekanntere Beispiele zu geben) etwa bloß der unfreiwillig komischen Dichtungen des Hamburger Rats Herrn Heinrich Brockes zu erinnern, oder der wesentlich tieferen Gedankengänge seines Zeitgenossen Reimarus zu gedenken. Kant selbst hat dieser superfiziellen Teleologie in seiner vorkritischen Epoche starke Konzessionen gemacht<sup>48</sup> und etliche Residuen daran auch aus seinem Denken nicht ganz zu tilgen vermocht; hievon wird noch zu reden sein (vgl. III, i). In der ‚Kritik der Urteilskraft‘ hat er sich dem Banne dieser ausdörrenden Physikotheologie jedenfalls im allgemeinen mit Erfolg entzogen. Zwar ist er auch hier geneigt, eine ‚relative Zweckmäßigkeit‘<sup>49</sup> selbst den Prozessen im Reiche der anorganischen Materie zuzugestehen. Doch diese ‚Zuträglichkeit eines Dinges für andere‘<sup>50</sup> erfährt sofort zwei behutsame, aber sehr weitgehende Einschränkungen.

Die e r s t e dieser Einschränkungen bedeutet mehr oder minder ein Postulat der naturwissenschaftlichen Empirie. Vielleicht könnte man sie Kants Überzeugung von der inneren Geschlossenheit der kosmischen Vorgänge nennen, oder in mehr erkenntnistheoretischer Formulierung — von der Unmöglichkeit einer naturwissenschaftlichen Erklärungs-

<sup>48</sup> Vgl. Kants vorkritische Schrift (1763) ‚Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes‘, W. W. Bd. 2, besonders p. 127 ff.

<sup>49</sup> U., § 63, p. 366; § 82, p. 425.

<sup>50</sup> U., § 63, p. 368.



lücke sprechen. Das heißt also: Die ‚äußere Zweckmäßigkeit‘, die ‚Zuträglichkeit‘ der terrestrischen Vorgänge für den Menschen und die ganze Lebewelt fügt der exaktwissenschaftlichen Analyse dieser Prozesse nichts hinzu, wird bei dieser Analyse nicht vermißt. Alle Erscheinungen müssen aus sich heraus begriffen werden, weil sie alle ein in sich geschlossenes Ganzes darstellen. „... wenn also diese Naturnützlichkeit nicht wäre, würden wir nichts an der Zulänglichkeit der Naturursachen zu dieser Beschaffenheit vermissen.“<sup>51</sup> — Man könnte ja z. B. versucht sein, irgendeinen teleologischen Zusammenhang zwischen Dünensand und Fichtenwäldern zu konstruieren. Das wäre aber methodologisch falsch. Man verfiere dabei der unmethodischen Illusion, „als ob der Sand für sich als Wirkung aus seiner Ursache, dem Meere, nicht könnte begriffen werden, ohne dem letzteren einen Zweck unterzulegen“.<sup>52</sup> — Und den gleichen Fehler beginge, wer etwa ganz allgemein eine zweckhafte Beziehung zwischen der Gestalt der Erdoberfläche und ihrer Qualifikation ‚für das Gewächs- oder Tierreich‘ feststellen wollte, und was es ähnliches mehr gibt. Immer wird hier die Geschlossenheit der kosmischen Vorgänge übersehen und die Unstatthaftigkeit einer irgendwo klaffenden Erklärungslücke. Dies ein prinzipieller Einwand, der aber bereits in der Verlängerung der exaktwissenschaftlichen Empirie liegt und eine transzendente Analyse eigentlich noch nicht erfordert.

Bedeutsamer noch ist die zweite Schranke, die Kant vor der ‚äußeren Zweckmäßigkeit‘ aufrichtet. Sie entsteht dadurch, daß — wie man im Geiste Kants sagen könnte — auch der Teleologe der äußeren Natur keinem Glied in seiner angeblichen Zweckmäßigkeit den Primat zusprechen kann. Keiner unter all diesen ‚Zwecken‘ kann Anspruch darauf machen, als ‚Endzweck‘ zu gelten. ‚Denn in der Reihe der einander subordinierten Glieder einer Zweckverbindung muß ein jedes Mittelglied als Zweck (obgleich nicht als End-

<sup>51</sup> U., p. 369.

<sup>52</sup> U., p. 368.



zweck) betrachtet werden, wozu seine nächste Ursache das Mittel ist.<sup>53</sup> Infolgedessen läßt sich auf die bloße ‚Zuträglichkeit‘ eben keine feste Teleologie gründen. Denn ‚von Dingen, deren keines für sich als Zweck anzusehen man Ursache hat, kann das äußere Verhältnis nur hypothetisch für zweckmäßig beurteilt werden‘.<sup>54</sup> So wäre z. B. die Bedingung dafür, daß man den äußeren Naturvorgängen Zweckcharakter zuerkennen dürfte, sicherlich nur die eine: daß man ihre Beziehung auf die Existenz der lebendigen Wesen, speziell des Menschen, für gesichert erachtet: nur wenn es erwiesen ist, daß Tiere und Menschen sein sollen, sind die ihr Dasein fördernden, äußeren Naturvorgänge zweckmäßig! ‚Man sieht daraus leicht, daß die äußere Zweckmäßigkeit (Zuträglichkeit eines Dinges für andere) nur unter der Bedingung, daß die Existenz desjenigen, dem es zunächst oder auf entfernte Weise zuträglich ist, für sich selbst Zweck der Natur sei, für einen äußeren Naturzweck angesehen werden könne. Da jenes aber durch bloße Naturbetrachtung nimmermehr auszumachen ist, so folgt, daß die relative Zweckmäßigkeit, obgleich sie hypothetisch auf Naturzwecke Anzeige gibt, dennoch zu keinem absoluten teleologischen Urteile berechtige.‘<sup>55</sup>

So ist wiederum ein Zweckverhältnis, welches zugleich ein allgemeines Naturverhältnis darzustellen schien, unter den besorglich tastenden Händen Kants auseinandergefallen: denn immer — so ergab sich — ist eine Beziehung auf die o r g a n i s c h e L e b e n s f o r m erforderlich, wenn man mit irgend welchem Rechte von einem ‚Zweck‘ im Naturablauf sollte sprechen können. Kein natürlicher Zweck ohne diese feste Beziehung auf ein Organisches, auf die o r g a n i s c h e F o r m!

Damit aber nähert sich Kants Denken auf diesem Gebiete, das die Ansprüche der zweckhaften Gebilde auf ihre Berechtigung prüft, ersichtlich schon seinem Ende. Denn was jetzt folgt, ist ja bereits die Analyse der organischen

<sup>53</sup> U., p. 367 f.

<sup>54</sup> U., § 67, p. 378.

<sup>55</sup> U., § 63, p. 368 f.



Form, der ‚inneren Organisation‘, welche ihm als Verknüpfung von Naturprozeß und Zweckprozeß erscheint und also, nach dem früher Gesagten, den Angelpunkt für seine Philosophie des Lebendigen wird abgeben müssen. Kant steht hier tatsächlich unmittelbar vor diesem Zentrum seines biologischen Denkens!

Vorher aber streut er noch einen Nebengedanken ein, der die bisher gewonnene Position eigentlich nicht unbedeutend verschieben mußte. Es fällt ihm nämlich ein, daß es doch eine ‚äußere Zweckmäßigkeit‘ gebe, bei der Naturgeschehen und Teleologie verschmolzen scheinen, bei der eine innere Struktur direkt auf eine äußere Zuträglichkeit überzugreifen scheint. Diese Tatsache ist für ihn die ‚Organisation beiderlei Geschlechts in Beziehung auf einander zur Fortpflanzung ihrer Art‘, welche Kant ein ‚organisierendes Ganzes‘ darzustellen scheint.<sup>56</sup> — Augenscheinlich paßt diese Tatsache, die Kant mangels entsprechender Kenntnisse auf embryologischem und entwicklungsgehistorischem Gebiete nicht zu analysieren vermag, sehr schlecht zu den eben erörterten Gedankengängen. Denn auch die primären Merkmale des einen Geschlechts sind gegenüber denen des anderen ein ‚Außen‘, ein ganz ebensolches und nur unsicher-hypothetisch zu teleologisierendes ‚Außen‘, wie etwa die unbelebten Bestandteile der Umgebung gegenüber dem Organismus selbst. Wer da die empirische Analyse verweigert, die äußere Zuträglichkeit aber gerade prinzipiell für unstatthaft erklärt hat, der findet von hier aus eigentlich keinen Punkt, wohin er treten könnte. — Kant hat aber diese von ihm angenommenen Tatsachen nur registriert, gewissermaßen als Seltsamkeit festgestellt, ohne ihrer starken Bedenklichkeit für sein System inne zu werden. So ward es ihm möglich, ruhig und ohne Skrupel dicht an sein Hauptproblem heranzutreten.

#### **d) Die innere Zweckmäßigkeit bei den organischen Wesen.**

Die große Aufgabe, die Kant nunmehr zu lösen unternimmt, ist die, darzulegen, wann ‚ein Ding‘, um seine

<sup>56</sup> U., § 82, p. 425.



eigenen Worte zu gebrauchen, ‚als Naturzweck existiere‘.<sup>57</sup> — Was ist das Eigentümliche an den organischen Naturprodukten — denn nur ihnen gilt ja die ganze Untersuchung —, welches ihnen den Charakter eines ‚Naturzweckes‘ zuspricht, die teleologische Betrachtungsweise ihnen gegenüber zur Pflicht macht?

Kant hält für das Auszeichnende dieser Sorte von Naturdingen, daß ihre Form nicht nach bloßen Naturgesetzen möglich sei.<sup>58</sup> Und um nun diese zunächst nicht ganz durchsichtige Anschauung näher zu erläutern und zugleich ein unbedingt verlässliches Kriterium für den praktischen Gebrauch zu geben, glaubt er einen Begriff einführen zu dürfen, der seinerseits für Kants ganze Denkkonzeption und vielleicht darüber hinaus für die biologische Naturspekulation der deutschen Aufklärung von starker, symptomatischer Bedeutung ist: Kant macht den Begriff des ‚Zufalls‘ zur Basis seiner weiteren Denkopoperationen. Es ist also nach Kant das Bezeichnende für den Naturzweck, d. h. für den Organismus, daß er ‚im höchsten Grade zufällig ist‘.<sup>59</sup> — An vielen Stellen der Urteilskraft hat Kant diesen Gedanken in den verschiedensten Wendungen wiederholt: Er spricht von der ‚Zufälligkeit seiner Form bei allen empirischen Naturgesetzen in Beziehung auf die Vernunft‘<sup>60</sup> und gibt damit wohl die erschöpfendste Definition, die sich von der organischen Zweckgestalt unter diesen Gesichtswinkel geben läßt. Zugleich spricht hier die exakte Naturforschung recht vernehmlich mit! — Aber er definiert auch ‚Naturnotwendigkeit und doch zugleich eine Zufälligkeit der Form des Objekts . . . an demselben Dinge‘,<sup>61</sup> und hier meint man etwas mehr Kant selbst zu hören, den Kant der Antinomien und ihrer Auflösung. Wieder an anderen Stellen ist bereits der schüchterne Versuch gemacht, von Zufall im organischen Geschehen zum metaphysischen Postulat der ‚contingentia mundi‘ auf-

<sup>57</sup> U., § 64, p. 370.

<sup>58</sup> U., *ibid.*

<sup>59</sup> U., § 61, p. 360.

<sup>60</sup> U., § 64, p. 360.

<sup>61</sup> U., § 74, p. 396.



zuklimmen<sup>62</sup>, oder es wird dem ‚Kausalitätssystem‘ Demokrits und Epikurs gerade wegen der Einsicht in den Zufallscharakter der organischen Form jeder Erkenntniswert schroff abgesprochen. Kurz, dieser Begriff ist ganz gewiß eines der treibenden Motive für Kants Philosophie des Organischen.

Der Eindruck der Zufälligkeit an einem Naturobjekt reicht aber nach Kants Meinung noch nicht hin, um das Bestehen eines ‚Naturzwecks‘ festzustellen: Es könnte sich ja auch um ein Produkt menschlicher Kunsttätigkeit handeln, wie man zu vermuten hätte, wenn man in einem unbewohnt scheinenden Lande die Figur eines regulären Sechseckes im Sand wahrnähme, oder wenn man in einem Moorbruch auf ein Stück behauenen Holzes stieße.<sup>63</sup> — Das Recht, von einem Naturzwecke zu sprechen, ist noch an eine andere Bedingung geknüpft. Eine Naturform, die zugleich eine Zweckform sein soll, muß, an der mechanischen Naturkausalität vorüberführend, das Wirksamwerden einer anderen Art von Kausalität zeigen! Das ist die Forderung Kants.

Kant versucht sie zunächst in einer Formulierung festzuhalten, die nicht ohne Zweideutigkeit ist und einem spiritualistischen Nebensinne Raum zu geben scheint. Er wünscht die Kausalität der organischen Zweckformen ‚so anzunehmen, als ob sie . . . nur durch Vernunft möglich sei. Und was damit umschrieben scheint, wäre dann ein ‚Vermögen, nach Zwecken zu handeln‘, also ‚ein Wille‘.<sup>64</sup>

Aber man hüte sich, diese und ähnliche Äußerungen allzu psychologisch zu nehmen. Sie sind im Grunde logisch, beziehungsweise methodologisch gemeint. Und man braucht sich bloß der Hauptformel zuzuwenden, mit Hilfe derer Kant der biologischen Teleologie Herr zu werden gedachte, so quillt sogleich der unpsychologische Sinn stark und mühe-los hervor.

Jene Formel aber lautet so: ‚Ein Ding existiert als Naturzweck, wenn es von sich selbst (obgleich in

<sup>62</sup> U., p. 398.

<sup>63</sup> U., § 43, p. 303.

<sup>64</sup> U., § 64, p. 370.



zwiefachem Sinn) Ursache und Wirkung ist.<sup>65</sup> Oder mit kräftigerer Herausarbeitung des gedanklichen Kerns: „Ein organisiertes Produkt der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist.“<sup>66</sup>

Offenbar verträgt diese Formel überhaupt keine psychologisierende Deutung. Denn wie sollte ein Organismus als psychologisches, als Willenszentrum gedacht, sich selbst erzeugen können? Wo sollte er nur dazu einsetzen? Psychologisch wäre das doch ein offener Unsinn oder Widerspruch. Ein Willensakt kann immer nur auf anderes eingestellt sein, etwas anderes formen oder erzeugen, nie sich selbst! Läßt man einen vernünftigen Willen zweckvoll wirken, so erhält man immer nur — ein Kunstprodukt, nie eine organische Zweckform. Denn für die letztere ist, nach Kant, ja gerade dieses merkwürdige Zurückbiegen der Kausalität auf die Teleologie, der geschlossene Kreis des „nexus finalis“ in einem und demselben Objekt das Eigentümliche!

Also kann der Sinn der knappen, kantischen Definition nur ein logischer, beziehungsweise methodologischer sein. Und diese Meinung hat Kant ausdrücklich bekräftigt. In diesem Sinne spricht er von der „idealen Ursache im Organismus“,<sup>67</sup> in diesem Sinne läßt er die zweckvolle Idee „des Ganzen“ nicht als empirisch-psychische Ursache wirken — „denn dann wäre es ein Kunstprodukt“ —, sondern bloß als „Erkenntnisgrund der systematischen Einheit der Form und Verbindung alles Mannigfaltigen“.<sup>68</sup> Nebenzweck, organische Form, liegt für Kant immer nur dann vor, wenn ein Ganzes zustandekommt, „dessen Begriff wiederum umgekehrt . . . Ursache von demselben nach einem Prinzip sein . . . könnte“.<sup>69</sup> — Damit ist jeder spiritualistische Nebensinn der Formel eigentlich auf das entschiedenste abgelehnt, abgelehnt zugunsten einer rein logischen Zergliederung des organischen Phänomens. (Daß Kant diesen Ge-

<sup>65</sup> U., *ibid.*

<sup>66</sup> U., p. 376.

<sup>67</sup> U., p. 373.

<sup>68</sup> U., *ibid.*

<sup>69</sup> U., *ibid.*



sichtspunkt nicht immer in voller Reinheit und Kraft festgehalten hat, daß er gelegentlich psychologisiert, spiritualisiert und damit auch das Gebiet der phänomenalen Erkenntnis verläßt, ist freilich ebenso unbestreitbar wie bedauerlich: Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!)

Dieses gegeneinandergerichtete Verhältnis von Ursache und Wirkung hat der Philosoph dann näher zu bestimmen versucht. Er verwendet zur Illustration dieses Gedankens Beispiele, welche dem Bereich der Botanik entlehnt sind und an anschaulicher Kraft sicher einen bemerkenswerten Grad erreichen.

Ein Baum, belehrt er uns, erzeugt zuerst sich selbst der Gattung nach — durch den Samen. — Der Baum erzeugt aber weiters sich selbst als Individuum: in seinem Wachstum. — Schließlich besteht aber noch eine eigentümliche Korrelation zwischen den Teilen ‚dieses Geschöpfes‘: das gepfropfte Reis bringt an dem fremden Stamm wieder Seinesgleichen hervor! — Kant sieht in all diesen Erscheinungen ebensoviel Beweise für das ‚Zugleich-Ursache- und Wirkung-Sein‘ im Organischen. Ob dies die einzig mögliche Deutung ist, bleibe vorläufig unerörtert. Bloß darauf sei hier hingewiesen, daß die erwähnten Erscheinungen auch im Rahmen seiner Anschauung eigentlich weniger das kausale Moment mit der ihm anhaftenden Dynamik demonstrieren, als vielmehr die ruhige Statik der Relation des ‚Ganzen‘ zum ‚Teil‘, einen Gedanken also, der von unserem Philosophen eigentlich erst eine Stufe höher ein- und ausgeführt wird. Denn man bemerkt unschwer, daß man in den ersten zwei der von Kant angeführten Fälle statt von einer ‚Erzeugung‘ der Gattung nach, beziehungsweise des Individuums, besser und richtiger nur von einer Überlegenheit der konservierenden Tendenz des ‚Ganzen‘ hätte sprechen sollen. Im dritten Fall aber etwa von einer komplettierenden Funktion des ‚Teiles‘. Denn das zu ‚Erzeugende‘ ist ja hier, strenge genommen, bereits ‚erzeugt‘! Infolgedessen sind diese Fälle nicht sehr geeignet, die kausale Dynamik besonders plastisch hervortreten zu lassen, was andere Beispiele, wie der Hinweis auf den Be-



fruchtungsprozeß bei zwitterigen Organismen, vielleicht besser erreicht hätten. Aber Kants Denken läuft schon ungeduldig voraus und bereitet sich, das Wesen der organischen Form, der Zweckform, rein phänomenologisch gegen die anderen Natur- und Kunstprodukte abzugrenzen.

Kant geht also an die nähere Charakteristik der allgemeinen organischen Phänomenologie. Das Zentrum seiner Erörterungen bildet das — eben flüchtig gestreifte — *V e r h ä l t n i s* des ‚Ganzen‘ zu den ‚Teilen‘: die organische Zweckform im Sinne Kants ist dadurch charakterisiert, daß seine Teile zu seiner Ganzheit in einer festen, nicht aufzuhebenden Relation stehen. Das soll aber *z w e i e r l e i* heißen. *E r s t e n s*, die Teile eines organischen Wesens sind ‚in ihrem Dasein und der Form nach nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich‘. *Z w e i t e n s*, die Teile verbinden sich in der Weise ‚zur Einheit des Ganzen, daß sie voneinander wechselseitig Ursache und Wirkung sind‘.<sup>70</sup>

Was Kant durch die so statuierte *D o p p e l b e d i n g u n g* für den Charakter eines organischen Gebildes zu erreichen hofft, ist offenbar auch ein *D o p p e l t e s*: Die erste Forderung grenzt den Organismus von den Produkten der unbelebten Natur ab, dadurch, daß seine Teile Werkzeugcharakter beanspruchen können, also teleologische Qualität in allerstärkster Ausprägung besitzen. Das zweite Erfordernis trennt diese Teile — als ‚hervorbringende‘<sup>71</sup> — von den unproduktiven Werkzeugen der menschlichen Kunst. Ein organisches Wesen ist danach (anders gewendet) ein sowohl ‚o r g a n i s i e r t e s‘, wie auch sich selbst ‚o r g a n i s i e r e n d e s‘ Wesen: bei der ersten Eigenschaft hätte man mehr an die Funktion der Ganzheit zu denken; bei der zweiten mehr an die Funktion der Teile. — Von der ersteren ist an dieser Stelle nicht mehr viel die Rede. Die Gefahr, daß das Wesen des Organischen in einem bloß Anorganischen untergehen könnte, muß Kant (wie wir ja auch sonst feststellen können) nicht allzugroß erschienen sein. Aber die Abgrenzung gegenüber dem künstlichen Menschenwerk wird noch sorgfältig

<sup>70</sup> U., *ibid.*

<sup>71</sup> U., p. 374.



vorgenommen und damit jeder etwaigen Maschinentheorie des Lebens ein rasches, strenges Urteil gesprochen.

Kants Nachweis hat hier zum Angelpunkt die Unproduktivität jeder Maschine und ihrer mechanischen, technischen Bestandteile. — Bei einer Uhr liegt die ‚hervorbringende Ursache‘ naturgemäß nicht innerhalb, sondern außerhalb des Mechanismus. Die Bestandteile der Uhr sind zwar um des Ganzen willen, aber nicht durch das Ganze da! Nur die in einem menschlichen Bewußtsein wirkende Zweckidee hat dieses Zweckwerk zustande gebracht. Alle die charakteristischen Eigentümlichkeiten des organischen Zweckwesens fehlen also bei der Uhr: die auf die Erhaltung des ‚Ganzen‘ gerichtete Tendenz sowie die teleologische Funktion der diversen organischen Teile: die Phänomene der ‚Regeneration‘ und des ‚Vikariats‘, um die Ausdrücke der modernen Biologie zu gebrauchen. Oder mit Kants eigenen Worten: ‚Daher bringt auch nicht ein Rad in der Uhr das andere, noch weniger eine Uhr andere Uhren hervor, so daß sie andere Materie dazu benützte (sie organisierte); daher ersetzt sie auch nicht von selbst die ihr entwandten Teile, oder vergütet ihren Mangel in der ersten Bildung durch den Beitritt der übrigen, oder bessert sich etwa selbst aus, wenn sie in Unordnung geraten ist: welches alles wir dagegen von der organisierten Natur erwarten können.‘<sup>72</sup>

Diesen Gedanken: es könne irgendwelche Beziehung der organischen Zweckformen zu den Produkten menschlicher Technik bestehen, hat Kant mit Stumpf und Stiel auszurotten sich bemüht. Darum will er auch nichts davon wissen, daß man bei den organisierten Naturformen von einem ‚Analogon der Kunst‘ spreche. (‚Kunst‘ hat hier natürlich die Bedeutung von ‚Technik‘.) Denn Kunst ist nicht Selbstorganisation, wie wir sie eben kennen gelernt haben. Eher könnte man von einem ‚Analogon des Lebens‘ reden: aber dabei geriete man in die Abgründe des Hylozoismus oder Spiritualismus, oder man spräche da einfach eine völlige Tautologie aus. Hier gibt es keinen Vergleich. ‚Genau zu reden,

<sup>72</sup> U., ibid.



hat also die Organisation der Natur nichts Analogisches mit irgendeiner Kausalität, die wir kennen.<sup>73</sup>

Damit ist für Kant die Lehre von der organischen Zweckform fest und sicher begründet. Er zieht gleich die Konsequenz: ,Organisierte Wesen sind also die einzigen in der Natur, welche, wenn man sie auch für sich und ohne ein Verhältniß auf andere Dinge betrachtet,<sup>74</sup> doch nur als Zwecke derselben möglich gedacht werden müssen, und die also zuerst dem Begriffe eines Zwecks, der nicht ein praktischer, sondern Zweck der Natur ist, objektive Realität . . . verschaffen.<sup>75</sup>

An diesem Punkt läßt Kant seinen teleologischen Gedankenpfad fast unmerklich schon in die teleologische Heuristik hinüberbiegen. Das legt Ausführungen nahe, die doch erst etwas später ihre natürliche und sinngeforderte Stelle finden können. Was aber bereits hier gesagt werden darf, ist die allgemeine Charakteristik, die sich dem — diese Grundsätze einhaltenden — Forscher für das Gebiet der ,belebten‘ Natur ergeben muß. Diese ,Maxime der Beurteilung der innern Zweckmäßigkeit organisierter Wesen‘ bedeutet, wie nicht anders zu erwarten war, eine eindrucksvolle Formulierung der partikulär-finalen Weltbetrachtung. Sie stellt sich in ihrer allgemeinsten Fassung dar als ein Adnex zu dem allgemeinen Naturforschergrundsatz, dem nichts von ungefähr, und gewinnt sozusagen den Charakter einer Spezialmaxime für den Gebrauch der Biologen oder, wie Kant sagt, für die ,Zergliederer der Gewächse und Tiere‘. Der Leitfaden, von dem sich diese Forscher bei ihrer Analyse des Lebendigen führen lassen müssen, lautet demgemäß: ,Nichts in einem solchen Geschöpf ist umsonst.<sup>76</sup>

Es mag fraglich erscheinen, ob sich Kant der ungeheuren Forderung, die er durch Aufstellung dieses Grundsatzes an die Adresse der Biologen gerichtet hat, wirklich so ganz bewußt geworden ist; denn weder der Aufbau, noch

<sup>73</sup> U., p. 375.

<sup>74</sup> Die Sperrung ist vom Verf.

<sup>75</sup> U., § 65, p. 376.

<sup>76</sup> U., ibid.



der Abbau der lebenden Substanz wird jemals selbst dem überzeugtesten Teleologen eine Umprägung in die Ausdrucksformen restloser Finalität gestatten, und gerade der Empiriker Kant hat es in dieser Hinsicht an anderen Stellen seiner ‚Urteilkraft‘ so genau nicht genommen.<sup>77</sup>

Aber an dieser Stelle erhebt nun einmal Kant diese schwerwiegende Forderung! Ja, er wendet sich sogar ausdrücklich gegen den (vielleicht naheliegenden) Kompromißgedanken, als ob es irgendwelche physiologische Teilprozesse gebe, welche dieser universellen und strengen Teleologie nicht unterlägen. Ausdrücklich schärft er ein, es müsse der ‚Zweck der Natur auf alles, was in ihrem Produkt liegt, erstreckt werden‘.<sup>78</sup> Denn der Zweckbegriff soll ja ‚eine Idee der Möglichkeit des Naturprodukts‘ bedeuten. Diese ist aber eine ‚absolute Einheit der Vorstellung‘ — im Gegensatze zu der materiell-mechanischen Vielheit und Zersplitterung —, somit kann es, für Kant, in der organischen Form auch nicht das kleinste dieser allgemeinen Teleologie entzogene Fleckchen geben: alles im Organismus muß ‚als organisiert betrachtet werden‘.<sup>79</sup> — Schärfer konnte dieser Standpunkt — den man etwa den panteleologischen nennen möchte — wohl nicht formuliert werden!

Es ist kaum möglich, hier der Versuchung zu widerstehen, diese Grundthese von Kants Philosophie des Organischen auch historisch etwas zu verankern. Unwillkürlich fühlt man sich nämlich zu der Frage angeregt, wann und wo diese streng panteleologische Betrachtungsweise der Lebensphänomene, speziell in der von Kant gewählten Fassung einer unerschütterlich finalen Beziehung des Ganzen zum Teil, etwa sonst noch im abendländischen Denken schon aufgetreten sei? So zu fragen wäre gewiß sehr verführerisch.

Aber wer diese Frage tut, sagt sich wohl im nächsten Augenblicke selbst, daß er sich anschicke, nur eine Welle

<sup>77</sup> Vgl. Kap. III/b.

<sup>78</sup> U., § 66, p. 377.

<sup>79</sup> U., ibid.



aus einem in breiter Fülle vorüberflutenden Strome herauszuschöpfen. Denn diese Art biologischer Spekulation hat natürlich einen reichen, erkenntnistheoretisch wie kulturpsychologisch gleich interessanten Entwicklungsgang hinter sich! Und nur eine eigens auf ihn gerichtete Spezialstudie könnte diesem Problem einigermaßen gerecht werden. Den Rahmen dieser Untersuchung müßte sie naturgemäß sprengen.

So mag statt weitläufiger Analyse hier nur ein Name genannt werden, der fast wie ein Schatten hinter Kants Organismusbegriff steht, der Name des Aristoteles.

Der griechische Philosoph hat in seiner Schrift über die Teile der Tiere diesen panteleologischen Standpunkt, vielleicht nicht zum ersten Male, jedenfalls aber für zwei Jahrtausende vorbildlich formuliert. Für Aristoteles war es keinem Zweifel unterworfen, daß in den organischen Formen das ‚Ganze‘ zu den ‚Teilen‘ im Verhältnis unbedingter teleologischer Überordnung stünde. Er betont ausdrücklich — allerdings im Rahmen seiner eigentümlichen, heute seltsam archaistisch anmutenden, dreigeteilten Organologie —, daß die Genesis jedes Organes durchaus der Vorstellung seiner künftigen Verwendung entspringt, daß das zeitliche ‚Nachher‘ ein ideelles ‚Vorher‘ nicht aus-, sondern einschließe. Alles ist bei Aristoteles bewußte Naturtechnik, die den ganzen Organismus durchdringt! Und fast genau diesen Standpunkt (freilich mit einer bedeutsamen, methodologischen Einschränkung, die dieser Teleologie den Rang einer vollziehbaren Erkenntnis abspricht und nur den Charakter einer indispensablen Heuristik zuerkennen will) nimmt auch Kant in dem oben skizzierten Gedankengang ein! Das geht so weit, daß Kant sogar einen bei Aristoteles vorhandenen Vergleich, — ob mit vollem Bewußtsein, läßt sich schwer entscheiden — den Vergleich von dem Hause, dessen Erbauung auf die Zweckvorstellung des Baulustigen zurückzuführen ist, für seine organische Teleologie heranzieht. Der Parallelismus der beiden Denkart ist ganz erstaunlich.<sup>80</sup>

<sup>80</sup> Vgl. Aristoteles, Περὶ ζώων μορίων (Ausgabe v. Bernhard Langhavel, Leipzig, Teubner 1861), insbes. p. 19 f.: . . . . „ὅ γὰρ οἰκία πλίνθων ἐνεκὲν ἐστὶ καὶ λίθων, ἀλλὰ ταῦτα τῆς οἰκίας.“ Und p. 20: . . . „Δῆλον δ’ ἂν



So ergibt sich schon aus diesem kurzen Exkurs, daß Kants Auffassung von der Teleologie des Organischen bereits in einer weit zurückliegenden Zeit des philosophischen Denkens einen sehr bedeutsamen Vorläufer hatte. Die Schicksale dieser Aristotelischen Formel sind hier nicht weiter zu verfolgen. Ebenso wenig sind hier die unmittelbaren Folgen zu erörtern, die sich aus dieser Anschauung für das biologische Weltbild Kants ergaben. Sondern unser Weg biegt hier naturgemäß in jene kritischen Gedankengänge ein, durch die Kant, immer die gewonnene Denkrichtung festhaltend, den Positionen und Fortifikationen der älteren, biologischen Metaphysik in die Kehle zu kommen sucht. Wir gelangen zu Kants Versuch, die Widersprüche in den ‚dogmatischen‘ Systemen zur Erklärung der Naturteleologie aufzudecken.

## 2. Transcendentale Dialektik.

### a) Die Widersprüche in den dogmatischen Systemen der Naturteleologie.

Geht man systematisch vor und nimmt zunächst keine Rücksicht auf die transzendente Grundvoraussetzung Kants, fragt man also vorläufig bloß nach der Stellung, die

λέγει τις τὸν λόγον τῆς γενέσεως· ὁ μὲν γὰρ τῆς οἰκοδομήσεως λόγος ἔχει τὸν τῆς οἰκίας, ὁ δὲ τῆς οἰκίας οὐκ ἔχει τὸν τῆς οἰκοδομήσεως. Hier ist die feste Beziehung des ‚Ganzen‘ zum Teil bereits als Charakteristikum des organischen Zweckwesens mit kaum zu übertreffender Deutlichkeit ausgedrückt! — In dem zoologischen Hauptwerke des Aristoteles, in den *Ἱστορίαι περὶ ζώων*, tritt dieser Gedanke allerdings weniger stark hervor. Die sonderbare Vereinigung elementarer und morphologischer Kategorien, welche zu der im Text erwähnten Dreiprinzipienlehre führte, schwächt natürlich die Ähnlichkeit zwischen dem Kantischen und dem Aristotelischen Organismusbegriff in keiner Weise ab! — Die Parallelstelle aus der ‚Kritik der Urteilskraft‘, auf die im Text angespielt wird, steht im § 6<sup>o</sup>, p. 372: ‚Im Praktischen (nämlich der Kunst) findet man leicht dergleichen Verknüpfung, wie z. B. das Haus zwar die Ursache der Gelder ist, die für die Miete eingenommen werden, aber doch auch umgekehrt die Vorstellung von diesem möglichen Einkommen die Ursache der Erbauung des Hauses war. Eine solche Kausalverknüpfung wird die der Endursachen (nexus finalis) genannt‘.



er als naturwissenschaftlicher Empiriker zu den Erklärungsversuchen der organischen Zweckmäßigkeit einnehmen mußte, so läßt sich seine mutmaßliche Ansicht darüber allerdings bereits mit hoher Wahrscheinlichkeit antizipieren. Kant vertritt ja, wie wir wissen, mit ziemlicher Energie den Standpunkt einer rein beschreibenden Naturteleologie; seine Behandlung der organischen Zweckmäßigkeit ist, dem Wesen nach, die einer kraftvoll gewährten Immanenz; auch in der Form der aristotelisierenden Panteleologie bleibt für ihn die Teleologie der Organismen doch immer — Autoteleologie, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen. Alle Spekulation des biologisch interessierten Kant bewegt sich nur innerhalb des Organismus. Die Sphäre der organischen Form überschreitet er an keinem Punkte.

Infolgedessen mußten dem Philosophen, schon vom Standpunkte einer derartigen, rein deskriptiven Naturteleologie aus, alle ‚Erklärungsversuche‘ der organischen Zweckformen höchst bedenklich erscheinen. Auf dem Boden von Kants biologischem Denken konnte kein Raum sein für ein solches Unternehmen.

Da aber eine spekulative Naturteleologie eben doch existiert, welche gerade die Erklärung dieses Unerklärbaren auf ihre Fahne geschrieben hat, so muß sie jeweils an einer bestimmten Stelle einen logischen Fehler begangen haben. Irgendwo muß eine logische Erschleichung vorgefallen und nachweisbar sein!

Indem nun Kant den Ort dieses Fehlers sucht, hat er keineswegs die Absicht, einer teleologischen Metaphysik nahezutreten — für diese hat Kant sicher stets ein hohes Maß von Sympathie besessen. Was er leugnet, ist nur deren Brauchbarkeit für die biologische Empirie. Um diese zu erhalten, mußte er jene bekämpfen: so liegt für ihn das Problem.

Kant leitet diesen Kampf gegen die spekulative Biologie in der Weise ein, daß er ihre Formen in ein möglichst einfaches und übersichtliches Schema zu zwängen sucht. Die ‚Systeme der Naturerklärung in Ansehung der Endursachen‘



zerfallen danach in zwei Hauptarten, welche beide ‚in Ansehung der Technik der Natur‘, d. h. ‚ihrer produktiven Kraft nach der Regel der Zwecke‘,<sup>81</sup> verschieden vorgehen. Während nämlich die eine Richtung — der ‚Idealismus‘ der Naturzwecke, wie ihn Kant nennt; er hätte von seinem Standpunkt aus besser *Illusionismus* sagen können — keiner einzigen Naturform eine teleologische Sonderstellung zuerkennen will, hält das zweite System — der ‚Realismus‘, nach Kants Ausdruck — für gewisse Naturgebilde eine spekulative, beziehungsweise metaphysische Erklärung bereit. ‚Der erstere ist die Behauptung, daß alle Zweckmäßigkeit der Natur *unabsichtlich*; der zweite, daß einige derselben (in organisierten Wesen) *absichtlich* seien.<sup>82</sup> — Kant spricht in diesem Sinne auch von einer ‚*absichtlichen Technik der Natur*‘ (*technica intentionalis*), im Gegensatz zu einer ‚*unabsichtlichen*‘ (*technica naturalis*).<sup>83</sup> — Die idealistische Richtung aber gliedert sich in die beiden Denksysteme der ‚Kausalität‘ und des ‚Fatalismus‘, ersteres in klassischer Form durch Epikur, letzteres durch Spinoza vertreten. Der Realismus aber zerfällt in den *Hylozoismus*, den Kant an keinen bestimmten Einzelnamen knüpft, und in den *Theismus*, von dem uns ebenfalls kein singulärer Vertreter angeführt wird. Jedes dieser Systeme ist, nach Kant, entweder *physisch* oder *hyperphysisch* orientiert: so offenbart sich dem kritischen Philosophen ein weitgehender Parallelismus, der auch ihre Widerlegung wesentlich erleichtert, ihre Widerlegung, die im Grunde genommen schon mit ihrer allgemeinen Charakteristik gegeben ist: ‚Epikur‘, meint Kant, sucht die Organisation der Materie ‚auf den physischen Grund ihrer Form‘ zurückzuführen, Spinoza greift zurück auf den ‚hyperphysischen Grund der Natur‘. Der Hylozoismus operiert mit dem ‚Leben der Materie‘, der Theismus wiederum fordert zur Erklärung der Naturteleologie ‚ein mit Absicht hervorbringendes . . . verständiges Wesen‘.

<sup>81</sup> U., § 72, p. 391.

<sup>82</sup> U., *ibid.*

<sup>83</sup> U., p. 390.



Dies die Gruppierung, die Kant an den Systemen der spekulativen Biologie vornimmt. — Glücklicher wäre vielleicht eine Einteilung gewesen, die als Kriterium die Annahme oder Leugnung eines spezifischen Zweckproblems in der Natur aufgestellt hätte. Auf der Basis eines solchen Schemas wären dann nicht der Epikureismus und der Spinozismus, sondern der Epikureismus und der Theismus miteinander zu nennen gewesen: denn beiden ist es gemeinsam, daß sie ein derartiges Problem vorzufinden glauben und zu seiner Auflösung gewisse Schritte unternehmen. Wobei dann, als zweite Gruppe, der Hylozoismus in die nächste Nähe des Spinozismus zu rücken gehabt hätte, weil diese beiden ja der Naturteleologie den eigentlichen Zweckcharakter absprechen. Der besondere *modus procedendi* — ob physische oder hyperphysische Betrachtungsart — hätte dann den Charakter einer durchaus sekundären Frage gewonnen!

Dieser Betrachtungsweise steht aber Kant völlig fern. Statt dessen meint er, es zeige sich hier wieder einmal, daß ‚die philosophischen Schulen . . . alle Auflösungen, die über eine gewisse Frage möglich sind, versucht haben‘. So habe man zur Erklärung der Zweckmäßigkeit in der Natur ‚bald entweder die leblose Materie oder einen leblosen Gott, bald eine lebende Materie oder auch einen lebendigen Gott anzunehmen versucht‘.<sup>84</sup>

Auch diese Behauptung wird man nicht ohne gewisse Einschränkungen anzunehmen vermögen.

Der erste Teil von Kants Bemerkung mag im allgemeinen wohl zutreffend sein. Aber der von ihm ausgesonnene Parallelismus ist wiederum nicht ganz befriedigend.

Zunächst stehen wir vor einer Äquivokation: das ‚Leben‘, welches in der lebendigen Materie steckt, kann ja unmöglich das gleiche sein, das in dem ‚lebendigen Gott‘ enthalten sein soll: das erste könnte nur ein ‚Leben-Konservieren‘ oder ‚Weiter-Leiten‘ bedeuten, die Funktion des zweiten wäre: ‚Leben-Begründen‘. — Kant hat hier wohl,

<sup>84</sup> U., p. 392, Anm.



offenbar aus Gründen der mentalen Architektonik, zu sehr vereinfacht.

Ferner fragt es sich sehr, ob mit diesem Schema wirklich alle philosophischen Konstruktionsversuche der biologischen Spekulation erschöpft sind. Das ist kaum der Fall. Es scheint vielmehr, daß hier sowohl der Lösungsversuch des radikalen Deismus englischer Herkunft, wie auch die pan-en-theistische Formel übersehen worden sind. Der eine könnte die spezielle göttliche Intervention beim Zustandekommen der zweckmäßig geformten Organismen mit Hinweis auf die ja bereits zweckvoll-gotterschaffenen Urelemente der Wirklichkeit ablehnen; nach der Anschauung des Pan-en-Theismus aber kommuniziert — in einer freilich nicht leicht klar zu machenden Weise — das göttliche Zentrum ununterbrochen mit der peripheren Erscheinungswelt, so daß wiederum eine spezielle Erklärungsart für die organische Zweckform entbehrlich wäre.

Kants Antithesen, denen sicher das Verdienst zufällt, über die Hauptprobleme rasch zu orientieren, sind also letzten Endes wohl nicht ganz einwandfrei!

Aber wir haben jetzt Kants Einzelkritik dieser Systeme eine nähere Betrachtung zu widmen.

Am ausführlichsten und wohl auch am nachdrücklichsten hat Kant die *spinozistische* Perspektive für die Naturteleologie zurückgewiesen. Spinoza mag ihm als der gefährlichste Gegner erschienen sein, vielleicht weil dessen auf Statik eingestellte Metaphysik ihn besonders wesensfremd anmutete, vielleicht auch, weil der Großteil der deutschen Aufklärung, die Kants Mitwelt bildete, die Gedankengänge des jüdisch-portugiesischen Denkers auch bürgerlich beunruhigend fand und dementsprechend in Verruf zu bringen von jeher nicht ohne Erfolg bemüht gewesen war.

Einen dreifachen Vorwurf erhebt der Verfasser der Kritik der Urteilskraft gegen die Art und Weise, wie Spinoza mit dem Zweckbegriff in der Natur fertig zu werden versucht. Eigentlich ist es nur ein und derselbe Einwand in dreifacher Form. — Spinoza ließe, rügt Kant zunächst, „die Zwecke der Natur . . . nicht für Produkte, sondern für einem



Urwesen inhärierende A k z i d e n z e n gelten'.<sup>85</sup> Er lege ferner diesem Urwesen ,in Ansehung derselben nicht Kausalität, sondern bloß Subsistenz' bei.<sup>86</sup> Schließlich aber, meint Kant, sichere in Spinozas System die von ihm geforderte ,unbedingte Notwendigkeit' den teleologischen Naturformen zwar die ,Einheit des Grundes', nicht aber die ,Zweckseinheit'.<sup>87</sup> — Man sieht, es ist im wesentlichen der Ersatz des formal-logischen Moments im spinozistischen Weltbild durch das materiell-psychologische, besser gesagt, durch den voluntaristischen Faktor, worauf Kants Tadel zielt, worauf Kants Forderung gerichtet ist. Ein rein logisches Weltgefüge im Sinne Spinozas war für Kant von einem wirklich teleologischen eben durchaus verschieden, konnte nie zu einem solchen werden. Vernunftseinheit ist nicht Zweckseinheit! Denn was der Königsberger Philosoph an der spinozistischen Formel vermißte, was er für eine echte Teleologie der Natur als unerläßlich ansah, war ja im Grunde genommen ein Doppeltes: erstlich, das Moment der Zufälligkeit gegenüber dem allgemeinen Naturablauf; zweitens, eine bewußt-vernünftige Einwirkung, deren Resultate er vor allem in den Formen des Organischen niedergelegt sah. — Oder, in Kants eigener Terminologie: Die echte Teleologie faßt in sich die Bedingungen der ,Zufälligkeit', der ,Kausalität', der ,Absicht' und des ,Verstandes'.<sup>88</sup> Ohne diese formalen Bedingungen ist alle Einheit bloße Naturnotwendigkeit und, wird sie gleichwohl Dingen beigelegt, die wir als außer einander vorstellen, blinde Notwendigkeit. — Auch von einer ,transzendentalen Vollkommenheit' im Naturganzen, wie sie sich aus Spinozas und Leibniz' Denkvoraussetzungen ergeben mag, will Kant nichts wissen: „ . . . wenn alle Dinge als Zwecke gedacht werden müssen, also ein Ding sein und Zweck sein einerlei ist, so giebt es im Grunde nichts, was besonders als Zweck vorgestellt zu werden verdiente."<sup>89</sup> — Freilich ist der Philosoph der hier so scharf verurteilten

<sup>85</sup> U., p. 393.

<sup>86</sup> U., ibid.

<sup>87</sup> U., ibid.

<sup>88</sup> U., ibid.

<sup>89</sup> U., p. 394.



Schwierigkeit selbst nicht ganz entronnen, denn in der Form des *P o s t u l a t e s* hat er in einer höher gelegenen Schichte seines Denkens auch die Auffassung der gesamten Welt als eines Zweckkomplexes warm empfohlen. Etwas Ateleologisches gab es auf dieser Stufe auch nicht mehr für ihn! Aber Kant mag, von dem hier hereinpielenden *T h e o d i z e e*-gedanken doch mächtig angezogen, sein philosophisches Gewissen vielleicht in der Meinung beruhigt haben, dieser teleologische Aufbau der letzten Wirklichkeit sei etwas wesentlich anderes als die dogmatische Statuierung einer Universalteleologie für alle einzelnen Erfahrungsdinge!

Viel rascher als den Spinozismus tut Kant den *H y l o z o i s m u s* ab.

Wohl spaltet er diese Lehre in zwei Unterarten: *J e n e r* Hylozoismus, der von einer ‚lebenden Materie‘ im engsten Sinne des Wortes zu reden wagt, wird von ihm kurzerhand abgelehnt. Für Kant war es ja eine ‚*contradictio in adiecto*‘, ‚weil Leblosigkeit, *inertia*, den wesentlichen Charakter (der Materie) ausmacht‘.<sup>90</sup> — Das mechanistische Weltbild herrscht hier unumschränkt. Die Möglichkeit chemischer Vorstellungshilfen kannte er noch kaum: so lag für ihn unter diesem Gesichtswinkel überhaupt kein Problem vor!

Milder urteilt er über die *a n d e r e* Denkform, unter der der Hylozoismus seiner Meinung nach auftreten kann. Die Möglichkeit ‚einer *b e l e b t e n* *M a t e r i e* und der gesamten Natur als eines Tieres‘<sup>91</sup> will er nicht von vornherein abweisen. Ja, an einer späteren Stelle der ‚*Urteilkraft*‘<sup>92</sup> scheint Kant diesem Gedanken einige Sympathie entgegenzubringen: davon wird später noch die Rede sein (vgl. Kap. III, g). Hier aber warnt Kant auf das nachdrücklichste vor dem Gebrauch dieser Hypothese ‚im Großen der Natur‘. Sie darf, schärft er uns ein, nur so weit gebraucht werden, ‚als sie uns an der Organisation (der Natur) im kleinen in der Erfahrung offenbar wird‘. Denn sonst beginge man den Fehler, die Zweckmäßigkeit der Organismen aus

<sup>90</sup> U., *ibid.*

<sup>91</sup> U., *ibid.*

<sup>92</sup> U., § 80, p. 419.



dem Leben der Materie abzuleiten, das uns doch selbst nur in der Form des Organischen entgegentritt. Wer das tut, begeht also einen ‚Zirkel‘. Neue Einsicht in das Wesen der organischen Zweckform läßt sich also auf diesem Wege nicht gewinnen: ‚Der Hylozoismus leistet also das nicht, was er verspricht.‘<sup>93</sup>

Ebenso trügerisch wie der Hylozoismus erweist sich der Theismus unter dem Gesichtswinkel einer spekulativen Biologie.

Bereits in seinem kritischen Hauptwerk hatte Kant der dogmatischen Physikoteleologie den Wurzeln abzugraben sich bemüht. Besonders im sechsten und siebenten Abschnitt der transzendentalen Dialektik. Dort liegen auch bereits alle wesentlichen Argumente gegen diese Betrachtungsart beisammen.<sup>94</sup> Teilweise werden sie in der Urteilskraft wiederholt: dem Begriff eines ‚Wesens . . . als Urgrundes der Natur‘ kann keine objektive Realität zugesprochen werden, ‚da er nicht aus der Erfahrung abgezogen werden kann‘.<sup>95</sup> ‚Geschehe dieses aber auch, wie kann ich Dinge, die für Produkte göttlicher Kunst bestimmt angegeben werden, noch unter Produkte der Natur zählen, deren Unfähigkeit, dergleichen nach ihren Gesetzen hervorzubringen, eben die Berufung auf eine von ihr unterschiedene Ursache notwendig macht?‘<sup>96</sup> — Damit ist der Versuch, die Zweckformen der Natur mit Appellation an eine göttliche Technik zu erklären, bereits energisch abgelehnt!

Aber Kant fügt dieser allgemeinen Ablehnung noch einen Grund hinzu, der mehr die Reaktion des empirischen Forschers gegen den theistischen Lösungsversuch widerspiegelt. Er rügt nämlich an dieser Erklärungsart der Naturteleologie, welche in der Natur eine bewußte Kausalität für die Erzeugung der organischen Formen einführen will — also ‚außer ihrem Mechanismus (nach bloßen Bewegungsgesetzen)

<sup>93</sup> U., § 73, p. 395.

<sup>94</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, Ausgabe Rosenkranz, Bd. II, p. 483 ff., 491 ff.

<sup>95</sup> Kant, U., § 74, p. 397.

<sup>96</sup> U., ibid.



noch eine andere Art Kausalität<sup>97</sup> —, daß sie die Unfähigkeit der Natur zur Hervorbringung der genannten Bildungen ja gar nicht nachgewiesen habe: „Denn da müßte allererst . . . die Unmöglichkeit der Zweckeinheit in der Materie durch den bloßen Mechanismus bewiesen werden!“<sup>98</sup> Wir können ja, nach Kant, nur feststellen, daß wir hier vor subjektive Schranken unseres Erkenntnisvermögens geraten sind. Zu einem objektiven Nachweis, der uns nötigte, die Zweckformen in der Natur wirklich einer intelligenten Ursache zuzuschreiben, gelangt man auf diesem Wege nicht!

Woran kränken nun alle diese Versuche, die in der Natur beobachtete ‚Teleologie‘ der Erklärung zuzuführen? Oder anders gesagt: was ist der allgemeine Grund der Unmöglichkeit, den Begriff der ‚Technik der Natur‘ durch irgendeine spekulative Voraussetzung verständlich zu machen?

Allen diesen Erklärungsversuchen der Naturteleologie im Organischen ist, nach Kant, der Fehler gemeinsam, daß sie das Problem *dogmatisch* behandeln wollen!

Auch der Begriff des *Dogmatischen* spielt ja, wie bekannt, bereits in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ eine dominierende Rolle. Speziell in dem Abschnitt über die ‚Disziplin der reinen Vernunft‘ hat ihn Kant mit besonderer Ausführlichkeit und Sorgfalt durchgearbeitet.<sup>99</sup> Kants Formulierung des dogmatischen Vorgehens in der ‚Urteilkraft‘ steht aber durchaus auf dem Standpunkte, den er in seinem kritischen Hauptwerk entwickelt hat.

Danach also verfahren wir mit einem Begriffe *dogmatisch*, „wenn wir ihn als unter einem andern Begriffe des Objekts, der ein Prinzip der Vernunft ausmacht, enthalten betrachten und ihn diesem gemäß bestimmen“.<sup>100</sup> Nun ist zwar der Begriff des Naturzweckes in den Formen der organischen Gebilde (wie früher dargelegt wurde) in ge-

<sup>97</sup> U., *ibid.*

<sup>98</sup> U., p. 395.

<sup>99</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, zit. Ausg., p. 569 ff., 585 ff.

<sup>100</sup> Kant, U., § 74, p. 395.



wissem Sinne empirisch gegeben. Aber aus der Empirie läßt er sich doch nicht willkürlich herauslösen, sondern bloß unter Zuhilfenahme eines *V e r n u n f t s p r i n z i p s* in sie hineinlegen. Da er kein Sonderdasein führt, kann er also seiner objektiven Realität nach nicht eingesehen werden! Mehr als das: es verbietet sich selbst jede Frage nach seiner objektiven Existenz, d. i. ,es kann nicht allein nicht ausgemacht werden, ob Dinge, als Naturzwecke betrachtet, für ihre Erzeugung eine Kausalität von ganz besonderer Art (die nach Absichten) erfordern oder nicht; sondern es kann auch nicht einmal darnach gefragt werden . . .'.<sup>101</sup> — Die Tätigkeit der Erklärer einer Naturteleologie, wie sie die biologisch-spekulativen Systeme betreiben, bedeutet daher nur eine *S c h e i n t ä t i g k e i t*. Man erklärt ein Produkt der *e m p i r i s c h e n* Natur durch etwas Überempirisches, d. h. durch Berufung auf einen ,Grund der Möglichkeit dieser Natur selbst'! Natürlich verliert es dann seinen objektiven Charakter als Naturding, seine objektive Realität. So ist auch ein objektives Wissen darüber nicht mehr möglich und es wird begreiflich, ,wie alle Systeme, die man für die dogmatische Behandlung des Begriffs der Naturzwecke und der Natur, als ein durch Endursachen zusammenhängendes Ganzes, nur immer entwerfen mag, weder objektiv bejahend, noch objektiv verneinend irgend etwas entscheiden können'.<sup>102</sup> Aus einem ,problematischen' Begriff lassen sich eben auch nur ,problematische' Urteile schöpfen: so daß man also, innerhalb des Rahmens all dieser biologisch-spekulativen Systeme, niemals mit Sicherheit weiß, ,ob man über Etwas oder über Nichts urteilt'. Hieraus erklären sich für Kant die Widersprüche all dieser Gedankenbildungen!

— — Dieser Schiffbruch der spekulativen Systeme der Naturteleologie regt Kant dazu an, den in ihnen enthaltenen Denkfehler noch ganz besonders und ausdrücklich dadurch klarzumachen, daß er ihn seiner dialektischen Struktur nach analysiert. Der Dogmatismus dieser gescheiterten Erklärungsformen der organischen Zweckmäßigkeit wird von

<sup>101</sup> U., p. 396.

<sup>102</sup> U., p. 397.



ihm auf die Formel der Antinomie gebracht. Dieser Versuch bedeutet die letzte Station, die Kants Analyse des Zweckbegriffs durchläuft. Was dann noch folgt, ist seinem Hauptcharakter nach bereits Synthese: Methodologie und Heuristik der Forschung, Kulturphilosophie und schließlich Postulatenmetaphysik.

### b) Die teleologische Antinomie und ihre Auflösung.

Auch der Begriff der ‚Antinomie‘ wird annähernd in demselben Sinne genommen wie in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘. Aber eine intimere Anlehnung an die dort gegebenen Ausführungen fehlt,<sup>103</sup> war wohl überhaupt nicht durchführbar. Selbst der so stark aufs Architektonische eingestellte Sinn Kants mußte hier auf das genaue Behauen und Einpassen dieser Steine verzichten. Die ‚Totalität‘, welche in der transzendentalen Dialektik des kritischen Hauptwerks eine so große Rolle spielt, wird wohl auch eingeführt, konnte aber eigentlich nicht näher verwertet werden. Es handelt sich eben dort um zwei stark verschiedene Gedankengebäude; man darf das nicht vergessen.

Die teleologische Antinomie nun entsteht im Sinne Kants dadurch, ‚daß die Urteilskraft in ihrer Reflexion von zwei Maximen ausgeht, deren eine ihr der bloße Verstand a priori an die Hand gibt; die andere aber durch besondere Erfahrungen veranlaßt wird, welche die Vernunft ins Spiel bringen, um nach einem besonderen Prinzip die Beurteilung der körperlichen Natur und ihrer Gesetze anzustellen. Da trifft es sich denn, daß diese zweierlei Maximen nicht sowohl nebeneinander bestehen zu können den Anschein haben, mithin sich eine Dialektik hervortut, welche die Urteilskraft in dem Prinzip ihrer Reflexion irre macht‘.<sup>104</sup>

Was sich aus dieser Situation ergibt, ist also ein erbitterter, aber unentschiedener und unentscheidbarer Kampf der Maximen.

<sup>103</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, zit. Ausg., p. 274, 353 ff., 401 ff.

<sup>104</sup> U., § 70, p. 386 f.



Die e i n e Maxime nämlich verlangt: Alle Erzeugung materieller Dinge u n d i h r e r F o r m e n muß als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich beurteilt werden.

Die z w e i t e, entgegengesetzte Maxime behauptet: E i n i g e Produkte der materiellen Natur können n i c h t als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich beurteilt werden (ihre Beurteilung erfordert ein ganz anderes Gesetz der Kausalität, nämlich das der Endursachen).<sup>105</sup>

Versucht man mit diesen beiden Maximen z u g l e i c h in naiver Weise an die Dinge der Natur heranzutreten, so ergibt sich freilich ein glatter Widerspruch. Denn die e r s t e würde dann lauten: ‚Alle Erzeugung materieller Dinge ist nach bloß mechanischen Gesetzen möglich.‘ Die zweite: ‚Einige Erzeugung derselben ist nach bloß mechanischen Gesetzen n i c h t m ö g l i c h.‘ — Hier gibt es offenbar keinen Kompromiß mehr.

Aber hier läßt Kant eben die analytische Betrachtung einsetzen, welche jenes Scheinproblem rasch als solches entlarvt.

Der scheinbare Widerspruch hat nämlich im Sinne Kants seine Wurzel nur in dem törichtem Versuch, die Forderungen der b e s t i m m e n d e n mit den Weisungen der r e f l e k t i e r e n d e n Urteilskraft zu verschmelzen.

B e s t i m m e n d ist die Urteilskraft dann, wenn sie das B e s o n d e r e unter der bereits aprioristisch fixierten Regel (dem Prinzip, dem Gesetz) s u b s u m i e r t. ‚Ist aber nur das B e s o n d e r e gegeben, wozu sie das A l l g e m e i n e finden soll‘, so ist sie ‚bloß reflektierend‘.<sup>106</sup> Es gehört also zum Charakter der bestimmenden Urteilskraft im Sinne Kants, daß sie ‚h e t e r o n o m‘ ist, d. h. daß sie nichts weiter zu tun hat, als ‚die Bedingung der Subsumtion unter dem vorgelegten Verstandesbegriff a priori anzugeben‘.<sup>107</sup> Im Gegensatz dazu präsentiert die reflektierende Urteilskraft als ‚a u t o n o m‘, eigentlich als ‚h e a u t o n o m‘,<sup>108</sup> als nomothetisch

<sup>105</sup> U., p. 387.

<sup>106</sup> U., Einleitung, p. 179.

<sup>107</sup> U., p. 183.

<sup>108</sup> U., ibid.



zwar, aber doch nur — für sich selbst. Sie subsumiert wohl auch unter einem Gesetze, aber unter einem, welches noch nicht gegeben ist, also im Grunde genommen nur nach dem subjektiv als indispensable anerkannten Prinzip der Zweckmäßigkeit. Im allerengsten Sinne des Wortes ist sie eine — *Maxime*! Ein Modus der Beurteilung, nicht des Seins!

So wird der Streit zwischen diesen beiden Thesen dadurch geschlichtet, daß jeder von ihnen eine separate Sphäre zugewiesen wird, oder besser gesagt: ein streng verschiedenes Verfahren zugesprochen oder vorgeschrieben wird.

Die unantastbare Methode der mechanischen Empirie kann sich aber niemals mit der beurteilenden Reflexion kreuzen, wenn nur die Bedingung erfüllt bleibt, daß konstitutive nicht mit regulativen Grundsätzen verwechselt werden.<sup>109</sup> Solange dies nicht geschieht, gibt es keinerlei Widerspruch: „Denn wenn ich sage: ich muß alle Ereignisse in der materiellen Natur, mithin auch alle Formen als Produkte derselben ihrer Möglichkeit nach, nach bloß mechanischen Gesetzen beurteilen, so sage ich damit nicht: sie sind danach allein . . . möglich; sondern das will nun anzeigen: ich soll jederzeit über dieselben nach dem Prinzip des bloßen Mechanismus der Natur reflektieren und . . . nachforschen . . .“ Dieses hindert nun die zweite *Maxime* bei gelegentlicher Veranlassung nicht, nämlich bei einigen Naturformen . . . nach einem Prinzip zu spüren und über sie zu reflektieren, welches von der Erklärung nach dem Mechanismus der Natur ganz verschieden ist, nämlich dem Prinzip der Endursache.<sup>110</sup> — Für die reflektierende Urteilskraft ist also das Teleologisieren ein ebenso berechtigter Grundsatz, wie es für die bestimmende „übereilt und unerweislich“ wäre. Nicht Realität und Nicht-Realität stehen sich also gegenüber — diese Frage ist für Kant unentscheidbar —, sondern empirisches Verfahren und — Idee! Ein Kompetenzkonflikt wäre auf diese Weise unmöglich. Oder, in der Ausdrucksweise Kants: „Aller An-

<sup>109</sup> U., § 69, p. 385.

<sup>110</sup> U., p. 387 f.



schein einer Antinomie zwischen den Maximen der eigentlich physischen (mechanischen) und der teleologischen (technischen) Erklärungsformel beruht also darauf: daß man einen Grundsatz der reflektierenden Urteilskraft mit dem der bestimmenden und die *A u t o n o m i e* der ersteren (die bloß subjektiv für unseren Vernunftgebrauch in Ansehung der besonderen Erfahrungsgesetze gilt) mit der Heteronomie der andern, welche sich nach dem von dem Verstande gegebenen (allgemeinen oder besonderen) Gesetzen richten muß, verwechselt.<sup>111</sup>

— — Diese Ausführungen Kants versuchen also *z w e i e r l e i* begreiflich zu machen: Erstens geben sie uns den tiefsten Grund an, weshalb die Bemühungen der spekulativen Naturteleologen resultatlos verlaufen mußten. Diese Erklärer der organischen Zweckmäßigkeit nämlich ahnten nichts von den verschiedenen Verfahrensweisen, die sie in ihrer Spekulation unbefangen und naiv neben- und durcheinander gebrauchen wollten. Und diese Unkenntnis erzeugt mit Denknotwendigkeit einen Widerspruch, der an irgendeiner Stelle in diesem System ans Tageslicht treten mußte. Kant hat nun — wenn wir hier seine Gedanken nach den rein logischen Ideenverbindungen ausschwingen lassen — zuerst diese Widersprüche der einzelnen Erklärungsarten sauber herauszuarbeiten sich bemüht, um dann sein für jeden künftigen Versuch dieser Art berechnetes Veto hinzutrumpfen: eben durch Aufdeckung der durch dieses Gehaben erzeugten Antinomie.

Aber diese Gedankengänge Kants enthalten ja auch noch ein *Z w e i t e s*, das die Brücke zu den jetzt folgenden Betrachtungen schlägt. Der Philosoph läßt nämlich hier bereits ziemlich unverhüllt die *beiden Grundtendenzen* hervortreten, welche den Zweckbegriff in seinem transzendentalen Gebrauche scharf von seinem dogmatischen Gebrauch abzugrenzen berufen sind.

Diese beiden Tendenzen charakterisieren sich kurz *e i n m a l* als die kritische Überzeugung von der Unmöglichkeit einer restlosen, theoretischen Durchdringung der bio-

<sup>111</sup> U., p. 389.



logischen Vorgänge, wie der Naturvorgänge überhaupt, auch unter Zuhilfenahme des Zweckmäßigkeitsbegriffes. Es ist also, im Grunde genommen, das Schlagwort des ‚Agnostizismus‘, welches hier von Kant ausgegeben wird: der innerste Grund der geformten wie der ungeformten Natur hat als gleichmäßig unbekannt zu gelten!

Die zweite Tendenz aber, welche die folgenden Betrachtungen Kants bereits deutlich ankündigt, ist die Überzeugung von dem methodologischen Werte, der trotz und auf dieser agnostischen Basis doch in der wohlverstandenen teleologischen Maxime enthalten sei und enthalten sein müsse. Kant stellt also auch eine Analyse dieses heuristischen Wertes der Teleologie in Aussicht, der notgedrungen auch eine Feststellung der Leistungsfähigkeit des empirisch-mechanistischen Denkens wird folgen müssen.

— — Man könnte versucht sein, diese beiden Tendenzen rasch und schlagend durch Variation zweier Worte aus der ‚Vernunftkritik‘ zu charakterisieren, die sich freilich in einem ganz anderen moralphilosophischen Zusammenhange finden:<sup>112</sup>

Die erste Tendenz umschreibt nämlich annähernd die Denksituation, welche durch den bekannten Satz ‚was kann ich wissen?‘ wiedergegeben ist.

Die zweite ließe sich in die ausschließende Formel zwängen: ‚Was soll ich tun?‘

So statuiert, könnte man sagen, Kant hier zunächst unsere transzendente Unwissenheit vom letzten Grunde der Natur.

Und so empfiehlt er als Richtsatz für den empirischen Forscher eine ganz bestimmte, nämlich teleologisch orientierte Art der Heuristik!

### **3. Der Zweckbegriff innerhalb der Grenzen seines transzendentalen Gebrauches.**

#### **a) Sein agnostischer Charakter.**

Die erste und vielleicht gleich die wichtigste Betrachtung, durch welche Kant dem Zweckbegriff seine trans-

<sup>112</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, zit. Ausg., p. 620.



zendentalen Grenzlinien zu ziehen sucht, ist der von dem Philosophen geführte Nachweis, daß es unmöglich sei, ihn im System des theoretischen Denkens an einer bestimmten Stelle anzusiedeln. Kurz gesagt: *Der Zweckbegriff hat kein eigenes, wissenschaftliches Gebiet!* Er ist ein Fürst ohne Land, gewissermaßen ein ‚Fremdling in der Naturwissenschaft‘<sup>113</sup> wie in der ganzen Wissenschaft‘.

Kant widmet diesem Nachweis, den er zweifellos für sehr wichtig hält, einen besonderen Paragraphen.<sup>114</sup> — Daß er ihm so bedeutsam scheint, mag seinen Grund darin haben, daß die Spekulation jener Zeit vielleicht nur zu sehr geneigt war, die Frage nach der theoretischen Domäne des Zweckes in durchaus positivem Sinne zu erledigen. Man hätte ihm eben das Gebiet der biologischen Erscheinungen als Herrschaftsgebiet angewiesen. Sicherlich auch das Gebiet der rationalen Theologie . . . Darum bemüht sich Kant zu zeigen, daß überhaupt kein Spezialgebiet im Theoretischen auffindbar ist, welches eine derartige Herrschaft zu Recht bestehen ließe: nicht die Biologie, nicht die Theologie!

Zwar macht, wie Kant zugibt, die Theologie tatsächlich von diesem Begriffe ‚wichtigsten Gebrauch‘. Und das ist ja auch das Verfahren aller organischen Teleologie. Aber wenn die Theologie die ‚Naturerzeugungen und die Ursache derselben‘ zu ihrem Gegenstand macht, so ist sie — dem früher Gesagten entsprechend — dabei stets nur als *reflektierende* Urteilskraft tätig, Theologie aber, so darf man annehmen, reicht weiter: sie — will bestimmend, will apriorisch aufbauend sein!

Ebensowenig gehört der Zweckbegriff in die organische Naturwissenschaft. Denn dort liegt der Fall *umgekehrt*: um die ‚objektiven Gründe von Naturwirkungen‘ angeben zu können, bedarf diese nämlich bestimmender und nicht bloß reflektierender Prinzipien. In der Tat ist auch für die Theorie der Natur . . . dadurch nichts gewonnen, daß man sie nach dem Verhältnisse der Zwecke zueinander betrachtet.<sup>115</sup>

<sup>113</sup> U., § 72. p. 390.

<sup>114</sup> U., § 79.

<sup>115</sup> U., p. 417.



So ergibt sich, daß die ‚Teleologie als Wissenschaft‘ zu ‚gar keiner Doktrin‘ gehört. Sie bildet eben nur einen Bestandteil der ‚Kritik‘, nämlich der Urteilskraft. Und mit Recht spricht Kant weiter von dem wenigstens negativen Einfluß, den ihre Methodenlehre auf das Verfahren in der theoretischen Naturwissenschaft ausübe. Eine selbständige Teleologie kann also nicht wohl existieren. — Das ist der erste Schritt, den Kant tut, um den agnostischen Charakter des teleologischen Verfahrens im Rahmen seiner Transzendentalphilosophie darzulegen.

Ein weiterer Baustein von Kants teleologischem Agnostizismus ist der Hinweis auf die Unmöglichkeit, rationalen Einblick in die ‚Technik der Natur‘ zu erlangen, die bei den biologischen Vorgängen vorausgesetzt werden muß. Wieder hat Kant in der Urteilskraft einen eigenen Paragraphen<sup>116</sup> diesem Nachweis gewidmet, der in seiner gedrängten Fülle eine Reihe von Elementen liefert, welche von uns zur Nachbildung der früheren Gedankengänge Kants großenteils bereits herangezogen wurden.

Kant spricht im Titel dieses Abschnittes mit Nachdruck von der ‚Unmöglichkeit, den Begriff einer Technik der Natur dogmatisch zu behandeln‘. — In die drohend geöffnete Kluft, die uns Kant hier warnend zeigt, ist ja, wie wir wissen, der biologische Dogmatismus mit seinen verschiedenen Erklärungsformen hineingestürzt und von dem Sturz in sie bewahrt, wie Kant versichert, nur die Einsicht in den dialektisch-antinomistischen Charakter der sich uns scheinbar aufdrängenden Fragestellung. Darum ist dieser Teil von Kants Gedankengängen dem Wesen nach eine Synthese seiner Kritik des biologischen Dogmatismus, beziehungsweise seiner Antinomielehre, einer Gedankengruppe also, die wir bereits betrachtet haben.

Das Hauptargument Kants gegen die Möglichkeit einer gedanklichen Durchdringung der Technik des Lebendigen, sofern es mit leichter Verschiebung des Gesichtswinkels aus diesem Abschnitt geholt werden darf, wäre also, ganz kurz

<sup>116</sup> U., § 74.



gesagt, etwa der Satz: ein teleologisches Naturprodukt . . . ist kein Naturprodukt mehr! Jeder teleologisierende Biologe macht sich demnach des gedanklichen Fehlers schuldig, daß er die Antwort (Berufung auf Zweckhaftigkeit der Natur) nicht mit der Frage (Beschaffenheit einer Naturerscheinung) in Übereinstimmung zu setzen weiß: Er fragt empirisch und will, im Widerspruch dazu, eigentlich eine nicht-empirische Antwort. Er fragt nach einem Verhältnis in der Natur und will, im Grunde genommen, eine Antwort aus dem Gebiete einer Über-Natur. Oder, rein kantisch gesprochen: er sucht einen Grund für die — rein ‚transzendente‘ — ‚Möglichkeit eines Dinges in der Natur‘, will aber faktisch einen ‚Grund für die Möglichkeit dieser Natur selbst in ihrer Beziehung auf das Ding‘. — Wie könnte ihm solch seltsames Beginnen zu einem Einblick in die Technik der Natur verhelfen? Nach diesem widerspruchsvollen Verfahren jedenfalls kann er nicht finden, was er sucht!

Und den allgemeinen Grund für die Aussichtslosigkeit dieser spekulativen Hoffnung spricht Kant bald darauf nochmals mit vollster Deutlichkeit aus: Der Naturzweck fällt eben nicht in die beobachtende Naturwissenschaft, sondern nur in die Sphäre unserer Reflexion! „ . . . da wir die Zwecke der Natur als absichtliche nicht beobachten, sondern nur in der Reflexion über ihre Produkte als einen Leitfaden der Urteilskraft hinzudenken: so sind sie uns nicht durch das Objekt gegeben.“<sup>117</sup> — Mit anderen Worten: der Naturforscher kann, solange er Naturforscher bleibt, nie einem Zweck begegnen, es kann ihm nie einer gegeben sein, es gibt für ihn keinen Zweck! Das teleologische Verfahren ist also für den Zergliederer auch der lebendigen Natur undurchführbar, und weil es undurchführbar ist, darum ist ihm auch ein Einblick in die konkrete Technik der Natur für immer versagt! — Das ist eine zweite Etappe auf Kants Weg zum teleologischen Agnostizismus.

---

<sup>117</sup> U., § 75. p. 399.



Und hier greift rasch ein drittes Argument verstärkend ein.

Es stellt sich nämlich noch heraus, daß es für den teleologisch orientierten Erklärer der Natur, für den dogmatischen Teleologen also, noch einen Punkt gibt, der ihm die größte Verlegenheit bereitet: dort nämlich, wo es sich darum handelt, abzugrenzen, wieviel an den Erscheinungen der lebendigen Natur — immer vorausgesetzt, daß ein zweckhaftes Agens existiert — aus der Wirksamkeit der ‚Endursachen‘ entspringt und wieviel davon den bloß physisch-mechanischen Ursachen zu danken ist. Mit anderen Worten: es liegt eine Bekräftigung von Kants teleologischem Agnostizismus in der augenscheinlichen und unbestreitbaren Unmöglichkeit, eine derartige Grenze festzulegen: Auch das quantitative Verhältnis zwischen teleologischem und mechanischem Geschehen entzieht sich vollkommen unserer Erkenntnis! .Es ist ganz unbestimmt und für unsere Vernunft auch immer unbestimmbar, wieviel der Mechanismus der Natur als Mittel zu jeder Endabsicht in derselben tue.‘ .Wir wissen auch nicht, wie weit die für uns mögliche mechanische Erklärung gehe . . .‘<sup>118</sup> — — Man darf es bedauern, daß Kant gerade an dieser Stelle seines Gedankenganges sich mit einer mehr gelegentlichen Bemerkung begnügt hat, statt eben hier weiterzuschürfen: wohl kommt er, wie wir bei der Exposition seines biologischen Weltbildes erfahren werden, noch ein paarmal auf diese quantitative Relation des Teleologischen zum Mechanischen zu reden, aber an das tiefe Problem, welches gerade aus der rein quantitativen Formulierung der Frage sich ihm vielleicht hätte ergeben können,<sup>119</sup> hat er kaum mehr mit einiger Energie

<sup>118</sup> U., § 78, p. 414 f.

<sup>119</sup> Kant hätte hier vermutlich — wie auch heute noch jeder spekulierende Teleologe — vor allem drei Denkmöglichkeiten vor sich gehabt.

Erstens die Möglichkeit, wirkliche, streng abgegrenzte Zuweisungen von Gebietsteilen an Teleologie und Mechanismus im Biologischen zu versuchen durch Beteiligung eines jeder der beiden Prätendenten mit bestimmten Streifen in den fraglichen Erscheinungsfeldern: z. B. durch Zuordnung der nutritiven, lokomotorischen . . .



gerührt. Und mit der — seine bald zu besprechende H e u r i s t i k durchziehenden — Forderung nach U n t e r o r d n u n g der mechanischen Sphäre unter die teleologische hat er das hier bereits aufgetauchte Problem wieder zurückgestoßen, allerdings den Anschluß an seine geistige Mitwelt dadurch aufs unzweideutigste manifestiert.

Kant läßt seine bisherigen Beweise für den teleologischen Agnostizismus in einer vierten und letzten Betrachtung ausmünden, welche scharf und klar auseinandersetzt, daß und warum jede Ableitung der Zweckformen aus einem transzendenten Prinzip unvollziehbar ist. Mag nämlich auch die organische Form als Kreuzungspunkt zweier ‚heterogener Prinzipien‘ gelten — eben des mechanischen und des teleologischen — und dürfen wir auch mit Recht dieser Duplizität der Prinzipien ein ‚gemeinschaftliches Prinzip‘ im Ü b e r s i n n l i c h e n zuordnen, das dieses Stück Natur

Funktionen an den Mechanismus bei Reservierung der reproduktiven, adaptiven . . . Tatsachen zugunsten der Teleologie: Selbstredend eine r e i n w i l l k ü r l i c h e Abgrenzung, die — nur ausführbar unter Zuhilfenahme grösster animistischer und scholastischer Hilfsvorstellungen (Unterseelen o. dgl.) — Kants Beifall kaum dauernd gefunden hätte.

Z w e i t e n s hätte sich zur Schlichtung dieses Rangstreites für die Zweckmäßigkeit die Rolle eines ‚primum movens‘ finden lassen können, etwa unter Einführung des ‚Richtungsbegriffes‘. Es wäre ungemein interessant gewesen, beobachten zu dürfen, welche Form diese Gedankenbildung unter Kants Händen empfangen hätte. Und ob sich bei Kant die fortfließende organische Zweckmäßigkeit mit diesem Scheinkönigtum des ‚ersten Anstoßes‘ zufrieden gegeben hätte?

Aber noch eine d r i t t e Denkmöglichkeit lag vor ihm: Es wäre die gewesen, unter dem Eindruck solcher nimmer zu lösender Gebietsstreitigkeiten den theoretischen Charakter des Teleologiebegriffes überhaupt in Zweifel zu ziehen. Könnte, so ließe sich argumentieren, die theoretische Unabgrenzbarkeit des Zweckbegriffes ihren Grund nicht am Ende darin haben, daß der ‚Zweck‘ — in erster Linie wenigstens — nicht eine intellektual-theoretische, sondern eine emotional-reaktive Geistesform darstellt?? Und wäre er nicht demgemäß bei allem, was Theorie sein soll, prinzipiell unanwendbar??

— — Kant ist, wie gesagt, an diesen Denkmöglichkeiten ziemlich hastig vorübergegangen und hat damit eine Gelegenheit zur feineren Auffassung des teleologischen Problems versäumt, die sich vermutlich gerade bei ihm reichlich gelohnt hätte!



als Erscheinung aus sich herausgetrieben hat, so erreichen wir mit dieser Forderung des Transzendent-Übersinnlichen bereits die Grenze unseres Wissens: ‚Von diesem Übersinnlichen selbst können wir uns in theoretischer Hinsicht nicht den mindesten bejahend bestimmten Begriff machen.‘<sup>120</sup> Das Zustandekommen der ‚zweckmäßigen‘ Naturform verliert also nichts von seinem geheimnisvollen Charakter, auch wenn wir diese, übrigens von Kant durchaus gebilligte, transzendent-monistische Voraussetzung machen, die sich eben niemals in liquide Theorie umsetzen läßt! Das hindert natürlich nicht, daß sich gerade hier die Ansatzstelle befindet, an die Kant später seine idealistische Metaphysik anzubauen sucht, eine *P o s t u l a t e n* metaphysik allerdings, die dann freilich stark teleologisch, ja spiritualistisch gefärbt ist und ersichtlich auf Leibniz zurückweist. Davon aber kann hier noch nicht die Rede sein, wo es lediglich darauf ankam, Kants teleologischen Agnostizismus mit dieser letzten Gedankenwendung in volles Licht zu stellen.

Aber dieser teleologische Agnostizismus Kants, wie er bisher geschildert wurde, wäre falsch geschildert, wollte man die bedeutsame Folie verschweigen, die ihn erst zu dem macht, was er ist und auch — nach der Meinung des Philosophen — sein sollte. Er gilt nämlich immer nur in Beziehung auf die *m e n t a l e S t r u k t u r* des Menschen. Er gilt demnach nur komparativ.

Kant hat die Struktur des menschlichen Geistes, welche Anlaß zu dieser wichtigen *E i n s c h r ä n k u n g* gibt, trotzdem sie bereits in ihren wesentlichen Zügen aus der *V e r n u n f t s k r i t i k* zu holen war,<sup>121</sup> in Verfolgung dieser Gedanken nochmals besonders eingehend und sorgfältig charakterisiert. Es ist unerläßlich, diese Charakteristik kurz hier herzusetzen.

Unser Verstand hat die Eigenschaft, daß er stets vom ‚Analytisch - Allgemeinen‘ — den Begriffen — zum ‚Besonderen‘ — der gegebenen empirischen Anschauung — gehen muß. Er kann sich also nur *d i s k u r s i v*, nicht

<sup>120</sup> U., § 78, p. 412.

<sup>121</sup> Vgl. Kant, Kritik der reinen Vernunft, p. 49, 209, 234.



intuitiv betätigen. Der Grund dafür ist in dem eben Umstand zu suchen, daß für jeden Erkenntnisakt ‚zwei ganz heterogene Stücke‘ erforderlich sind: einerseits die allgemeine, transzendental-notwendige, aprioristisch-formale Bedingung der Erfahrungsmöglichkeit überhaupt (wie sie in der transzendentalen Ästhetik und Analytik abgeleitet worden war), andererseits eine sinnliche Anschauung.

Diese beiden Bedingungen nun, an welche so die Funktion des menschlichen Verstandes geknüpft ist, nötigen ihn dazu, stets eine scharfe Unterscheidung zu machen zwischen ‚möglichen‘ und ‚wirklichen‘ Dingen.<sup>122</sup> Dabei sprechen wir Möglichkeit bereits allen Vorstellungen zu, die so geartet sind, daß sie unserer Begrifflichkeit, ‚überhaupt dem Vermögen zu denken‘, wie Kant sagt, adäquat sind, während auf Wirklichkeit nur diejenigen Vorstellungen Anspruch haben, welche noch darüber hinaus fähig sind, zu mehr als sinnesbedingten Setzungen zu führen.

Diese Spaltung der Dinge in mögliche und wirkliche haftet somit an dem diskursiven Charakter unseres Verstandes: ‚Wäre nämlich unser Verstand anschauend, so hätte er keine Gegenstände als das Wirkliche. Begriffe (die bloß auf die Möglichkeit eines Gegenstandes gehen) und sinnliche Anschauungen (welche uns etwas geben, ohne es dadurch als Gegenstand erkennen zu lassen) würden beide wegfallen.‘<sup>123</sup>

Dieser Tatbestand zeitigt nun aber eine weitere Konsequenz; er bedingt — und erklärt — das Moment der Zufälligkeit, welches allen unseren empirischen Urteilen eigentümlich ist: keine einzige von den unzähligen Mannigfaltigkeiten unserer Naturerfahrung ist allgemein ableitbar, also notwendig. Jede ist vielmehr in gewissem Sinne zufällig! Und durchaus zufällig ist auch die ‚Zusammenstimmung‘ der Naturbegriffe und Naturgesetze unter einander. Schließlich aber auch die besondere Zusammenstimmung unserer Urteilskraft mit gewissen Naturprodukten, die wir einerseits ‚schön‘, andererseits ‚Organismen‘ nennen.

<sup>122</sup> U., § 77, p. 407.

<sup>123</sup> U., § 76, p. 401 f.



. . . Kant hat für alle diese Gedanken, die durch das gemeinsame Band der ‚Zufälligkeit‘ verbunden werden, einen einzigen Ausdruck verwendet: er spricht nämlich von dem ‚Gesetz der Spezifikation‘.<sup>124</sup> Das könnte auf den ersten Blick zu der Meinung verführen, als läge hier wirklich nur ein einziger, einheitlicher Gedanke vor, eine Anschauung, die der sorgfältigeren Analyse durchaus nicht standzuhalten vermag. Denn im Grunde sind es, wie schon angedeutet, drei mehr oder minder selbständige Gedanken, welche von Kants ‚Gesetz der Spezifikation‘ fast wie in einer Kapsel eingeschlossen sind. — Der erste Gedanke bezieht sich auf die Befähigung unseres Verstandes zur Aufnahme der besonderen Naturtatsachen als geordneter Tatsachengruppen. Es handelt sich also um die logische Begreiflichkeit oder Brauchbarkeit der empirischen Naturvorgänge. Kant sagt: ‚Die Natur spezifiziert ihre allgemeinen Gesetze nach dem Prinzip der Zweckmäßigkeit für unser Erkenntnisvermögen.‘<sup>125</sup> Ihr zunächst haftet der Charakter der Zufälligkeit an: „ . . . Daß die Ordnung der Natur nach ihren besonderen Gesetzen, bei aller unsere Fassungskraft übersteigenden wenigstens möglichen Mannigfaltigkeit und Ungleichartigkeit, doch dieser wirklich angemessen sei, ist, soviel wir einsehen können, zufällig.“<sup>126</sup>

Weiter als die eben wiedergegebene Betrachtung greift der zweite Gedanke, der auch das Moment der Zufälligkeit festhält. Er spricht die Tatsache aus, daß die verschiedenen Naturgesetze auch untereinander in Übereinstimmung gebracht werden können, und zwar immer so, daß man von dem niedrigeren Gesetz (oder der niedrigeren Art) zu dem höheren Gesetz (der übergeordneten Gattung) ohne eigentliche Unterbrechung aufzusteigen vermag. Es ist also, wenn man so sagen darf, die hierarchische Struktur im Reich der Naturgesetze, die Kant hier scharf akzentuiert, die ‚Vereinbarkeit zweier oder mehrerer empirischen heterogenen Naturgesetze unter einem sie beide befassenden Prinzip‘, die Möglichkeit, ‚ungleichartige Gesetze‘ (der Natur) ‚unter höhere,

<sup>124</sup> U., p. 402.

<sup>125</sup> Vgl. U., Einleitung V, p. 186; VI, p. 188; § 71, p. 389; § 75, p. 400.

<sup>126</sup> U., Einleitung V, p. 186.



obwohl immer noch empirische zu bringen.<sup>127</sup> Auch diese Tatsache sieht Kant als zufällig an. Unerfreulich, aber ohne weiters denkbar wäre auch eine ‚Vorstellung der Natur‘, die uns auf eine solche ‚Heterogenität ihrer Gesetze‘ stoßen ließe, ‚welche die Vereinigung ihrer besonderen Gesetze unter allgemeinen empirischen für unseren Verstand unmöglich machte‘.<sup>128</sup> — Es ist das Schlagwort der naturwissenschaftlichen Methode und Heuristik, welches Kant in diesen Gedankengängen der ‚Urteilkraft‘ ausgibt: gerade diesen zweiten Punkt hatte er bereits in der ‚Vernunftskritik‘ ausführlichst und tiefstgreifend behandelt,<sup>129</sup> während der erste und der nun folgende dritte dort stark zurücktreten.

Schließlich ist bemerkenswert und subjektiv zufällig die Abstimmung unseres Erkenntnisvermögens, beziehungsweise unsere Urteilkraft auf jene besonderen Erzeugnisse der Natur, die uns als ‚Naturschönheiten‘ und als ‚Organismen‘ entgegentreten. Auch hier ist die ‚Zusammenstimmung des Gegenstandes mit dem Vermögen‘ des Subjekts zufällig, eine förmliche Rücksicht auf unser Erkenntnisvermögen nach der Analogie eines Zwecks.<sup>130</sup> Die Reiche der Ästhetik und Biologie bedeuten somit für Kant eine dritte, letzte und höchste Stufe empirischer ‚Kausalität‘ und das Gesetz der ‚Spezifikation‘ tritt, wie man sieht, in drei verschiedenen Formen auf, die eine relativ saubere, gedankliche Trennung wohl vertragen, ja fordern.

Was ergibt sich nun aber aus diesem Moment der Zufälligkeit für die Einschränkung des früher charakterisierten Agnostizismus der Naturteleologie? Es folgt daraus, nach der Meinung Kants, daß wir es wirklich nur der tatsächlichen Struktur unseres Intellekts, beziehungsweise unserer Urteilkraft zuzuschreiben haben, wenn es uns nicht gelingt, die Frage nach der Ableitung der teleologischen Naturformen, sei es positiv, sei es negativ, zur Erledigung zu bringen. Der menschliche Geist, wie er faktisch beschaffen ist,

<sup>127</sup> U., p. 187.

<sup>128</sup> U.; vgl. auch U., § 70, p. 386.

<sup>129</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, p. 509 f.

<sup>130</sup> U., Einleitung VIII, p. 193; vgl. auch U., § 61, p. 360; § 64, p. 370.



vermag eben niemals die Wirklichkeit aus der Möglichkeit rein logisch abzuleiten, die materiellen Bedingungen der Natur aus ihrer formalen Voraussetzung zu deduzieren. Zwischen diese beiden Glieder schiebt sich immer der ‚Zufall‘ ein, drängt sich uns stets das ‚Gesetz der Spezifikation‘ zwar als gültig, aber doch nur subjektiv gültig auf. Die Scheidung der Naturdinge in solche, welche lediglich mechanisch-naturhaft bedingt sind, und solche, welche mechanisch nicht ableitbar sind, sondern eine teleologische Begründung zu verlangen scheinen, bedeutet also nur eine Schranke der menschlichen Einsicht, gilt nur subjektiv für den menschlichen, diskursiven Verstand: Es läßt sich aber ohne jede Schwierigkeit auch ein Verstand denken, der nicht wie der unserige diskursiv, sondern rein intuitiv wäre, der, wie Kant sagt, ‚das Vermögen völliger Spontaneität der Anschauung‘<sup>131</sup> besäße. Für einen solchen Verstand gäbe es nicht mögliche und wirkliche Dinge, sondern nur eine Wirklichkeit. Die Frage, ob die sogenannten zweckmäßigen Formen schon durch den bloßen Mechanismus der Natur möglich sind, oder ob zu ihrem Wirklichwerden noch die ‚Technik der Natur‘, d. h. Teleologie erforderlich ist, diese Frage könnte es für einen solchen intuitiven Intellekt gar nicht geben!<sup>132</sup> Die Schwierigkeit, beziehungsweise die Unmöglichkeit der Entscheidung haftet also gewissermaßen nicht an dem Problem, sondern an der zufälligen Struktur des menschlichen Geistes. Der Charakter des ‚Zufalls‘ verschiebt sich — so könnte man vielleicht auch formulieren — von dem realen Objekt und seiner Betrachtung hinüber in das intellektuelle Subjekt! — Das ist die Einschränkung, die Kant seinem teleologischen Agnostizismus zunächst hinzufügt.

Aber der Philosoph geht noch um einen Schritt weiter. Er erblickt nämlich in der — früher hypothetisch angenommenen — intuitiven Geistesform so etwas wie eine mentale Vorlage für die Betrachtung, welcher unser Intellekt auch innerhalb der Grenzen transzendentaler Art stets zuzustreben

<sup>131</sup> U., § 77, p. 406.

• <sup>132</sup> U., § 76, p. 404.



genötigt ist. Der intuitive Verstand spielt ungefähr die Rolle eines *t r a n s s u b j e k t i v e n* *M o d e l l s*, das von unserm tatsächlichen Verstand grob und unbeholfen nachgeahmt wird. — Der intuitive Verstand geht nämlich, wie Kant uns lehrt, den Weg ‚vom Synthetisch-Allgemeinen zum Besonderen‘, anders gesagt: von der ‚*A n s c h a u u n g* des *G a n z e n*‘ zu der Anschauung seiner ‚*T e i l e*‘. Das Ganze ist also hier, in der intuitiven Betrachtung, der Realgrund seiner Teile, die Einheit bedingt, verknüpft und beherrscht die Vielheit; die allgemeine Form treibt die einzelnen Formen aus sich hervor. Der empirische, diskursive Verstand kann nun dem intuitiven in dieser Betrachtung nicht folgen: für ihn ist ja jedes ‚Ganze‘ nur als ‚Wirkung der konkurrierenden bewegenden Kräfte der Teile‘ verständlich. Was bleibt uns demnach übrig. Statt das *r e a l e* *G a n z e* als Grund seiner Teile zu setzen, was unser geistiges Vermögen überstiege, nötigt uns unser Verstand, aus der *V o r s t e l l u n g* des Ganzen die Vielheit und Form der Teile abzuleiten, d. h. teleologisch zu denken. Auf diese Weise allein vermögen wir uns der intuitiven Geistesform bis zu einem gewissen Grade zu nähern. Das ist der Sinn der Worte Kants: ‚Wollen wir uns also nicht die Möglichkeit des Ganzen als von den Teilen, wie es unserem diskursiven Verstand gemäß ist, sondern nach Maßgabe des intuitiven (urbildlichen) die Möglichkeit der Teile (ihrer Beschaffenheit und Verbindung nach) als vom Ganzen abhängig vorstellen: so kann dieses nach eben derselben Eigentümlichkeit unseres Verstandes nicht so geschehen, daß das Ganze der Grund der Möglichkeit der Verknüpfung der Teile (welches in der diskursiven Erkenntnisart Widerspruch sein würde), sondern nur daß die *V o r s t e l l u n g* eines Ganzen den Grund der Möglichkeit der Form desselben und der dazugehörigen Verknüpfung der Teile enthalte. Da das Ganze nun aber alsdann eine Wirkung, *P r o d u k t*, sein würde, dessen *V o r s t e l l u n g* als die *U r s a c h e* seiner Möglichkeit angesehen wird, das Produkt aber einer Ursache, deren Bestimmungsgrund bloß die Vorstellung ihrer Wirkung ist, ein Zweck bleibt: so folgt daraus, daß es bloß eine Folge aus der besonderen Beschaffenheit unseres Verstandes sei, wenn wir Produkte der Natur nach



einer andern Art der Kausalität als der der Naturgesetze der Materie, nämlich nur nach der der Zwecke und Endursachen uns als möglich vorstellen, und daß dieses Prinzip nicht die Möglichkeit der Dinge selbst (selbst als Phänomen betrachtet), sondern nur die unserm Verstand mögliche Beurteilung derselben angehe.<sup>133</sup> — Mit diesen letzten Worten betritt Kant bereits das Gebiet der Methodologie und Heuristik. Denn hier ist weder von objektiver Erklärung der Naturteleologie mehr die Rede — die schließt Kants teleologischer Agnostizismus aus —, noch von der Nötigung subjektiver Arbeitseinstellung in der Naturtheorie — die schränkt gerade die Subjektivität dieses Agnostizismus wieder ein. Sondern der teleologische Gedanke präsentiert sich uns hier als eine dem menschlichen Denken aufgenötigte Beurteilungsart gewisser Naturphänomene, die dann freilich, in letzter Linie, auch auf das ganze naturwissenschaftliche Weltbild überzugreifen sucht.

An zahlreichen Stellen der ‚Urteilkraft‘ hat Kant diesen streng transzendentalen Charakter seines Zweckbegriffes, der seinem eben erörterten Agnostizismus logisch aufgesetzt ist, in verschiedener Redewendung deutlich herausgearbeitet. Die variierende Ausdrucksweise aber bedeutet immer wieder einen neuen, gegen den früheren merklich verschobenen Gesichtswinkel, so daß sich auch hier die eingeführten Begriffe stufenartig übereinander lagern.

Grundlegend ist bei Kant wohl die Anschauung von der rein mentalen Immanenz des Teleologischen. Hier ist der Zusammenhang mit dem Agnostizismus am deutlichsten. In diesem Sinne erklärt der Philosoph, daß ‚dieser transzendente Begriff einer Zweckmäßigkeit der Natur‘ die ‚einzige Art‘ sei, ‚wie wir in der Reflexion über die Gegenstände der Natur in Absicht auf eine durchgängig zusammenhängende Erfahrung verfahren müssen‘: folglich ein ‚subjektives Prinzip (Maxime) der Urteilkraft‘.<sup>134</sup> — Ich kann eben ‚nach der eigentümlichen Beschaffenheit meines Erkenntnisvermögens über die Möglich-

<sup>133</sup> U., p. 407 f.

<sup>134</sup> U., Einleitung V. p. 184.



keit jener (= der zweckmäßigen Naturformen) nicht anders urteilen'.<sup>135</sup> — ‚Gewisse Naturprodukte müssen, nach der besonderen Beschaffenheit unseres Verstandes, von uns ihrer Möglichkeit nach als absichtlich und als zu einem Zwecke erzeugt betrachtet werden . . .'.<sup>136</sup> — Wir brauchen ‚irgendein Prinzip a priori, wenn es gleich bloß regulativ wäre und jene Zwecke allein in der Idee des Beurteilenden und nirgends in einer wirkenden Ursache lägen'.<sup>137</sup> — Alle diese Formulierungen, die hier keineswegs vollzählig vorgeführt werden sollten, betonen also in erster Linie den rein transzendentalen Charakter des Kantschen Zweckbegriffes, besser gesagt: das Moment seiner mentalen Immanenz. Das Teleologisieren erscheint nach Kant notwendig — nicht für das Denken, aber für unser Denken. Es ist *h e a u t o n o m*.<sup>138</sup>

Dann ist aber der formale Charakter dieser durch unsere mentale Struktur bedingten *teleologischen Denkform* noch näher zu bestimmen. Hier darf teilweise auf schon früher Dargestelltes zurückgegriffen werden. So ergibt sich für sie eine erschöpfende Charakteristik, die Kants teleologischen Agnostizismus deutlich hervortreten läßt. Unsere Urteilskraft, sofern sie teleologisiert, ist nur *reflektierend*, nicht *bestimmend*,<sup>139</sup> d. h. sie sucht zu den besonderen Naturerscheinungen ein allgemeines Prinzip, einen Gesichtspunkt für die mentale Ordnung dieser konkreten Naturerfahrung. Der Zweckbegriff, der hier in Tätigkeit tritt, ist daher auch nicht *konstitutiv*, sondern bloß *regulativ*,<sup>140</sup> d. h. er vermittelt keine eigentliche, auf das Objekt gerichtete Erkenntnis, sondern ihm eignet nur eine subjektive Funktion für die Gewinnung und Vereinheitlichung gewisser Naturteile. Er besitzt also bloß die Dignität eines Orientierungsmittels. Daraus ergibt sich

<sup>135</sup> U., p. 397 f.

<sup>136</sup> U., § 77, p. 405.

<sup>137</sup> U., § 66, p. 376.

<sup>138</sup> U., Einleitung V, p. 185; vgl. auch Einleitung IV, p. 180.

<sup>139</sup> U., Einleitung IV, p. 179; Einleitung VIII, p. 194; § 61, p. 361; § 70, p. 388; § 71, p. 399 und öfters.

<sup>140</sup> 140 U., § 61, p. 361; § 74, p. 396; § 76, p. 403, § 69 ff.



weiter, daß die Resultate, welche sich mit diesem kritisch-transzendentalen Zweckbegriff erzielen lassen, niemals den Rang einer wirklichen, naturwissenschaftlichen Erklärung beanspruchen können: ihnen kommt, wie Kant es formuliert, nur der Charakter der Erörterung (Exposition) zu, nicht derjenige einer Erklärung, einer Explikation.<sup>141</sup>

Nun läßt sich aber auch noch nach dem materiellen Inhalt fragen, den dieser transzendente Zweckbegriff einschließt. — Und diesen Inhalt freilich bestimmt Kant durchaus im Sinne des landläufigen Spiritualismus: allerdings mit der sehr starken, agnostischen Einschränkung, daß der ‚Verstand‘ dieser Tätigkeit, der Grund für die Möglichkeit gewisser Naturprodukte sein soll, uns niemals objektiv gegeben sein kann! Er genießt somit die eigentümliche Stellung einer zwar unabweislichen, aber auch niemals erweislichen Hypothese. Er bildet, wenn man so sagen darf, den Gegenstand einer permanenten teleologischen Fiktion. Die spiritualistische ‚Kausalität nach Zwecken‘ spielt also nur insofern materiell eine Rolle, als wir sie in den biologischen Vorgängen immer voraussetzen haben, ohne daß sie uns jemals direkt offenbar würde. Nur indirekt, auf dem Wege der Analogie, vermögen wir uns ihr zu nähern: Ich habe, meint Kant, über die Erzeugung der organischen Naturgegenstände so zu urteilen, ‚als wenn ich nur zu dieser eine Ursache, die nach Absichten wirkt, somit ein Wesen denke, welches nach der Analogie mit der Kausalität des Verstandes produktiv ist‘.<sup>142</sup> Die teleologisierende Beurteilung hat diese Dinge ‚nach der Analogie mit der Kausalität nach Zwecken unter Prinzipien der Betrachtung und Nachforschung zu bringen‘.<sup>143</sup> Mit einem Worte: das teleologische Prinzip reduziert sich unter diesem materiellen Gesichtswinkel auf ein Analogieprinzip. Auch das ist eine wichtige Konzession an den teleologischen Agnostizismus.

So ergibt sich als allgemeines Resultat der bisherigen, teleologisch-transzendentalen Analyse (und hier bietet sich uns gleich ein natürlicher Übergang zu einem neuen Kapitel

<sup>141</sup> U., § 78, p. 412.

<sup>142</sup> U., § 75, p. 397 f.

<sup>143</sup> U., § 61, p. 360.



Kantschen Denkens) die Einsicht, daß der Zweckbegriff, wenn er im ‚Rahmen des kritischen Systems‘ bestehen will, sich aus einem ‚Dogma‘ in eine ‚Maxime‘ verwandeln muß.

Die Unmöglichkeit des Zweckbegriffes als Dogma hatte Kant durch seine ganzen agnostischen Erwägungen, namentlich aber an dem Zusammenbruch der spekulativ-biologischen Systeme zu demonstrieren sich bemüht, an ihrem heillosen Zwiespalt und ihrer hoffnungslosen Antinomie. Die Notwendigkeit der Auffassung des Zweckbegriffes im Sinne einer *Maxime*, eines Leitfadens ergab sich aus seiner Charakteristik als einer bloßen Beurteilungsart, als einem bloß reflektierenden, erörternden, regulativen, analogischen Prinzip: denn all das umschreibt ja nur den Begriff der *Maxime*.<sup>144</sup>

Aber welchen Charakter gewinnt nunmehr diese *Maxime*, wenn wir versuchen, an ihrer Hand das Gebiet der tatsächlichen, naturwissenschaftlichen, beziehungsweise biologischen Empirie zu betreten? Welche Möglichkeiten und Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis eröffnet sie uns dann? Welche Direktiven vermag sie uns, wenn nicht für eine Erklärung, so doch für die Beschreibung der organischen Materie zu geben? Mit einem Worte: was ist der heuristische (und methodologische) Wert des transzendentalen Zweckbegriffes??

Die Antwort auf diese Frage rechtfertigt eine selbständige Betrachtung.

#### b) Sein heuristischer Wert.

Aber gerade zu diesem Distrikt von Kants Philosophie des Organischen ist der Zugang nicht ganz leicht zu erspähen. Und wenn irgendwo, so wird man es hier sorgfältig vermeiden müssen, moderne und allermmodernste Gedanken um jeden Preis bei Kant entdecken zu wollen.

Welche Rolle hat Kant der teleologisierenden Betrachtungsweise, der teleologischen ‚*Maxime*‘, dem teleologischen ‚Leitfaden‘ zugewiesen? Wie differenziert er methodologisch das Verhalten des teleologisierenden Forschers gegenüber dem des kausal erklärenden? Das ist der Kern der Frage,

<sup>144</sup> Vgl. U., Einleitung V, p. 184; § 72, p. 389 f.; § 75, p. 398; § 78, p. 413.



die der Antwort harrt. Kant hat nicht nur in der ‚Urteilkraft‘, sondern auch in mehreren kleineren Abhandlungen zu ihr Stellung genommen.

So wäre zunächst die Funktion des teleologischen Denkens als eines empirischen ‚Leitfadens‘ genauer zu zergliedern. — Kant hat sehr häufig den Gedanken eines ‚Leitfadens‘ als Forderung aufgestellt, nicht nur im Gebiet der biologischen Teleologie, sondern auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlicher Empirie (die dann freilich fast immer zur Teleologie enge Beziehungen unterhält). So nimmt er z. B. bei einer Erörterung über den Rassenbegriff sich die unabänderliche Tendenz der Keimanlage zur Gattungsform als ‚Leitfaden‘.<sup>145</sup> Oder er empfiehlt bei einer kulturgeschichtlichen Betrachtung als ‚Leitfaden‘ für die Entwicklung der Menschheit — der Natur einen ‚Plan‘ zu supponieren, ‚der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele‘.<sup>146</sup> Oder er knüpft etwa seine Hypothesen über den ‚muthmaßlichen Anfang der Menschheitsgeschichte‘ an den ‚Leitfaden‘, daß die ursprüngliche, psychische Ausstattung, die primitive menschliche Erfahrung mit der heute zu beobachtenden zusammenfallen<sup>147</sup> u. dgl. m. In all diesen Fällen kommt dem ‚Leitfaden‘ die Rolle eines methodologischen Faktors zu, welcher die empirischen Tatsachen zwar keineswegs allein zutage fördert, aber doch zu ihrer Ordnung und Sichtung wesentlich und ganz speziell beiträgt.

Hier liegt der Fall etwas anders.

Ein ‚teleologischer Leitfaden‘ hat nicht den Charakter eines provisorischen Orientierungsmittels, das eventuell durch ein anderes von annähernd gleicher, gedanklicher Brauchbarkeit ersetzbar wäre, er ist, wenigstens für das Gebiet der organischen Formen, ein durchaus unerläßlicher, durch nichts ersetzbarer, diese Art der Erfahrung

<sup>145</sup> Kant, Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace, WW., Bd. 8, p. 96 f.

<sup>146</sup> Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht, WW., Bd. 8, p. 29 f.

<sup>147</sup> Kant, Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, WW., Bd. 8, p. 109.



überhaupt erst begründender Leitfaden. So hätte er den Rang eines individuell selbständigen Prinzips — freilich keines erklärenden! — und ihm schiene, auf den ersten Blick, auch ein festgeschlossener, selbständiger Herrschaftsbezirk zuzufallen, an dessen scharf gezogener Grenzlinie das Machtgebiet eines anderen Territoriums beginnen könnte, welches, durch einen Leitfaden ganz anderer Art gewonnen, nicht minder selbständig und individuell abgeschlossen wäre: hier das Gebiet der — kausalen — Naturtheorie, dort das Reich der — teleologisierenden — Naturbeschreibung! Beide wären, müßte man vermuten, einander koordiniert. Ein Rangs- oder Kompetenzstreit zwischen ihnen schiene ausgeschlossen.

In der Tat haben Kants Gedanken zweifellos einen Anlauf auf dieses Ziel genommen. Im Anhang zur Methodenlehre der teleologischen Urteilskraft gibt es eine Stelle von großer Plastik, aus welcher man die eben angedeutete Bestimmung dieses beiderseitigen Verhältnisses beinahe herauslesen möchte. Es wird dort die ‚Theorie der Natur‘ als ‚mechanische Erklärung der Phänomene derselben durch ihre wirkenden Ursachen‘ bestimmt, während von ihrem Widerspiel gesagt wird, daß die ‚Aufstellung der Zwecke der Natur an ihren Produkten, sofern sie ein System nach teleologischen Begriffen ausmachen‘, eigentlich ‚nur zur Naturbeschreibung‘ gehöre, welche ‚nach einem besonderen Leitfaden abgefaßt ist‘.<sup>148</sup> Das scheint fast nichts anderes heißen zu können als: Koordination der beiden Behandlungsarten dieses Wirklichkeitsgebietes. Koordination, nicht Subordination! In demselben Sinne wird auch gelegentlich gesagt, der eine Gesichtspunkt müsse dem anderen ‚beigesellt‘ werden.<sup>149</sup> Und man könnte zunächst sogar der Meinung sein, daß auch ein, rein terminologisch betrachtet, etwas anderes Begriffspaar, welches Kant in mehreren Einzelabhandlungen auftreten läßt: die beiden Begriffe der ‚Naturgeschichte‘ und der ‚Naturbeschreibung‘, im wesentlichen derselben methodologisch-heuristischen Ten-

<sup>148</sup> U., § 79, p. 417.

<sup>149</sup> U., § 81, p. 422.



denz zu dienen hätten.<sup>150</sup> Denn auch sie sollen ja ein ‚leitendes Prinzip‘ an die Hand geben, ohne welches ja nur ‚bloßes empirisches Heruntappen‘ möglich wäre. Die systematische Beobachtung schiene gleichzusetzen der — teleologisierenden — Naturbeschreibung, die — kausal-erklärende — Naturtheorie aber verführe nach dem ‚Leitfaden‘ der kausalen Naturgeschichte. Auch die von Kant vorgeschlagenen Kunstwörter ‚Physiographie‘ (für Naturbeschreibung) und ‚Physiogonie‘ (für Naturgeschichte) sprächen zunächst nicht gegen diese Auffassung.

Eine spätere Betrachtung wird uns zeigen, daß diese Meinung ein Fehlgriff wäre und daß sich diese beiden Begriffspaare nicht zur Deckung bringen lassen (vgl. III, f). Aber schon hier läßt sich einsehen: so sympathisch ein solcher Gesichtswinkel manchem modernen Erkenntnistheoretiker sich präsentieren mag, Kants endgültiger Standpunkt war es jedenfalls nicht. Er hat auf methodologisch-heuristischem Gebiete das kausale Verfahren denn doch nicht als vollwertige und selbständige Ideenform neben dem der Teleologie anerkannt, so ‚modern‘ uns etwa eine solche Auffassung allenfalls berühren könnte. Von einer solchen Parallelbetrachtung will er, letzten Endes wenigstens, nichts wissen. Es gibt für ihn auf dem Gebiete des Organischen nicht zwei adäquate Leitfäden, Kausalität und Teleologie, sondern nur an der Hand der letzten finden wir den Weg zur Ergründung der lebendigen Form. Es gibt keine Doppelbetrachtung, sondern es ist die Kausalität, beziehungsweise der Mechanismus dem Zweckbegriff unterzuordnen. Also nicht Koordination, sondern Subordination! Das scheint die in letzter Linie akzeptierte Lösung zu sein.

Kant hat das mehrfach und mit hinlänglicher Deutlichkeit ausgesprochen. In diesem Sinne redet er von der ‚notwendigen Unterordnung des Prinzips des Mechanismus unter dem teleologischen‘.<sup>151</sup> Der Mechanismus sei aufzufassen ‚gleichsam als Werkzeug einer absichtlich wirken-

<sup>150</sup> Kant, Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie, WW., Bd. 8, p. 161, 162 und 168.

<sup>151</sup> Kant, U., § 80, p. 417.



den Ursache, deren Zwecke die Natur in ihren mechanischen Gesetzen gleichwohl *u n t e r g e o r d n e t* ist<sup>152</sup> usw.

Nur so ist ferner auch sein Gedanke zu verstehen, durch welchen Kant dem methodologisch-heuristischen Sinne seines transzendental gebrauchten Zweckbegriffes eine sehr bedeutende Zuspitzung gibt. An einem und demselben Dinge dürfen nach der Meinung Kants niemals beide Beurteilungsprinzipien gleichzeitig in Aktion treten. Eine lebendige Form, die Struktur eines organischen Wesens, darf *n i c h t g l e i c h z e i t i g* teleologisch und mechanisch-kausal abgeleitet werden: ‚Eine Erklärungsart schließt die andere aus!‘<sup>153</sup> Und das gilt scheinbar sowohl für die Begründung einer biologischen Form als *G a n z e s* genommen, wie auch für die Ableitung physiologischer *T e i l p r o z e s s e*, also beispielsweise sowohl für die Entstehung einer *Made*, die sich Kant im Sinne der alten *generatio aequivoca*, als ‚Produkt‘ der ‚Fäulnis‘ denkt<sup>154</sup> — wie auch etwa für die Entstehung einzelner organischer Gewebe.<sup>155</sup> Immer wird bei der Betrachtung, beziehungsweise Analyse der organischen Erscheinungsreihen nur die Alternative zwischen Teleologie und Mechanismus zugelassen: keine *P a r a l l e l e r k l ä r u n g*, keine *g e s c h l o s s e n e N a t u r k a u s a l i t ä t* oder ähnliches! Immer aber wird auch zum Abschluß, durchaus im Sinne des traditionellen Spiritualismus, das Ganze der Form oder des Prozesses doch wieder in straffer *U n t e r o r d n u n g*, in das finale Schema gezwängt, so daß als methodologisch-heuristischer ‚Leitfaden‘, wie wir ihn vorläufig zu sehen genötigt sind, der Begriff einer panteleologisch-wirksamen, biologischen Organisation übrig bleibt. Gewissermaßen, wenn wir einen bekannten kritizistischen Terminus variieren wollten, der Begriff eines ‚*O r g a n i s c h e n ü b e r h a u p t*‘. Damit ist dann doch die teleologische Auffassung als die in letzter Linie gültige Betrachtungsweise statuiert und dies kausale Verfahren, welches eine Zeitlang mit ihr zu rivalisieren schien — unbeschadet seiner vorläufigen Fruchtbar-

<sup>152</sup> Kant, U., § 81, p. 422.

<sup>153</sup> Kant, U., § 78, p. 412.

<sup>154</sup> Ibid, p. 411.

<sup>155</sup> U., § 66, p. 377.



keit, von der noch zu reden sein wird — mehr oder minder auf das Niveau einer Erkenntnismethode zweiten Ranges herabgedrückt. Die teleologische Maxime, die ‚Heuristik‘ der ‚Zweckhaftigkeit‘ hat die kausale verdrängt, beziehungsweise duldet sie auch im Reiche der transzendentalen Phänomenalität nur unter der Bedingung absoluter Unterwerfung. Es gibt, wenigstens für die Welt der organischen Formen, nicht zwei gleichberechtigte Reiche, sondern nur ein zu Recht bestehendes Reich: das des Zweckes. Das Reich der mechanischen Kausalität aber ist eigentlich ein Scheinreich. Der Grund dafür freilich, warum dieses zweite Reich doch gleichzeitig und in Verbindung mit dem ersten im Rahmen unserer Erfahrung auftritt, läßt sich vom transzendentalen Standpunkt nicht verstehen! Es wird von Kant in die Metaphysik abgeschoben, indem hypothetisch ein ‚übersinnlicher Realgrund‘ als gemeinschaftliches und oberstes Prinzip dafür verantwortlich gemacht wird:<sup>156</sup> Bei der Analyse der metaphysischen Postulate soll diese Seite Kantschen Denkens noch schärfer hervortreten.

Diente der bisherige Gedankengang dem Zwecke, eine *Grenzbereinigung* zwischen der teleologischen und der kausalen Maxime vorzubereiten, so stellt sich jetzt von selbst das Problem nach dem inhaltlichen Wert der teleologisierenden Betrachtung. Schärfer formuliert: es muß jetzt die Frage zur Untersuchung gelangen, welches der Erkenntniszuwachs sei, der sich mit Hilfe des teleologischen ‚Leitfadens‘ erwerben läßt. D. h., es geht jetzt um den *heuristisch-empirischen* Wert dieses Verfahrens, im allerengsten Sinn, der sich mit diesem Ausdruck verbinden läßt.

Kant hat auf diese Frage keine direkte oder doch keine systematisch zusammenfassende Antwort erteilt. Nichtsdestoweniger lassen sich seine Anschauungen bei einiger Sorgfalt ziemlich lückenlos rekonstruieren.

Dreierlei scheint sich der Philosoph für den empirischen Erkenntniserwerb von dem teleologisierenden Verfahren erhofft zu haben.

<sup>156</sup> U., § 70, p. 388; § 78, p. 412; § 82, p. 429 und öfters.



Zuvörderst, ganz allgemein: eine Bereicherung unseres Wissens (auf dem Gebiete der organischen Formen) durch Einbeziehung neuen Materials in unser Forschungsgebiet, das sonst unbeachtet und unverarbeitet bleiben müßte. Der Hintansetzung der teleologischen Maxime entspräche ja ein direkter Ausfall biologischer Tatsachengruppen! — Man darf diese Meinung Kants aus mehreren seiner Äußerungen ableiten, die eine andere Auffassung kaum gestatten. Der Leitfaden der Zweckmäßigkeit erscheint ihm bei organischen Wesen unerläßlich, auch wenn es sich nur darum handelt, ihre Beschaffenheit durch Beobachtung kennen zu lernen<sup>157</sup>. Die Teleologie ist ganz unentbehrlich, selbst um diese Naturformen, nur am Leitfaden der Erfahrung zu studieren<sup>158</sup>. Die teleologische Annahme ist indispensabel, damit . . . der Naturforscher nicht auf reinen Verlust arbeite . . .<sup>159</sup>. Mit einem Worte: Ohne diesen heuristischen Grundsatz erlitte, nach der Meinung Kants, die naturwissenschaftliche Empirie förmliche und veritable Einbußen!

Doch Kant hat seine Anschauungen über den heuristischen Wert dieses Prinzips für die empirische Biologie noch genauer präzisiert.

Geht man aber diesen Gedanken nach, so zeigt sich zweitens, daß er sich speziell von dem Zweckmäßigkeitsmoment eine hellere Beleuchtung der Form und Wirksamkeit der einzelnen organischen Einheiten versprach; ein näheres Kennenlernen ihrer topographischen, strukturellen und funktionellen Eigentümlichkeiten. In diesem Sinne glaubt er darauf hinweisen zu dürfen, daß die Zergliederer der Gewächse und Tiere, um ihre Struktur zu erforschen und die Gründe einsehen zu können, warum und zu welchem Ende solche Teile, warum eine solche Lage und Verbindung der Teile und gerade diese innere Form ihnen gegeben worden, jene Maxime: daß nichts in einem solchen Geschöpf umsonst sei, als

<sup>157</sup> U., § 72, p. 389.

<sup>158</sup> U., § 77, p. 410.

<sup>159</sup> U., § 80, p. 418.



unumgänglich notwendig annehmen...'.<sup>160</sup> Hier läßt also, nach der Meinung des Philosophen, die teleologisierende Betrachtung einen hellen Lichtkegel auf Einzelheiten des tierischen Baues und seiner Betätigungsformen fallen: ihr Verhältnis zueinander, ihre Wirkungssphäre, ihre spezifische Eigenart, all das wird, wie Kant annimmt, mit einem Schlage klar, wenn wir es ins Licht der Teleologie rücken. Oder, mit konkreten Beispielen: eine befriedigende Kenntnis des Baues eines Vogels, seiner eigentümlich hohlen Knochen, der Form und Lage seiner Flügel und seines Steuerschwanzes . . . läßt sich nur an der Hand des teleologischen Leitfadens gewinnen.<sup>161</sup>

Wie man leicht bemerken kann, hat hier die teleologische Maxime eine ganz spezielle Gestalt angenommen. Sie gibt nämlich, als heuristisches Prinzip für die bio-zoologische Forschung, das Lösungswort aus: *„nichts (im organischen Körper) ist umsonst!“* Und scheint sich damit beinahe auf den Boden einer noch heute recht beliebten Populärbiologie und Naturmedizin zu stellen. Aber bei Kant hat dieses verschwommene Wort doch einen wesentlich anderen, tieferen und präziseren Sinn erhalten. Es besagt nicht ein vages Zusammengehen aller Teile, beziehungsweise Vorgänge, innerhalb des einzelnen Organismus zu Nutz und Frommen sämtlicher Teilnehmer, sondern sein Sinn ist ein vorwiegend methodologisch-systematischer. Der Gedanke steht nämlich in unmittelbarem Zusammenhang mit dem bereits näher erörterten Gesetz der Spezifikation (vgl. Seite 58), soferne es die teleologische Struktur unseres Naturdenkens nachweist, und weiterhin mit den — gleichfalls durch dieses Gesetz vermittelten — praktisch-heuristischen Regeln, die Kant gelegentlich als *„Sentenzen der metaphysischen Weisheit“* bezeichnet hat. Wieder ist hier der Kontakt zwischen der *„Kritik der Urteilskraft“* und der *„Kritik der reinen Vernunft“* ein besonders inniger: gerade in einem der schönsten und wichtigsten Kapitel seiner Vernunftkritik hat Kant diesem Gedankengange breiteren Raum gewährt.<sup>162</sup> Der Satz *„nichts ist (in einem Organismus) umsonst“* wäre somit den

<sup>160</sup> U., § 66, p. 376.

<sup>161</sup> U., § 61, p. 360.

<sup>162</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, p. 511 ff.



anderen Sätzen dieser Art anzureihen, deren Kant, mehr taxativ als nominativ, in der Urteilskraft wie in der Vernunftkritik eine Reihe aufzählt, den Sätzen also ,die Natur nimmt den kürzesten Weg (lex parsimoniae)'; ,sie tut . . . keinen Sprung (lex continui in natura)';<sup>163</sup> ,non datur vacuum formarum'.<sup>164</sup> Und er mag unter all diesen heuristischen Erfahrungsregeln vielleicht dem l e t z t g e n a n n t e n Satz am nächsten verwandt sein, da auch dieser sich besonders gegen die d o g m a t i s c h - i s o l i e r e n d e Betrachtung einer einzelnen Erscheinung wendet und—wenn auch mit spezieller Beziehung auf das Artenproblem — das Problem der A n s a t z s t e l l e (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) zum Hauptproblem macht: In ganz ähnlicher Weise scheint Kant hier die Forderung zu erheben, daß jedes Teilgebiet im Tierkörper als einem Ganzen in ein nie abbrechendes oder b l i n d verlaufendes, unablässig zu erweiterndes und umzugestaltendes, organisches Bezugssystem eingegliedert werde, so daß es dem Philosophen bei Aufstellung dieses Satzes wohl weniger um die Konstatierung eines ,cui bono' (im Sinne seines sonstigen Panteleologismus) zu tun gewesen sein mag, als um die neuerliche Betonung dieser zunächst transzendentallogischen, aber immer wieder zur konkreten Heuristik sich verdichtenden Maxime, die im Grund genommen bloß der Tatsache Rechnung trägt, daß auch die biologische Forschung prinzipiell v o n jedem Punkte zu jedem Punkte unternommen werden kann. Das heißt dann beinahe nicht mehr Teleologie treiben, das heißt eher — wie es Kant in der ,Kritik der reinen Vernunft' formuliert hat — der ,Erfahrung oder Beobachtung . . . zur systematischen Einheit den Weg vorzeichnen'.<sup>165</sup> Daß die anatomisch-topographische und die funktionell-physiologische Forschung unter diesem Gesichtswinkel brauchbare Resultate erzielen würde, ist dann gewiß keine unberechtigte Hoffnung.

<sup>163</sup> Kant, U., Einleitung V. — Vgl. auch § 68, p. 383: ,daher spricht man in der Teleologie, so fern sie zur Physik gezogen wird, ganz recht von der Weisheit, Sparsamkeit, der Vorsorge, der Wohltätigkeit der Natur'.

<sup>164</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, p. 511.

<sup>165</sup> Kant, op. cit., p. 518.



Kant versprach sich von seiner teleologischen Betrachtungsweise zweifellos auch noch einen dritten, empirischen Erfolg.

Der Zweckgesichtspunkt ermöglicht uns nämlich auch noch die schärfere Aufhellung der Beziehungen zwischen den organischen Einheiten untereinander auf der einen Seite, zwischen ihnen und ihrer Umgebung auf der andern. Der Erkenntniszuwachs, der sich hiedurch erwarten läßt, erstreckt sich somit zum Teil auf dasjenige Gebiet, welches man heute gewöhnlich als ‚Ökologie‘ bezeichnet. Der teleologische Leitfaden im Sinne Kants führt uns also auch zu erhöhter ökologischer Einsicht. — In diesem Sinne hat der Philosoph z. B. die Hautbeschaffenheit des Negers zum Zentrum teleologisierender Gedankengänge gemacht. Die Organisation der Negerhaut erweist sich danach als durchaus angemessen dem von ihrem Träger bewohnten Boden, beziehungsweise Klima. Im speziellen handelt es sich hier darum, das mit ‚Phlogiston‘ (G. E. Stahl!) überladene Blut zu ‚dephlogistisieren‘. ‚Also war es eine von der Natur sehr weislich getroffene Anstalt, ihre Haut so zu organisieren, daß das Blut, da es durch die Lunge noch lange nicht Phlogiston genug wegschafft, sich durch jene bei weitem stärker als bei uns dephlogistisieren könne. Es mußte also in die Enden der Arterien sehr viel Phlogiston hinschaffen, mithin an diesem Orte, das ist unter der Haut selbst, damit überladen sein und also schwarz durchscheinen.‘<sup>166</sup> — In ähnlicher Weise ist die Rothaut in Amerika deshalb so beschaffen, weil dort die Atmosphäre ständig mit ‚fixer Luft‘ überladen ist, ‚für deren Wegschaffung . . . die Natur zum voraus in der Organisation der Haut gesorgt haben mag‘.<sup>167</sup> — Auch der Dimorphismus der Geschlechter, den Kant gelegentlich<sup>168</sup> streift, dürfte unter diese Erfahrungsgebiete zu zählen sein, welche durch die teleologisierende Betrachtungsweise neues Licht empfangen. Stets bringt, nach der Meinung des Philosophen, die zwecktheoretische Über-

<sup>166</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 103. — Vgl. auch ibid., p. 93; ferner Kant, Über den Gebrauch etc., p. 169 f.

<sup>167</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 104.

<sup>168</sup> Kant, U., § 82, p. 425.



legung Gebiete einander näher oder doch in Beziehungen zu einander, die früher isoliert und ohne Beziehung waren! Und das ist ja wohl genug, um, im Sinne Kants, den heuristischen Wert des teleologischen Leitfadens als gesichert zu erachten.

— — Dies ist die Form, die der Zweckbegriff, dieser Grundpfeiler in Kants Philosophie des Organischen, unter den sorgfältig bearbeitenden Händen des Philosophen gewinnt: durch allerlei Scheingestalten entwickelt er sich zur inneren Zweckmäßigkeit im Sinne der Panteleologie; und von hier, mit hartem Griff innerhalb der Grenzen seines transzendentalen Gebrauchs festgehalten, auf dem Umwege über den ‚teleologischen Agnostizismus‘ zum ‚Leitfaden‘, zur ‚heuristischen Maxime‘. Eine lange Wandlung, die uns nicht nur wertvollsten Einblick in den Denktypus des Philosophen gewährt, sondern auch, willkürlich oder unwillkürlich, an verschiedenen Stellen den Denktypus seiner Mitzeit enthüllt. — Beides läßt sich zum zweiten Male erleben, wenn wir jetzt daran gehen, das biologische Weltbild zu rekonstruieren, das diesen erkenntnistheoretischen und methodologischen Gedanken aufgesetzt ist.

### **III. Das biologische Weltbild Kants.**

#### **a) Hauptzüge des biologischen Weltbildes zur Zeit Kants.**

Die nächste Aufgabe dieser Untersuchung wäre eigentlich bereits die genauere Darstellung von Kants empirisch-biologischem Weltbild, das auf den eben geschilderten philosophischen Fundamenten aufgebaut ist. Allein bevor dies geschieht, muß noch rasch der Versuch gemacht werden, die Hauptzüge jenes Weltbildes zu skizzieren, welches in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — zur Zeit, da Kants Denken auszureifen beginnt — im Gehirne der führenden Biologen und biologisierenden Metaphysiker sich festgesetzt hatte. Dieser Umweg ist nötig. Denn auch der Schöpfer der kritischen Philosophie hat die Elemente seines biologischen Weltbildes, denen er aus Eigenem kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen versucht, naturgemäß jener biologischen Empirie, beziehungsweise bio-



logischen Spekulation entlehnt, die gerade im Jahrhundert der Aufklärung eifrig am Werke war. Ihr Denken überlagert in gewissem Sinne sein Denken. Aber die nähere Analyse scheint doch auch zu lehren, daß diese Anleihe bei der zeitgenössischen Biologie das Prisma einer starken Denkpersönlichkeit zu passieren hatte: sein Denken modifiziert mehrfach ihr Denken!

— — Das biologische Denken des 18. Jahrhunderts läßt sich vielleicht am kürzesten charakterisieren, wenn man es um einige fundamentale Probleme zu gruppieren sucht.

Zweifellos ist ein guter Teil der biologischen Forschung und Theorie jener Tage deskriptiv-morphologisch eingestellt. Man beginnt mit der systematischen Sammlung von Beschreibungen des Baues und Verhaltens der organischen Formen, um von hier allmählich zum Problem der Art, der Rasse, der Ontogenese hinabzusteigen. Diese Methode biologischen Forschens hat wohl ganz besonders in Frankreich geblüht. Die Anlage zoologischer Sammlungen, botanischer Gärten hat dort mächtig fördernd gewirkt. Die Gestalten eines Buffon, eines Daubenton sind ohne diesen Rahmen kaum zu denken. Ersterer hat die damalige Situation auf dem biologischen Arbeitsfelde nicht übel charakterisiert, wenn er davon spricht, *„lorsqu'après bien de peine on a mis dans un même lieu les modèles de tout ce qui se trouve répandu avec profusion sur la terre, et qu'on jette pour la première fois les yeux sur ce magasin rempli de choses diverses“*.<sup>169</sup> — Man bekam eben damals das biologische Material erst so recht in die Hand!

So kommt und wächst allmählich auch der Einblick in die Bedeutung des anatomischen Studiums für die Lehre von den Lebensvorgängen. Haller macht von den aus der Anatomie gewonnenen Kenntnissen das Eindringen in das Gebiet der physiologischen Wissenschaft direkt abhängig: *„ . . . (ut) vix quidquam nos in physiologicis scire persuadear, nisi quae per anatomicos didicimus.“* Und er fordert ungestüm die anatomische Vorschule: *„dissecanda ergo animalia“*, ja sogar die Vivisektion *„viva incidisse necesse*

<sup>169</sup> Buffon, Histoire naturelle, générale et particulière . . . A Paris 1749—1788, tome I, p. 5.



est'.<sup>170</sup> John Hunter hat sich diesem Postulat von seinem chirurgischen Standpunkt aus angeschlossen. So vermag sich eine vergleichende Anatomie herauszubilden, die in ihren ersten Anfängen allerdings schon auf Aristoteles zurückreicht. Aber zu dieser Zeit gewinnt sie rasch exakt-systematischen Betrieb. Führend ist hier der Holländer Pieter Camper, der die Anatomie des Elefanten, der Wale, des Orangs abhandelt. (Freilich stammt die erste Monographie über letztere Tierspezies schon aus dem Ende des 17. Jahrhunderts: Tysons ‚Orang Utang sive homo silvestris‘, 1699.) Er entdeckt auch die halbkreisförmigen Kanäle im Ohre der Fische, den pneumatischen Charakter der Vogelknochen. Neben ihm steht Vicq d'Azyr, der gleichzeitig mit Goethe (1784) das menschliche Zwischenkiefer findet und in der vergleichenden Muskellehre Unvergängliches geleistet hat; Alexander Monro, der das erste Handbuch der vergleichenden Anatomie schrieb; P. S. Pallas. Des letzteren Interesse gilt bereits zum Teil neuen Möglichkeiten der Systematik: er zertrümmert die Linnésche Tierklasse der ‚vermes‘ durch Neueinteilung; er arbeitet selbst einen ‚Elenchus zoophytorum‘ aus (1786) und betritt damit ein im 18. Jahrhundert viel diskutiertes Gebiet, das die Klassifikationsfrage besonders mächtig anschwellen läßt und die Problematik der Linnéschen Aufstellungen mit einem Male in das allergrellste Licht taucht. Hin und her wogt da der Streit um die Abgrenzung der beiden oberen ‚Naturreiche‘. Allmählich, nach manchen Irrungen und Wirrungen, wird freilich eine neue Grenzlinie sichtbar: hatte noch der einflußreiche Botaniker John Ray die Korallen dem Pflanzenreiche zugerechnet, so gelang dem Franzosen Peysonel der Nachweis, daß die Polypenstöcke keine blühenden Pflanzen seien.<sup>171</sup> Und in demselben Sinne äußert sich auch Pallas.

Aber man ginge fehl, wollte man aus dieser Tendenz der Grenzberichtigung bestimmte Schädlichkeiten für die empi-

<sup>170</sup> A. v. Haller, *Elementa physiologiae corporis humani*, Lausanne 1757, tomus I, praefatio, p. II f.

<sup>171</sup> Vgl. Friedrich Dannemann, *Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange*, Bd. 3, Leipzig 1911, p. 99 ff.



rische Forschung ableiten. Nichts von dem! Eben dieser Streit, diese methodologische Unsicherheit hat die biologische Empirie mehrfach befruchtet. Trembley z. B. ist zu seinen bahnbrechenden Untersuchungen über den Süßwasserpolyphen gerade durch solche Klassifikationsschwierigkeiten geführt worden: „J'ignorais alors“ — so umschreibt er seine damalige Denksituation — „la manière dont les Polypes se multiplient et je pensai que peut-être elle pourrait me fournir le caractère distinctif que je cherchois, celui qui me mettroit en état de juger s'ils étaient des Animaux ou des Plantes.“<sup>172</sup> Solche Forschungen rühren bereits an die tiefsten methodologischen Fragen.

Anregungen ähnlicher Art hat die damalige Naturwissenschaft zweifellos auch gewissen, direkt als erkenntnistheoretisch anzusprechenden Gedankengängen entnommen. Der wichtigste unter diesen ist die oft ausgedrückte Überzeugung, daß alle Naturgegenstände, ganz speziell aber die Formen im Reiche der „lebenden“ Natur, durch zahllose dicht zusammengerückte Zwischenformen sich ineinander überführen lassen: Dieser gewöhnlich als „lex continui in natura“ bezeichnete Satz, demzufolge „natura non facit saltus“, wurde bereits von Leibniz formuliert, ja er ist eines der Leitmotive seiner monadologischen Naturphilosophie: „Rien ne se fait d'un coup, c'est une des grandes maximes et des plus vérifiées que la nature ne fait jamais des sauts: ce que j'appellois la Loy de la Continuité.“<sup>173</sup> (Wir werden bald hören, daß Kant sich mit der Maxime eingehend auseinandersetzt.) Diese höchst bedeutsame These nun, welche fast zu gleichen Teilen ersprißliche und üble Wirkung auslösen sollte — hier eine starre Präformationslehre stützend, dort die Deszendenztheorie vorbereitend — fand etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch bei den biologischen Empirikern ein

<sup>172</sup> A. Trembley, Mémoires pour servir à l'histoire d'un genre de Polypes d'eau douce à bras en forme de cornes. A. Leide 1744, p. 229 ff. — Mit Versuchen über die Polypen hatte sich in Deutschland unter anderen auch G. Ch. Lichtenberg beschäftigt; vgl. seine Vermischten Schriften, Wien 1844, Bd. 6, p. 133 ff.

<sup>173</sup> Leibniz, Nouveaux essais sur l'entendement humain, zitiert nach Ausgabe von B. J. Gerhardt, Bd. 5, p. 49.



kräftiges Echo. „ . . . la nature“, so verkündet B u f f o n programmatisch, „marche par des gradations inconues“ . . . „elle passe d’une espèce à une autre espèce, et souvent d’un genre à un autre genre, par des nuances imperceptibles.“<sup>174</sup> Oder an anderer Stelle: „ . . . l’ordre des productions de la nature se suit uniformément et se fait par degrés et par nuances“.<sup>175</sup> Eine führende Rolle spielt dieser Gedanke auch in den Ideengängen B o n n e t s, der nicht bloß spekulativer Naturphilosoph, sondern auch ein namhafter Entomologe war. „La nature ne va point par sauts“, heißt es bei ihm. „Il est une gradation entre les êtres“<sup>176</sup> ist förmlich das Rückgrat seines Denkens und Forschens. Und in ganz ähnlichen Worten drückt der englische Mikroskopiker N e e d h a m dieselbe Ansicht aus, um hier nur noch den einen Namen zu nennen.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß sich von diesen Anschauungen her leicht ein Weg zur Behandlung des A r t- und R a s s e n p r o b l e m s und damit zur Entwicklungslehre finden ließ.

Freilich reichen auch die Anfänge dieser Gedankenfäden beträchtlich weiter zurück!

Und gerade die stark auf die Deskription eingestellten Forscher haben den Evolutionsgedanken schon verhältnismäßig früh erwogen.

So behauptet der dem 17. Jahrhundert angehörende Botaniker John R a y zunächst wohl die Konstanz der Arten: „speciem suam perpetuo conservant“. Aber er schränkt doch deren Bedeutung rasch wieder ein: „Semina etiam nonnulla degenerare . . . adeoque dari in plantis transmutationem specierum experimenta evincunt.“<sup>177</sup> Und ganz ähnlich verhält sich der beschreibende L i n n é: Wohl behauptet er dogmatisch, es gäbe nur so viele Arten, wie Gott „am Anfang“ erschaffen habe. Aber alle Pflanzen bieten doch nach beiden Seiten „affinitates“ dar, wie ein „Territorium“ auf der Land-

<sup>174</sup> B u f f o n, Histoire naturelle, tome I, p. 13.

<sup>175</sup> Op. cit., tome II, p. 302.

<sup>176</sup> Charles B o n n e t, Considérations sur les corps organisés, Œuvres, Neuchâtel 1779, tome III, p. 4.

<sup>177</sup> Vgl. J. V. C a r u s, Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charles Darwin, München 1872, p. 435.



karte.<sup>178</sup> Ja, der hilfsbegriffliche Charakter seiner starren Typen voraussetzenden Klassifikation scheint von ihm ganz durchblickt worden zu sein, wenn er sagt: „Das Werk der Natur ist immer die Art; das der Kultur öfters die Varietät; das der Natur und Kultur die Klasse und Ordnung“,<sup>179</sup> ein Zitat, an das eine Bemerkung Kants unverkennbar anklingt.<sup>180</sup>

Der Weg zum evolutionistischen Denken — das Wort ‚Evolutionismus‘ freilich nicht ganz im heutigen, sondern im präformationistisch eingeengten Sinne gefaßt — war also weder empirisch, noch erkenntnistheoretisch versperrt. Ja, beide Tendenzen treten mehrfach vereinigt auf, unterstützen sich gegenseitig. So hatte bereits Leibniz die konkrete Möglichkeit angedeutet, daß irgendeinmal an einem Punkte des Universums die Arten der Tiere dem Wechsel mehr oder weniger unterworfen seien, als man bisher beobachtet habe: so daß, wie er meint, Löwe, Tiger, Luchs recht wohl von einer Rasse sein könnten.<sup>181</sup> — Im 18. Jahrhundert nahm das hiermit gekennzeichnete Artproblem bereits eine schärfer umrissene, freilich stark schematisch eingestellte Form an. Und zwar versuchte man, entsprechend den eben charakterisierten Voraussetzungen, den Gedanken zu konzipieren, daß die Welt der organisierten Wesen eine ununterbrochen verlaufende, lineare Einheit darstelle. Diesen Sinn haben dann die Wendungen von der ‚scala naturae‘, von den ‚échelles des êtres vivantes‘, wie sie unaufhörlich von den empirisch oder spekulativ tätigen Köpfen dieser Periode gebracht und erläutert wurden, wie sie im Zentrum der Begriffswelt eines Bonnet, Needham,<sup>182</sup> Maupertuis<sup>183</sup> usw. stehen. Aber bald schien hier eine bedeut-

<sup>178</sup> Op. cit., p. 500 ff.

<sup>179</sup> Zitiert nach Em. Rádl, Geschichte der biologischen Theorien seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, Teil I, Leipzig 1905, p. 137.

<sup>180</sup> Kant, Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie, WW., VIII, p. 163.

<sup>181</sup> Vgl. Rádl, op. cit., p. 71 f.

<sup>182</sup> Vgl. T. Needham, Nouvelles découvertes faites avec le microscope, A Leide 1747 (französische Übersetzung), p. 1, 4.

<sup>183</sup> Vgl. Maupertuis, Système de la nature, in „Œuvres“, tome II, passim.



same Korrektur nötig zu sein: der linear fortschreitende Charakter der biologischen Einheit schien einer Erstreckung ins Flächenhafte weichen zu müssen. An Stelle der einreihigen Anordnung trat eine Darstellung im Sinne eines sich verzweigenden Baumes! Diese Verbesserung, welche noch heute ihre Bedeutung nicht ganz eingebüßt hat, ist bereits von Pallas vollzogen worden.<sup>184</sup> Insoferne hat ja das 18. Jahrhundert der erst im 19. Jahrhundert fester begründeten Deszendenzlehre bereits kräftig vorgearbeitet. Ja, einzelne geschickte Experimente auf dem Gebiete der Bastardierungslehre legten den Gedanken einer universellen Deszendenz besonders nahe: so gab der Botaniker K ö l r e u t e r einer seiner Schriften den bezeichnenden Titel: „Gänzlich vollbrachte Verwandlung einer natürlichen Pflanzengattung in die andere.“<sup>185</sup>

Es läßt sich verstehen, daß solche evolutionistische Betrachtungen und Forschungen auch den R a s s e n b e g r i f f ganz speziell hervorziehen mußten. Und zwar wendete man sich ihm damals vorzugsweise von einer Seite her zu, die heute keineswegs mehr den bevorzugten Ausgangspunkt für dessen biologische Analyse bildet: von der a n t h r o p o l o g i s c h e n Seite her nämlich. Das 18. Jahrhundert hat also auch der menschlichen Rassenforschung die Wege gewiesen. Nicht mit Unrecht erklärt ein moderner Biologe diese Tatsache durch Hinweis, einerseits auf die französische Aufklärungsphilosophie mit ihrer starken anthropologistischen Grundtendenz, anderseits auf die damals immer häufiger von zahlreichen Gelehrten (Cook, Georg Forster, Lapérouse, Pallas und anderen) in außereuropäische Länder unternommenen Forschungsreisen.<sup>186</sup> Das vergleichende Material mußte so immer rascher anwachsen, die Lehre von den menschlichen Typen immer stärkerem Interesse begegnen.

<sup>184</sup> Vgl. R á d l, op. cit., p. 178.

<sup>185</sup> K ö l r e u t e r „zwang“ die Gattung *Nicotiana rustica* durch fortgesetzte Hybridisierung, die Eigentümlichkeiten von *Nicotiana paniculata* anzunehmen.

<sup>186</sup> Vgl. Franz Boas, The history of anthropology (in: Congress of arts and sciences, universal exposition, St. Louis, vol. V, p. 469 f.).



Die prominenteste Stellung unter diesen ersten Rassenforschern nimmt wohl Blumenbach ein, der (1775) mit starker Umbildung Linnéscher Gedanken die bekannte Lehre von den fünf Menschenrassen begründete. Ohne dogmatisch eine strenge Trennung dieser feststellbaren Typen zu fordern, vereinigte er dermatologische und kraniologische Merkmale zur Abgrenzung der anthropologischen Form. Interessant ist, daß Blumenbach in seiner allgemein-zoologischen Theorie die Rasse als ‚Abweichung von der ursprünglich spezifischen Gestaltung‘ definiert, dann aber doch wieder mit aller Unbefangenheit von einer ‚gemeinschaftlichen Stammrasse‘ der Menschen spricht.<sup>187</sup> Ganz deutlich hat die hier zugrunde liegende präformationistische Anschauung — von der noch genauer zu reden sein wird — desorientierend gewirkt. Ein leiser Anhauch von Pathologie und Wertminderung, der von dem ‚Degenerationsbegriff‘ manches Modernen so scharf herweht, schwebt auch schon über dieser Konzeption Blumenbachs. — Erwuchs der für die Rassenforschung so bedeutsamen Kraniologie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Arbeiten eines Daubenton, der die Lage des Hinterhauptloches vergleichend-anatomisch verwendete, eines Camper, der den nach ihm benannten Gesichtswinkel maß, eines Sömmerring, Pallas usw., die wertvollste Förderung,<sup>188</sup> so wird gelegentlich auch von einzelnen Systematikern der Versuch gemacht, die Schwankungen der Rassenform im Rahmen allgemein-biologischer Theorie zu erklären oder wenigstens zu deuten. Ein Beispiel sei Maupertuis, der in seinen ‚variétés dans l'espèce humaine‘ eine direkte und vererbare Abänderung dieser Form durch äußere Reize — Fuß der Chinesinnen! — behauptet, daneben auch (modern gesprochen) einen selektiven Faktor anerkennt (die Grenadiere Friedrich Wilhelms!).<sup>189</sup> Wenn er hingegen die Änderung der Hautfarbe bei der Vermischung von Angehörigen der weißen und schwarzen Rasse

<sup>187</sup> Joh. Fr. Blumenbach, Handbuch der Naturgeschichte, 6. Aufl., 1799, p. 23 und 61 f.

<sup>188</sup> Vgl. Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Wien 1909, Bd. 1, p. 22 ff.

<sup>189</sup> Maupertuis, Œuvres, tome II, p. 97 ff.



dadurch erklären will, daß beispielsweise von den ineinandergeschachtelten Eiern die weiße Sorte ‚ausgegangen‘ sei, so steht er mit diesem Erklärungsversuch, freilich gegen seine sonstige Gewohnheit, ganz auf dem Boden einer Theorie, die — wie wir heute sagen würden — ontogenetische Spekulation zum Ziele hatte.

Die Frage nach der Entstehung des individuellen Organismus, die morphologisch-ontogenetische Frage also, schied in jener Zeit die um die Biologie bemühten Forscher und Denker in zwei sich heftig befehdende Lager. Die Anhänger der älteren Ansicht, welche mindestens auf Leibniz<sup>1</sup> und Harvey zurückführbar ist und im Grunde noch in Cuvier ihren letzten und temperamentvollsten Vertreter hat, behaupteten das Vorhandensein eines bereits alle spezifischen Einzelheiten aufweisenden, wenn auch noch in winzigen Dimensionen gehaltenen Totalorganismus im individuellen Keime. Nach dieser, von ihr bereits als vorgebildet angenommenen organischen Form heißt diese Lehre *P r ä f o r m a t i o n*, ‚*praedelineatio*‘. Und weil ‚retrospektiv, diese beliebig oft wiederholt gedachte Sachlage auf eine Unmöglichkeit entoorganischen Neuentstehens hinausläuft, mithin der erzeugte Organismus im erzeugenden allemal bereits (wenn auch in verkleinerter Ausgabe) enthalten gedacht werden muß, so heißt diese Lehre auch ‚*E i n s c h a c h t e l u n g s t h e o r i e*‘, ‚*théorie de l'emboîtement*‘, oder ‚*E v o l u t i o n s l e h r e*‘ im engsten Sinne, d. h. ‚*A u s w i c k e l u n g s l e h r e*‘.<sup>190</sup> Die zuletzt angeführten Bezeichnungen sind also *s e k u n d ä r*!

In diesem Sinne behauptet bereits Leibniz: ‚. . . que l'animal et toute autre substance organisée ne commence point, lorsque nous le croyons, et que la génération apparente n'est qu'un développement et une espèce d'augmentation‘.<sup>191</sup>

<sup>190</sup> Über die Anhänger der Präformationslehre und die älteren Generationstheoretiker überhaupt liest man mit Vorteil den II. Abschnitt aus der Einleitung von C. Fr. Wolffs *Theoria generationis*, Editio nova, Halae ad Salam, 1774, p. XXXVIII ff. Ferner den II. Abschnitt von Blumenbachs Abhandlung ‚Über den Bildungstrieb‘, Göttingen 1791.

<sup>191</sup> Leibniz, *Système nouveau de la nature et de la communication des substances*, zit. Ausg., Bd. 4, p. 470.



— Leibniz, der unter dem Eindruck der Entdeckung der Spermatozoen durch Leeuwenhooks Schüler v a n H a m m e n stand (1776), war geneigt, den kompletten Organismus bereits im väterlichen Kern vorhanden zu denken: er war ‚A n i m a l k u l i s t‘, wie neben ihm Boerhave, Andry, Dalenpatius und andere mehr.

Später, im 18. Jahrhundert namentlich, als die parthenogenetischen Erscheinungen entdeckt wurden, überwog die Meinung, daß nur der weibliche Keim jenen Miniaturorganismus in sich enthalte. Diese Ansicht verteidigte bereits M a l p i g h i auf Grund von Untersuchungen über die Entstehung des Hühnchens im Ei. Die gleiche Lehre verfocht H a r t s o e k e r, Vallisnieri, ganz besonders nachdrücklich H a l l e r und Charles B o n n e t. Auf alle diese Männer paßt die Bezeichnung ‚O v u l i s t e n‘. Ihre Schulmeinung ist enthalten in den Worten Bonnets: ‚Il faut admettre que le germe contient actuellement en raccourci toutes les parties essentielles à la plante ou à l’animal qu’il représente‘, wenn man dazu die folgenden Sätze nimmt: ‚Le jaune est donc une partie essentielle du poulet; mais le jaune existe dans l’œuf qui n’a point été fécondé; le poulet existe donc dans l’œuf avant la fécondation.‘<sup>192</sup>

Es ist ohneweiteres klar, daß diese Anschauung bald auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen mußte. Fanden methodologisch veranlagte Köpfe im Gedanken der Präformation die ‚lex parsimoniae naturae‘ verletzt, so hoben auf der anderen Seite Empiriker die Unmöglichkeit hervor, sich den angeblich vorhandenen Organismus wirklich vor Augen zu führen, die Unmöglichkeit auch, biologische Phänomene, wie die Bildung der Bastarde und monstra, auf Basis dieser Theorie zu erklären.

So gelangte allmählich eine entgegengesetzte Anschauung zu Wort, die ihren klassischen Vertreter in Caspar Friedrich Wolff hat (Theoria generationis 1759; Abhandlung über die Bildung des Darmkanals der Tiere 1768), eine tatsächliche N e u b i l d u n g des jungen Organismus im elterlichen

<sup>192</sup> B o n n e t, Considérations sur les corps organisés, zit. Ausg., tome III, p. 15 und 99.



annahm, und sich selbst den Namen der ‚*Epigenesis*‘, also der sukzessiven Entstehung, beilegte. Wolff selbst glaubte die ersten Anfänge des neuen Organismus in gewissen ‚globuli‘ finden zu dürfen. Die Präformationslehre fertigt er sehr scharf ab: ‚*Quis autem diceret, se non potuisse corpus videre propter exiguitatem, cuius tamen particulae constituentes propter exiguitatem ipsum fugere nescirent?*‘<sup>193</sup> Durch die mächtige Gegnerschaft *Hallers* zunächst zurückgedrängt, fand die epigenetische Theorie doch einen überzeugten Anhänger an dem einflußreichen *Blumenbach*, der die ‚*non-existentia germinis ullius praeformati*‘<sup>194</sup> für gewiß hält. Man darf vermuten, daß er für Kant die empirische Autorität abgab, um die Epigenesislehre, unbeschadet noch anderer Gründe, zu akzeptieren. Daß die exakte Widerlegung der alten Präformationslehre eigentlich erst durch K. E. von *Baers* berühmte Untersuchungen (1828—1837) zum Abschluß kam, die übrigens wie die Forschungen *Malpighis*, *Hallers*, *Wolffs* und *Panders* auch dem Hühnerembryo galten, sei hier nur nebenbei angefügt.

Neben diesen Forschungen und Spekulationen, die annähernd als deskriptiv-morphologisch bezeichnet werden können, breiten sich im 18. Jahrhundert — nicht völlig abtrennbar, aber doch leidlich abgrenzbar — andere aus, die man als physiologisch bezeichnen mag. Und seltsam genug schiebt sich da oft eine dicke Schichte von Spekulation über das empirische Fundament.

Unter diesem Gesichtswinkel stand damals ein Phänomen im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Interesses, weil es zunächst geeignet schien, dem Begriff des Organischen überhaupt höchst bedeutsame, wenn nicht entscheidende Merkmale zuzuführen: es war das Phänomen der *Regeneration*. Die biologische Literatur jener Tage spiegelt überall die gewaltige Überraschung wieder, die damals angesichts dieser neuen Tatsachengruppe weite Kreise ergriff. Nicht oft war der psychische Widerhall so stark.

<sup>193</sup> C. Fr. Wolff, op. cit., p. 94.

<sup>194</sup> *Blumenbach*, *Institutiones physiologicae*, Göttingen 1787, p. 466.



Freilich reichten auch die Anfänge dieser Erkenntnis weit zurück. — Von gewissen regenerativen Vorgängen hatte schon Aristoteles gewußt. Und der Holländer M. Hartsöcker (1656 — 1725) hatte die Regeneration des abgebrochenen Krebsbeines beschrieben und mit Hinweis auf eine plastische Seele zu erklären versucht. Als aber der Genfer Abraham Trembley im Jahre 1744 sein Polypenbuch veröffentlichte, war das Aufsehen doch allgemein. Sind auch seine Experimente nicht in jeder Hinsicht unantastbar, so bestehen sie doch, der Hauptsache nach, noch heute zu Recht, und zeigten jedenfalls damals die organische Substanz von einer ziemlich neuen Seite: man hätte nie vermutet, daß jedes kleine Stückchen des zerschnittenen Süßwasserpolyphen wieder zu einem vollständigen Tier auswachsen könne! Trembleys Forschungen wurden von anderen Gelehrten aufgenommen, überprüft, erweitert: Auch Baker schrieb ein Buch über den Polypen und studierte die Regeneration der Seesterne; Bonnet wies auf ähnliche Vorgänge beim Regenwurm und den Myriapoden, Blumenbach bei Waldschnecke und Wassermolch hin; der Abbé Spallanzani zog aus diesen und ähnlichen eigenen Versuchen die Summe und meinte so wiederum zu dem *continuum naturae*, zur ‚*natura graduata*‘ zu gelangen, wobei ihm noch die Resurrektion gewisser scheintoter Infusorien als wertvolles Argument dienen mußte:<sup>195</sup> sie sollte beweisen, daß eine ununterbrochene Kette in der Natur das Leben und den Tod verbinde! Aber auch abgesehen von dieser letzten Konsequenz im Geiste Spallanzanis hatte das Regenerationsproblem der organischen Naturphilosophie drei bedeutsame Anregungen vermittelt: Erstlich einen Hinweis darauf, wie wesentlich für alle gesunde Naturforschung die Bedingung unbeirrter empirischer Sachlichkeit sei. ‚*La nature*‘, sagt der Entdecker der Regenerationserscheinungen selbst, ‚*doit être expliquée par la nature, et non par nos propres idées.*‘<sup>196</sup> Dem naiven Anthropologismus wird hier das Urteil gesprochen! Zweitens

<sup>195</sup> Vgl. Spallanzani, *Opuscoli di fisica animale e vegetabile*, In Modena 1776, vol. II, p. 239 ff. und 247 ff.

<sup>196</sup> Trembley, op. cit., p. 312.



scheinen tiefgreifende, teleologische Betrachtungen durch diese Erscheinungen rege geworden zu sein, Betrachtungen, die ja bis in die Gedankengänge Kants hineinreichen: gerade das innige Verhältnis des ‚Ganzen‘ zum ‚Teil‘ scheint ja zunächst nicht schlagender bewiesen werden zu können, als gerade durch Aufzeigung dieser Fälle, bei denen der ‚Teil‘ wider alles Erwarten das ‚Ganze‘ neuerlich aus sich hervorgehen läßt! — Drittens aber war man jedenfalls eine Zeitlang dem Gedanken nahe, in diesem neu aufgedeckten, seltsamen Phänomen das Spezialphänomen des Lebens par excellence, das biologische Grundphänomen, ja das biologische Urphänomen zu erblicken. Scheint auch dieser Gedankengang nicht sehr weit fortgesponnen worden zu sein, so ist er doch vielfach deutlich zu gewahren und steht im engsten, verwandtschaftlichen Verhältnis zu ähnlichen Ideengängen, die alle diesem einen Problem galten.

Es ist von hohem kulturpsychologischen Interesse, daß die Forschungen und Spekulationen über das biologische Urphänomen, wie es eben genannt wurde, hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, von den Ärzten der damaligen Zeit gepflegt wurden. Das ist vielleicht so zu erklären, daß man in naivem Vertrauen auf die rasche naturwissenschaftliche Bemeisterung einer der kompliziertesten Naturerscheinungen Verlangen und Hoffnung trug, die knappste Formel für sie gerade in die Hand der Heilbeflissenen zu legen: wer ‚Leben‘ konservieren sollte, mußte ja doch zunächst wissen, was ‚Leben‘ ist!

— — Eine größere Gruppe von Lösungsversuchen dieser Frage knüpft sich an den Namen Albrecht von Hallers.

Haller hatte in einer berühmt gewordenen Abhandlung die organischen Gewebe in solche geschieden, die er als ‚reizbar‘ bezeichnet, und in solche, die er ‚empfindlich‘ nannte. Die ‚Reizbarkeit‘ sprach er den Muskeln zu, die nervöser Vermittlung seiner Meinung nach nicht oder wenigstens nicht überall bedürfen. Und er zog hieraus einen Schluß von ziemlich weittragender Bedeutung: ‚Was hindert es also‘, so schrieb er, ‚daß man die Reizbarkeit nicht vor diejenige Eigenschaft des tierischen Leimes (= Gluten) in der Muskelfaser halten sollte, vermöge welcher sich dieser Leim . . . zusammenziehet;



und vor welche keine weitere Ursache anzunehmen nöthig ist, ebenso wie man vor die anziehende oder vor die Schwerkraft keine wahrscheinliche Ursache der Materie angeben kann.<sup>197</sup> — Es dauerte nicht lange, und in der Hand anderer Forscher wurde das hiemit fixierte Grundphänomen des Muskellebens zum U r p h ä n o m e n des Lebens überhaupt: „È più che probabile“, meint Spallanzani, „che il principio di vita sia radicato nell’irritabilità di loro muscoli.“<sup>198</sup> — Im Schatten dieser Hallerschen Ansichten stehen William Cullen und John Brown, welche die Reizbarkeitslehre als Grundstein ihres Systems der Pathologie zu verwenden strebten.<sup>199</sup> Cullen wie Brown — Lehrer wie Schüler — suchten den Zentralprozeß des Lebens als bloßen E r r e g u n g s p r o z e ß zu bestimmen, welcher infolge der Wirkung der — durchaus qualitätslos gedachten — Reize auf das Nervensystem zustandekommt. Auch alle Krankheitsbilder sind nur der Ausdruck für ein ‚Zuviel‘ oder ‚Zuwenig‘ zugeführter Reize. So erklärt Cullen ganz ausdrücklich, die Nervenkraft könne ‚als der U r t r i e b in der tierischen Haushaltung angesehen werden‘.<sup>200</sup> Und noch energischer lehrt uns Brown: „... so rühren auch die sämtlichen Erscheinungen des Lebens, jeder Zustand oder Grad der Gesundheit und Krankheit, von Reiz und von keiner anderen Ursache her.“ Es ‚hängt alles Leben vom Reiz ab‘. Es beherrscht ‚die Erregung, auf solche Weise das gesamte Leben usw.‘.<sup>201</sup>

War bei der eben gekennzeichneten ärztlichen Spekulation hauptsächlich der physiologische Gesichtspunkt maß-

<sup>197</sup> Abhandlung des Herrn von Haller von den empfindlichen und reizbaren Teilen des menschlichen Leibes. Verdeutsch und geprüft von Karl Christian Krause. Leipzig 1756, p. 36. — An diesen Forschungen über die Reizbarkeit war auch Hallers Schüler Zinn beteiligt.

<sup>198</sup> Spallanzani, op. cit., p. 242.

<sup>199</sup> Vgl. August Hirsch, Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland, München 1893, p. 240 ff. und 384 ff.

<sup>200</sup> Williams Cullen, Abhandlung über die Materia medica . . . , übersetzt von Samuel Hahnemann, Leipzig 1790, Bd. 1, p. 91.

<sup>201</sup> John Brown, Anfangsgründe der Medizin. Deutsch in den ‚Gesammelten Werken‘, herausgegeben von Andreas Röschlaub, Frankfurt a. M. 1806, Bd. 1, p. 14, p. 27, p. 51.



gebend, so kleidet sich bei B u f f o n das Problem des biologischen Urphänomens eher in das Gewand der m o r p h o l o g i s c h e n Fragestellung. Buffons biologischer Zentralbegriff ist der Begriff der inneren Form, des ‚moule intérieur‘: ‚Le corps d'un animal est une espèce de moulage intérieur, dans lequel la matière qui sert à son accroissement, se modèle et s'assimile au total.‘<sup>202</sup> Im übrigen mutet seine Theorie der organischen Form wie eine etwas ungeschlachte Vorläuferin von Charles Darwins Pangenestheorie an: die organischen Partikelchen werden von überall her dem ‚moule intérieur‘ zugesendet. Das ist für Buffon der Grund, warum sich jedes Lebewesen in seiner typischen Gestalt erhält.

Selbstverständlich bedeuten auch alle spiritualistischen Systeme in gewissem Sinne Versuche, des biologischen Urphänomens Herr zu werden. Aber die Zahl dieser Systeme ist in jener Zeit noch so groß, sie sind so eigenartig verschwommen oder zerfasert, daß ihre Charakteristik hier nicht wohl gegeben werden kann. Doch mag im Vorübergehen an die spiritualistische Lebensauffassung John Hunters erinnert werden, welcher gewissermaßen ihre integrierende Wirkung der im organischen Körper hausenden Seele in seiner Weise hervorzuheben sucht: ‚An animal substance, when joined with the living principle, cannot undergo any change in its properties but as an animal; this principle always acting and preserving the substance possessed of it from dissolution, and from being changed according to the natural changes which other substances undergo.‘<sup>203</sup> — Auch die nahe verwandten, in barbarischstem Latein niedergelegten, biologischen Gedanken des Arztes Ernst Stahl gehören wohl hieher, weil sie bemüht sind, im Begriff der B e w e g u n g die Brücke erkennen zu lassen, von der aus die Seele die tote Maschine des Leibes zu ihren verschiedenen Funktionen veranlaßt und sie konserviert.<sup>204</sup>

<sup>202</sup> Buffon, op. cit., tome II. p. 41 ff.

<sup>203</sup> Zitiert nach M. Foster, Lectures on the history of physiology during the sixteenth, seventeenth and eighteenth century, Cambridge 1901, p. 220 f.

<sup>204</sup> Vgl. Georg Ernst Stahl, Disquisitio de mechanismi et organismi diversitate (in: Theoria medica vera, Halae 1708), p. 33 f.



Diese Proben zeigen wohl, wie eifrig man im 18. Jahrhundert die Frage nach dem biologischen Urphänomen hin- und herwälzte. Sie zeigen auch, wie seltsam sich damals oft Empirie und Spekulation überdeckten, ja durchdrangen. Und sie zeigen schließlich auch den fast völligen Mangel methodischer Abgrenzung — ein Gesichtspunkt, der die etwas weit getriebenen, methodologischen Untersuchungen Kants für dieses Gebiet durchaus erklärlich erscheinen läßt.

Ein anderes Problem, das im biologischen Weltbild des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle gespielt hat, wenn auch seine definitive Lösung diesem Zeitraume nicht eigentlich vergönnt war, ist das Problem der *Urzeugung*. Es ist durch spekulative Fäden fester oder loser mit der naturphilosophischen Frage des *Hylozoismus* verbunden. Die Haltung, welche ein Angehöriger jener Zeit gegenüber dem einen Problem einnimmt, bestimmt dann gewöhnlich auch seine Stellung gegenüber dem anderen.

Natürlich übernehmen auch die Beantworter dieser Frage ein gewisses Bündel von Anschauungen, welche bereits die Antike gesammelt und das Renaissancezeitalter erneuert hatte. Aus diesen älteren Kulturschichten stammt namentlich die Meinung, daß — zwar nicht die höherorganisierten Metazoen, wohl aber — die sogenannten ‚niederen Tiere‘ aus unorganischen Stoffen oder aus zerfallender organischer Substanz entzündeten. So entstehen, nach der Lehre des Aristoteles, die Schalthiere durch das Meerwasser, die Aale und Frösche aber aus der Fäulnis. Sogar Ratten und Mäuse sollten lediglich der vegetativen Kraft des Nilschlammes ihren Ursprung verdanken. Nicht viel anders dachten über diesen Punkt einige der besten Köpfe neuerer Zeit: ‚Manche Pflanzen‘, behauptete der Botaniker *Caesalpinus* (1519—1603), ‚haben überhaupt keinen Samen, sie entstehen nur durch Fäulnis und sind gewissermaßen ein Mittelding zwischen den Pflanzen und der unbelebten Natur.‘<sup>205</sup> In ganz ähnlicher, oberflächlicher Weise leitet noch im 17. Jahrhundert der Engländer *Alexander Ross* die Entstehung der Schmetterlinge, Heuschrecken, Muscheln, Schnecken, Aale

<sup>205</sup> Zitiert nach *Dannemann*, op. cit., Bd. 3, p. 105 f.



von dem Zerfall organischer Substanz her, die immer die Form erhalten muß, zu der sie von der bildenden Kraft prädisponiert ist.<sup>206</sup> Und nicht viel anders meint selbst der geniale *Harvey* eine scharfe Trennung machen zu müssen zwischen den ‚höheren Tieren‘, welche durch Zeugung, und den ‚niederen‘, welche durch ‚Zufall‘ oder ‚durch sich selbst‘ entstehen.<sup>207</sup>

Im 18. Jahrhundert fanden die Verfechter der spontanen Generation zum Teil höchst eigenartige Gedankenbildungen.

Hier tritt die Verquickung mit der allgemeinen Doktrin des *Hylozoismus* besonders deutlich in Erscheinung. Denn ohne diese Annahme zu machen, hätte man Mühe, Ideensysteme zu erklären, wie sie sich besonders bei einem *Diderot* und *Robinet*, aber auch bei den mehr empirisch angelegten Persönlichkeiten eines *Maupertuis* und *Buffon* finden. — Daß z. B. *Maupertuis* den ‚arbre de Diane‘, die ‚polypes, taenias, les ascarides, les anguilles de farine delayée‘ auf abiogenetischem Wege entstehen läßt, ist, im Grunde genommen nichts als ein Postulat einer hylozoistischen Grundanschauung, welche ‚chacune des plus petites parties de la matière‘ ausgestattet dachte mit einer ‚propriété semblable à ce que nous appellons en nous désir, aversion, mémoire‘.<sup>208</sup> Und ohne sein Vertrauen auf die überall vorhandenen ‚molécules organiques‘, auf die überall wirksame ‚sémence universelle‘ — Begriffe, die freilich zunächst innerhalb der eigentlichen Organismen Verwendung finden sollen — hätte *Buffon* kaum von gewissen Parasiten des menschlichen Körpers die Behauptung aufzustellen gewagt ‚ces espèces d’animaux (nämlich ‚la taenia, les ascarides, les vers

<sup>206</sup> Vgl. *William Lacy*, Die Biologie und ihre Schöpfer, übersetzt . . . von *E. Nitardy*, Jena 1915, Kap. 13. — Dieser Abschnitt enthält eine gute Skizze der historischen Entwicklung dieses Problems, hauptsächlich allerdings für das 19. Jahrhundert.

<sup>207</sup> Vgl. *Rádl*, op. cit., p. 33.

<sup>208</sup> *Maupertuis*, Œuvres, tome II, p. 151 u. 157. — Daß *Maupertuis* hierbei zu Anschauungen gelangte, welche die Mneme-Theorie *Richard Semons* in überraschender Weise vorwegkonzipieren, sei hier nur flüchtig angedeutet.



qu'on trouve quelquefois dans les veines, dans les sinus du cerveau, dans la foie<sup>209</sup>) ne doivent pas leur existence à d'autres animaux de même espèce qu'eux, leur génération ne se fait pas comme celle d'autres animaux; on peut donc croire qu'ils sont produits par cette matière organique lorsqu'elle est extravasée<sup>209</sup>. Im übrigen ließ er ja auch die Sexualstoffe durch eine Art Kristallisationsprozeß aus den ,organischen Molekülen<sup>210</sup> entstehen: man sieht, wie bei diesen beiden Naturforschern alte und neue Gedankenschichten miteinander verschmelzen!

Waren die Ansichten Buffons und Maupertius' über die Urzeugung mehr oder weniger spekulativ konzipiert, so glaubte Needham den direkten, anschaulichen Beweis dafür in Händen zu haben. Er suchte die Entstehung der — schon im 17. Jahrhundert von Leuwenhock entdeckten — Infusorien in dieser Weise zu erklären: durch die Wirksamkeit der ,vegetativen Naturkraft<sup>211</sup> entstehen aus dem Aufguß zerdrückter Getreidekörner fadenartige Gebilde, die sich bewegen und teilen, kurz durchaus den Charakter einfachster Lebewesen zeigen. Needham nahm an, daß hierdurch der Beweis erbracht sei nicht nur für eine neue, spontane Art der Generation, sondern auch für den — Übergang der Pflanzen zum Tier. (Also auch das Leitmotiv des ,continuum naturae<sup>211</sup> spielt wieder hinein!)

Hiezu traten noch als dritte Stütze archäogonistischer Gedankengänge, die mißverstandenen Resultate der Paläontologie: gewisse Fossilien wurden von einzelnen Forschern (Lhwyd, Karl Nikolaus Lang) als Zeugungsprodukte der Erde selbst interpretiert, welche in den Poren ihrer Berge die aus faulenden Organismusresten durch die Wasserdämpfe

<sup>209</sup> Buffon, op. cit., tome II, p. 302.

<sup>210</sup> Ibid., p. 322.

<sup>211</sup> Die von Needham polemisch kommentierte, französische Ausgabe von Spallanzani's ,Saggio di osservazioni microscopiche concernenti il sistema delle generazioni de Signori di Needham e Buffon<sup>211</sup>, in deren Anmerkungen Needham diese Behauptungen aufstellt, war mir leider nicht zugänglich. Doch gibt Spallanzani selbst in Opuscoli, tome I, p. 2—10, p. 124—126 einen wohl ziemlich genauen Auszug daraus!



hereingeführten Samenteilchen ausbrüte und so ein Mittel-  
ding zwischen Erde und Mineral hervorbringe.<sup>212</sup>

— — Diese Theorie der spontanen Generation, welche definitiv freilich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verabschiedet werden sollte, ist schon früh gerade von den bedeutendsten biologischen Forschern heftig bekämpft worden. Schon Francesco Redi hatte (1668) das Auftreten der Maden in faulendem Fleisch auf die dort abgelegten Fliegeneier zurückgeführt und die generatio aequivoca wenigstens für die sexuell differenzierten Insekten abgelehnt. Ähnlich Swammerdam. Ebenso waren Linné und Ray dieser Anschauung immer feindlich gegenübergestanden. Und wenn M. A. Plenciz (1762) die ätiologische Bedeutung der Mikroorganismen für gewisse Infektionskrankheiten feststellt sowie die ‚Fäulnis‘ durch die Entwicklung und Vermehrung ‚wurmartiger‘ Wesen erklärte, wenn (1781) P. S. Pallas den Nachweis erbrachte, daß die Eingeweidewürmer — im Gegensatz zur Ansicht eines Buffon und Maupertuis — von außen in die Körper ihrer Wirte treten, so waren solche Forschungen begreiflicherweise der Meinung wenig günstig, daß die ‚niederen‘ Tiere spontan erzeugt würden.<sup>213</sup>

Immerhin blieb doch noch als Hauptargument für die Anhänger der Abiogenese der vermeintliche Tatbestand der Neuerzeugung bei den Infusorien übrig, den Needham besonders ausdrücklich behauptet hatte und eine gewiß nicht ganz kleine Gemeinde — darunter kein Geringerer als Diderot — für erwiesen hielt. Hiegegen aber führte Spallanzani seine wuchtigen Schläge,<sup>214</sup> indem er die von den Archäogonikern übersehenen Fehlerquellen aufdeckte, das Eindringen der Keime in die geschlossenen Gefäße durch geschickt ersonnene Gegenexperimente ersichtlich machte und so die Mangelhaftigkeit der Needhamschen Versuchsanordnung glänzend nachwies. Man darf vielleicht

<sup>212</sup> Vgl. Carus, op. cit., p. 468.

<sup>213</sup> Diese Daten nach Ludwig Darmstaedter, Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 2. Aufl., Berlin 1908, p. 207 u. 211.

<sup>214</sup> Spallanzani, Opuscoli, tomo I, bes. Kap. I u. VIII.



in dem heiter-überlegenen Stil, der in Spallanzanis Arbeiten vorherrscht, ein Symbol dafür sehen, daß er seine Stärke richtig einschätzte und sich dem Gegner auch *m e t h o d i s c h* überlegen fühlte.

Auch die Widerlegung des *d r i t t e n* Argumentes ließ nicht lange auf sich warten. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten etliche Forscher diesem Gedanken entgegen: darunter besonders J. J. S c h e u c h z e r und S. A. B ü t t n e r, welche die phantastisch-archäogonistischen Deutungen verwarfen und die organische Auffassung der Fossilien anbahnten. In dem maßgebenden Werke Johann Friedrich E s p e r s über die von ihm ‚neu entdeckten Zoolithen‘ (1774) werden diese Reste der Vorwelt durchaus nüchtern nach ihrer rein anatomisch-deskriptiblen Seite untersucht und ungemein vorsichtig als ‚Überbleibsel noch nicht hinlänglich bekannter Kreaturen‘ bestimmt. ‚Wo wir jetzt Conchylien finden, war ehemals Meer.‘ Für den sonderbaren Irrtum eines Herrn C a r t h e u s e r, welcher die Versteinerungen als bloße Produkte des ‚stalaktitischen Wassers‘ hielt, hat Esper nur mehr unverhüllten Spott: Diese Denkform war eben vorläufig überwunden.<sup>215</sup>

Darf man auch die oben charakterisierten Vertreter der *generatio aequivoca* in starke Abhängigkeit von hylozoistischen Gedankengängen setzen, so tritt doch der H y l o z o i s m u s a l s s o l c h e r in mehreren anderen Persönlichkeiten noch weit deutlicher und programmatischer hervor. Am markantesten vielleicht in den beiden Franzosen D i d e r o t und R o b i n e t.<sup>216</sup> Hingegen hat B o n n e t, dessen Weltbild vielfach ähnliche Züge aufweist, seine letzten Konsequenzen, die den formalen Hylozoismus gebracht hätten, schroff abgelehnt.<sup>217</sup>

<sup>215</sup> Johann Friedrich E s p e r, Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen etc., Nürnberg 1774, p. 86, 90, 93.

<sup>216</sup> Über den Hylozoismus des 18. Jahrhunderts, vgl. Hugo S p i t z e r s schöne Schrift ‚Über Ursprung und Bedeutung des Hylozoismus‘, Graz 1881, bes. p. 76 ff. — Der Hylozoismus Diderots ist dargestellt bei K. v. R o r e t z, Diderots Weltanschauung, Wien 1914.

<sup>217</sup> Vgl. B o n n e t, Contemplation de la nature (in: Œuvres, tome IV), p. 119: ‚Arrêtons-nous ici et n’étendons point nos conséquences au



Während sich Diderot, ungeachtet gelegentlicher Verarbeitung empirischer ‚Belege‘, im großen und ganzen damit begnügt, seine hylozoistische Naturphilosophie in wenigen, stark ausgezogenen Konturen zu fixieren, hat uns R o b i n e t ein ganzes, ausführliches, für die Psychologie des romantischen Philosophen äußerst aufschlußreiches System hinterlassen.

Auch hier wird man kaum fehlgreifen, wenn man den Gedanken des ‚continuum naturae‘ mit seiner starken, ästhetischen Werbekraft als Hauptmotiv ansieht: er hat sogar einer seiner Schriften den Titel gegeben.<sup>218</sup> Aus ihm fließt bei Robinet zunächst die heftige Leugnung aller n u r p h y s i k a l i s c h e n Naturprozesse und die — vielfach ins Phantastische, ja Kindliche schweifende — Analogisierung der typisch organischen Phänomene mit den anorganischen. ‚Il n’y a point de forme particulière affectée spécialement à l’animal‘, heißt es darum: es gibt also kein Kriterium der Tierwelt; und ‚il n’y a point de forme particulière exclue de l’animalité‘ — alle Erscheinungen sind prinzipiell der biologisierenden Betrachtung zugänglich.<sup>219</sup> Die physiologischen Kategorien werden von ihm demgemäß auf alle Naturvorgänge angewendet. Insbesondere werden die Prozesse, die sich im Mineralreich abspielen, durchaus unter physiologischem Gesichtswinkel rekonstruiert. Robinet geht nun so weit, vom ‚foetus‘ eines Minerals, von seinen ‚Drüsen‘, seiner ‚placenta‘ und so fort zu sprechen.<sup>220</sup> Schließlich versucht er sogar, rein meteorologische Vorgänge wie Blitz und Regen durch die vermehrte Produktion von ‚Feuer-‘ oder ‚Wassertierchen‘ zu erklären: man sieht, hier ist kein Halten mehr! — Bis zu einem gewissen Grade unabhängig von diesen auf

---

delà de leurs justes bornes . . .‘; p. 354: ‚La nature sembla donc faire un grand saut en passant du végétale au fossile‘; und die Anmerkung auf p. 356, welche eine fast überscharfe Kritik Robinets enthält!

<sup>218</sup> J. B. Robinet, *Vue philosophique de la gradation naturelle des formes de l’être, ou les essais de la nature qui apprend à faire l’homme*, à Amsterdam 1768.

<sup>219</sup> Robinet, *De la nature* (Hauptwerk!), à Amsterdam 1763—1766 (4 volumes), tome IV, p. 27.

<sup>220</sup> Op. cit., Kap. XIV—XX.



die Empirie hinzielenden Behauptungen ist bei ihm der makrokosmische Gedanke des beseelten Erd- und Weltganzen. Er hat die Animalität unseres Planeten durch ähnliche Betrachtungen zu erweisen gesucht, wie sie im 19. Jahrhundert Gustav Theodor Fechner anstellte: aus der Struktur der ganzen Erde, der ‚Zirkulation‘ in ihrem Innern und anderem meinte er ihren Tiercharakter ableiten zu dürfen, freilich nur ‚une autre forme d’animalité‘.<sup>221</sup> Hiezu tritt dann noch ein an sich nicht unfruchtbarer Evolutionsgedanke der leider unter den Händen dieses ebenso kenntnisreichen wie phantastischen Mannes ebenfalls zum Teil infantile Form annimmt. ‚La nature n’est qu’un seul acte‘ ist gewiß ein intuitiv gut gefundener Satz, den aber doch erst bestdisziplinierte Heuristik erträgnisreich machen konnte. Statt sie zu bringen, versucht sich Robinet in dem grotesken Nachweis, daß die Natur, gewissermaßen als Vorübung für die Erzeugung des Menschen, ‚en travaillant les pierres, modéloit véritablement les différentes formes du corps humain‘,<sup>222</sup> und sucht kuriose Belege dafür durch Aufweisung gehirnähnlicher, kieferähnlicher, handähnlicher . . . Steinbildungen.

Man wird angesichts dieser oder ähnlicher Gedankengänge hylozoistischer Artung nicht vergessen dürfen, daß in gewissem Sinne bereits Leibniz sie alle vorausgenommen hat. Sein Hylozoismus ist allerdings ein legitimes Kind der von ihm angenommenen, strengen Präformationslehre. Insoferne durfte er freilich sagen, daß ‚ce qui ne commence pas de vivre, ne cesse pas de vivre non plus et que la mort comme la génération n’est que la transformation du même animal qui est tantost augmenté, tantost diminué‘.<sup>223</sup> Aber er ließ seinen Lebensbegriff sich doch nur auf die — freilich überall verstreuten — belebten Monaden erstrecken. Eine durchgehende Belebtheit des Universums scheint dieser Pluralist abgelehnt zu haben: ‚. . . c’est comme nous ne disons

<sup>221</sup> Robinet, *Vue philosophique*, p. 429.

<sup>222</sup> *Op. cit.*, p. 36.

<sup>223</sup> Leibniz, *Considérations sur les principes de la vie et sur les natures plastiques*, zit. Ausg., Bd. 6, p. 543.



pas qu'un étang plein de poissons est un corps animé, quoique le poisson l'est.<sup>224</sup>

— — — Im biologischen Weltbilde des 18. Jahrhunderts finden sich auch bereits die Anfänge einer wissenschaftlichen Ökologie der belebten Natur. Gerade die teleologisierende Tendenz dieses Zeitalters war der Ausbildung dieser Ideenfolge eher günstig als abträglich: der Versuch, die organische Welt als wohlgeordnetes Ganzes zu begreifen, mußte naturgemäß zur Herausarbeitung dieses Problems führen. In dieser Linie bewegt sich dann auch das Denken der großen Systematiker oder Kompilatoren, eines Linné oder Buffon. Man begann damals eben (um den bekannten, Moleschottschen Ausdruck zu gebrauchen) damit, sich eine Vorstellung zu bilden von dem ‚Kreislauf des Lebens‘, freilich vielfach in theologischer Verbrämung.

Aber auch der Ökologie im allerengsten Sinne des Wortes begegnet man bereits hier und dort. Man denke an E. A. W. Zimmermann,<sup>225</sup> der diese Betrachtungsweise in seinen Schriften in den Vordergrund rückte, an Herder, der besonders im zweiten Buch seiner ‚Ideen‘ vielfach das Problem der ‚Biocoenose‘ erörtert:<sup>226</sup> beide in gewissem Sinne bereits die Vorläufer der großzügigen, organistischen Weltbilder Alexander von Humboldts und Charles Darwins. So konnte auch Blumenbach in seinem vielbenutzten ‚Handbuch‘ ökologische Schilderungen entwerfen, die ziemlich richtige Anschauungen von Stellung und Schicksal der — nicht bloß kontinentalen — Lebensformen verraten und in ihrer provisorischen Knappheit auch heute noch im wesentlichen zutreffen.<sup>227</sup> Daß einzelne, besonders auffallende Beobachtungen — so z. B. das Verhalten der *Dionaea muscipula* (zuerst 1769 in einem Briefe John Ellis an Linné erwähnt)

<sup>224</sup> Op. cit., p. 539.

<sup>225</sup> Vgl. Rudolf Burckhardt, Geschichte der Zoologie, Leipzig 1907, p. 103 f.

<sup>226</sup> Vgl. Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Ausgabe in Kürschners ‚Deutscher Nationalliteratur‘), Bd. 77, p. 53 f. u. p. 61.

<sup>227</sup> Blumenbach, Handbuch, zit. Ausg., p. 298, 304 ff., 404, 500 ff.

Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl. 193. Bd. 4. Abh.



— diese Tendenz zur ökologischen Betrachtung verstärken mußten, versteht sich fast von selbst.

— — Welche Stellung nimmt der Mensch in dem biologischen Weltbild des 18. Jahrhunderts ein? Es ist kulturpsychologisch interessant genug, zu beobachten, wie auch bei Beantwortung dieser Frage Empirie und Spekulation in jener Epoche nicht ganz unvermischt auftreten.

Das ältere Denken dieses Zeitraumes versucht sich noch gerne daran, dem Menschengeschlecht eine ziemlich *exempte* Stellung im Naturganzen zu erobern. So z. B. Scheuchzer in einer bekannten Schrift, wenn er von den menschlichen Organen behauptet, daß sie „ . . . non ex corpore pronata esse fungorum instar, sed opus esse infinitae illius potentiae“. <sup>228</sup> Hier ist also die Entstehung des Menschen in Gegensatz zu der aller niedrigen Organismen gebracht und metaphysisch eingestellt. Oder es tritt die kosmoästhetische, physikotheologische Betrachtung auf den Plan, wie etwa, wenn gelegentlich die Bewunderung für den menschlichen Körper damit begründet wird, indem es bey demselben an gar keinem Gliede fehlet, welches zur *Erhaltung und Zierde* des Menschen gereicht“. <sup>229</sup> Das ist überhaupt die Geisteshaltung, welche die ältere biologische Spekulation charakterisiert. Leichte Spuren von ihr finden sich noch bei Buffon, ja, wie wir sehen werden, sogar noch bei Kant!

Ein zweites Stadium des anthropologischen Problems im Aufklärungszeitalter kennzeichnet sich durch die allmählich anwachsende Überzeugung von der Undurchführbarkeit jenes Gedankens. Man beginnt einzusehen, daß auch der Mensch in die Reihe der Naturwesen eingeordnet und mit den Hilfsmitteln der naturwissenschaftlichen Forschung beschrieben und verstanden werden müsse. In diesem Sinne heißt es bereits bei dem deskriptiv veranlagten Buffon: „La première vérité qui sort de cet examen sérieux de la nature, est une vérité peut-être humiliante pour l'homme;

<sup>228</sup> Johann Jakob Scheuchzer, *Homo diluvii testis et θεόσκοπος*, Tiguri 1726, p. 23. — Man kennt den drolligen Irrtum, der Scheuchzer Anlaß zu dieser Studie gab!

<sup>229</sup> Johann Heinrich Zedler, *Großes vollständiges Universal-Lexikon*, Halle u. Leipzig, 1732—1754. Artikel „Mensch“ (Bd. 20, p. 728 ff.).



c'est qu'il doit se ranger lui-même dans la classe des animaux auxquels il ressemble par tout ce qu'il a de matériel.<sup>230</sup> Zu demselben Resultat gelangte natürlich auch die an Leibniz orientierte, spekulative Biologie: ‚L'humanité‘, verkündigt B o n n e t, ‚a ses gradations comme toutes les productions de notre globe.<sup>231</sup> Ganz ähnlich aber dachte Robinet.

Die hiemit ausgesprochene Forderung wurde denn auch Schritt für Schritt realisiert: Man weiß ja, daß L i n n é als Erster den Menschen, nach rein morphologisch-deskriptiven Erwägungen, in seinem ‚Systema naturae‘, in der Ordnung der Primaten (zusammen mit den Affen, Lemuren, Chiropteren) unterbachte. Bei B l u m e n b a c h eröffnet er die Reihe der Säuger als ‚Bimanus‘, dem die ‚Quadrumanen‘, dann die ‚Bradypoden‘ usw. nachfolgen.<sup>232</sup> Hier zeigt sich also eine gewisse Umbiegung des Linnéschen Schemas. E r x l e b e n hinwiederum nimmt homo, simia und lemur in die erste Ordnung seiner ‚Primaten‘ oder ‚Magnaten‘, im engen Anschluß an den schwedischen Forscher.<sup>233</sup> Die Einschiebung in die zoologische Reihe bleibt aber doch bei allen gewahrt!

Doch tritt hier schon schüchtern der Versuch auf, dem — zunächst unparteiisch in das System der belebten Natur hineingestellten — Menschen wenigstens insoferne sein verlorenes Privilegium zu restituieren, als man gewisse Merkmale ausschließlich in ihm verkörpert zu sehen meinte. Die Suche nach den spezifisch-menschlichen Vorzügen beginnt.

Solche Gedankengänge haben das 18. Jahrhundert, welches überhaupt einer ethisierenden Anthropologie wohl geneigt war, aufs lebhafteste beschäftigt. Und zwar meinte man damals als unbedingtes Kriterium zwischen Mensch und Tier den aufrechten Gang ansehen, beziehungsweise aus dieser einen Grundtatsache alle anderen edlen Qualitäten des genus humanum ableiten zu dürfen. ‚Blick also auf zum

<sup>230</sup> B u f f o n, op. cit., tome I, p. 12.

<sup>231</sup> B o n n e t, Contemplation . . ., p. 130.

<sup>232</sup> B l u m e n b a c h, Handbuch, p. 57.

<sup>233</sup> E r x l e b e n, op. cit., p. 177 f. — Vgl. auch desselben Autors ‚Systema regni animalis‘, Lipsiae 1777, vol. I, p. 5.



Himmel, o Mensch', fordert uns H e r d e r auf, ,und erfreue Dich schauernd deines menschlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, deine aufrechte Haltung, knüpfte.'<sup>234</sup> — Übrigens hatte schon ein älterer Autor vom Menschen versichert, die ,aufgerichtete Natur' sei ihm ,so besonders, daß er dadurch von allen andern Tieren unterschieden wird; daß ihm aber solche geworden, damit er desto freier den Himmel betrachten . . . könnte', daneben freilich als spezifisch-menschliches Merkmal ,die große Varietät der menschlichen Gesichter' angeführt.<sup>235</sup> Aber selbst dieser Gedankengang gelangte, einem kulturpsychologischen Gesetze entsprechend, aus dem vorwissenschaftlichen allmählich auf ein wissenschaftliches Geleise. Ernsthafte Forscher förderten in ihrem Streben, spezifisch-menschliche Qualitäten festzustellen, tatsächlich wertvolles Material zutage: man denke an C a m p e r s Messungen des nach ihm benannten Gesichtswinkels, dessen Ansteigen ja ein Aufsteigen zum menschlichen Typ bedeutet, an D a u b e n t o n s Forschungen über die Lage des Hinterhauptloches, deren allmähliche Verschiebung eine ähnliche Deutung empfing. Gelegentlich gab es wohl auch energischen Widerspruch gegen die teleologisierende und ethisierende Anthropologie, wie sie eben skizziert wurde: ein schönes Beispiel dafür die frisch-polemische Schrift M o s c a t i s — die auch Kant geschätzt hat —, in der gerade das Merkmal der aufrechten Haltung des Menschen herausgegriffen wird, um daran die unheilvollen Folgen zu demonstrieren, die sich hiedurch für das ganze genus humanum, speziell im Bereiche der fötalen Entwicklung ergeben sollen. ,Tanto viene l'uomo orgoglioso a pagare l'infecunda facilità die guardar in alto, ed il piacere fattizio di sovrastare colla sua verticale positura a tutti gli altri viventi.'<sup>236</sup>

So kam bereits damals die tierisch-menschliche Verwandtschaftsfrage in Fluß. Auf dem von T y s o n gelegten Grunde, der schon um die Wende des 17. Jahrhunderts die

<sup>234</sup> H e r d e r, Ideen, zit. Ausg., Bd. 77, p. 125.

<sup>235</sup> Z e d l e r, op. cit., Bd. 20, p. 727.

<sup>236</sup> Pietro M o s c a t i, Delle corpore differenze essenziali chne passano fra la struttura de brutti e la umana, Brescia 1781, p. 20.



(48) morphologischen Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Mensch und Orang fein säuberlich beschrieben hatte, wurde weiter gebaut: James Bennett *Monbodo* (1773) und Pieter *Camper* werden hier erwähnt werden dürfen! Ihre Arbeiten tragen durchaus deskriptiv-anatomisches Gepräge. Die Konsequenzen aus diesen empirischen Forschungsdaten aber, welche der modernen Abstammungslehre zum Teil ungemein nahe kommen, zog wieder die biologische Spekulation nach ihrem Prinzip des ‚continuum naturae‘. „ . . . l’anatomiste n’hésite pas à placer l’Orang-Outang immédiatement après le grossier Hottentot.“<sup>237</sup> Damit war eine in den meisten Einzelheiten wohl völlig unverifizierte, v o r menschliche Aszendenz statuiert, welche Phantasievorstellungen halb menschlicher Art abzulösen berufen war, nämlich die Fabeleien von den angeblich riesenhaften Vorfahren des Menschengeschlechtes, an die noch Linné geglaubt hatte.<sup>238</sup>

Hiezu tritt dann wohl noch ein l e t z t e s Moment, das auf die Urteile über die Stellung des Menschen in der Natur schwerlich ohne Einfluß gewesen sein kann. Es handelt sich um die Ergebnisse einer älteren und neueren, physiologischen Forschung, die gerade den Gedanken menschlicher Naturbedingtheit im Rahmen allgemeiner Naturgesetzlichkeit besonders deutlich zum Ausdruck brachte. Dies vor allem durch die beiden Entdeckungen des *Blutkreislaufes* und des *Atmungsprozesses* — erstere freilich schon im 17. Jahrhundert von *Harvey*, letztere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die klassischen Respirationsversuche *Lavoisiers* begründet —, denen *Mayow* schon früher verblüffend nahe gekommen war.<sup>239</sup> Diese beiden Musterbeispiele ‚geschlossener Naturkausalität‘, um den heutigen, bequemen Ausdruck zu gebrauchen, reißen notwendigerweise die Scheidewand ein, die man sonst vielleicht noch zwischen tierischen und menschlichen Lebensprozessen hätte

<sup>237</sup> *Bonnet*, *Contemplations*, Partie XII, p. 475.

<sup>238</sup> Vgl. *Hoernes*, op. cit., Bd. I, p. 15 ff.

<sup>239</sup> Vgl. *Boruttau*, *Handbuch der Geschichte der Medizin*, begründet von *Puschmann*, Bd. II (Jena 1903), p. 334 ff. (*Harvey*), 342 (*Mayow*), 359 ff. (*Lavoisier*).



aufrichten können. Diese beiden Tatsachen der werdenden Experimentalphysiologie haben sicherlich die schon aus spekulativen Gründen gewünschte Einordnung des Menschen in das Naturgeschehen mächtig gefördert.

Möchte man noch genauer erfahren, wie sich in der biologischen Spekulation jener Zeit das konkrete Verhältnis des (nunmehr definitiv in die Tierreihe eingestellten) Menschen zu seinen Mitlebewesen gestaltet habe, so bringt vielleicht folgende kurze Formel die gesuchte Aufklärung: Der Mensch — so dürfte damals die fast allgemein approbierte Meinung gewesen sein — vereinigt in sich alle positiven, vitalen Qualitäten der hinter ihm stehenden Tierwesen plus gewisser spezifisch-menschlicher Eigenschaften. Es herrscht demnach im Hinblick auf ihn eine strenge, harmonisch aufsteigende Architektonik! Der Gedanke, daß am Ende der ‚Erwerb‘ gewisser bedeutsamer Eigenheiten durch das ‚Aufgeben‘ anderer, positiver Merkmale ‚erkauft‘ werden müsse, mit einem Worte der ‚Kompensationsgedanke‘, der uns Modernen durchaus geläufig ist,<sup>240</sup> hat damals wohl noch wenig Anhänger gehabt. Ein Mann wie Moscati dürfte recht isoliert gewesen sein in einem Zeitalter, welches seine biologischen Erkenntnisse immer und immer wieder an einem System optimistischer Teleologie zu verankern suchte.

#### **b) Das biologische Urphänomen.**

Versucht man nun, nach dieser kurzen und — notwendigerweise — lückenhaften Charakteristik des biologischen Weltbildes im 18. Jahrhundert, die Hauptlinien der biologischen Anschauungen Kants nachzuzeichnen, so wird man annähernd dieselben Punkte berühren müssen, die eben in breiterem Rahmen erörtert wurden. Doch wird der methodologisch-biographische Gesichtswinkel, unter dem die Dinge jetzt gesehen werden müssen, leichte Umänderungen in der Gruppierung rechtfertigen.

So mag die erste Frage, welche hier getan werden darf, der Stellung Kants zum Problem des biologischen Urphänomens gelten.

<sup>240</sup> Man denke z. B. an Haeckel, Metschnikoff, Viktor Franz und andere.



Die Haltung, die der Philosoph zu dieser in der damaligen Biologie (wie wir sahen) ziemlich aktuellen Frage einnimmt, ist recht bezeichnend für ihn: sie ist negierend, stillschweigend — ablehnend! Kant hat keine der möglichen, zeitgenössischen Konzeptionen dieses Problems zu der seinen gemacht. Und dies, trotzdem ihm ein solcher Ideen- gang manchmal nicht allzuferne gelegen hätte. Scheint doch seine teleologische Auffassung des Organischen — seine ‚Panteologie‘, wie sie oben genannt wurde — im großen und ganzen durchaus morphologisch eingestellt, so daß sie in einem morphologischen Schema, wie es z. B. der ‚moule intérieur‘ Buffons darbot, die ihr gebührende Stellung hätte finden können. Er hat ihn aber, sozusagen im Vorbeigehen, abgelehnt. Kant bequemt sich auch nicht dazu, eine mehr physiologische Formulierung zu suchen, etwa im Sinne der Irritabilitätslehre Hallers<sup>241</sup> und seiner zahlreichen Umbildner, während allerdings eine Stelle aus einer seiner frühesten Arbeiten<sup>242</sup> frappant an gewisse Äußerungen John Browns erinnert, der, wie bereits gesagt wurde, einer der geistvollsten Vertreter des Irritabilitätsdogmas war. Aber diese Anähnlichung ist doch nur okkasionell.

Bei flüchtiger Betrachtung hat es auch den Anschein, als ob sich Kant doch zur Annahme einer das biologische Urphänomen statuierenden Auffassung entschlossen hätte: insoferne er nämlich, mit ausdrücklicher Beziehung auf eine Schrift Blumenbachs, in den organischen Vorgängen eine ‚bildende Kraft‘ wirksam sehen will.<sup>243</sup>

<sup>241</sup> Nur an einer Stelle seiner vorkritischen ‚Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik‘ erwähnt Kant die ‚Irritabilität‘: ‚diese so wohl erwiesene, aber auch zugleich so unerklärliche Eigenschaft der Fasern eines tierischen Körpers und einiger Gewächse‘, ohne aber daraus Konklusionen für die Lehre vom biologischen Urphänomen abzuleiten. Vgl. Kant, op. cit., WW., Bd. II, p. 331.

<sup>242</sup> Vgl. Kants Aufsatz ‚Die Frage, ob die Erde veralte, physiologisch erwogen‘, WW., Bd. I, p. 198. — Diese Stelle könnte tatsächlich von Brown herrühren, enthält aber keine spezielle Formulierung des Irritabilitätsprinzips, welches freilich damit in bestem Einklang stünde.

<sup>243</sup> Kant, U., § 64, p. 371; § 65, p. 374.



Blumenbach hatte — teilweise unter heftiger Polemik gegen die Präformationisten — einen besonderen ‚Bildungstrieb‘ angenommen, der in der organisierten Form sich betätige, ‚ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann lebenslang zu erhalten, und, wenn sie ja etwa verstümmelt worden, wo möglich wieder zu ersetzen‘.<sup>244</sup> Ebenso wird in seinen ‚Institutiones physiologicae‘ dieses Bildungstriebes — auch ‚*nisus formativus*‘ genannt — ausführlich gedacht, gleichzeitig aber das spiritualistisch-vitalistische Lösungsschema, trotz mancherlei Schwankungen, letzten Endes doch eigentlich abgelehnt, so, daß damit wohl eine Erörterung des biologischen Urphänomens abgewiesen erscheint: ‚... magisque convincor, inesse corporibus organicis vivis ad unum omnibus peculiariarem vim ipsis connatam et quamdiu vivunt perpetuo activam et efficacem, statutam ipsis et destinatam formam generationis negotio primo induendi, nutritionis posthac functione perpetuo conservendi, et si forte mutilata fuerit quantum fieri potest ope reproductionis iterum restituendi; quam vim ne cum aliis vis vitalis generibus confundatur *nisus formativi* nomine distinguere liceat: quo nomine non tam causam quam effectum quendam perpetuum sibi que semper similem ac postero ut dicunt ex ipsa phaenomenorum constantia et universitate abstractum insignire volui.<sup>245</sup> Und gerade der nun folgende Vergleich des *nisus formativus* mit der Newtonschen Schwerkraft stützt die Vermutung, daß bei Blumenbach ein biologischer Agnostizismus vertreten wird: auch im Newtonschen Weltsystem trägt ja die Gravitation nicht den Charakter einer Erklärung, sondern den einer Umschreibung!

<sup>244</sup> Blumenbach, Über den Bildungstrieb (2. Aufl.), Göttingen 1791, p. 31.

<sup>245</sup> Blumenbach, Institutiones physiologicae, Gottingae 1787, p. 462. — An einzelnen Stellen kommt Blumenbach freilich einer auf das biologische Urphänomen spekulierenden, ja geradezu vitalistisch-spiritualistisch verbrämten Auffassung bedenklich nahe, so z. B. p. 35, wo er sogar die simpelsten Reflexe (*iridis motus, erectio papillae in mamma muliebri*, die *actio placentae* etc.) durch eine singuläre Lebenskraft erklären möchte. Seine Gesamtauffassung dürfte aber doch die im Text angenommene gewesen sein.



Wenn sich also Kant für den *nisus formativus* entschied, so ist es wohl nicht der in jener Anschauung allenfalls enthaltene *Vitalismus*, sondern ihr *Agnostizismus*, der ihn gewann; daneben vielleicht auch die Annehmlichkeit, welche sich für Kants stark architektonisch veranlagtes Denken daraus ergab, daß der Bildungstrieb die Vermittlung zwischen der organischen Natur und den organischen Wesen in ähnlicher Weise herstellt, wie die Urteilskraft zwischen Verstand und Vernunft vermittelt, das Gefühlsvermögen zwischen Erkennen und Begehren, die Zweckmäßigkeit zwischen Gesetzmäßigkeit und Sittlichkeit, die Kunst zwischen Natur und Freiheit.<sup>246</sup> Solche Parallelismen hat Kant ja mit Vorliebe aufgesucht.

Sieht man aber von der zuletzt angedeuteten Wendung ab, so läßt sich jedenfalls feststellen, daß der Philosoph in seinem Weltbilde von der organischen Natur dem Gedanken eines biologischen Urphänomens *keinen* Raum gegeben hat. Sein Standpunkt in dieser Frage ist demjenigen innig verwandt, den er auch bei der allgemeinen, teleologisch orientierten Charakteristik des Organischen bereits eingenommen hat. Man kann ihn darum hier ganz kurz so formulieren: *Agnostizismus des Wesens, Empirismus der Phänomene*. Das heißt, Kant befaßt sich nicht weiter mit der Frage, ob sich nicht am Ende doch ein singuläres Kriterium des Lebens feststellen lasse, sondern tritt, fast ohne diese aussichtslose Begriffsbestimmung auch nur zu versuchen, unmittelbar in die empirische Beschreibung der Erscheinungen ein. Die drei Charakteristika aber, die er da — abgesehen von der ‚bewegenden Kraft‘, die auch der ‚Maschine‘ des Lebens eignet<sup>247</sup> — aus den Lebensprozessen herauslesen will, sind das Moment des *Wachstums*, der *Fortpflanzung*<sup>248</sup> und der (modern ausgedrückt) *biologischen Kompensation*.<sup>249</sup> Dabei scheint der Begriff des Wachstums bei Kant nicht durchaus mit der individuellen Größenzunahme durch Intussuszeption zu-

<sup>246</sup> Kant, U., p. 198.

<sup>247</sup> Kant, U., § 65, p. 374.

<sup>248</sup> Kant, U., § 64, p. 371.

<sup>249</sup> Kant, U., p. 372; § 65, p. 374.



sammenzufallen, da der Philosoph ihn in die beiden Teile der ‚Scheidung‘ und der ‚neuen Zusammensetzung‘ zerlegt. Er entspricht eher unserem heutigen Begriff des ‚Stoffwechsels‘. Die Fortpflanzung ist durchaus im landläufigen Sinne genommen. Die dritte biologische Eigentümlichkeit endlich umfaßt bei Kant allem Anschein nach besonders die regenerativen Vorgänge — sicher waren hier besonders die Beobachtungen Trembleys am Süßwasserpolyphen maßgebend —, vielleicht auch die Heterogenese und jedenfalls die teratologischen Erscheinungen (‚Mißgeburten oder Mißgestalten im Wachstum‘).

Diese Zusammenstellung der drei Haupteigentümlichkeiten der organischen Prozesse — die aber bei Kant nicht für sich und geschlossen auftritt, sondern in seine teleologischen und methodologischen Erörterungen hineingewebt ist — entsprach wohl im allgemeinen der biologischen Auffassung seiner Zeitgenossen. So hat beispielsweise Erxleben in seinen ‚Anfangsgründen‘ als Charakteristika der organischen Substanz drei ganz ähnliche Eigenschaften namhaft gemacht.<sup>250</sup> Hervorzuheben ist noch, daß Kant keinen Versuch unternimmt, diese einzelnen Merkmale doch wieder in irgendwelcher Weise miteinander zu verbinden, dadurch etwa, daß er sie als sukzessive auftretende Stadien eines und desselben Grundprozesses, möge dieser auch an sich unbekannt sein, aufgefaßt hätte. Im Rahmen seines biologischen Agnostizismus wäre ihm solches wohl gerade noch erlaubt gewesen. Es kann aber sein, daß er diese Zusammenfassung getrennter Einzelsituationen in ein zeitliches Kontinuum bereits als versteckte Metaphysik ansah. Oder es kann auch sein, daß er von dem heuristischen Wert eines solchen Vorgehens eine üble Meinung hatte. In der Tat ist dieser Wert nicht besonders groß: Was das ‚Zusammenschauen‘ der Teilsituationen in einem fortlaufenden Universalprozeß der synthetischen Intellektualfunktion einträgt, das geht wieder der analytischen verloren durch die dann notwendigerweise auftretende Inhaltsleerheit und Grenzverschwommenheit dieser

<sup>250</sup> Erxleben, Anfangsgründe . . ., p. 77.



Bestimmungen. Gewiß darf man, wie es schon H u x l e y<sup>251</sup> und neuestens V e r w o r n<sup>252</sup> tat, den Versuch machen, die biologischen Vorgänge durch möglichst wenige Merkmale eindeutig festzulegen: aber diese wenigen Merkmale — ‚Tendenz zu zyklischen Veränderungen‘, ‚Formwechsel‘ oder ähnliche — geraten dann notwendigerweise etwas unbestimmt. Auf der andern Seite ist auch das Zerspalten des Lebensphänomens in eine große Zahl von U n t e r p r o z e s s e n, wie es z. B. Wilhelm R o u x<sup>253</sup> tut, der nicht weniger als acht ‚Elementarfunktionen‘ annimmt, nicht so ganz unbedenklich, weil der Lebensvorgang in gewissem Sinne sich doch als ‚einer‘ präsentiert. Vom Standpunkte eines wohlverstandenen Kritizismus aus haben eben beide Denkschemata ihre Vorzüge und ihre Mängel. Daß Kant aber dem einen mehr zuneigt als dem anderen, mag, wie schon angedeutet, in einer ganz besonders erkenntnistheoretischen und methodologischen Vorsicht des Denkers begründet sein.

### c) Das mechanisch Erklärbare in den organischen Prozessen.

Eine zweite Frage, die in Kants biologischem Weltbilde eine große Rolle spielt, gilt dem m e c h a n i s c h E r k l ä r b a r e n i n d e n o r g a n i s c h e n V o r g ä n g e n. Zum Teil hatte er dieses Problem wohl schon in seiner transzendentalen Teleologie durchgearbeitet und war zu dem allgemeinen Resultate des teleologischen Agnostizismus gelangt, der in der teleologischen Heuristik sein Gegenstück findet. Noch galt es aber, die Rechte der m e c h a n i s c h e n H e u r i s t i k zu bestimmen, welche der ersten zur Realisierung exaktwissenschaftlicher Empirie an die Seite zu treten hatte. Es lag auch nahe, an der Hand konkreter, biologischer Daten den Sinn und die Tragweite dieses Schemas zu erläutern. — Wiederum hat Kant diese spezielleren Fragen mit seinen allgemeinen, transzendentalen Ableitungen so innig verwebt,

<sup>251</sup> Vgl. *Encyclopedia britannica*, 9. Aufl., Artikel ‚Biology‘, vol. III, p. 679.

<sup>252</sup> Vgl. Max V e r w o r n, *Allgemeine Physiologie*, 6. Aufl., Jena 1915, p. 164.

<sup>253</sup> Vgl. Wilhelm R o u x, *Das Wesen des Lebens* (in: *Kultur der Gegenwart*, Teil III, Abt. 4, Bd. 1), p. 175 ff.



daß nur behutsame und sorgfältige Analyse die betreffenden Fäden herauszuziehen vermag.

Die Geisteshaltung, welche den Philosophen der teleologischen Heuristik für den Bereich des Organischen zu treiben ließ, trat schon in seinen frühesten Gedankenansätzen hervor. An einer berühmt gewordenen Stelle seiner ‚Naturgeschichte des Himmels‘ wägt er gewissermaßen die Chancen ab, welche dem mechanischen Erklärungsprinzip für die unbelebte und für die belebte Natur zukommen. Für diese sind sie groß, für jene verschwindend gering: die Bildung des ganzen Kosmos läßt sich möglicherweise ergründen, die Erzeugung des niedrigsten Organismus (Insekt, Pflanze) rein mechanisch nicht verständlich machen.<sup>254</sup> Ähnlich heißt es in der vorkritischen Schrift vom ‚einzig möglichen Beweisgrund‘: ‚Wie z. B. ein Baum durch eine innere, mechanische Verfassung soll vermögend sein, den Nahrungssaft zu formen und zu modeln, daß in dem Auge der Blätter oder seiner Samen etwas entsteht, das einen ähnlichen Baum im Kleinen, oder woraus doch ein solcher werden könnte, enthielte, ist nach allen unseren Kenntnissen auf keine Weise einzusehen.‘ Und gleich darauf: ‚Hat wohl jemals einer das Vermögen des Hefens seines gleichen zu erzeugen mechanisch begreiflich gemacht?‘<sup>255</sup>

Dieser resignierenden Anschauung entspricht dann auch ziemlich genau die Vorschrift, die der Philosoph viele Jahre später in der ‚Urteilkraft‘ an den praktischen Biologen richtet: damit er nicht ‚auf reinen Verlust arbeite‘, müsse er ‚in der Beurteilung . . . organisirter Wesen immer irgend eine ursprüngliche Organisation zum Grunde legen, welche jenen Mechanismus selbst benutzt, um andere organische Formen hervorzubringen, oder die seinige zu neuen Gestalten . . . zu entwickeln‘.<sup>256</sup> Das

<sup>254</sup> Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, WW., Bd. I, p. 230.

<sup>255</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., WW., Bd. II, p. 114 f. — Ob Kant bei der ersten Stelle auf Wolffs Theoria generationis anspielt (wie Menzer meint), scheint mir fraglich.

<sup>256</sup> Kant, U., § 80, p. 418.



ergibt also zunächst ein Verhältnis der *U n t e r o r d n u n g* zwischen diesen beiden Denkweisen: Kant spricht ausdrücklich von der notwendigen Unterordnung des Prinzips des Mechanismus unter dem teleologischen.<sup>257</sup> Und daß dies mehr ist als eine bloße sprachliche Wendung für zwei rein koordinative Betrachtungsweisen, wurde bereits früher erörtert (vgl. p. 67 ff.).

Auf der anderen Seite hat Kant keinen Augenblick Bedenken getragen, für den Bereich der exakten, biologischen Empirie auch eine *m e c h a n i s c h e H e u r i s t i k* zuzulassen, ja programmatisch zu verkünden. ‚Es ist daher vernünftig, ja verdienstlich, dem Naturmechanismus zum Behuf einer Erklärung der Naturprodukte soweit nachzugehen, als es mit Wahrscheinlichkeit geschehen kann.<sup>258</sup> Der praktische Forscher braucht gar nicht allzu zaghaft zu sein, denn ‚die Befugnis, auf eine bloß mechanische Erklärungsart aller Naturprodukte auszugehen, ist an sich ganz unbeschränkt‘, freilich: ‚das Vermögen, damit allein auszulangen, ist . . . deutlich begränzt‘.<sup>259</sup> — Wo aber liegen diese Grenzen?

Kant hat, um diese Grenzmarken festzulegen, ein seinen erkenntnistheoretischen und methodologischen Gedanken-gängen im allgemeinen fremdes Prinzip eingeführt, nämlich das *v o l u n t a r i s t i s c h e* Moment. Die Möglichkeit — oder Unmöglichkeit —, das betreffende Naturprodukt willkürlich, das heißt künstlich, hervorzubringen, gibt für die kritische Linie ab. Nur *diesseits* von ihr ist das mechanistische Denken Recht und Pflicht zugleich! — Es ist interessant, zu sehen, wie bei der Ableitung dieses Kriteriums sein ganzer, sonst streng rationalistischer Kritizismus eine leichte, biologistische Färbung erhält: Das ‚Studium der Natur nach ihrem Mechanismus‘, meint Kant, erstrecke sich auf dasjenige, ‚was wir unseren Beobachtungen oder den Experimenten so unterwerfen können, daß wir es gleich der Natur . . . hervorbringen könnten‘. Und er setzt hinzu: ‚denn nur soviel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst

<sup>257</sup> U., p. 417.

<sup>258</sup> U., *ibid.*

<sup>259</sup> U., *ibid.*



machen und zustande bringen kann'.<sup>260</sup> — Offenbar ist es das — schon bei der Bildung von Kants ästhetischen und geometrischen Thesen hervorgetretene — Prinzip des ‚Anfertigen's oder ‚Herstellens', welches hier wieder verwendet wird.<sup>261</sup> Danach zählt also die willkürliche Erzeugung eines erkannten Dinges eigentlich noch zum Erkennen selbst, gehört gewissermaßen noch in den Erkenntnisprozeß hinein, bildet (könnte man etwa sagen) dessen oberste Schichte. Rationalistisch ist der Gedanke wohl nicht mehr; man darf ihn sicherlich voluntaristisch nennen, da er so stark an das Moment des hervorbringenden Willens appelliert: noch eine kleine Verlängerung, und man hätte bereits den Standpunkt des modernen ‚Pragmatismus' und ‚Instrumentalismus' erreicht, welcher seinem Wesen nach das Beherrschen der Wirklichkeit als Kriterium der Wahrheit aufstellt, wobei dann lediglich die kollektive Willenssphäre für die individuelle eingetauscht wird. Biologisch-utilitaristisch sind beide Anschauungen. — Und jedenfalls enthält dieser Gedanke Kants eine stark ausgeprägte Beziehung auf das Anwendungsproblem der neuzeitlichen Naturwissenschaft, dessen führende Rolle hier, wieder mit heuristischem Untergrunde, ziemlich klar vorausgesehen scheint.<sup>262</sup>

Die Früchte solcher begrenzt-mechanistischen Betrachtungsweise meint Kant in der Biologie auch bereits da und dort zu gewahren. So hebt er gelegentlich einzelne Tatbestände hervor, die dem mechanistischen Denken völlig erreichbar sein sollen. Aus ihnen mag der biologische Empiriker neues Zutrauen auf die Bewährung seiner Methode schöpfen. Das Wort ‚Mechanismus' steht natürlich nicht für den im allereengsten Sinn physikalischen Begriff, sondern für den Begriff der naturwissenschaftlichen ‚Erklärung' im allgemeinen, wie er oben erörtert wurde.

Zu diesen mechanisch erklärbaren Lebenserscheinungen zählt Kant zunächst gewisse physiologische Teilpro-

<sup>260</sup> Kant, U., § 68, p. 384.

<sup>261</sup> Vgl. Kant, U., § 43, p. 303 f.

<sup>262</sup> Vgl. außer den angeführten Stellen noch folgende Stellen aus der Kritik der Urteilskraft: § 64, p. 371; § 65, p. 374; § 75, p. 400; § 77, p. 409. Dazu ‚Naturgeschichte des Himmels', p. 230.



z e s s e: die Bildung der ‚H ä u t e, K n o c h e n, H a a r e‘ meint er als ‚Concretionen nach bloß mechanischen Gesetzen‘ begreifen zu können. (Daß auch hier ein teleologisches Substrat anzunehmen ist, scheint ihm freilich selbstverständlich.)<sup>263</sup> Produkte ‚des bloßen Mechanismus‘ der Natur meint er auch überall dort annehmen zu dürfen, wo die Materie durch ‚neue Bildung, die sie für sich selbst bewerkstelligt, wenn ihre Elemente durch Fäulnis in Freiheit gesetzt werden‘, gewisse, einfachere Lebensformen hervorzubringen vermag, wie z. B. bei der Entstehung einer *M a d e*:<sup>264</sup> ein partielles Rückgreifen auf die uralte, oben ausführlich dargelegte Meinung von der *generatio aequivoca* wenigstens für primitive Organismen (Aristoteles, Caesalpin), ein Zurückweichen hinter die neuzeitlich geklärten Vorstellungen eines Redi oder Borelli (vgl. Kap. III a p. 93). — Ähnlich scheint Kant diejenigen Naturformen beurteilt zu haben, die aus ‚flüssiger Nahrungsmaterie‘ durch ‚freie Bildung der Natur‘ zustande kommen sollen: hiezu gehören ihm, abgesehen von den Produkten der eigentlichen Kristallisationsprozesse, auch die Muscheln, Blumen, Vogelfedern u. dgl. ihrer Form und Farbe nach (also nach ihren ästhetischen Qualitäten) und er meint, daß diese ohneweiters ‚der Natur und ihrem Vermögen, sich in ihrer Freiheit ohne besondere darauf gerichtete Zwecke nach chemischen Gesetzen durch Absetzung der zur Organisation erforderlichen Materie auch ästhetisch-zweckmäßig zu bilden, zugeschrieben werden könne‘.<sup>265</sup> — Hier zeigt sich also die Forderung des ‚Mechanismus‘ verbunden mit vollbewußter Abkehr von der Ästhetisierung der Naturvorgänge, wie sie die Physikotheologie des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe und auch Kant gelegentlich vertreten hat.

Schließlich hält Kant die mechanistische Betrachtungsweise noch für ausreichend und notwendig bei der — *h y p o t h e t i s c h e n* — Ableitung der einzelnen Stammformen in der organischen Entwicklungsreihe. Da der Evolutionsgedanke

<sup>263</sup> Kant, U., § 66, p. 377.

<sup>264</sup> Kant, U., § 78, p. 411.

<sup>265</sup> Kant, U., § 58, p. 348 ff.



im Kantschen Denken eine gesonderte Darstellung finden soll, mag hier nur kurz hervorgehoben werden, daß der Philosoph aus der ‚Übereinkunft so vieler Tiergattungen nach einem gewissen Schema‘ die Hoffnung schöpft, ‚daß hier wohl etwas mit dem Princip des Mechanismus der Natur . . . auszurichten sein möchte‘. Die ‚stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur anderen‘, über das Pflanzenreich hinweg bis zur niedrigsten Naturstufe, der ‚rohen Materie‘, scheint ihm den Gedanken zu bestätigen, daß am Ende ‚die ganze Technik der Natur‘ nach m e c h a n i s c h e n Gesetzen (wie sie vergleichsweise beim Kristalisationsvorgang wirksam sind) abgeleitet werden könne.<sup>266</sup> — Hier ist es wieder die in der zeitgenössischen Biologie häufig erörterte Idee vom ‚continuum naturae‘, welche Kant die Anwendbarkeit der mechanistischen Methode garantieren soll: Scheint ja doch diese ‚scala naturae‘ mit ihrem einen Ende selbst in das Reich des Anorganischen, d. h. des Nur-Mechanischen, hineinzureichen. Und der Kristallisationsprozeß bot auch damals, als die Vorgänge an den f l ü s s i g e n Kristallen noch völlig unbekannt waren, diesen Gedankengängen eine brauchbare Unterlage.

— — Diese Tatsachengruppen umschreiben ungefähr dasjenige Territorium, auf welchem Kant dem mechanistischen Denken eine kaum zu verkürzende Berechtigung einräumen will. Man steht hier schon an der Schwelle von Kants eigentlichem, biologischem Weltbild. Die nächsten Schritte bringen uns bereits an die Spezialprobleme heran, deren erstes vielleicht die Frage nach der Entstehung des individuellen Organismus umfaßt.

**d) Die empirische Entstehung der individuellen Organismen (Präformation oder Epigenesis).**

Das Kapitel aus Kants Philosophie des Organischen, welches zu den Hypothesen über erfahrungsgemäße Entstehung der organischen Individuen Stellung nimmt, enthält Elemente jener ‚zeitgenössischen‘ Biologie zugleich mit Er-

<sup>266</sup> Kant, U., § 80, p. 418 f.



wägungen erkenntnistheoretischer, beziehungsweise methodologischer Art in enger Verbindung. Gerade an diesem Problem wird besonders deutlich, wie fest der Königsberger Denker in der Biologie des 18. Jahrhunderts wurzelt, deren Forschungsergebnisse er freilich auch durch das Filter seiner eigenen Philosophie hindurchzupressen weiß.

In strenger Gliederung gibt Kant eine Einteilung dieser Hypothesen. Er nennt als ihre beiden Grundformen den ‚O k k a s i o n a l i s m u s‘ und den ‚P r ä s t a b i l i s m u s‘. Beide termini sind zunächst rein philosophisch und hatten bekanntlich im Laufe des 17. Jahrhunderts bei der Behandlung kosmologisch-theologischer Fragen und ganz besonders des p s y c h o l o g i s c h e n Problems eine beachtenswerte Rolle gespielt. Kant bedient sich ihrer, um die Lehrmeinungen über die Entstehung der individuellen Organismen logisch zu gruppieren. Der Übergang vom Philosophischen zur Empirie vollzieht sich dann ungemein rasch.

Der biologische Okkasionalismus, als Erklärungsprinzip für die Entstehung organischer Einzelwesen, wird von dem Philosophen gleich a limine abgewiesen: eine solche Intervention der ‚obersten Weltursache . . . bei Gelegenheit jeder Begattung‘ — indem sie, wie er sagt, ‚der in derselben sich mischenden Materie unmittelbar die organische Bildung‘ gibt — scheint ihm unerhört. Vom Standpunkt seiner transzendentalen Methodenlehre aus, sagt er wohl mit Recht: ‚Wenn man den Occasionalismus der Hervorbringung organischer Wesen annimmt, so geht alle Natur hiebei gänzlich verloren, mit ihr auch aller Vernunftgebrauch, über die Möglichkeit einer solchen Art Produkte zu urteilen; daher man voraussetzen kann, daß niemand dieses System annehmen wird, dem es irgend um Philosophie zu thun ist.‘<sup>267</sup>

Übergehend zu den beiden Gruppen der von ihm als P r ä s t a b i l i s m u s bezeichneten Grundansicht, rührt Kant nunmehr an ein brennendes biologisches Problem seiner Zeit, an den Streit der P r ä f o r m a t i o n s- und E p i g e n e s i s t h e o r e t i k e r. — Der Philosoph sucht beide Ansichten als Unterklassen der prästablistischen Anschauung

<sup>267</sup> Kant, U., § 81, p. 422.



aufzufassen, und zwar gilt ihm die gewöhnlich Präformationismus im engeren Sinne benannte Lehrmeinung als System der individuellen Präformation. Auch die Bezeichnung ‚Evolutionstheorie‘ im Sinne des Zustandekommens bloßer ‚Edukte‘ hält er für zulässig, die Benennung ‚Involutionstheorie‘ — welche für den modernen Biologen einen ganz anderen Sinn gewonnen hat — sogar für zutreffender, weil sie das Moment der ‚Einschachtelung‘ zum Ausdruck bringt.

Demgegenüber hat er für die Epigenesistheorie den Ausdruck ‚System der generischen Präformation‘ in Bereitschaft, ‚weil das productive Vermögen der Zeugenden doch nach den inneren zweckmäßigen Anlagen, die ihrem Stamme zu Theil wurden, also die spezifische Form virtualiter präformiert sei‘.<sup>268</sup>

Kant gibt nun eine scharfe Kritik der ersten Theorie, also der Präformationslehre im eigentlichen Sinne (der ‚Einschachtelungstheorie‘). Er findet, der Präformationismus sei nahe verwandt dem bereits kritisierten Okkasionalismus, weise aber nicht einmal diejenigen theoretischen Vorteile auf, welche dieser Lehre immerhin eigen seien. Denn man müsse ja wohl zugeben, daß bei dem Okkasionalismus ‚eine große Menge übernatürlicher Anstalten durch gelegentliche Schöpfung erspart würde‘, welche nämlich für die ungefährdete Entwicklung des Embryos nötig wären.<sup>269</sup> — Eine weitere Denkersparnis, die mit der okkasionalistischen Doktrin verbunden war, wird bei der präformationistischen Lehre ebenfalls wieder zunichte gemacht: denn was wollen die Präformationisten beginnen mit den zahllosen, von der obersten Weltursache geschaffenen Anlagen, die niemals zur Entwicklung gelangen? Sie bilden eine offenbare Verlegenheit!

Sonach steht der individuelle Präformationismus — den kökonnisch betrachtet, würden wir heute sagen — noch tief unter dem Okkasionalismus.

<sup>268</sup> U., p. 423.

<sup>269</sup> U., ibid.



Weiters braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Anschauung auch in schroffem Widerspruch stehen muß zu all dem, was Kant in seinen transzendental-teleologischen Ableitungen als Resultat gebucht hat. Hierüber ist bereits ausführlich besprochen worden (vgl. II, 2 [S. 36]). Unter diesem Gesichtswinkel erscheint die Präformation dem Philosophen als ‚Hyperphysik‘,<sup>270</sup> die aller ‚Naturerklärung‘ widerstreitet.

Schließlich bringt Kant noch ein gewichtig empirisches Argument gegen die von ihm bekämpfte Lehre vor, welches tatsächlich dem Präformationismus, wenigstens in seiner damaligen Gestalt, unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten mußte. Es ist der — auch schon von M a u p e r t u i s in den kritischen Vordergrund gerückte — Hinweis auf die Bastardierungserscheinungen, die eine Erklärung auf Grund dieser Theorie kaum zulassen. Denn eine Präformation der Bastarde anzunehmen, hieße doch nichts anderes, als eine zweckvolle Vorausnahme des Unzweckmäßigen fordern, eine gestaltende Anlage der Ungestalt behaupten. Oder, wie Kant selbst es formuliert: ‚...die Erzeugung der Bastarde konnten sie schlechterdings nicht in das System der Präformation hineinpassen, sondern mußten dem Samen der männlichen Geschöpfe . . . doch noch obenein eine zweckmäßig bildende Kraft zugestehen, welche sie doch in Ansehung des ganzen Produkts einer Erzeugung von zwei Geschöpfen derselben Gattung keinem von beiden einräumen wollten.‘<sup>271</sup> Der präformationistischen Konstruktionen auf teratologischem Gebiete schließlich gedenkt Kant nur mit einer kurzen ironischen Zwischenbemerkung.

Ganz anders als die Präformationstheorie steht die Lehre von der Epigenesis da.

Ihr Hauptvorteil gegenüber jener Ansicht besteht nach Kant gerade in der durch sie erzielten Denkersparnis. Sie arbeitet ‚mit dem kleinst-möglichen Aufwand des Übernatürlichen‘, ‚weil sie die Natur . . . doch wenigstens, was die Fortpflanzung betrifft, als selbst hervorbringend, nicht bloß

<sup>270</sup> U., *ibid.*

<sup>271</sup> U., p. 423 f.



als entwickelnd betrachtet'.<sup>272</sup> (Eben das aber hatten gewisse Präformationisten, namentlich Leibniz und Malebranche, getan und damit sich zweifellos außerhalb des Bereiches der empirischen Naturwissenschaft gestellt. Gegen Leibniz zielt wohl hauptsächlich diese Bemerkung!) Selbstverständlich läßt sich auch auf dem Boden dieser Lehre — wie Kant noch speziell einschränkt — keine Aussage über den ‚ersten Anfang‘ machen, ‚an dem die Physik überhaupt scheitert‘.

Kant deutet an, daß es auch entscheidende ‚Erfahrungsgründe‘ gebe für Annahme der epigenetischen Theorie. Doch hat er eine nähere Auseinandersetzung über die Frage, wie sich der Epigenetiker die Entstehung des individuellen Organismus zu denken habe, nicht mehr gegeben. Er begnügt sich mit einem lobenden Hinweis auf Blumenbachs ‚Bildungstrieb‘ (nisus formativus), welcher dem Naturmechanismus bei der individuellen Entwicklung ‚seinen unbestimmbaren, doch schwer verkennbaren Antheil‘ lasse, immer natürlich unter der transzendental-teleologischen Voraussetzung des ‚unerforschlichen Princip einer ursprünglichen Organisation‘.<sup>273</sup> Tiefer tritt Kant nicht in die heftige, doch größtenteils mit empirischen Argumenten geführte Diskussion über diesen Gegenstand ein. Namentlich fällt es auf, daß er den Namen C. Fr. Wolffs nicht einmal erwähnt, der ihm doch schwerlich unbekannt gewesen sein kann, daß er seinen berühmten Zeitgenossen Haller und Bonnet nicht ein Wort der Gegenrede widmet, deren Schriften er so gut wie jeder andere Gelehrte jener Zeit gelesen hatte. Und sollte Erxleben's vielbenütztes Handbuch, in welchem die Präformation noch kräftig verteidigt wurde,<sup>274</sup> ihm fremd geblieben sein? Aber, obzwar Kant von all dem sicherlich Kenntnis hatte, war er wohl der Ansicht, daß die von ihm gegebene prinzipielle Begründung, die vorwiegend erkenntnistheoretisch und methodologisch arbeitete, eine durch Heranziehung von Einzelmateriale erreichbare Überprüfung nicht

<sup>272</sup> U., p. 424.

<sup>273</sup> U., ibid.

<sup>274</sup> Erxleben, Anfangsgründe etc., § 51, p. 83 ff.



mehr benötigte. Daher schritt er in dieser Richtung nicht weiter vorwärts. — Übrigens werden wir heutzutage, auf Basis des bisher geförderten deskriptiven und experimentellen Materials sowohl wie neuerer methodischer Erfahrungen, nicht mehr den schroffen Gegensatz zwischen der präformationistischen und der epigenetischen Theorie statuieren, den Kant annehmen wollte. Präformation im Sinne einer fortschreitenden Vergrößerung eines bereits in allen Details fertigen Miniaturbildes ist heute freilich nicht mehr diskutabel: jeder neue individuelle Organismus ist ganz gewiß stets ,P r o - d u k t, nicht äußerliches ,E - d u k t‘, damit hat Kant völlig Recht. Aber der Gedanke, daß die Keimanlage jedes organischen Individuums bereits eine biologische Mannigfaltigkeit von großer Feinheit in sich schließe, wird unter der Marke des ,N e o e v o l u t i o n i s m u s‘ heute wiederum von hervorragenden Biologen vertreten, von anderen freilich, welche als ,N e o e p i g e n e t i k e r‘ auftreten, aufs heftigste bekämpft.<sup>275</sup> Da aber die moderne Biologie auf metaphysische Spekulationen Verzicht geleistet hat und die nur relative Konstanz der vererbten Anlage ebenfalls gerne einräumen dürfte, so hat sie, auch auf den Pfaden des erneuerten Präformationismus wandelnd, weder viel von dem Vorwurf der ,Hyperphysik‘ zu fürchten, noch von dem Vorteil der ,Denkersparnis‘ zu hoffen. Wie so viele andere Fragen ist auch diese zu einer solchen geworden, welche sie im 18. Jahrhundert, zur Zeit Kants, noch nicht war: zu einer d e s k r i p t i v - e x p e r i m e n t e l l e n.

**e) Das Evolutionsproblem und die Frage nach der Konstanz der Arten.**

Einer der interessantesten Ausschnitte aus Kants biologischem Weltbild umfaßt seine Gedanken zum E v o l u t i o n s - und R a s s e n p r o b l e m. Wieder zeigt sich hier die

---

<sup>275</sup> Vgl. Valentin H a e c k e r, Allgemeine Vererbungslehre, Braunschweig 1912, p. 203 ff. — Ferner Hermann T r i e p e l, Die Ursachen der tierischen Entwicklung, Jena 1913, p. 9. — Diese Frage liegt eben heute so, daß ein Teil der Forscher (Weismann, Roux) eine äußerst hohe Differenziertheit der Keimanlage behauptet, während die Gegner



innige Verbindung, welche empirisches Material und methodologische Reflexion im Kopfe des Denkers eingegangen sind. Sorgfältige Analyse wird die beiden Faktoren voneinander zu trennen suchen.

Gleich der Ausgangspunkt Kants, der ihn näher an das Problem der Evolution herantreten läßt, ist überwiegend methodologisch bestimmt: Man müsse die organischen Formen ‚durchgehen‘, um zu sehen, ob sich da ‚nicht etwas einem System Ähnliches, und zwar dem Erzeugungsprinzip nach vorfinde; ohne daß wir nöthig haben, beim bloßen Beurtheilungsprincip stehen zu bleiben‘.<sup>276</sup> — Kant wünscht also Tatsachen kennen zu lernen, welche der konstitutiven Erklärung unterliegen, bei denen mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur ‚etwas auszurichten‘ ist, bei Verzicht auf die bloße ‚teleologische Beurteilung‘. Der Anspruch auf Natureinsicht soll so weit wie möglich zu seinem Rechte kommen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, läßt das Reich der organischen Formen die Hypothese der Evolution im Geiste des Philosophen entspringen: nämlich die ‚Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter durch die stufenartige Annäherung einer Thiergattung zur anderen‘.<sup>277</sup> Die Reihe der Organismen wäre dann eine ‚große Familie von Geschöpfen‘, der genealogische Zusammenhang ergäbe sich als Schluß aus der ‚Analogie der Formen‘.

Kant hat diesen Gedanken in der ‚Urteilkraft‘ mit einer gewissen Sympathie, aber doch mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung behandelt. — Die Entwicklungsidee ist ihm, wie gesagt, eine mögliche Hypothese. Ja, er nennt sie

---

(O. Hertwig, Driesch) einen verhältnismäßig einfachen Bau des Plasmas annehmen. Das ist aber nunmehr ein rein experimentalbiologisches Problem, dem man mit rein erkenntnistheoretischen und methodologischen Reflexionen, wie sie Kant gewiß noch anstellen durfte, nicht mehr beikommen kann.

<sup>276</sup> Kant, U., § 80, p. 418.

<sup>277</sup> U., p. 418 f.



sogar mißtrauisch ‚ein gewagtes Abenteuer der Vernunft‘,<sup>278</sup> deutet aber auch an, daß gerade ‚scharfsinnigste Naturforscher‘ schon darauf gestoßen seien. Es war eben nicht die Art des Philosophen, rasch zuzugreifen, und gerade seine methodologische Bedenklichkeit hielt ihn davon ab, rein empirischen Tatsachen eine entscheidende Bedeutung beizumessen.

Auch im Sinne einer Hypothese ist für Kant die organische Evolution nur als ein einmaliger, also der Vergangenheit angehöriger Vorgang diskutabel. Der moderne Gedanke an eine auch heute noch unter bestimmten Bedingungen sich vollziehende Variation der Arten lag ihm vollkommen fern. Denkbar erscheint ihm nur, daß auf der neugebildeten Erde ‚anfänglich Geschöpfe von minder-zweckmäßiger Form‘ entstanden, die durch andere, besser an die Lebensverhältnisse angepaßte, abgelöst worden sein können. Durch ‚Entwicklung‘ und ‚Auswicklung‘ seiner Teile veränderte sich vielleicht der Tierkörper. Aber nur eine Zeitlang konnte, nach Kant, diese Periode der organischen Veränderlichkeit gedauert haben: schließlich schränkte jedenfalls die Natur ‚ihre Geburten auf gewisse, fernerhin nicht ausartende‘ Spezies ein.<sup>279</sup> Einen breiteren Spielraum gesteht Kant dem Entwicklungsprinzip nicht zu, auch nicht in dieser hypothetischen Form.

Darum kann auch heute keine Rede sein von einem allgemeinen Variieren organischer Wesen durch zufällig erlittene Veränderungen, welche erblich geworden wären. Wo wir derlei zu beobachten meinen, handelt es sich nach Kant um nichts anderes als um ‚gelegentliche Entwicklung einer in der Spezies ursprünglich vorhandenen, zweckmäßigen

---

<sup>278</sup> „ . . . eine Verwandtschaft unter ihnen, da entweder eine Gattung aus der andern und alle aus einer einzigen Originalgattung oder etwa aus einem einzigen erzeugenden Mutterschoße entsprungen wären, würde auf Ideen führen, die aber so ungeheuer sind, daß die Vernunft vor ihnen zurückbebt“, heißt es in einer Rezension von Herders ‚Ideen‘ von der Deszendenzlehre (Kant, WW., Bd. VIII, p. 54).

<sup>279</sup> Kant, U., § 80, p. 419.



Anlage zur Selbsterhaltung der Art'.<sup>280</sup> — Das bedeutet also eigentlich — Rückkehr zu der sonst verworfenen Lehre von der P r ä f o r m a t i o n ! Aber Kant hält sich doch für berechtigt hiezu, und zwar auf Basis seiner panteleologischen Auffassung: die ‚durchgängige innere Zweckmäßigkeit eines organischen Wesens‘ verwehrt ja jeder Eigenschaft den Eingang in das betreffende organische System, die nicht bereits ursprünglich mit ihm der Anlage nach verbunden war. Sonst könnte ja der Zweckkomplex böse Störungen erfahren! Und auch heuristisch scheint ihm ein solches Vorgehen bedenklich: ‚Denn wenn man von diesem Princip abgeht, so kann man nicht mit Sicherheit wissen, ob nicht m e h r e r e Stücke der jetzt an einer Species anzutreffenden Form ebenso zufälligen, zwecklosen Ursprungs sein mögen.<sup>281</sup> Schließlich wäre das Prinzip überhaupt erschüttert! — Also auch hypothetisch formuliert hätte die Lehre von der Wandlung der Arten, nach Kant, jedenfalls nur eine einmalige, retrospektive Geltung!

Aber Kant hält auch für diese einmalige Entstehung oder Umwandlung der organischen Formen (wenigstens in der ‚Urtheilskraft‘) den Beweis n i c h t für erbracht. ‚Diese Evolution wäre wohl a priori möglich — allein die Erfahrung zeigt davon kein Beispiel.‘ Alle ‚Zeugung‘, die wir empirisch beobachten können, ist nicht ‚generatio heteronyma‘ — das wäre die Umwandlung der Arten —, sondern das Erzeugte ist stets durchaus gleichartig mit dem Erzeuger: ‚generatio homonyma‘!

Wenn Kant aber auch hier die Entwicklungslehre zugunsten einer mehr oder minder präformationistisch gefärbten Lehrmeinung von der K o n s t a n z der Arten letzten Endes ablehnt,<sup>282</sup> so hat er doch sowohl in der ‚Urtheilskraft‘ wie in der ‚Physischen Geographie‘ und in seinen drei Aufsätzen zur Rassenlehre diese Anschauung mit so viel empirischem Material ausgebaut, daß man manchmal nur mit

<sup>280</sup> U., ibid.

<sup>281</sup> U., p. 420.

<sup>282</sup> Hierüber orientiert kurz, aber durchaus zutreffend, der Aufsatz von J. Brock, Die Stellung Kants zur Descendenztheorie (in: Biologisches Centralblatt, Bd. VIII, Jahrg. 1889, bes. p. 647).



Mühe an dem Gedanken festhalten kann, all diese Arbeit gelte nur einer als unrichtig aufgegebenen Hypothese.<sup>283</sup>

Dieses empirische Material, dem es allerdings an einer knappen und festen Zusammenfassung gebricht, enthält zweifellos schon fast alle die Elemente, die wir heutigentags als essentiell in die Lehre von der Entwicklung eingehen lassen. Variation und Anpassung; Herleitung der beobachteten Gegenwartsformen aus älteren und einfacheren Stammformen; die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften und das Selektionsproblem . . . all das hat bereits Kant gelegentlich mit großer Schärfe abgehandelt.

So ist es nicht weiter verwunderlich, daß die empirischen Voraussetzungen, auf welche sich für Kant die Deszendenzlehre hypothetisch gründen ließe, wenigstens zum Teile mit modernen Gedankengängen zusammenfallen.

Einen solchen gemeinsamen Ausgangspunkt bedeutet vor allem die Stellung, welche Kant der vergleichenden Anatomie und der heute als Paläontologie bezeichneten Disziplin einräumt. (Gerade hier wird aber zugleich die Beziehung zum biologischen Weltbild des 18. Jahrhunderts besonders deutlich, in welchem der Ruf nach ‚mehr Anatomie!‘, wie gezeigt worden ist, immer kräftiger erscholl: vgl. III, 1.) In diesem Sinne also hält es der Philosoph für aussichtsvoll, ‚vermittelt einer c o m p a r a t i v e n A n a t o m i e die große Schöpfung organisierter Naturen durchzugehen‘. Er weist die Forscher hin auf die ‚Übereinkunft so vieler Tiergattungen nach einem gewissen

<sup>283</sup> Eine interessante Erklärung für Kants ablehnende Haltung gegenüber der Deszendenzlehre gibt Benno E r d m a n n, Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien (in: Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1915), p. 209: ‚Auch diese unzweideutige Ablehnung des Gedankens einer mechanisch-kausalen Entwicklung der Organismen hat ihren letzten Grund in dem Gegensatz, den Kant zwischen der Rezeptivität und der Spontaneität voraussetzt. Die Rezeptivität kann sich nie in Spontaneität umwandeln, und die Spontaneität schließt jede Entwicklung innerhalb ihrer eigenen Grenzen aus, wie für das einzelne Subjekt, so für das Menschengeschlecht.‘ — Vgl. ferner R i e h l, Kritizismus, Bd. I, p. 290.



gemeinsamen Schema. das nicht allein von ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Teile zum Grunde zu liegen scheint'. Und er ergänzt diesen Appell an den Anatomen durch einen Appell an den Paläontologen oder, wie er selbst sagt, an den ,Archäologen der Natur', welcher versuchen möge, ,aus den übrig gebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen . . . jene große Familie von Geschöpfen . . . entspringen zu lassen.'<sup>284</sup>

Ein anderer Gesichtspunkt, der eine Verwertung zugunsten der Evolutionslehre zuließe, scheint sich für Kant aus dem Erfahrungsbereich der Tierzucht ergeben zu haben. In diesem Sinne bemerkt er in der ,Physischen Geographie', daß Esel und Pferde aus einem Stamm herühren und daß das ,wilde Pferd' das Stammpferd sei, weil es lange Ohren habe. Ähnlich verhalte es sich mit Schaf und Ziege. Ja auch mit dem Wein:<sup>285</sup> dies alles Gedanken, die durchaus im Sinne der Entwicklungslehre interpretiert werden können, wenn der Philosoph sie auch, durch einen gewissen Präformationismus beengt, im Grunde genommen nicht so zu interpretieren wagt.

Aus derselben Domäne der Empirie stammt die gelegentliche Bemerkung Kants, die Rehe seien ,gleichsam ein Zwergengeschlecht von Hirschen mit kürzerem Geweihe'<sup>286</sup> — womit eigentlich die Auffassung der letzteren Tierspezies als Varietät der ersteren empfohlen wird. Deszendenztheoretisch klingt auch seine These, daß der ,Schäferhund' als ,Stammhund' angesehen werden müsse, die nur freilich durch die gewaltige Kluft, welche nach des Philosophen Meinung den Wandlungsprozeß durch die willkürliche Domestikation vom menschlich\*unbeeinflußten Naturprozeß trennt, erheblich entwertet wird.<sup>287</sup>

Angedeutet ist auch die Rolle des tiergeographischen Moments für das Problem der Variation: ,Ein Eich-

<sup>284</sup> Kant, U., § 80, p. 419.

<sup>285</sup> Kant, Vorlesungen über physische Geographie, herausgegeben von Friedrich Theodor Rink (Ausgabe von Rosenkranz und Schubert), Bd. VI, p. 428.

<sup>286</sup> Op. cit., p. 628.

<sup>287</sup> Op. cit., p. 638.



hörnchen, das hier braun war, wird in Sibirien grau. Ein europäischer Hund wird in Guinea umgestaltet und kahl, samt seiner Nachkommenschaft.<sup>288</sup> Vorwiegend klimatologische Faktoren sind es auch, welche nach der Meinung Kants die ‚Einartung‘ der schwarzen Körperfarbe in heißen Ländern bewirken,<sup>289</sup> die dem Menschen der Eiszone kleine Statur, spärlichen Bartwuchs, flache Gesichtsbildung verleihen<sup>290</sup> und die Bäume in der heißeren Zone ‚von schwererem Holze, höher und von kräftigerem Safte‘ werden lassen, die ‚nördlichen‘ aber ‚lockerer, niedriger und ohnmächtiger‘ machen.<sup>291</sup> — Auch durchgreifende morphologische Wandlungen, wie sie Kant hypothetisch beim Übergang der ‚Wassertiere‘ über die Variation der ‚Sumpftiere‘ zur festen Spezies der ‚Landtiere‘ für möglich hält, ließe sich nach demselben Schema durch Hinweis auf die Rolle des Mediums, als Effekt dieses Mediums, allenfalls verstehen.<sup>292</sup>

All diese Tatsachen, die in Kants Rassenlehre nach der Richtung des Vererbungs- und Selektionsproblems noch mit besonderer Sorgfalt ausgebaut sind — von dieser wird bald zu sprechen sein —, scheinen, wie gesagt, eine organische Evolutionstheorie durchaus nahezulegen. Dies um so mehr, als zwei allgemeine Gesichtspunkte bei Kant sich noch dem Evolutionsgedanken als Stütze und Hilfe anbieten.

Der eine dieser Punkte liegt dort, wo Kants naturphilosophisches Denken die Bahn des Hylozoismus berührt: in jenen spärlichen, aber um so interessanteren Bemerkungen also, welche einer kosmoorganischen Auffassung des gesamten Naturgeschehens Raum zu geben scheinen. Kant erwägt da den Gedanken ‚einer belebten Materie und der gesamten Natur als eines Thiers‘;<sup>293</sup> und er läßt den ‚Mutterschooß der Erde‘ ‚Geschöpfe auf Geschöpfe gebären‘, ‚gleichsam als ein großes Thier‘ — bis diese

<sup>288</sup> Op. cit., p. 618.

<sup>289</sup> Op. cit., p. 613.

<sup>290</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen der Menschen überhaupt, WW., Bd. II, p. 436 f.

<sup>291</sup> Kant, Physische Geographie, p. 617.

<sup>292</sup> Kant, U., § 80, p. 419.

<sup>293</sup> Kant, U., § 73, p. 394.



‚Gebärmutter‘, ‚erstarrt‘, sich ‚verknöchert‘ und nur mehr feste Formen hervorbringt.<sup>294</sup> — Kant kommt mit dieser Formulierung gewissen Richtungen namentlich in der französischen Naturphilosophie seiner Zeit überraschend nahe, die gerade die organische Struktur des Kosmos teils halb intuitiv vorausnahmen, teils empirisch nachzuprüfen suchten (vgl. III, p. 95 f.). Es ist einleuchtend, daß auch hier ein — noch dazu überaus bequemer — Weg für die Deszendenzlehre offen stand: wenn die ganze Natur ein einziges Tier ist, so ist die Verwandtschaft der Arten, als Nachkommen dieses Tiers, eine kaum abzuweisende Folgerung! Aber Kant hat diesen kosmoorganischen Gedanken nicht weiter verfolgt und sich so vielleicht von der Idee der Artenverwandtschaft wieder allzu eilig entfernt, ist aber dafür einem ganzen Gestrüpp wüstphantastischen, sogar bis in die klassifikatorische Systematik sich hinauf frankenden Irrwahns entronnen, der in der nachfolgenden spekulativen Denkergeneration aufs üppigste gedeiht.<sup>295</sup>

Der zweite Gesichtspunkt, der es Kant gestattet hätte, eine Evolution der Arten theoretisch zu vertreten, ergibt sich aus den methodologischen Ausführungen eines Kapitels in der ‚Vernunftkritik‘. (Im ‚Anhang zur

<sup>294</sup> Kant, U., § 80, p. 419.

<sup>295</sup> Welche intellektuelle Verwüstungen die These von der ‚gesamten Natur als eines Tieres‘ anzurichten vermag, zeigen uns z. B. die zoologischen Spekulationen Oken's, der eben diesen Begriff in den Mittelpunkt seines Systems stellt. Da ergeben sich etwa folgende Lehrsätze: ‚Die selbständigen Thiere sind nur Theile des großen Thiers, welches das Thierreich ist.‘ — ‚Das Thierreich ist nur ein Thier, das heißt die Darstellung der Thierheit mit allen ihren Organen, jedes für sich ein Ganzes.‘ — ‚Ein einzelnes Thier entsteht, wenn ein einzelnes Organ sich von dem allgemeinen Thierleib ablöst und dennoch die wesentlichen Tierverrichtungen ausübt.‘ — ‚Das Thierreich ist nur das zerstückelte höchste Thier — Mensch.‘ (Oken, Lehrbuch der Naturphilosophie, 2. Aufl., Jena 1831, p. 398.) — Vgl. auch das bei Carus, Geschichte der Zoologie, p. 673 über Goldfuß und Burmeister Gesagte! — Eine ähnliche Anschauung von der Erde vertrat später auch der Geograph Karl Ritter: vgl. darüber Emil Hözel, Das geographische Individuum bei Karl Ritter und seine Bedeutung für den Begriff des Naturgebietes und der Naturgrenze. (In: Geographische Zeitschrift, Jahrg. II, 1896, bes. p. 384.)



transcendentalen Dialektik': ,Von dem regulativen Gebrauch der Ideen der reinen Vernunft.')

Hier wird das Artenproblem in einer Weise gefaßt, die der Entwicklungsidee, beziehungsweise der Deszendenztheorie durchaus entgegenkommt. Diesen schönen und bedeutenden Gedankenreihen Kants sollen hier nur die Elemente entnommen werden, welche für dieses Segment seiner Philosophie des Organischen in Betracht kommen.

An dieser Stelle sucht Kant nichts Geringeres zu geben als eine Begründung der Klassifikation und Systematik der Naturdinge. Im Rahmen seines transzendentalen Denkens bedeutet das aber: Analyse des Verhältnisses zwischen Gattung und Art, beide Begriffe nicht bloß im biologischen Sinne genommen. Diese Grundfrage aller naturwissenschaftlichen Methodologie also soll hier gelöst werden.

Kant läßt bei unserem Bemühen um die rationale Bewältigung der Naturformen drei logische Prinzipien wirksam werden: das Prinzip der Identität — der Gleichartigkeit im Mannigfaltigen als Prinzip der Gattung; das Prinzip der Varietät — die Unterschiedlichkeit bei den niederen Arten; schließlich das der Affinität, welches den kontinuierlichen Übergang von einer jeden Art zur anderen gebietet. Für diese drei Prinzipien hat er auch die Ausdrücke der Homogenität, der Spezifikation und der Kontinuität der Formen, letzteres die Vereinigung der beiden ersteren.

Die methodologische Folgerung, welche sich daraus für alle klassifikatorischen und systematischen Versuche, für den ganzen ,systematischen Zusammenhang der Idee' ergibt, hat natürlich ganz besonders für die organischen Naturwissenschaften Geltung. Im Grunde genommen ist es eine doppelte Konsequenz, die je nach der Lage der Dinge positiv oder negativ formuliert werden kann.

Negativ enthält sie den Grundsatz: ,non datur vacuum formarum', das heißt, ,es gibt nicht verschiedene ursprüngliche und erste Gattungen, die gleichsam isolirt . . . wären, sondern alle mannigfaltigen Gattungen



sind nur Abtheilungen einer einzigen, obersten und allgemeinen Gattung'.<sup>296</sup>

Positiv formuliert aber verkündigt sie das methodologische Postulat: *„datur continuum formarum“*, das will besagen, *„alle Verschiedenheiten der Arten grenzen aneinander und erlauben keinen Übergang zueinander durch einen Sprung, sondern nur durch alle kleinere Grade des Unterschieds“*, oder *„...es sind immer noch Zwischenarten möglich, deren Unterschied von der ersten und zweiten (Art) kleiner ist als ihr Unterschied voneinander“*.<sup>297</sup>

Statt der zweiten Formel aber läßt sich auch der von Kant im Vorbeigehen geprägte, für die Entwicklungstheorie unendlich bedeutsame Satz aufstellen, der recht eigentlich nichts anderes ist als eine Paraphrase des Deszendenzbegriffes: *„...alsdann sind alle Mannigfaltigkeiten untereinander verwandt, weil sie insgesamt durch alle Grade der erweiterten Bestimmung von einer einzigen obersten Gattung abstammen.“*<sup>298</sup> So gelangt Kant hier auf dem Pfade rein methodologischer Reflexion zur Evolutionslehre, wenn dieselbe für ihn auch nur die Dignität eines allgemeinen, naturwissenschaftlichen Postulats besitzt!

Denn das macht ja den immerhin sehr beträchtlichen Unterschied aus zwischen Kants *„continuum formarum“* und der *„scala naturae“*, die, wie gezeigt wurde, eine so führende Rolle im Weltbilde des 18. Jahrhunderts gespielt und unsere Philosophen sicherlich kräftig angeregt hat: Kant nimmt den Begriff nicht naiv und dogmatisch wie die meisten Philosophen seiner Zeit, sondern erkenntnistheoretisch, beziehungsweise kritisch. Die *„Kontinuität der Formen“* ist, meint er, doch *„eine bloße Idee, der ein kongruierender Gegenstand in der Erfahrung gar nicht angewiesen werden kann“*.<sup>299</sup> Sie ist bloß subjektiver Grundsatz, regulativer Grundsatz, *Maxime der Vernunft*: denn in der empirischen Natur selbst sind die *„vermeintlich kleinen Unterschiede ... gemeiniglich weite Klüfte“* und dieses Prin-

<sup>296</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, Bd. II, p. 512.

<sup>297</sup> Ibid.

<sup>298</sup> Op. cit., p. 511.

<sup>299</sup> Op. cit., p. 513.



zip verrät uns ,nicht das geringste Merkmal der Affinität‘. ,Dagegen ist die Methode, nach einem solchen Princip Ordnung in der Natur aufzusuchen, und die Maxime, eine solche, obzwar unbestimmt wo und wie weit, in einer Natur überhaupt als gegründet anzusehen, allerdings ein rechtmäßiges und treffliches regulatives Princip der Vernunft.<sup>300</sup>

So wird bei Kant der Entwicklungsgedanke, ohne den Rang einer biologischen Realität zu erhalten, zu einer naturwissenschaftlichen Teilmethode, die natürlich auch ihr methodologisches Gegenstück besitzt: dem Denken und Forscher unter dem Gesichtswinkel der mannigfaltigsten Einheit nach dem Prinzip der ,Aggregation‘, wie Kant sagt, steht gegenüber ein Denken und Forschen unter dem Gesichtswinkel der Mannigfaltigkeit (nach dem Prinzip der ,Spezifikation‘). Es sind gleichberechtigte Maximen, hervorgeholt und gebraucht je nach dem Denktyp des betreffenden Forschers — wie wir es heute wohl bezeichnen würden. Die Worte aber, mit denen Kant letzteren Gedanken Ausdruck verleiht, dürfen wohl noch heute als recht glückliche Umschreibung dieser Verhältnisse gelten, die freilich noch über das Problem der Evolutionslehre hinausreichen: ,Wenn ich einsehende Männer miteinander wegen der Charakteristik der Menschen, der Tiere oder Pflanzen, ja selbst der Körper des Mineralreiches im Streite sehe,‘ meint er,<sup>301</sup> ,da die einen z. B. besondere und in der Abstammung gegründete Volkscharaktere, oder auch entschiedene und erbliche Unterschiede der Familien, Racen usw. annehmen, andere dagegen ihren Sinn darauf setzen, dass die Natur in diesem Stücke ganz und gar einerlei Anlagen gemacht habe, und aller Unterschied nur auf äußeren Zufälligkeiten beruhe, so‘ — schließt Kant — . . . ,ist (es) nichts anderes als das zwiefache Interesse der Vernunft, davon dieser Theil das eine, jener das andere zu Herzen nimmt, . . . mithin die Verschiedenheiten der Maximen der Naturmannigfaltigkeit, oder der Natureinheit.<sup>302</sup>

<sup>300</sup> Op. cit., p. 518.

<sup>301</sup> Op. cit., p. 517 f.

<sup>302</sup> Die Stellung Kants zum Evolutionismus haben in letzter Zeit gut und eingehend analysiert: F. Pinski, Die Descendenztheorie in der Ge-



f) **Kants Rassentheorie.**

Mit Kants Stellung zum Entwicklungsgedanken hängen auch ziemlich enge die Anschauungen zusammen, die sich der Philosoph über **Wesen und Grenzen der menschlichen Rassen** gebildet hat. Auch hier wird dem methodologischen Moment ein weiterer Spielraum eingeräumt. Zugleich tritt der Rückschlag gegenüber der — prinzipiell aufgegebenen — Präformationslehre noch wesentlich stärker hervor.

Kant hat also seine ganzen, rassentheoretischen Untersuchungen, welchen er drei spezielle Abhandlungen widmete,<sup>303</sup> wesentlich unter dem Zeichen der **Methodologie** angestellt. Bezeichnend genug heißt es in einem dieser Aufsätze, der gegen den Empiriker J. G. A. Forster polemisiert,

---

genwart und ihre Begründung durch Kant (in: Altpreußische Monatsschrift, Bd. 44, 1907, bes. p. 360 ff.) und Paul Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte, Berlin 1911, Kap. II. — Beide Autoren zeigen nur die Tendenz, Kants Gedanken etwas zu sehr durch das Prisma moderner Anschauungen zu betrachten.

<sup>303</sup> Die erste dieser drei Abhandlungen, welche den Titel trägt: ‚Von den verschiedenen Racen der Menschen‘, erschien im Jahre 1775. Die zweite, ‚Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace‘, kam 1785 heraus. Die dritte, dem Wesen nach eine Replik auf die kritischen Bedenken, welche der Reisende Johann Georg Adam Forster — der jüngere Sohn Johann Heinrich Forsters — im ‚Teutschen Merkur‘ gegen diese Gedankengänge geäußert hatte, erschien in derselben Zeitschrift, Jänner und Februar 1788, mit dem Titel ‚Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie‘. — Auf die Ausbildung von Kants rassentheoretischen Anschauungen dürfte neben Linné und Buffon Blumenbachs Inauguraldissertation ‚De generis humani varietate nativa‘, Göttingen 1775, beträchtlichen Einfluß gehabt haben, ebenso wie S. Th. Sömmers Abhandlung ‚Über die körperliche Verschiedenheit des Negers von den Europäern‘ (1785). Auch die zeitgenössische Reiseliteratur wurde von Kant ausgiebig benützt. — — Über Kants Rassenphilosophie unterrichtet die sorgfältige kleine Schrift von Theodor Elsenhans ‚Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung‘, Leipzig 1904. — — Ein Widerhall von Kants Ansichten über das Rassenproblem erklingt im 18. Jahrhundert aus dem umfänglichen Werke des Göttinger Arztes Christoph Girtanner ‚Über das Kantsche Prinzip für die Naturgeschichte‘, Göttingen 1796, vgl. bes. p. 35 u. 39.



siert,<sup>304</sup> daß durch bloß empirisches Herumtappen ohne ein leitendes Prinzip . . . nichts Zweckmäßiges werde gefunden werden: er ,dankt‘ ,für den bloß empirischen Reisenden und seine Erzählung‘.<sup>305</sup> So wird ihm der methodologische Gesichtswinkel zum Denkreiz, in prinzipieller Auseinandersetzung die Naturwissenschaften, je nach ihrer Methode, in zwei scharf getrennte Gebiete zu scheiden, beziehungsweise die Natursysteme in völlig disparate Gebilde zu zerspalten: die *Naturbeschreibung* setzt er der *Naturgeschichte* entgegen, das *künstliche* System kontrastiert mit dem *natürlichen* System. — Die Naturbeschreibung im Sinne Kants ist logisch-artifizuell, etwas Schulmäßiges, betrifft das äußerlich-räumliche Nebeneinander und ignoriert den Gedanken der natürlichen Entwicklung. Die Naturgeschichte dagegen zielt auf das zeitliche Nacheinander und sucht die natürliche Genealogie auf den reinsten Ausdruck zu bringen. Oder mit des Philosophen eigenen Worten: ,Die *Naturgeschichte*, woran es uns fast noch gänzlich fehlt, würde uns die Veränderung der Erdgestalt, in gleichen die der Erdgeschöpfe . . . lehren. Sie würde vermutlich eine große Menge scheinbar verschiedene Arten zu Rassen eben derselben Gattung zurückführen und das jetzt so weitläufige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln.‘<sup>306</sup>

An einer anderen Stelle definiert Kant seinen neuen Begriff, indem er sagt, nur der ,Zusammenhang gewisser jetziger Beschaffenheiten der Naturdinge mit ihren Ursachen in der älteren Zeit nach Wirkungsgesetzen, die wir nicht erdichten, sondern aus den Kräften der Natur, wie sie sich jetzt darbietet, ableiten . . . das wäre Naturgeschichte‘.<sup>307</sup>

<sup>304</sup> Forsters Anschauungen waren enthalten in zwei Aufsätzen des ,Teutschen Merkur‘, Oktober und November 1786, p. 57 ff., 150 ff., unter dem Titel ,Noch etwas über die Menschenrassen‘.

<sup>305</sup> Kant, Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie, WW., Bd. VIII, p. 161.

<sup>306</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen der Menschen, WW., Bd. II, p. 434, Anmerkung.

<sup>307</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 161 f. — Vgl. auch seine Vorlesungen über physische Geographie, p. 427 f.



Es ist also der Gegensatz zwischen dem natürlichen Werden, beziehungsweise Gewordensein und dem künstlichen Einteilen, den Kant immer wieder aufs schärfste betont: „Die Schuleinteilung geht auf Klassen, welche nach Ähnlichkeiten, die Natureinteilung aber auf Stämme, welche die Tiere nach Verwandtschaften in Anlehnung der Erzeugung einteilt.“<sup>308</sup> In immer neuen Wendungen umschreibt und charakterisiert er den Gegenstand dieser getrennten Wissenschaften und Methoden: bald spricht er von ‚Naturgattung‘ und ‚Schulgattung‘ — species ‚naturalis‘ und ‚artificialis‘,<sup>309</sup> bald von ‚Nominalgattung‘ und ‚Realgattung‘<sup>310</sup>. Oder er verwendet die Ausdrücke ‚Physiogenie‘ und ‚Physiographie‘, um einmal den Gedanken der natürlichen Entwicklung, einmal den der artifiziellen Beschreibung zu formulieren, der ‚physischen Absonderung‘ gegenüber der bloß ‚logischen Absonderung‘.<sup>311</sup>

Das Resultat dieser Distinktionen und Entgegensetzungen aber ist das Feststellen eines tiefen, methodologischen Unterschiedes zwischen dem Begriff der ‚Art‘ und dem der ‚Rasse‘: nur unter dem Gesichtswinkel der Naturbeschreibung stößt man auf den Artbegriff; im Bereich der genetisch verfahrenen Naturgeschichte gibt es lediglich stammgleiche Rassen. Oder mit Kants Worten: ‚Art und Gattung sind in der Naturgeschichte (in der es nur um die Erzeugung und das Abstammen zu tun ist) an sich nicht unterschieden. In der Naturbeschreibung, da es bloß auf Vergleichung der Merkmale ankommt, findet dieser Unterschied allein statt. Was hier Art heißt, muß dort öfters nur Rasse genannt werden.‘<sup>312</sup>

Damit ist also Kants Rassebegriff bereits einigermaßen umrissen. Denn es ist damit schon gesagt, auf welchem Gebiet theoretischer Naturerforschung der Begriff der Rasse zu suchen ist und wo nicht. „Daß dieses Wort nicht in der Naturbeschreibung . . . vorkommt, kann ihn (den Beobachter) nicht

<sup>308</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen etc., p. 429.

<sup>309</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 178.

<sup>310</sup> Kant, Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace, WW., Bd. 8, p. 102.

<sup>311</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 163.

<sup>312</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 100, Anm.



abhalten, es in Absicht auf die Naturgeschichte nötig zu finden.<sup>313</sup> Entstehung und Geltung des Rassenbegriffes liegen also immer nur auf dem Gebiete der Naturgeschichte in dem vorher angegebenen Sinne.

Etwas näher zu bestimmen bleibt aber noch der Inhalt dieses Begriffes. Auch er läßt sich bereits halb aus der methodologischen Prämisse erschließen. Danach ist Rasse der ‚Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist‘.<sup>314</sup> Die Klasse muß stets ‚anarten‘, sie muß auch bei allen Verpflanzungen in andere Gegenden sich beständig erhalten.<sup>315</sup> Ihr Gegenspiel bildet im Rahmen der Kantschen Rassentheorie die ‚Varietät‘, die dadurch gekennzeichnet ist, daß ihre Merkmale sich nicht unausbleiblich fortpflanzen oder doch nur bisweilen fortpflanzen.<sup>316</sup> Durch diese beiden Worte hat Kant seinen Rassenbegriff bereits ziemlich scharf umschrieben.

Aber die bisher gewonnenen Einsichten lassen sich auch noch als positives Kriterium des Rassencharakters verwerten und formulieren: so ergibt sich, wie Kant sich ausdrückt, das ‚Gesetz der notwendig halbschlächtigen Zeugung‘,<sup>317</sup> das heißt, verschiedene Rassen liefern bei der Kreuzung immer einen Mittelschlag. Kommt dieser nicht zustande, so bilden die betreffenden Individuen eben nur Spielarten einer und derselben Rasse, wie zum Beispiel die Blonden und Brünetten bei der weißen Rasse. Jede Rasse aber bleibt in sich konstant.

— Es ist von hohem Interesse, den Grund kennen zu lernen, der Kant zu der so vertretenen Ansicht von der Unveränderlichkeit der eigentlichen Rassenmerkmale gedrängt zu haben scheint. Es ist wieder ein methodologischer. In seinem Aufsatz ‚Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace‘ spricht er ihn ziemlich unumwunden aus. Hier beklagt er die ‚Dunkelheit der Erkenntnisquelle‘ in Bezug auf das Vererbungsproblem bei Menschen und Tieren. Er selbst sehe

<sup>313</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 163.

<sup>314</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 100.

<sup>315</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen etc., p. 430.

<sup>316</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 165.

<sup>317</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 95.



in solchen Fällen ‚nur auf die besondere Vernunftmaxime‘ und folge ihr, ohne sich an ‚vorgebliche Facta‘ zu kehren. Ein solcher Leitfaden ist ihm nun die Annahme, ‚daß in der ganzen organischen Natur bei allen Veränderungen einzelner Geschöpfe die Spezies derselben sich unverändert erhalten‘. Ihr gemäß leugnet er jede Möglichkeit, ‚das uranfängliche Modell der Natur umzuformen‘, ‚Abänderungen in dem Original der Gattungen oder Arten zu bewirken‘. Er befürchtet, die Schranken der vernünftigen Naturerklärung könnten durch die Annahme auch nur eines einzigen solchen Falles ‚durchbrochen‘ werden, während auf der anderen Seite — man liest es heute fast mit leisem Lächeln — ‚alle dergleichen abenteuerliche Eräugnisse . . . ohnedies gar kein Experiment verstatten‘, sondern nur durch Aufhaschung zufälliger Wahrnehmungen bewiesen sein wollen. Wie man sieht, war auch hier Kants empirische Zurückhaltung, methodologische Denksucht bestimmend für seine Stellung zu einer naturwissenschaftlichen Theorie.

Den vorangegangenen Lehren entnimmt Kant dann das Einteilungsprinzip für sein rassentheoretisches System. Er findet es in dem Merkmal der Hautfarbe — dem Weiß, Schwarz, Gelb oder Rot der menschlichen Haut. Der Grund für seine Wahl ist, ‚daß jene vier Farbenunterschiede die einzigen sind, die unausbleiblich anarten‘.<sup>318</sup> Übrigens scheint auch eine teleologische Erwägung nicht ganz ohne Einfluß gewesen zu sein: Kant meinte nämlich in der Haut, dem ‚großen Absonderungswerkzeug‘, wie er sie nennt, ‚eine ganz ausgezeichnete Natureinrichtung‘, also doch etwas im engsten Sinn Teleologisches erblicken zu dürfen.<sup>319</sup> Es lag also für ihn nahe, gerade jenen von der Natur gespendeten Anpassungsapparat der Menschen an ihre Umwelt als Einteilungsmoment aufzugreifen. Die feineren Einzelheiten dieser Hautfarbenlehre können hier wohl unberücksichtigt bleiben.

Mit all dem Früheren hängt auch Kants *monophyletische* Anthropologie zusammen. Diese Befugnis,

<sup>318</sup> Kant, op. cit., p. 98.

<sup>319</sup> Kant, op. cit., p. 103.



nur einen menschlichen Stamm anzunehmen, der an einem geographisch bestimmten Punkte zur Entstehung kam, leitet der Philosoph aus mehreren Erwägungen ab. Zunächst aus dem schon erwähnten ‚Gesetz der nothwendig halbschlächtigen Beugung‘, das ja, im Sinne Kants genommen, nur innerhalb monophyletischer Theorie Geltung haben kann. Dann aus einem teleologisch-präformationistischen Argument: der Mensch ist für alle Klimate bestimmt, kann das aber nur sein, wenn alle dafür nötigen Anlagen von je in einem Menschentyp vereinigt waren.<sup>320</sup> Den Schluß macht wieder eine methodologische Reflexion: es ist die ‚Ersparnis verschiedener Lokalschöpfungen‘,<sup>321</sup> welche ebenfalls in die Richtung der monophyletischen Auffassung weist, während die Ableitung des Menschengeschlechtes aus mehreren unabhängigen Stämmen Kant ein Plus an Denkanahmen zu fordern scheint.

Von dieser Entstehung der menschlichen Rasse hat Kant auch ein genaueres Schema zu entwerfen gesucht, von dem hier auch nur die Hauptpunkte berücksichtigt werden können.

Die Entstehung der organischen Rassen, speziell der Menschenrassen, denkt sich Kant durch zweierlei Faktoren bestimmt: durch *i n n e r e* und *ä u ß e r e*.<sup>322</sup>

Von überwiegender Bedeutung sind die *e r s t e r e n*. Er scheidet sie wieder in ‚*K e i m e*‘ und ‚*A n l a g e n*‘: ‚Die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Thieres) liegenden Gründe einer bestimmenden Auswicklung heißen, wenn diese Entwicklung besondere Theile betrifft, *K e i m e*; betrifft sie aber nur die Größe oder das Verhältniß der Theile untereinander, so nenne ich sie *n a t ü r l i c h e Anlagen*.‘<sup>323</sup> So enthält der Vogelkörper den *K e i m* zu einer neuen Federschicht für die Eventualität kälteren Klimas, während im Weizenkorn die *A n l a g e* liegen soll, sich gegen feuchte Kälte durch Ausbildung einer dickeren Haut zu schützen — eine wohl etwas unscharfe Distinktion! Jeden-

<sup>320</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 173.

<sup>321</sup> Kant, op. cit., p. 169.

<sup>322</sup> Kant macht diese Zweiteilung zwar nicht formell und expressis verbis, doch liegt sie seinen Gedankengängen offensichtlich zugrunde.

<sup>323</sup> Kant, Von den verschieden Racen etc., p. 434.



falls sind beide Gruppen von Faktoren ziemlich im Sinne der alten Präformationslehre gedacht. Der menschliche Stamm birgt in sich ,gewisse ursprüngliche . . . auf die jetzt vorhandenen Rassenunterschiede ganz eigentlich angelegte Keime',<sup>324</sup> die zweckmäßig eingepflanzt sind.

Dadurch ist dann die Bedeutung, welche der z w e i t e n Gruppe, den ä u ß e r e n Faktoren zugestanden werden kann, eigentlich schon bestimmt. Bei der Entstehung und Entwicklung der Rassen spielen sie lediglich die Rolle von G e l e g e n h e i t s u r s a c h e n. Neue organische Formen, die nicht schon ,vorgebildet', also nur ,gelegentliche Auswickelungen' wären, können sie nicht schaffen, der ,Zufall' oder — was für Kant dasselbe ist — die ,allgemeinen mechanischen Gesetze' vermögen das niemals zu bieten. Nie treten solche äußere Abänderungen in die Bahn der ,Erblichkeit' ein. ,Luft, Sonne und Nahrung können einen tierischen Körper in seinem Wachstume modificieren, aber diese Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen, die vermögend wäre, sich selbst auch ohne diese Ursache wieder hervorzubringen; sondern was sich fortpflanzen soll, muß in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorher bestimmt zu einer gelegentlichen Auswicklung den Umständen gemäß, darein das Geschöpf geraten kann und in welchem es sich beständig erhalten soll. Denn in die Zeugungskraft muß nichts dem Thiere Fremdes hinein kommen können, was vermögend wäre, das Geschöpf nach und nach von seiner ursprünglichen und wesentlichen Bestimmung zu entfernen und wahre Ausartungen hervorzubringen, die sich perpetuieren.'<sup>325</sup> — Nichtsdestoweniger scheint Kant den klimatischen Faktoren doch einen hervorragenden Einfluß auf die Ausbildung der Rasseeigentümlichkeiten — versteht sich: innerhalb des Rahmens der organischen Präformation — eingeräumt zu haben: denn er meint gleich darauf, daß sie auf die Zeugungskraft ,innigst einfließen und eine dauerhafte Ent-

<sup>324</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 101; vgl. auch ,Über den Gebrauch etc.', p. 170, und ,Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht', WW., Bd. VIII, p. 18.

<sup>325</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen etc., p. 435. — Vgl. auch ,Vorlesungen über physische Geographie', § 3, p. 613 f.



wicklung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können'; aber dieser Einfluß des Klimas ist zeitlich begrenzt: hat sich nämlich einmal unter Mitwirkung klimatischer Faktoren ein Rassentypus fest begründet, so kann dieser ,durch keine ferneren Einflüsse des Klima in eine andere Race verwandelt werden', er ,widersteht aller Umformung'.<sup>326</sup> Der klimatische Faktor ist dann für die Zukunft ausgeschaltet.<sup>327</sup>

Bei all dem darf nicht vergessen werden, daß es eine endgültige Lösung des menschlichen Rassen- und Deszendenzproblems im Rahmen der Kantschen Naturphilosophie eigentlich nicht gibt. Den Gedanken, daß etwa auch das Rätsel der biologischen ,Menschwerdung' — der ,Homination', wie K l a a t s c h ihn gelegentlich bezeichnet<sup>328</sup> — durch systematische Forschungsarbeit ergründbar wäre, hat der kritische Philosoph immer schroff abgelehnt. Der Grund dafür war d e r, daß ihm die Frage nach dem Ursprunge eines organischen Wesens an sich falsch gestellt schien. Es ist der teleologische Agnostizismus, der hier wieder wirksam wird. ,Ich meinerseits,' erklärt er, ,leite alle Organisation von organischen Wesen ab und spätere Formen . . . nach Gesetzen der allmählichen Entwicklung von ursprünglichen Anlagen.' Aber ,wie dieser S t a m m selbst entstanden sei, diese Aufgabe liegt gänzlich über die Grenzen aller dem Menschen möglichen Physik heraus'.<sup>329</sup> — Es ist das gewissermaßen Kants deszendenztheoretisches ,Ignorabimus'.

<sup>326</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen etc., p. 442.

<sup>327</sup> Im Zusammenhang dieser Ausführungen mag andeutungsweise erwähnt werden, daß Kant die Vererbung von Krankheiten für zwar gelegentlich, keineswegs aber immer eintreffend hielt: ,Keines von (den) unzählbaren erblichen Übeln ist unausbleiblich erblich' (Bestimmung etc., p. 94). — Anderswo erklärt er die Erblichkeit gewisser Krankheiten als Wirkung ,eines Ferments schädlicher Säfte, die sich durch Ansteckung fortpflanzen' (Von den verschiedenen Racen etc., p. 435). — — Die uns heute so geläufige Unterscheidung zwischen der ,anerzeugten' und der im eigentlichen Sinne ,vererbten' Krankheit läßt also Kant hier vermissen!

<sup>328</sup> Hermann K l a a t s c h, Die Stellung des Menschen im Naturganzen (im Sammelwerk: ,Die Abstammungslehre . . .', Jena 1911), p. 480.

<sup>329</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 179.



Im Gefüge dieser Rassentheorie finden sich schließlich einige gedankliche Wendungen, die enge Verwandtschaft mit der modernen Entwicklungslehre verraten, insoferne sie eine ihrer möglichen Ausbildungsformen, die *Selektionshypothese*, bereits ziemlich deutlich zum Ausdruck bringen.

Kant hat die Rolle der Selektion, sofern sie durch die *künstliche Tierzucht* erzielbar ist, nachdrücklich hervorgehoben. ‚Durch Kreuzung weißer Hühner erhält man schließlich eine feste, weiße Race, wenn man unter den vielen Küchlein, die von denselben Eltern geboren werden, nur die *aussucht*, die weiß sind, und sie zusammen thut, bekommt man endlich eine weiße Race, die nicht leicht anders ausschlägt.<sup>330</sup> Ähnlich sei es bei Pferden, Hunden, Schafen, Rindern.

Auch den Gedanken der künstlichen Selektion im Rahmen der menschlichen Rasse hat er erörtert, mit Hinweis auf die ‚*Meinung des Herrn von Maupertuis*‘. Wenn er auch diesen ‚Anschlag‘ nicht zu approbieren vermag, so gibt er doch die biologische Möglichkeit zu, durch ‚sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden endlich einen dauernden Familienschlag zu errichten.<sup>331</sup> Eugenik scheint ihm also wohl durchführbar, aber nicht erstrebenswert.

Eine interessante Anspielung auf eine bestimmte Seite des Selektionsgedankens macht Kant in einer Anmerkung seiner ‚*Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*‘. Er spricht da von dem Schreien des Kindes bei der Geburt und meint, das Schreien in dieser Situation hätte eigentlich das Leben des Neugeborenen stark gefährden müssen, weil der Lärm Raubtiere herbeilocken konnte. Und er zieht daraus den Schluß, daß der kindliche Geburtsschrei erst einer späteren Epoche angehöre, in welcher die menschliche Rasse bereits einigermaßen gesichert zu leben vermochte. Hier ist also wohl der Begriff des ‚*Kampfes ums Dasein*‘, wie wir noch heute nach dem Vorbilde Darwins diesen Tat-

<sup>330</sup> Kant, Vorlesungen etc., § 3, p. 614.

<sup>331</sup> Kant, Von den verschiedenen Racen etc., p. 431.



bestand zu nennen pflegen, bereits ziemlich klar zum Ausdruck gelangt.<sup>332</sup> Deutlicher ausgedrückt, findet sich diese Vorstellung aber eigentlich schon in einer vorkritischen Schrift Kants, im ‚Einzig möglichen Beweisgrund‘, wo der Philosoph den mächtigen Eindruck beschreibt, den die in einem Wassertropfen wimmelnden Organismen dem mikroskopisch gewaffneten Auge verschaffen: man sehe da ‚zahlreiche Tiergeschlechter in einem einzigen Wassertropfen, räuberische Arten, mit Werkzeugen des Verderbens ausgerüstet, die von noch mächtigeren Tyrannen dieser Wasservelt zerstört werden, indem sie geflissen sind, andere zu verfolgen; man sieht die Ränke, die Gewalt, die Scene des Aufruhrs in einem Tropfen Materie...‘ — eine Schilderung, die durchaus unter dem Gesichtswinkel des ‚Kampfes ums Dasein‘ abgefaßt ist.<sup>333</sup> Eine letzte scharfe Formulierung dieses Begriffes in seiner Bedeutung für die Philosophie des Organischen würden wir aber bei Kant vergebens suchen; nur in der Kulturphilosophie greift er wieder auf den Gedanken zurück.

**g) Die Frage nach der erstmaligen Entstehung des Organischen. (Das Problem der Urzeugung.)**

In seiner Philosophie des Organischen hatte Kant natürlich auch die Frage zu erledigen, wie die erstmalige Entstehung des Organischen überhaupt zu denken sei: er hatte Stellung zu nehmen zu dem Problem der ‚*generatio aequivoca*‘, der Urzeugung.

In den Ausführungen über das biologische Weltbild des 18. Jahrhunderts ist gesagt worden, daß die zeitgenössische Biologie sich dem Gedanken der spontanen Generation gegenüber nicht durchaus ablehnend verhalten hat. Freilich setzte bereits damals die zum Teil mit empirischen Argumenten geführte Kritik jener Anschauung ein (vgl. Kap. III a). Ihre Verbindung mit hylozoistischen Tendenzen diskreditierten sie überhaupt in den Augen mancher besonnenen Naturforscher.

<sup>332</sup> Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Ausgabe Rosenkranz, Bd. VIII, p. 26.

<sup>333</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., p. 117, Anm.



— Kant mußte seiner ganzen Mentalität nach die Lehre von der Urzeugung *a b l e h n e n*.

Schon in der ‚Naturgeschichte des Himmels‘, also schon in seiner *v o r k r i t i s c h e n* Periode, scheint ihm dieser Gedanke schlechthin unvollziehbar gewesen zu sein: sonst hätte er wohl nicht, in dem bekannten Ausspruch, der Verständlichkeit der Kosmogonie die prinzipielle Unverständlichkeit der Bio- oder Organo-Genesis entgegengesetzt!

Später bereitete seine *p a n t e l e o l o g i s c h e* Betrachtungsweise des Organischen dem Begriff einer *generatio spontanea* naturgemäß unüberwindliche Schwierigkeiten.

In der *v o r k r i t i s c h e n* Zeit empfindet Kant vielleicht nur erst ganz allgemein die starke Diskrepanz zwischen der anorganischen Weltentwicklung, welche die Newtonsche Physik zuläßt, und dem organischen Aufbau, der sie abweist. In diesem Sinne formuliert er damals (1763) den Satz, daß es ‚ungereimt sein würde, die erste Erzeugung einer Pflanze oder eines Thiers als eine mechanistische Nebenfolge aus allgemeinen Naturgesetzen zu betrachten‘.<sup>334</sup> Später gewinnt, aller mechanistischen Heuristik unbeschadet, die Überzeugung von der prinzipiellen Unvollziehbarkeit des abiogenetischen Gedankens bei ihm durchaus den Rang eines aprioristischen Theorems: die ersten Ursprünge der Pflanzen und Thiere werden angesehen als ‚Naturbegebenheiten, wohin keine menschliche Vernunft reicht‘,<sup>335</sup> — keine menschliche *V e r n u n f t*, nicht: keine menschliche *E m p i r i e*! Man sieht, daß hier bereits die Unlösbarkeit der Urzeugungsfrage der Beschaffenheit unserer Mentalität aufs Schuldkonto geschrieben wird. Es handelt sich nicht um derzeitige Unkenntnis gewisser Tatsachen, sondern um unser prinzipielles Unvermögen, diese Kenntnis jemals zu erwerben. Im Sinne Kants gesprochen, müßte die Annahme einer Urzeugung ja auch unter das perhorreszierte biologische System der ‚Casualität‘ fallen, von dem es heißt, es sei ‚so offenbar ungereimt, daß es uns nicht aufhalten darf‘.<sup>336</sup> Die ganzen Betrachtungen

<sup>334</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., p. 114.

<sup>335</sup> Kant, Über den Gebrauch etc., p. 161.

<sup>336</sup> Kant, U., § 72, p. 391; vgl. auch § 73, p. 394 und § 80, p. 419, Anm.



seiner transzendentalen Teleologie mußten ihm die gedankliche Möglichkeit einer generatio aequivoca letzten Endes durchaus verbieten.

Ungeachtet all dieser Bedenken hat Kant in seinem biologischen Weltbild eine doppelte Möglichkeit der Urzeugung, sagen wir vorsichtig: offen gelassen.

Die eine ergibt sich aus seiner Evolutionshypothese. In einer häufig zitierten Stelle, die gewöhnlich als Paradebeispiel für Kants evolutionistische Neigungen angeführt wird, stellt der Philosoph im Rahmen der allgemeinen Deszendenztheorie auch die generatio aequivoca als möglich oder gar wahrscheinlich hin. Die Analogie der organischen Formen nämlich eröffnet uns den Ausblick auf weitreichende morphologische Beziehungen vom Menschen bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten und endlich zu der niedrigsten, uns merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie.<sup>337</sup> Diese Verbindung zwischen einfachsten organischen Formen könnte aber eben nur durch Vorgänge, wie sie die Anhänger der Urzeugungslehre behaupten, hergestellt werden. So daß also hier Kant, mindestens die Möglichkeit und Denkbarekeit solcher Vorgänge einräumt, wenn auch immer im Rahmen einer letzten Endes aufgegebenen Hypothese. Einer weiteren Möglichkeit, wir Heutigen unbedingt unter der Rubrik ‚Urzeugung‘ subsumieren müßten, hat Kant in seiner ‚Philosophie des Organischen‘ Erwähnung getan. Er nahm als erwiesen an, daß gewisse einfache, parasitär auftretende Organismen — Maden, Schimmelpilze — auf eine Weise entstehen könnten, die ihre Auslösung aus der sonst ununterbrochen weiterfließenden Reihe organischer Formen nötig und ihre Ableitung aus rein physikalischen Prinzipien möglich macht. So entsteht die Made durch ‚freie Bildung‘, die in der zerfallenen organischen Materie auftritt, ‚wenn ihre Elemente durch Fäulniß in Freiheit gesetzt werden‘.<sup>338</sup> Die Entstehung des Schimmels aber folgt aus den ‚gemeinen Ge-

<sup>337</sup> Kant, U., p. 418 f.

<sup>338</sup> Kant, U., § 78, p. 411.



setzen der Sublimierung'.<sup>339</sup> — Die Art, sich solche Vorgänge zurechtzulegen, kommt aber durchaus der Denkweise nahe, welche die Vertreter der Urzeugung von jeher einschlugen, so daß der Schluß gezogen werden darf, Kant habe auch hier der Möglichkeit einer — noch heute fortwirkenden — *generatio aequivoca* ziemlich weitgehende Konzessionen gemacht.

#### h) Der Organismus und seine Umwelt.

Auch über das Verhältnis des Organismus zu seiner Umwelt, der belebten und unbelebten — also über diejenigen Tatsachengruppen, die man heute gewöhnlich unter dem Begriff der Ökologie zusammenfaßt —, findet sich bei Kant eine Reihe interessanter Bemerkungen.

In diesem Sinne meint er feststellen zu dürfen, daß ‚diese Gestalt der Oberfläche der Erde zur Entstehung und Erhaltung des Gewächs- und Thierreichs sehr nötig sei‘<sup>340</sup> — daß bereits eine Beziehung allgemeinsten Art zwischen dem Organischen und seiner Umgebung bestehe. Weiter hebt er hervor, daß die physikalischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft zur Respiration sämtlicher menschlich-tierischer Wesen, im besonderen zu der Saugtätigkeit der jugendlichen Individuen in bedeutsamen und festen Beziehungen stehen.<sup>341</sup> Ähnlich eingestellt ist seine ausführliche Erörterung über das Verhältnis der ‚Negerhaut‘ zu ihrer von ‚Phlogiston‘ geschwängerten Umgebung, die bereits bei der Skizzierung seiner Rassentheorie Erwähnung gefunden hat.<sup>342</sup> Andere Beispiele sind der Ökologie der Pflanzen entnommen: so gedenkt er der Rolle, welche das Mitführen losgerissener Erdpartikelchen durch die Flüsse für die Ausbreitung des Pflanzenwuchses an ihren Mündungen spielt, und weist speziell auf die Bedeutung der sandigen Meeresküsten für das Aufkommen aus-

<sup>339</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., p. 114, Anm.

<sup>340</sup> Kant, U., § 67, p. 377. — Vgl. auch seine ‚Allgemeine Naturgeschichte‘ etc., p. 225.

<sup>341</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., p. 97.

<sup>342</sup> Kant, Bestimmung etc., p. 103 f.



gedehnter Fichtenwälder hin.<sup>343</sup> All das Verhältnisse, zu deren Auffindung man im Sinne Kants freilich nur durch Ausnützung des Prinzips der ‚Teleologischen Maxime‘ gelangen könnte.

Ähnliche Beziehungen verbinden aber den Organismus auch mit seiner lebendigen Umwelt.

Hier war es namentlich das Problem der Ernährung mit dem daran geknüpften organischen Regulierungsproblem, welches Kants Interesse mächtig gefesselt haben muß.

Schon in der vorkritischen Schrift vom ‚Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes‘ weist er bewundernd hin auf das Verhältnis des Indianers zu seinem nahrungspendenden Kokosbaum.<sup>344</sup> Er sah darin wohl den idealen Fall eines ausgeglichenen nutritiven Verhältnisses. Später hat er die Rolle der Nahrung und den Kampf um die Nahrung häufig und mit Nachdruck hervorgehoben. So erscheint ihm das Leben des Kamels geknüpft an die ‚Salzkräuter der Wüste‘, die Existenz des Rentiers bedingt durch die nordischen Moose.<sup>345</sup> Aber auch Nahrungstiere werden eine Notwendigkeit für die Fleischfresser, denn es muß ‚grasfressende Tierarten‘ in Menge geben, wenn es Wölfe, Tiger und Löwen geben soll. So ergibt sich ihm die bedeutsame Frage nach dem Zusammenspiel all dieser verschiedenen Lebenseinheiten. Er denkt sie sich teleologisch gestaffelt (natürlich immer in dem Sinne, den seine transzendente Teleologie dafür festgelegt hat). So glaubt er sagen zu dürfen, daß das Pflanzenreich die Existenz der Pflanzenfresser möglich macht, das Fleisch der pflanzenverzehrenden Tiere wieder die Raubtiere, die schließlich der Mensch für die Zwecke seines Daseins braucht. Aber man kann auch die erhaltene Reihe umgekehrt durchlaufen und

<sup>343</sup> Kant, U., § 63, p. 367. — Vgl. auch Kants Abhandlung: ‚Die Frage, ob die Erde veralte, physikalisch erwogen‘, WW., Bd. 1, p. 210.

<sup>344</sup> Kant, Der einzig mögliche Beweisgrund etc., p. 132. — Das Beispiel vom Kokosbaum und dem Indianer hat Kant wahrscheinlich aus J. Ray, *L'existence et la sagesse de Dieu* (französ. Übersetzung), Utrecht 1714, p. 240.

<sup>345</sup> Kant, U., § 63, p. 368 f.



kann dann alles im Lichte *regulativer* Tendenzen betrachten. ‚Man könnte auch,‘ sagt Kant, ‚mit dem Ritter Linné den dem Scheine umgekehrten Weg gehen und sagen: Die gewächsfressenden Tiere sind da, um den üppigen Wuchs des Pflanzenreiches, wodurch viele Spezies derselben erstickt würden, zu mäßigen; die Raubtiere, um der Gefräßigkeit jener Grenzen zu setzen; endlich der Mensch, damit, indem er diese verfolgt und vermindert, ein gewisses Gleichgewicht unter den hervorbringenden und den zerstörenden Kräften der Natur gestiftet werde.<sup>346</sup> — In der Tat ist der hier von Kant eingenommene Standpunkt fast genau so bei Linné zu finden, der den ökologischen (oder wie er selbst sagt: ökonomischen) Gesichtswinkel bereits ziemlich scharf formuliert hat: ‚Imperantium causa quemadmodum Populi non sunt nati, sed subditorum ordini servando Imperantes constituti, ita Vegetabilium causa Animalia Phytiphaga, Phytiphagorum Carnivora et ex his maiora ob parva, Homo (qua animal in oeconomia naturae) ob maxima et singula, sese vero praecipue, saeva mercede conducta tyrannidem exercent, ut Proportio cum nitore Reipublicae naturae perennet.‘ Oder noch deutlicher gleich nachher: ‚Operationes incolarum praecipuae sunt: . . . 3. Detondere quotannis vegetabilia, ut renovetur annum theatrum; 4. Aequilibrium inter Species Animalium et Vegetabilium servare, ut proportio perennet.‘<sup>347</sup> — Es war dies eine Betrachtungsweise, die der Biologie des 18. Jahrhunderts durchaus geläufig war und die in den meisten ‚Gemälden‘ der organischen Natur mehr oder minder sorgfältig ausgeführt wurde: auf ganz ähnliche Schilderungen stößt man zum Beispiel bei *E s p e r*<sup>348</sup> oder in *B l u m e n b a c h s* vielbenütztem Handbuch;<sup>349</sup> auch diese beiden Autoren spekulieren über den verfügbaren und zu erhaltenden ‚Lebensraum‘ und das ausgleichende ‚Zusammenspiel der Lebenseinheiten‘. — Was Kant selbst anlangt, so steht in seiner Philosophie des

<sup>346</sup> Kant, U., § 82, p. 427.

<sup>347</sup> L i n n é, Systema naturae per regna tria naturae. Halae Magdeburgicae 1760, 10. Auflage, Tomus I, p. 10 f.

<sup>348</sup> E s p e r, op. cit., p. 90.

<sup>349</sup> B l u m e n b a c h, Handbuch der Naturgeschichte, 6. Aufl., 1799, pp. 53, 298, 304 ff., 404, 500 ff.



Organischen das zuletzt erwähnte Problem im Kapitel Ökologie (modern gesprochen!) ganz offenbar an erster Stelle. Mit der Analyse anderer Teilprobleme, die doch auch schon zu seiner Zeit allmählich zugänglich wurden, hält er sich nicht weiter auf. Kaum, daß er gewisse stationär gewordene Verhältnisse organischer Koexistenz mit wenigen Worten streift. So das Verhältnis der *Domestikation*,<sup>350</sup> der *parasitären* Lebensformen.<sup>351</sup> Aber gerade bei Behandlung des letzteren Problems zeigt sich, wie enge hier noch der Zusammenhang von Kants Denken mit der alten ‚Physikotheologie‘ und durch sie mit älteren, halb überwundenen Kulturschichten ist: davon wird noch zu reden sein.

### i) Die Stellung des Menschen im Naturganzen.

Die bisher erörterten Gedankengänge bedingen dann die Auffassung Kants von der Stellung, die dem Menschen im Rahmen des gesamten Naturgeschehens, der gesamten Kultur-entwicklung anzuweisen ist.

Hier ist es ohneweiters klar, daß der Typus Mensch, bloß unter dem Gesichtswinkel der Naturwissenschaft betrachtet, bei Kant den Anspruch auf eine exempte Stellung, wie er sie etwa während der langen Zeit mittelalterlicher Weltbetrachtung genossen hatte, durchaus verloren hat. Doch sind es mehrere, logisch trennbare Motive, die sich beim Aufbau dieser Anschauung übereinandergeschichtet haben.

Grundlegend ist wohl eine Erwägung, die der Philosophie der unbelebten Materie entlehnt scheint: Zeigt nämlich die (wenn auch hypothetisch gedachte) Entwicklung unseres Weltsystems im Sinne Kants überall streng mechanische Geschlossenheit, so geht es offenbar nicht an, diesen ihren Charakter an irgendeinem Punkte durch Hereinspringen fremder Kräfte durchbrechen zu lassen. Vielmehr wären diese neuen und späteren Produkte und Formen aus den bereits vorhandenen Elementen und Systemen heraus zu erklären. Es ist also die Überzeugung von dem geschlos-

<sup>350</sup> Kant, U., § 67, p. 377 ff.

<sup>351</sup> Kant, U., § 63, p. 368.



senen Naturmechanismus, wie wir ihn heute gewöhnlich nennen, die für die Eingliederung des Menschen in die Natur auch bei Kant bestimmend war. Schon in seinen ersten vorkritischen Schriften hat er diese Ansicht eben mit Hinblick auf die Vorgänge in der nicht organisierten Materie deutlich ausgesprochen. ‚Der Mensch, der das Meisterstück der Schöpfung zu sein scheint, ist selbst von diesem Gesetze nicht ausgenommen,‘ heißt es in der ‚Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels‘.<sup>352</sup> Und ein Jahr später schreibt Kant, über die Zerstörungen durch das Erdbeben von Lissabon reflektierend, den resignierten Satz nieder: ‚Wir sind ein Theil derselben (der Natur) und wollen das Ganze sein.‘<sup>353</sup> Die knappste Formel aber findet diese Anschauung vielleicht an einer Stelle der ‚Urteilkraft‘, wo der Natur in Bezug auf den Menschen und alle anderen Geschöpfe ein ‚gänzlich unabsichtlicher Mechanismus‘ nachgesagt wird.<sup>354</sup> Hier tritt der überragende Einfluß der streng mechanistischen Naturauffassung, welche die sogenannte unbelebte Materie als einzig möglichen Rahmen auch für die höchstorganisierten Individuen betrachtet, eindrucksvoll hervor. Andererseits spielt hier auch ein kulturphilosophisches Moment leicht mit hinein. Die Erfahrung zeigt uns, daß die menschliche Spezies keiner völligen Glückseligkeit fähig ist. Der Mensch kann infolgedessen nicht gut ‚Zweck‘ der Natur sein. Es wäre ‚weit gefehlt‘, zu glauben, ‚daß die Natur ihn zu ihrem besonderen Liebling aufgenommen und vor allen Thieren mit Wohlthun begünstigt habe‘. ‚Er ist also immer nur Glied in der Kette der Naturzwecke.‘<sup>355</sup> — Hier lenkt also die kulturphilosophische Betrachtung — wenigstens vorläufig — in die Bahn der rein naturwissenschaftlichen Reflexion ein.

Die Folgerung, die sich daraus für die natürliche Position des Menschen ergibt, wird von Kant mit aller Klarheit

<sup>352</sup> Kant, Allgemeine Naturgeschichte etc., p. 318.

<sup>353</sup> Kant, Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches am Ende des 1755ten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat, WW., Bd. 1, p. 460.

<sup>354</sup> Kant, U., p. 428.

<sup>355</sup> Kant, U., p. 430.



gezogen: Vom Standpunkt der Naturwissenschaft gilt ihm der Mensch ganz einfach ‚als eine der vielen Thiergattungen‘<sup>356</sup> — bezüglich deren die Natur weder in positiver noch in negativer Hinsicht die mindeste Ausnahme gemacht hat. Kant stellt also den Menschen in die Tierreihe, wie es seine Zeitgenossen Linné, Buffon usw. auch getan hatten (vgl. oben Kap. III, 1).

Maßgebend für diese Einreihung sind ganz besonders auch die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie. ‚Der Mensch ist in seinem Innern nicht anders gebaut als alle Thiere, die auf vier Füßen stehen.‘ Er ist nach Zähnen, Magen und Gedärmen ‚das Mittel zwischen kräuter- und fleischfressenden Thieren‘.

Den Übergang der Menschenspezies vom Quadrupedismus zum Bipedismus nimmt Kant mit *Moscatis* (dessen oben erwähnte Schrift er rezensierte) als erwiesen an.<sup>357</sup> Er billigt auch *Moscatis* eindrucksvolle Hervorhebung der schweren somatischen Nachteile, welche die Wandlung der menschlichen Gestalt für die Menschheit im Gefolge hatte. Ganz im Sinne *Herders* preist er die aufrechte Stellung, die den Menschen erst zur Gesellschaft fähig macht — während der Vierfüßler nur seine Art erhalten konnte —, wodurch er ‚auf einer Seite unendlich viel über die Thiere gewinnt, aber auch mit den Ungemächlichkeiten vorlieb nehmen muß, die ihm daraus entspringen, daß er sein Haupt über seine alten Kameraden so stolz erhoben hat‘.<sup>358</sup>

Interessant und beinahe im Kontrast zu der sonst so besonnen-zurückhaltenden Art des Philosophen ist seine Bemerkung, durch die Kant dem Gedanken an eine mögliche Weiter- und Höherentwicklung der heute bestehenden Tierwelt ins Menschentum hinein Raum zu geben scheint: In dem Spätwerke seiner ‚Pragmatischen Anthropologie‘ wirft er gelegentlich den Gedanken hin, ob nicht ‚bei großen Naturrevolutionen eine neue Naturepoche kommen

<sup>356</sup> Kant, U., p. 427.

<sup>357</sup> Kant, Recension von *Moscatis* Schrift: Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Structur der Thiere und Menschen, WW., Bd. 2, p. 423.

<sup>358</sup> Ibid., p. 425.



könne, da ein Orangoutang oder ein Chimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Cultur sich allmählich entwickelte'.<sup>359</sup> Diese Bemerkung zeigt, daß Kant gelegentlich mit den extremsten Formen des Entwicklungsgedankens spielte und da zeitweilig Hypothesen erwog, die im ganzen Rahmen seines biologischen Weltbildes eigentlich eher fremdartig anmuten müssen.

Vielleicht vermag der eben angedeutete Gedanke den Übergang zu bilden zu einer noch phantasievolleren Hypothese, der Kant im letzten Abschnitt seiner ‚Naturgeschichte des Himmels‘ eine ausführlichere Darstellung gewidmet hat. Es ist die Frage nach der Mehrheit bewohnter Welten, die der Philosoph dort eingehend erörtert.

Kant hat damit auf Anschauungen zurückgegriffen, die bereits im 17. Jahrhundert eifrig diskutiert worden waren, die bereits damals — namentlich in Fontenelles ‚Entretiens sur la pluralité des mondes‘, 1686, und in Huyghens ‚Cosmotheoros‘, 1698 — einflußreiche Vertreter gefunden hatten.<sup>360</sup>

In Übereinstimmung mit jenen Vorläufern will er die Frage, ob auch andere Gestirne von lebenden Wesen bewohnt seien, mindestens im Sinne wohl gegründeter Wahrscheinlichkeit, die ‚beinahe einen Anspruch auf eine völlige Überzeugung machen sollte‘, bejaht wissen. Er ist also der Meinung, daß die meisten Planeten intelligenten Wesen

<sup>359</sup> Kant, Anthropologie etc., p. 270.

<sup>360</sup> Übrigens reicht der Streit um die Bewohnbarkeitsfrage der anderen Planeten — wenn wir von etlichen ganz modernen Äußerungen hierüber absehen wollen — mindestens noch tief in das 19. Jahrhundert hinein. Namentlich in England wurde er gegen die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts äußerst lebhaft geführt: so von Chalmers, Alexander Maxwell, namentlich aber zwischen William Whewell und David Brewster: letzterer trat in seiner polemischen Schrift ‚More worlds than one‘ (1854) gegen des ersteren verneinende Ansicht (ausgesprochen in den ‚Essay of a plurality of worlds‘) für eine Mehrheit bewohnter Welten kräftig ein. Vgl. David Brewster, More worlds than one, London 1854, p. 1—7.



als Wohnstatt dienen, deren Organisationshöhe mit ihrer Entfernung von der Sonne ansteigt: dem ‚leichteren Stoff‘ der sonnenferneren Planeten entspreche auch bei den darauf wohnenden Individuen eine feinere Organisation, ein vollkommenerer Intellekt. Er glaubt, daß die Vollkommenheit der Geisterwelt sowohl, als der materialischen in den Planeten von dem Mercur an bis zum Saturn, oder vielleicht noch über ihn (wofern noch andere Planeten sind) in einer richtigen Gradenfolge nach der Proportion ihrer Entfernungen von der Sonne wachse und fortschreite<sup>361</sup>. Allerlei mögliche Einwände gegen diesen Gedankengang, so die geringere Intensität der Sonnenstrahlung und die gelegentlich kurzen Tag- und Nachtzeiten will er nicht gelten lassen: denn dem feineren Stoff dieser siderischen Organismen wäre stärkere Sonneneinwirkung vielmehr schädlich, und der Fünfstundentag des Jupiter zum Beispiel zeige ja gerade die intellektuelle Leistungsfähigkeit jener kosmischen Kreaturen.<sup>362</sup> — Eine mögliche Eigenheit dieser Bewohner fremder Planeten hat er schließlich im Spätwerk seiner ‚Pragmatischen Anthropologie‘ flüchtig gestreift: dort meint er, es könnten das Wesen sein, ‚die nicht anders als laut denken könnten‘.<sup>363</sup>

#### **k) Residuen physikotheologischer Weltanschauung.**

Damit rundet sich bereits das Bild, welches hier als biologisches Weltbild Kants entworfen werden durfte und das, wie am Eingang gesagt worden ist, überkommenes Material in individueller Ausprägung darstellt.

Und doch fehlt zur Vollständigkeit noch ein Einzelnes: es muß noch eines scheinbar nebensächlichen Zuges gedacht werden, der gleichwohl da und dort sichtbar wird und gelegentlich so charakteristische Formen annimmt, daß über seinen Zusammenhang mit einer älteren, bei Kant sonst stark

<sup>361</sup> Kant, Allgemeine Naturgeschichte etc., p. 360.

<sup>362</sup> Richtiger als Kant faßt Brewster den Hinweis auf die Tageskürze auf dem Jupiter nicht als eine Bestätigung der Bewohnbarkeit, sondern eher als einen Einwand dagegen auf, den er freilich durch Erinnerung an die kurze Dauer des hellen Tages in den Polargegenden zu widerlegen sucht.

<sup>363</sup> Kant, Anthropologie etc., p. 275.



in den Hintergrund verwiesenen Kulturschichte kein Zweifel bestehen kann. Es handelt sich um den Einschlag der alten, physikotheologischen Weltbetrachtung in Kants biologischem Weltbild, um die Residuen der Physikotheologie.

Die Physikotheologen (die namentlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Werke ans Tageslicht brachten) bearbeiteten das ihnen zugängliche naturwissenschaftliche Material mit Vorliebe in dreifachem Sinne: sie ästhetisierten, moralisierten und utilitarisierten die Natur. Sie faßten die Naturformen so auf, als seien sie für die ästhetische Betrachtung durch bewußte Wesen bestimmt, als moralische Vorbilder für sie geeignet, auf ihre (namentlich somatischen) Bedürfnisse zugeschnitten. So entstanden zahllose, vielfach in krausem Detail schwelgende Bearbeitungen der belebten und unbelebten ‚Schöpfung‘: ‚Astrotheologien‘ und ‚Brontotheologien‘, ‚Lithotheologien‘ und ‚Hydrotheologien‘, ‚Blumentheologien‘, ‚Insektotheologien‘ und ‚Ichthyotheologien‘, ‚Testaceotheologien‘ und ‚Petinotheologien‘ usf. Fast jedes Kapitel der Naturwissenschaft fand seinen erbaulich-theologischen Bearbeiter.

Die Spuren dieses Denkens sind nun auch noch bei Kant zu gewahren.

Am deutlichsten tritt bei ihm vielleicht die Tendenz zur Ästhetisierung der Natur hervor, freilich — entsprechend dem intellektuellen Niveau des Philosophen — in wesentlich verfeinerterer Form als bei den meisten seiner Zeitgenossen. Man wird hier der Stellen sich erinnern dürfen, wo Kant vom ‚Realismus der ästhetischen Zweckmäßigkeit der Natur‘ spricht. Ganz im Sinne der zeitgenössischen Physikotheologen entdeckt er da etwa an den Blumen, Blüten, Vögeln, Schalltieren, Insekten ‚eine für ihren eigenen Gebrauch unnötige, aber für unseren Geschmack gleichsam ausgewählte‘ Zierlichkeit der Bildung, harmonischen Zusammensetzung der Farben.<sup>364</sup> Der Gesang der Vögel ‚verkündigt‘ Fröhlichkeit und ‚Zufriedenheit mit seiner Existenz‘. Die weiße Farbe der Lilie stimmt das Gemüt zur Idee der Unschuld und versetzt es

<sup>364</sup> Kant, U., § 58, p. 347.



„nach der Ordnung der sieben Farben von der roten an bis zur violetten (!)“ in allerlei Stimmungen und Emotionen.<sup>365</sup> — Gewiß ist für Kant die hiermit eingeschlagene Betrachtungsweise nur mehr im Sinne eines ‚Als ob‘ zu verstehen. Aber man merkt doch ganz deutlich, daß sein Naturgefühl noch ganz im Banne dieser traditionellen Schemata steht und daß, mindestens für seine ‚Reflexion‘, diese Schemata einen mehr als hypothetischen Wert besitzen. Es ist, wie gesagt, die alte Kulturschichte, die hier wieder zum Vorschein kommt.<sup>366</sup>

Auch der moralisierenden Physikotheologie hat Kant seinen Tribut gezahlt. Das ‚Ungeziefer, welches die Menschen in ihren Kleidern, Haaren oder Bettstellen plagt‘, bedeutet ihm — wenn auch nur bedingt, nämlich in der reflektierenden Betrachtungsweise — einen ‚Antrieb zur Reinlichkeit‘. Die ‚Mosquitos und andere stechende Insekten, welche die Wüsten von Amerika den Wilden so beschwerlich machen‘, lassen sich auffassen als ‚Stacheln der Thätigkeit für diese angehenden Menschen, um die Moräste abzuleiten und die dichten, den Luftzug abhaltenden Wälder licht zu machen und dadurch, im gleichen durch den Anbau des Bodens ihren Aufenthalt zugleich gesünder zu machen‘.<sup>367</sup> — Auch hinter diesem Gedankengang schimmert die ältere Kulturschichte deutlich hervor: Die kulturanspornende Existenz der menschlichen Parasiten hatte schon die alte Stoa nachzuweisen sich bemüht. Ihr galten Wanzen und Flöhe als Stimulantia gegen die Langschläfer.<sup>368</sup> Ähnlich sind im Welt-

<sup>365</sup> Kant, U., § 42, p. 302.

<sup>366</sup> Man vergleiche mit diesen Gedanken Kants die Anschauungen gewisser Physikotheologen über ähnliche Dinge. Z. B. die Stelle in Joh. Heinrich Zorns *Petinotheologie* (Schwabach 1743), p. 50, wo er über die Farben der Vögel schreibt, die u. a. der erbaulichen Gemütswirkung und der — leichteren Unterscheidung ihrer Arten dienen. — Die Abzweckung der Pflanzenfarbe auf das menschliche Auge betont der Botaniker John Ray. — Vgl. auch die Ausführungen des ernstesten unter den Physikotheologen, den Kant besonders geschätzt haben mag, des Kanonikus und Rektors von Upminster in Essex W. Derham, in seiner „*Physico-Theology*“, 8. Aufl., London 1732, p. 404 ff.

<sup>367</sup> Kant, U., § 67, p. 379.

<sup>368</sup> Vgl. Paul Barth, *Die Stoa*, Stuttgart 1903, p. 51 f.



bild des hl. Augustinus die üblen Insekten Träger und Verwirklicher pädagogischer Zwecke. Im 17. Jahrhundert hat der teleologisierende Naturforscher Nehemiah Grew in seiner ‚Cosmologia Sacra‘ den menschlichen Parasiten eine ähnliche Rolle zugewiesen. ‚Zur Reinlichkeit,‘ sagt er, ‚mahnen uns Läuse am Körper, Spinnen im Hause und Motten in den Kleidern.‘<sup>369</sup> Und der einflußreiche Botaniker John Ray, von dem schon gesprochen wurde, hat in seinem teleologischen Hauptwerke das Problem der schädlichen Insekten ausführlich und etwas pedantisch erörtert.<sup>370</sup> Kants ‚regulative‘ Reflexion liegt also durchaus in der Verlängerung dieser uralten Betrachtungen.

Am meisten freigehalten hat sich Kant erfreulicherweise wohl von der plump-anthropologischen Utilitarisierung der Naturformen, die bei einzelnen Schriftstellern — man denke etwa an die groteske ‚Ichthyotheologie‘ Johann Gottfried Ohnefalsch Richters, wo der kulinarische Gesichtspunkt vorherrscht — die seltsamsten Blüten trieb. Gerade seine erkenntnistheoretische Analyse des transzendental-teleologischen Problems war ja dieser Denkrichtung wenig günstig. Aber andeutungsweise findet sie sich doch auch da und dort: Am interessantesten ist wohl eine Bemerkung, die auf die teleologische Funktion der Träume zielt, deren Aufgabe es sei, im Schläfe die untätigen Lebensorgane ‚innigst zu bewegen‘, weil sonst der Schlaf ‚selbst im gesunden Zustande wohl gar ein völliges Erlöschen des Lebens sein würde‘.<sup>371</sup> Eine ähnliche physiologische Rolle soll auch der Bandwurm spielen. — Es ist kaum zweifelhaft, daß auch hier wieder Anschauungen aus längst vergangenen Kulturwelten ihre Stimme erheben. Die Stetigkeit des Kulturwandels verwehrt ein plötzliches Abreißen all dieser Ge-

<sup>369</sup> Zitiert nach Andrew Dickson White, Geschichte der Fehde zwischen Wissenschaft und Theologie in der Christenheit. Leipzig s. a., p. 47. — Die „Cosmologia sacra“ selbst war mir leider nicht zugänglich.

<sup>370</sup> John Ray, The wisdom of God. — Mir war nur die französische Übersetzung zugänglich: ‚L'existence et la sagesse de Dieu, manifestées dans les Œuvres de la Création‘ A Utrecht, 1714. — Vgl. dort p. 445 ff.

<sup>371</sup> Kant, U., § 67, p. 380. — Vgl. auch seine Anthropologie, p. 92.



dankenfäden.<sup>372</sup> Auch der Genius eines Kant untersteht diesem universalen Gesetz!

#### IV. Natur und Kultur.

Kant hat seine Philosophie des Organischen, die eben dargestellt wurde, in doppelter Richtung verlängert oder, wenn man will, ergänzt: sowohl in die Kulturphilosophie wie in eine, freilich kritizistisch aufgefaßte, Metaphysik hinein. Das biologische Problem führte ihn eben einerseits zum kulturellen Problem, andererseits zum Problem der letzten, also metaphysischen Realität. Die folgende Darstellung versucht lediglich die Hauptgedanken des Philosophen über jene beiden Fragen auf dem Grunde seiner philosophischen Gesamtanschauung zu verankern.

— Kant hat dem Werdegang des Menschen vom bloßen Naturwesen zum Kulturwesen in einer ganzen Reihe kleinerer Arbeiten ernsthaft nachgespürt.<sup>373</sup>

Man kann seine Betrachtungen mit einer Schilderung des vor-kulturellen Zustandes beim Menschengeschlecht beginnen lassen. Kant bezeichnet ihn als ‚Rohigkeit‘:<sup>374</sup> es ist also das, was wir heute etwa den Zustand des ‚primitiven Menschen‘ nennen würden. Wahrscheinlich war der Mensch damals, wie Kant meint, ein einsiedlerisches und nachbarschaftsscheues Tier.<sup>375</sup> Er war noch durchaus Instinktwesen, aber doch bereits begabt mit dem ‚Triebe sich mitzu-

<sup>372</sup> Das ist auch heute noch kaum der Fall. Man denke bloß daran, wie vor wenigen Jahren der Schweizer Psychologe Ed. Claparède eine durchaus teleologische Auffassung des Schlafbegriffes zu begründen suchte, indem er diesen Vorgang als ‚Schutzreflex‘ der tierischen Organismen zu deuten unternahm. Und sind nicht die stark teleologisch gefärbten, fast durchwegs infantil konzipierten ‚Traumdeutungen‘ S. Freuds und seiner Sekte des gleichen Ursprungs?

<sup>373</sup> Eine genauere Darstellung dieses Problems, als sie hier gegeben werden konnte, findet man im Kapitel IV von Paul Menzers inhaltsreicher Schrift ‚Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte‘, Berlin 1911, p. 197 ff.

<sup>374</sup> Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte etc., p. 20, 21 und öfters.

<sup>375</sup> Kant, Anthropologie etc., p. 263.



theilen'.<sup>376</sup> Sonst war die sensuelle Ausstattung des ersten Menschen die gleiche wie des heute lebenden. Die von der Natur empfangene Mitgift war knapp: er sollte ja ,alles aus sich selbst herausbringen'. ,Die Empfindung seiner Nahrungsmittel, seiner Bedeckung, seiner äußeren Sicherheit und Vertheidigung . . . alle Ergötzlichkeit, die das Leben angenehm machen kann . . . sollte gänzlich sein Werk sein.'<sup>377</sup> Die eigene Vernunft sollte das bloße Instinktdasein sprengen. — Diese Anschauungen kennzeichnen wohl Kant als Angehörigen des rationalistischen Zeitalters!

Welche Mittel hat nun die Natur gewählt, um aus den rohen menschlichen Individuen kultivierte Wesen zu machen? Ihre Wege waren — um es im Sinne Kants, wenn auch nicht mit Kants eigenen Worten zu sagen — Abbau des Instinktlebens und Anbahnung des sozialen Zusammenschlusses.

Die Kultivierung der Instinkte läßt Kant in mehreren Stadien sich vollziehen.

Den Anfang macht der *Nahrungstrieb*, der allmählich ein breiteres Feld gewinnt. Der Mensch geht hier über die einfache tierische, gleichsam vorgeschriebene Nahrungssuche hinaus: ,Er entdeckte in sich ein Vermögen, sich selbst seine Lebensweise auszuwählen und nicht gleich anderen Thieren an eine einzige gebunden zu sein.'<sup>378</sup>

Eine ähnliche Umwandlung erfährt der *Geschlechtsinstinkt*. ,Die einmal rege gewordene Vernunft versäumte nun nicht, ihren Einfluß auch an diesem zu beweisen.' ,*Weigerung* war das Kunststück, um von bloß empfundenen zu idealischen Reizen, von der bloß thierischen Begierde allmählig zur Liebe . . . überzuführen.'<sup>379</sup>

Den dritten Schritt der Vernunft erblickt Kant in der ,*Erwartung des Vernünftigen*': ,Dieses Vermögen, nicht bloß den gegenwärtigen Lebensaugenblick zu genießen, sondern die kommende, oft sehr entfernte Zeit sich gegenwärtig zu machen, ist das entscheidendste Kennzeichen

<sup>376</sup> Kant, *Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte*, WW., Bd. 8, p. 110.

<sup>377</sup> Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte etc.*, p. 19.

<sup>378</sup> Kant, *Mutmaßlicher Anfang etc.*, p. 112.

<sup>379</sup> Kant, *op. cit.*, p. 112 f.



des menschlichen Vorzuges, um seiner Bestimmung gemäß sich zu entfernteren Zwecken vorzubereiten.<sup>380</sup>

Der vierte und letzte Schritt auf dieser Bahn ist dann nach Kant der, daß der Mensch ‚dunkel begriff‘, alle anderen Tiere, seine bisherigen ‚Mitgenossen an der Schöpfung‘, ließen sich als ‚Mittel und Werkzeuge zur Erreichung seiner beliebigen Absichten gebrauchen‘. Diese Einsicht ist bereits gewonnen, ‚das erstemal, daß er zum Schafe sagte: den Pelz, den du trägst, hat dir die Natur nicht für dich, sondern für mich gegeben, ihm ihn abzog und sich anlegte‘. Dieser letzte Schritt bedeutet geradezu seine ‚Entlassung aus dem Mutter-schoße der Natur‘.<sup>381</sup>

Auch die Anbahnung des sozialen Zusammenlebens hat ihre Stufen. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, steht am Anfange der menschlichen Kulturentwicklung der Zustand ‚ungeselliger Geselligkeit‘. Es handelt sich, wie Kant meint, um einen eigenartigen *Antagonismus*:<sup>382</sup> der Mensch hat Neigung, sich zu vergesellschaften, er zeigt aber auch einen Hang, sich zu isolieren. Gerade dadurch geschehen die ersten wahren Schritte aus der ‚Rohigkeit‘ zur Kultur hin, indem der Mensch aus dem ‚Zeitabschnitte der Gemächlichkeit und des Friedens‘ — bezeichnet durch die Epoche des Jäger- und besonders des Hirtenlebens — in den der ‚Arbeit und Zwietracht‘ übertrat, der zuerst die Kulturstufe des Ackerbaues, dann die Dorf-, beziehungsweise Stadtkultur hervorbrachte. Diese Entwicklung schließt also eine Art von Kriegszustand mit ein, ja der kulturelle Fortschritt der Menschheit ist geradezu daran geknüpft. ‚Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben und Herrschen! Ohne sie würden alle vortrefflichen Anlagen in der Menschheit noch unentwickelt schlummern!‘<sup>383</sup> In diesem Sinne schreibt also Kant dem Kriege förmlich eine soziale Funktion zu: in einem ‚arkadischen Schäferleben‘ blieben ja all die kulturellen Talente des

<sup>380</sup> Kant, *ibid.*, p. 113.

<sup>381</sup> Kant, *ibid.*, p. 114.

<sup>382</sup> Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte etc.*, p. 21.

<sup>383</sup> Kant, *ibid.*



Menschen ‚ewig in ihren Keimen verborgen‘. Aber dieser allgemeine Kriegszustand findet rasch seine Schranken, bedingt durch das allgemeine Schutzbedürfnis, durch die Notwendigkeit des Austausches gewisser Lebensgüter. Ist das Pferd ‚das erste Kriegswerkzeug‘ unter allen Tieren, so sind Salz und Eisen ‚vielleicht die ersten, weit und breit gesuchten Artikel eines Handelsverkehrs verschiedener Völker, wodurch sie zuerst in ein friedliches Verhältnis gegen einander . . . gebracht wurden‘.<sup>384</sup> So entwickelt sich allmählich ein gewisses Maß von Geselligkeit und sozialer Sicherheit. Die eigentliche Kultur der in festen Wohnstätten lebenden Menschen setzt ein.

Aber der kulturelle Fortschritt der Menschheit, die Technik der Kultur gewissermaßen (Kant spricht von einer ‚Geschicklichkeit‘ zur kulturellen Betätigung) erweist sich doch noch geknüpft an gewisse, von ihm wohl für permanent gehaltene Bedingungen. In der ‚Kritik der Urteilskraft‘ führt er deren drei an: Erstens die U n g l e i c h h e i t der Menschen, im Sinne eines Klassendualismus. Zweitens, als ‚formale Bedingung‘, das Fortbestehen derjenigen ‚Verfassung‘ im Verhältnisse der Menschen untereinander, wo dem Abbruche der einander wechselseitig widerstreitenden Freiheit gesetzmäßige Gewalt in einem Ganzen, welches b ü r g e r l i c h e G e s e l l s c h a f t heißt, entgegengesetzt wird.

‚Zu derselben wäre aber doch . . . noch ein weltbürgerliches Ganzes, d. i. ein System aller Staaten, die auf einander nachteilig zu wirken in Gefahr sind, erforderlich.‘<sup>385</sup> Auf diese Weise würde es möglich, eine ‚pathologisch-abgedrungene Zusammenstimmung‘ endlich in ein ‚moralisches Ganze‘ zu verwandeln,<sup>386</sup> ja vielleicht einmal gar einen Zustand zu erreichen, ‚der, wie einem bürgerlichen gemeinen Wesen ähnlich, so wie ein Automat sich selbst erhalten kann‘.<sup>387</sup> Damit vollzöge sich dann ein

<sup>384</sup> Kant, Zum ewigen Frieden, WW., Bd. 8, p. 363 f.

<sup>385</sup> Kant, U., § 83, p. 432.

<sup>386</sup> Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte etc., p. 21.

<sup>387</sup> Kant, op. cit., p. 25.



Übergang von der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit.

So etwa denkt sich Kant den Gang der menschlichen Kultur in seiner bisherigen Wirklichkeit und in seiner ferneren Möglichkeit. — Und Berührungspunkte dieser Anschauungen mit dem ‚soziologischen Individualismus‘, wie er namentlich das 17. Jahrhundert charakterisiert, und mit der ganzen Gesellschaftslehre der französischen Aufklärung (Rousseau, die Enzyklopädisten) treten ja deutlich hervor, wenn sie auch an dieser Stelle nicht näher besprochen werden können.

Vielleicht aber lohnt es sich, an dieser Stelle noch einen kurzen Blick auf das Gesamtergebnat zu werfen, das sich aus diesen und damit eng verbundenen Betrachtungen für Kants Kulturbegriff in letzter Linie ergibt. Diese letzte Ausprägung bringt die ‚Kritik der Urteilskraft‘.

Kants definitiver Kulturbegriff steht natürlich durchaus unter dem Zeichen der Teleologie — freilich mit allen den Beschränkungen, welche die transzendente Analyse dem Philosophen auferlegt hat. Aber zunächst wird der Begriff der Kultur völlig in das menschliche Subjekt hineingezogen: ‚er‘ (der Mensch), heißt es, ‚ist der letzte Zweck der Schöpfung hier auf Erden, weil er das einzige Wesen derselben ist, welches sich einen Begriff von Zwecken machen und aus einem Aggregat von zweckmäßig gebildeten Dingen durch seine Vernunft ein System der Zwecke machen kann‘.<sup>388</sup>

Letzter Zweck aber ist der Mensch, nach den Feststellungen der transzendentalen Teleologie, immer nur für die reflektierende, niemals für die bestimmende Urteilskraft. Er ist ja, als Naturding, immer Mittel und Zweck zugleich.

Damit fällt für Kant jede eudaimonistische Auffassung der Frage hinweg: Den Zustand der ‚Glückseligkeit‘ erreicht der Mensch weder aktiv durch die Geschicklichkeit eigener Zweckhandlungen, noch passiv durch das begünstigende Wohltun der Natur. Um also doch noch zu einem ‚Endzweck‘ zu gelangen, kommt es offenbar darauf an, von

<sup>388</sup> Kant, U., § 82, p. 426.



allen den Zwecken abzusehen, ,deren Möglichkeit auf Bedingungen beruht, die man allein von der Natur erwarten darf'. ,Es bleibt also von allen seinen Zwecken in der Natur nur die formale, subjektive Bedingung, nämlich der Tauglichkeit, sich selbst überhaupt Zwecke zu setzen und (unabhängig von der Natur in seiner Zweckbestimmung) die Natur den Maximen seiner freien Zwecke überhaupt angemessen als Mittel zu gebrauchen, übrig . . .'. — Aber das ist ja gerade das, worauf die ganze Fragestellung gerichtet war, denn ,die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt . . . ist die Kultur'.<sup>389</sup>

Vielleicht ist der hiemit proklamierte teleologische Formalismus, der Kants letztes Wort über den Sinn der menschlichen Kultur bedeutet, wirklich die einzige Gestalt, die der Kulturbegriff auf dem Boden von Kants Philosophie des Organischen anzunehmen vermochte: auch der Begriff des Organischen trägt ja bei dem Philosophen durchaus formalistischen Charakter. In die Augen springt jedenfalls auch die agnostische Struktur des so gewonnenen Begriffes: Kultur im Sinne des eben skizzierten Gedankenganges gäbe es eigentlich überall und nirgends, weil ja überall durch menschliches Tun Zweckverbindungen geschaffen werden, die nur leider nirgends ihre letzte Verankerung finden können, nirgends absolut beständig sein können. Das Kriterium des Kulturgebildes bekommt freilich dadurch etwas Unsicher-Oszillierendes. Der Vorteil, den diese Betrachtungsweise in sich birgt, darf aber auch nicht unterschätzt werden. Zum mindesten nämlich ist es von diesem Standpunkt aus möglich, zwei Auffassungen vom ,Wesen der Kultur' abzulehnen, die noch heutigentags zahlreiche Anhänger haben: den ,Biologismus' — für den jede kulturelle Betätigung nur eine Umschreibung oder kompliziertere Wiederholung der primitiven Akte der Lebenserhaltung ist, und den damit innig verwandten ,Technizismus', der jede von Lebewesen erzielte Kraftersparnis als Kulturtätigkeit anspricht. Hält man im Sinne von Kants teleologischem Formalismus daran fest, daß

<sup>389</sup> Kant, U., § 83, p. 431.



ein absoluter Anfang, ein absolutes materielles Kriterium der Kultur sich nicht geben läßt, so vermeidet man mindestens das Betreten dieser beiden Irrwege. Freilich, den Vorzug heuristischer Fruchtbarkeit darf auch der Kulturbegriff Kants kaum in Anspruch nehmen.

## V. Die organische Natur und die metaphysischen Postulate.

Eine andere Folgerung, welche sich aus dieser Philosophie des Organischen ergibt, ragt tief in Kants *Postulatenmetaphysik* hinein.

Hier sind die Hauptlinien rasch gezeichnet: Ungeachtet aller transzendentalen Einschränkungen glaubt nämlich Kant der organisierten Materie eine bevorzugte Stellung für die metaphysische Deutung von Natur und Wirklichkeit einräumen zu dürfen. Die anorganische Natur läßt, auch hypothetisch, kaum etwas von einem überragenden, zweckvollvernünftigen Zusammenhang der Welt erspähen — denn was das teleologische Zeitalter an Bruchstücken eines solchen Zusammenhanges im Reich des Unorganischen entdeckt zu haben meinte (Derham u. a.), wird von Kant seit seiner kritizistischen Besinnung nicht mehr akzeptiert. Die organische Materie aber, die Welt der organischen Formen, treibt uns diesen Gedanken zu: ‚Es ist also nur die Materie, sofern sie organisiert ist, welche den Begriff von einem Naturzwecke nothwendig bei sich führt . . .‘. ‚Aber dieser Begriff führt nun nothwendig auf die Idee der gesammten Natur als eines Systems nach der Regel der Zwecke.‘ ‚Man ist durch das Beispiel, das die Natur an ihren organischen Produkten gibt, berechtigt, ja berufen, von ihr und ihren Gesetzen nichts, als was im Ganzen zweckmäßig ist, zu erwarten.‘<sup>390</sup>

Natürlich handelt es sich hier um kein ‚Wissen‘, d. h. um vollziehbare Gedanken — die Unvollziehbarkeit dieser Gedanken für unseren Intellekt hat Kant oft genug hervorgehoben<sup>391</sup> —, sondern um eine Notwendigkeit im Bereiche

<sup>390</sup> Kant, U., § 67, p. 378 f.

<sup>391</sup> Besonders eindringlich in der Abhandlung ‚Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee‘, WW., Bd. 8, p. 263 f.



unseres Denkens, aber eben um ein P o s t u l a t desselben. Faßt man die Sachlage aber so auf, dann kommt der hier wieder zugestandene Agnostizismus jener metaphysischen Ausdeutung förmlich zugute; denn die Schwierigkeit, in den organischen Naturprodukten das Moment der Zufälligkeit mit dem der mechanischen Notwendigkeit zu vereinigen, wurde ja behoben durch die Annahme eines ‚obzwar für uns unerkennbaren, übersinnlichen Realgrundes für die Natur‘.<sup>392</sup> Gerade der agnostische Gedankenzug führt uns also, nach Kant, zu der Folgerung, daß es ‚nach der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens nothwendig‘ ist, den ‚obersten Grund in einem ursprünglichen Verstande als Weltursache zu suchen‘.<sup>393</sup>

Nach demselben Ziele weisen aber auch die Reflexionen der Ä s t h e t i k: Auch die ‚Schönheit der Natur‘, welcher Kant in manch eindringender Analyse nahezu kommen suchte, berechtigt uns zu der ‚Idee eines großen Systems der Zwecke der Natur‘.<sup>394</sup>

Beide Arten von Argumenten stützen die von ganz anderer Seite her gewonnene Vermutung eines derartigen Zweckzusammenhanges der Welt. ‚Daß nun aber in der wirklichen Welt für die vernünftigen Wesen in ihr reichlicher Stoff zur physischen Teleologie ist (welches eben nicht nothwendig wäre), dient dem m o r a l i s c h e n Argument zu erwünschter Bestätigung.‘<sup>395</sup>

Somit ist für Kant die Annahme gerechtfertigt, daß die physischen Naturerscheinungen — zunächst wohl die organischen, aber letzten Endes doch auch die anorganischen — in einem unserer Erkenntnis freilich transzendent bleibenden, metaphysischen Hintergrunde ihre Zusammenfassung erfahren. Eine nähere Charakteristik dieses hypothetischen, aber doch zu postulierenden letzten Weltgrundes zu geben, hat Kant sich nicht mehr bemüht. Man darf aber mit Fug und Recht vermuten, daß er ihn mit halb rationalen, halb volitionalen Attributen ausstattete, ganz im Sinne des land-

<sup>392</sup> Kant, U., § 77, p. 409.

<sup>393</sup> Kant, U., p. 410.

<sup>394</sup> Kant, U., § 67, p. 380.

<sup>395</sup> Kant, U., p. 479 (allgemeine Anmerkung zur Teleologie).



läufigen Spiritualismus: Ist in ihm doch einerseits die ‚widerspruchslose Idee des ‚Intellectus archetypus‘<sup>396</sup> als realisiert zu denken, der unserem diskursiven Verstand als ‚intuitiver‘ schroff entgegentritt. Und wird er doch auch als ‚höchster Architekt der Formen der Natur‘ gerühmt, so daß sein Wesen offenbar auch ein Willensmoment in sich einschließt.<sup>397</sup> Wie diese beiden Anteile im letzten Weltgrunde, das Vernunftartige und das Willensartige, miteinander zu vereinigen wären, wie sie koexistieren könnten, ohne einander zu beeinträchtigen, ja förmlich auszuschließen . . . all dem hat Kants Interesse nicht mehr gegolten; auch in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ ist davon keine Spur zu finden. Es hat ja auch, vom Standpunkt des Kritizisten gesehen, wenig Sinn, die Analyse eines Grenzbegriffes in Angriff zu nehmen. Es ist genug, diesen Grenzbegriff aufgedeckt zu haben.

## **VI. Kritisches zu Kants Philosophie des Organischen.**

Diese Studie soll nicht ihr Ende finden, ohne daß noch mit einigen kritischen Worten etwas näher auf den Begriff des Organischen eingegangen werde, wie er sich aus dieser Philosophie der belebten Natur bei Kant herauschält. Dabei wird es sich wohl weniger darum handeln, die Punkte festzulegen, an denen die Biologie der Gegenwart über das biologische Wissen zur Zeit Kants hinausgeschritten ist, sondern die Kritik von Kants Lebensbegriff wird sich besonders jenen Anschauungen und Gedanken zuzuwenden haben, die heute *methodologisch* eine andere Prägung tragen, eine andere Art der Fragestellung bedeuten.

Von den Einwendungen, die da gegen die Aufstellung Kants möglich sind, richtet sich der weitaus größere Teil gegen gewisse Konsequenzen aus seiner Teleologie, während einige andere damit nicht unmittelbar zusammenhängen. Der technisch richtige Gang der Untersuchung wird aber

<sup>396</sup> Kant, U., § 77, p. 408.

<sup>397</sup> Kant, U., § 77, p. 410.



fordern, die letzteren, die nur gering an Zahl sind, vor den ersteren zu besprechen.

Da wird zunächst gefragt werden müssen, ob wir Kants methodologische Antithese *Naturbeschreibung* — *Naturgeschichte* — noch heute als gültig anerkennen können. Kant meint ja, wie oben gezeigt worden ist (vgl. p. 129 f.), daß es sich hier um zwei ziemlich streng zu scheidende Bearbeitungsarten der organischen Wirklichkeit handle, von denen die eine nach mehr oder minder willkürlichen Übersichtlichkeitsprinzipien einteilt, während die andere dem wirklichen Werdegang der Organismenreihe sorgfältig Rechnung trägt und in diesem Sinne die ‚natürliche‘ genannt werden kann. Die erste sah er wohl als eine künstliche und vorläufige an, die zweite galt ihm anscheinend als die fruchtbare und endgültige.

Entspricht dieser Gegensatz noch unseren heutigen Anschauungen auf dem Gebiete der Philosophie des Organischen?

Die Frage wird zu verneinen sein. Hierüber nur einige Andeutungen: Kant hat ja insofern richtig gesehen oder, wenn man will, prophezeit, als heute das historische Moment tief in die Wissenschaft vom Organischen eingedrungen ist und dadurch auch die alte ‚beschreibende‘ Systematik Linnéscher Artung von Grund aus umgestaltet hat. Heute ‚hat‘ ein Lebewesen nicht etliche unveränderliche, herausgeklügelte Merkmale, sondern ein Tier ‚ist eine Geschichte‘ (Jennings). Aber dieser Standpunkt wäre doch wohl zu ergänzen durch eine im eigentlichen Sinne systematische Betrachtung. Wenn wir heute (übrigens schon seit Cuvier) ‚Typen‘, ‚Bauformen‘ in der organischen Natur unterscheiden, so bringt eine solche Art methodischen Vorgehens wieder das Moment der *Naturbeschreibung* zu seinem unverkürzbaren Recht. ‚Naturgeschichte‘ und ‚Naturbeschreibung‘, ‚natürliche‘ Verwandtschaft und ‚künstliche‘ Systematik sind heute, gerade auf der Basis der historisierenden Entwicklungslehre, keine sich ausschließenden Gegensätze mehr<sup>398</sup>

<sup>398</sup> Klassisch schön ist dieser Gedanke herausgearbeitet in der *Trochophoretheorie* Berthold Hatscheks, in dessen Schrift ‚Das neue



und es berührt seltsam, daß gerade Kant, der sonst der ‚Zwei-Faktorentheorie‘ auf dem Gebiete der Erkenntnislehre durchaus zugetan, hier den einen Faktor zugunsten des anderen nahezu ausschalten wollte.

Damit verwandt ist ein Einwand, der sich gegen Kants *Rassenbegriff* erheben läßt. Gerade hier hatte der Philosoph den Gegensatz zwischen ‚Naturgeschichte‘ und ‚Naturbeschreibung‘ besonders nachdrücklich eingeschärft: wenn man ‚bloß die Charaktere der Vergleichung‘ vor Augen habe, so erhalte man *Klassen* (Arten), wenn man auf die Abstammung sehe, erkenne man die *Rassen*. Also wäre ‚Rasse‘ die natürliche, ‚Klasse‘ die künstliche Einheit.<sup>399</sup> — Auch dieser Gegensatz dürfte aber methodologisch nicht zu rechtfertigen sein. Es ist ja freilich gerade in neuester Zeit wieder der Versuch unternommen worden, der natürlichen ‚biologischen‘ Rasse die künstliche ‚systematische‘ gegenüberzustellen, wie es etwa von *Ploetz* geschah, der erstere als die Gesamtheit der ‚dauernden, sich erhaltenden und entwickelnden Lebeneinheit‘ — also ziemlich im Sinne Kants — definierte. Aber auch hier muß der zweite Faktor, das Künstlich-Systematische, immer mitberücksichtigt werden, wenn wissenschaftliche Methodik möglich sein soll. Denn ‚in Wirklichkeit ist der Gegensatz eigentlich nicht vorhanden, denn auch die systematische Gruppe will biologisch, genealogisch sein, und wirklich gleiche morphologische Merkmale beruhen stets auf gleicher Abstammung‘.<sup>400</sup> Kants methodologische Zweiteilung dürfte also auch hier nicht recht anwendbar sein.

Ein drittes Bedenken trifft die Form, in welcher Kant die Hypothese der *Urzeugung* ablehnt. — Sie hat

---

zoologische System‘ (Leipzig 1911). Es heißt dort u. a.: ‚So wird durch den gemeinsamen Besitz eines Formzustandes, der bis ins Einzelne analysiert und definiert werden kann und dessen Entwicklung aus dem Ei eine überall typisch übereinstimmende ist, der verwandtschaftliche Zusammenhang jener Gruppen dargetan.‘ (Op. cit., p. 5; vgl. auch p. 20.) (Die Sperrung ist von mir.)

<sup>399</sup> Vgl. bes. Kant, Bestimmung etc., p. 100, Anm.

<sup>400</sup> E. Fischer, Rassen und Rassenbildung. (In: Handwörterbuch der Naturwissenschaften, herausgeg. v. Teichmann, Bd. 8, p. 80 f.)



ja wohl bei dem Philosophen ihren Grund in der allgemeinen Abneigung gegen den endgültigen, ateleologischen Mechanismus, empfängt aber doch einen merklichen Kraftzuschuß aus einer voluntaristisch umgebogenen Erkenntnistheorie: ,nur so viel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zu Stande bringen kann'.<sup>401</sup> Wir können aber die lebendige Materie nicht im willkürlich-physikalischen Experiment herstellen, daher kann sie, meint Kant, auch ursprünglich nicht so entstanden sein!

Diesen Schluß werden wir heute nicht mehr gelten lassen. Denn wir werden sagen müssen, daß die einstmalige Entstehung des Lebens und die heute geforderte willkürliche Darstellung des Lebens unbedingt methodologisch zu sondern sind. Die erste könnte physikalisch denkbar sein, auch wenn die zweite niemals rein physikalisch ausführbar wäre. Und letzteres könnte wieder zwei Gründe haben: entweder könnten einzelne der damaligen kosmisch-physikalischen Bedingungen heute nicht mehr in der früheren Weise wirksam sein, oder wir könnten diese Bedingungen, ihre theoretische Erfassung selbst vorausgesetzt, noch nicht in die zur Entstehung der lebendigen Substanz unerläßliche, simultane Kombination bringen. Man denke etwa einerseits an Pflügers Cyanhypothese,<sup>402</sup> andererseits an gewisse Gedankengänge Wilhelm Roux'.<sup>403</sup> Hier scheint also Kant den methodologischen Fehler allzu-großer Vereinfachung begangen zu haben.

Andere Denkschwierigkeiten ergeben sich aus seiner organischen Teleologie.

Hier wird sich in erster Linie die Frage erheben, ob Kant das Verhältnis der Mechanik zur orga-

<sup>401</sup> Kant, U., § 68, p. 384.

<sup>402</sup> Pflügers Hypothese, welche die Urzeugung unter Hinweis auf die Bedeutung des Cyanmoleküls gerade zur Zeit des feuerflüssigen Zustandes der Erde für möglich hält, ist ziemlich ausführlich wiedergegeben bei Max Verworn, Allgemeine Physiologie, 6. Aufl., Jena 1915, p. 376 ff.

<sup>403</sup> Vgl. Wilhelm Roux, Das Wesen des Lebens, p. 186, wo die ,methodische Synthese' lebendiger Substanz von der ,sukzessiven Herstellung und Häufung der einzelnen elementaren Lebensleistungen in einem einzigen Gebilde' abhängig gemacht wird.



nischen Teleologie richtig bestimmt hat. Das scheint nicht der Fall zu sein. Auch wenn wir von einer näheren Kritik seiner transzendental-teleologischen Gedankengänge hier absehen, bleibt jedenfalls noch zu beanstanden, daß Mechanismus und Teleologie, rein methodologisch betrachtet, kaum in dem unaufhaltbaren Gegensatz zueinander stehen können, den der Philosoph für gegeben erachtet! — Auch das rein mechanische Naturgeschehen zeigt uns nicht ein wirres, völlig zusammenhangloses Kräftechaos, sondern, wenigstens stellenweise, Ziel, Richtung, Ausgleich, Ordnung, Struktur.<sup>404</sup> In diesem Sinne hat darum auch die Mechanik ihre ‚Teleologie‘, wie sie ja auch von einigen Zeitgenossen Kants (Mauvertuis, Euler) in stark theologisierender Rede-weise verfochten wurde, die freilich in neuerer Zeit einer schlichteren und exakteren Betrachtung weichen mußte.<sup>405</sup> Organische Prozesse ‚mechanistisch‘ erklären wollen, heißt darum noch keineswegs, wie Kant meint, der Lehre von der ‚Casualität‘, vom ‚blinden Zufall‘ sich in die Arme werfen.<sup>406</sup>

Dieser Einwand wider den angeblichen Zufallscharakter der organischen Vorgänge — gegenüber den anorganischen — läßt sich auch anders formulieren: Man kann darauf hinweisen, daß die letzteren ohne feste Demarkationslinie in die ersteren übergehen, daß die Gesetzmäßigkeit aus dem Gebiete des Anorganischen doch auch in gewissem Maße im Gebiete des Organischen gilt. — So spielen, wie wir heute wissen, bestimmte Erscheinungen an der lebenden Substanz sich durchaus im Rahmen sogar rein mechanischer Gesetzmäßigkeit ab: der lebende Zellinhalt z. B. hat eine Reihe von Eigenschaften mit einer einfachen

<sup>404</sup> Vgl. dazu folgende Ausführungen von Kurd Lasswitz: ‚Gehört Richtungsintensität zur Grundwesenheit der Energie, so bedeutet das Gerichtet-Sein der Bestandteile eines Gefüges nicht mehr eine teleologische Funktion, sondern ein konstitutives Gesetz im Sinne des Systems. Dieses erweist sich als ein Gerichtet-Sein zur individuellen Bestimmung eines Gefüges und gehört somit zu denjenigen Bestimmungen, die den Maschinengleichungen der Energetik entsprechen.‘ (Kurd Lasswitz, Seelen und Ziele, Leipzig 1908, p. 109.)

<sup>405</sup> Vgl. dazu Ernst Mach, Die Mechanik in ihrer Entwicklung, 6. Aufl., Leipzig 1908, p. 406 ff., 495 ff.

<sup>406</sup> Kant, U., § 72, p. 391 ff.; § 73, p. 393.



Flüssigkeit gemeinsam, während andere nach dem Modell der schaumartigen Mischung begrenzt mischbarer Flüssigkeiten verständlich sind usw.<sup>407</sup> Auch als Verbreiterin und Hinüberleiterin rückt die Erscheinungsreihe des Anorganischen der des Organischen innig nahe, so daß ein moderner Biologe mit vollem Recht die erstere danach durchforschen konnte, durch welche Eigenschaften sie die Entfaltung der letzteren möglich gemacht habe.<sup>408</sup> Ganz speziell aber vermag die heutige biochemische Forschung den Zusammenhang zwischen den Formen des ‚Lebens‘ und des ‚Leblosen‘ herzustellen, indem sie den Nachweis unternimmt, daß die chemische Betrachtung ohne scharfe Grenze in die morphologische übergeht und daß . . . wir sowohl im chemischen wie im morphologischen Sinne von einer ‚Struktur der organischen Teile‘ sprechen können.<sup>409</sup> Biologie und Physik, Leben und Mechanismus stehen also nicht in dem schroffen Gegensatz, den Kant behauptet hat.

Unbefriedigend ist auch Kants Auffassung von der festen Beziehung, die im Organismus zwischen dem ‚Ganzen‘ und seinen ‚Teilen‘ bestehen soll. Es ist schon gesagt worden,

<sup>407</sup> Vgl. August Pütter, Vergleichende Physiologie, Jena 1911, p. 11 ff.

<sup>408</sup> Lawrence J. Henderson hat in seiner Schrift ‚Die Umwelt des Lebens‘, übers. von R. Bernstein, Wiesbaden 1914, die ‚Eignung‘ des Anorganischen für die Bedürfnisse des Organischen nachzuweisen gesucht. Auf p. 31 hat er sein Problem folgendermaßen formuliert: ‚Inwiefern begünstigen die chemischen, physikalischen und allgemein meteorologischen Eigenschaften des Wassers und der Kohlensäure sowie anderer Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff die Existenz von Mechanismen, welche in physikalischer, chemischer und physiologischer Beziehung kompliziert und in einer vollkommen regulierten Umgebung selbst reguliert sind und außerdem Materie und Energie austauschen?‘ — Die Erkenntnis der physikalischen Umwelt hat also — gegen Kant — doch einen Erklärungswert für das biologische Geschehen!

<sup>409</sup> Albrecht Kossel, Beziehungen der Chemie zur Physiologie (in: Kultur der Gegenwart, Tl. III, Abt. III, Bd. II), p. 400. — Den großen heuristischen Wert der chemischen Betrachtungsweise für die Lebensvorgänge, die uns verstehen lehrt, ‚wie aus der Kraft Form wird‘, findet man lichtvoll erörtert von Franz Hofmeister ‚Chemische Steuerungsvorgänge im Tierkörper‘ (in: Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg, Heft 17, 1912), bes. p. 12 u. 15.



daß der Philosoph in dieser Formel das Wesen des Organismus rein begrifflich eingefangen zu haben glaubte. (Vgl. oben Kap. II, 1. d.) Nichtsdestoweniger werden wir seinen Ableitungen heute kaum mehr beipflichten können.

Mehrere ernste Einwände bieten sich dar. Selbst wenn man hier davon absehen wollte, daß gerade auf der Basis der kritischen Philosophie der Sinn der organischen Totalität, des ‚Ganzen‘ als eines halb metaphysischen „Ens“, notwendigerweise unvollziehbar bleibt, so wird doch kaum zu verkennen sein, daß diese Auffassung auch methodologisch nur bei einem Stande der Biologie konzipiert werden konnte, der die Unveränderlichkeit der Art als erwiesen hielt. Im Rahmen eines biologischen Weltbildes aber, das diese Konstanz der Arten aufgibt, erscheint ja eben dieses Ganze (seiner ontologischen Mystik entkleidet) doch wieder nur als etwas ‚Partielles‘, nämlich als eine dynamische ‚Teilanpassung‘ an einen bestimmten ‚Ausschnitt‘ von Umweltbedingungen! Darum ist heute das ‚Ganze‘ eigentlich einer festen Inventarisierung nicht mehr fähig, man darf heute sagen, daß die ‚Form‘ als der Ausdruck eines dynamischen Gleichgewichtes angesehen werden muß, das durch die Wirkung und Gegenwirkung der verschiedensten Prozesse entsteht und sich erhält.<sup>410</sup> Der Begriff des Ganzen hätte auf dem Boden dieser Auffassung wohl nur mehr den Sinn einer bequemen Abbréviatur.

Historisch ist freilich diese Betonung der Totalität, des ‚Ganzen‘ in Kants Philosophie des Organischen, recht wohl verständlich: der Hauptakzent lag eben damals vorwiegend noch auf der äußeren Form, das ‚Ganze‘ vor allem wurde beobachtet und beschrieben. ‚Zu Linnés Zeiten galt den Naturforschern der Organismus in seiner Gesamtheit als die Hauptsache: von diesem Standpunkt aus wurden sowohl Pflanzen als Tiere betrachtet. . . . Als erste, entscheidende Aufwärtsbewegung folgte die Untersuchung der Organismen auf ihren Bau. An Stelle des Ganzen traten die dasselbe zusammensetzenden Teile, um Gegenstand eingehendster Forschung zu werden.‘<sup>411</sup>

<sup>410</sup> August Pütter, Vergleichende Physiologie, p. 689.

<sup>411</sup> William A. Loe y, Die Biologie und ihre Schöpfer, p. 120.



Die heutige Biologie ist, alles in allem, eher eine Analyse der Elemente, der ‚Teile‘.

Darum ist es heute (gerade im Gegensatz zu Kants Meinung) eine ziemlich allgemein angenommene Anschauung, daß das Versagen der organischen Prozesse gerade durch ein stets und immer mehr ansteigendes Mißverhältnis zwischen dem organischen ‚Ganzen‘ und seinen ‚Teilen‘ hervorgerufen wird. Die zunehmende Differenzierung und Integration der zellulären Elemente schwächt ihre individuelle Fähigkeit mehr und mehr. Der organische Tod tritt schließlich auf.<sup>412</sup> Außerdem stehen der modernen Biologie zahlreiche Beobachtungen zur Verfügung, welche dartun, wie locker dieses Verhältnis der Teile zum Ganzen (auch abgesehen von dem allgemeinen Gesetz der Phylogenese) bei der Formbildung der lebendigen Substanz sich gestaltet. Es kann nur flüchtig angedeutet werden, was hier gemeint ist: daß es Tatsachengruppen gibt, welche gewissermaßen ein ‚Revolutionieren der Teile‘ vor Augen führen, während andere wieder sozusagen die ‚Indifferenz des Ganzen‘ markant beweisen.<sup>413</sup> Eine feste Bezogenheit dieses zu jenen liegt also kaum im Bereiche moderner Lebenswissenschaft.

Noch weitere Punkte in Kants Philosophie des Organischen werden heute Bedenken erregen.

So wird man vom Standpunkt der biologischen Methodologie der Jetztzeit seine teleologische Heuristik kaum mehr befriedigend finden. Es mag wohl sein, daß auch

<sup>412</sup> Vgl. E. Korschelt, Lebensdauer, Altern und Tod, Jena 1917, p. 91 u. 97.

<sup>413</sup> Eine nähere Verifikation dieser These würde zu tief in die Biologie hineinführen und daher den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Darum sei hier bloß eine ganz kurze Andeutung erlaubt: Beispiele für die erste Gruppe (‚Revolutionieren der Teile‘) sind etwa gewisse organische Exzessivbildungen (Hauer des Hirschebers, Kamm des Truthahnes, Geweih des Riesenhirsches usw.), ferner die Wachstumsvorgänge bei den malignen Tumoren. Beispiele für die zweite Gruppe (‚Indifferenz des Ganzen‘): die Verdauung artgleicher organischer Gewebe durch die eigenen Verdauungssäfte (vgl. dazu: S. Fränkel, Dynamische Biochemie, Wiesbaden 1911, p. 170), gewisse Erfolge der Transplantation (Steinach) und künstlichen Heterogenese (Jacques Loeb).



heute nicht eben wenige Biologen zunächst noch mit teleologischen Formeln arbeiten oder doch zu arbeiten glauben. Aber fast jeder unter ihnen betrachtet doch die teleologische Formel nur als eine Art ‚Provisorium‘, welches über kurz oder lang seine glatte, *d e s k r i p t i v e* *A u f l ö s u n g* erhalten muß, wenn der Rahmen naturwissenschaftlichen Denkens nicht zersprengt werden soll. Der Zweckbegriff spielt also hier kaum eine andere Rolle als die einer Spielmarke, die baldmöglichst in Bargeld ausgezahlt wird. Uncinlösbare Teleologie dürfte heute wenig biologische Forscher gewinnen.

Nun könnte man freilich meinen, auch Kant habe diese Ansicht vertreten. In der Tat hat er ja, wie schon gezeigt wurde (vgl. oben Kap. III, c), der kausal-mechanischen Erklärungsweise (der wir heute auch die chemische ohneweiters zuzählen könnten) eine ‚ganz unbeschränkte Befugnis‘ zugesprochen: man dürfe dem Naturmechanismus ‚soweit nachgehen‘, ‚als es mit Wahrscheinlichkeit geschehen kann‘.<sup>414</sup> — Aber hier fehlt doch wohl der bestimmte Hinweis darauf, daß jede, aber auch schon jede teleologisch gewonnene Einsicht ihre rein *d e s k r i p t i v e*, in den Ausdrücken des naturwissenschaftlichen Denkens gehaltene Auflösung finden muß: Kant war höchstwahrscheinlich der Meinung, daß dort, wo wirklich teleologische Gestaltung ihr Spiel treibt, das physikalische Denken niemals würde eindringen können. Gerade diese Forderung aber erhebt die heutige Biologie, sie verlangt die Rückführung jeder teleologischen Formel auf ein festes, naturwissenschaftliches Begriffsschema. Wenn wir also etwa heute von einer ‚Eignung‘ der Laktation für die Ernährung des jungen Tieres sprechen, so dürfen wir das nur, wenn wir zugleich diese Teleologie — wie übrigens schon *D i d e r o t* eingesehen hatte — wieder dadurch aufheben, daß wir den ganzen geschlossenen Mechanismus zu beschreiben versuchen, der die Sekretion der Milchdrüse anregt: Heute geschähe das auf dem Boden der *H o r m o n e n t h e o r i e*.<sup>415</sup> Oder wenn wir heute die ‚zweckmäßige‘ Form und Funktion der Blätter für die Wasserökonomie hervorzuheben wünschen,

<sup>414</sup> Kant, U., § 80, p. 417 f.

<sup>415</sup> Über die Hormonenlehre vgl. S. F r ä n k e l, op. cit., p. 440.



so übernehmen wir damit die Pflicht, die ganze Apparatur und den ganzen Prozeß, der dieses Resultat zeitigt, möglichst genau zu schildern: etwa durch Hinweis auf die Spaltöffnungen mit ihren Schließzellen, die bei zunehmendem Wasserdruck sich öffnen, bei abnehmendem sich schließen.<sup>416</sup> Kurz, es ist heute fraglos die Einsicht vorhanden, daß der teleologischen Ausdrucksweise stets die naturwissenschaftlich-physikalische Begriffsbestimmung auf dem Fuße zu folgen hat. — Das begründet aber, wie schon gesagt, eine nicht unwesentliche Abweichung von dem Standpunkte Kants.

Vermutlich wird die Kritik Kantscher Gedankengänge hier aber nicht haltmachen können. Sie wird weitergehen und feststellen, daß es Kant wohl überhaupt noch an der klaren, methodologischen Einsicht gefehlt zu haben scheint, kraft deren wir heute jede sogenannte teleologische Verknüpfung im Bereich des Organischen wenigstens prinzipiell für naturwissenschaftlich auflösbar halten müssen: nämlich durch die Betrachtung der betreffenden Erscheinungsformen unter dem Gesichtswinkel ihrer räumlich-zeitlichen Koexistenz.

Benützt man nämlich diese Betrachtungsweise, so erscheint es möglich, durch Betonung: einmal mehr des lokalen, ein andermal mehr des temporellen Faktors jene Übereinstimmung verschiedener Erscheinungsgruppen, die sich zunächst als durchaus ‚teleologisch‘ präsentiert, einer rein naturwissenschaftlichen Analyse zugänglich zu machen. Die beiden Fragestellungen, die sich auf diese Weise ergeben, hätten dann etwa zu lauten: ‚Welche Elemente aus der Umgebung (dem Medium) gehen in die Lebenssphäre des betreffenden organischen Wesens ein?‘ und ‚Welchen — länger oder kürzer dauernden — Einwirkungen war der betreffende Organismus selbst oder seine Aszendenz früher unterworfen?‘ Die erste Frage wird im großen und ganzen das Problem der Ökologie formu-

<sup>416</sup> Vgl. Georg Karsten, Biologie der Pflanzen (in: Lehrbuch der Biologie für Hochschulen von Nußbaum, Karsten, Weber, Leipzig 1911), p. 219. — Die genialste Durchführung des mechanistischen Standpunktes bei Jul. Schultz, Die Maschinentheorie des Lebens, 1909.



lieren.<sup>417</sup> Die zweite wird vielfach mit denjenigen Bestrebungen zusammenfallen, die wir heute der Aufhellung der sogenannten ‚phylogenetischen‘ Beziehungen widmen. Beide Fragestellungen ergänzen sich und beide sind ungemein fruchtbar: mit ihrer Hilfe erklären sich nicht nur viele bizarr-teleologische, anatomische und physiologische Einstellungen und Anpassungen, sondern auch verschiedene, zunächst durchaus spontan erscheinende ‚Teleologien‘ innerhalb der Organismen: die ‚Instinkte‘, die ‚Schutzfarben‘, die ‚Immunitäts‘-Erscheinungen usf.<sup>418</sup> — Auf all das kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, es wurde nur erwähnt, um den Unterschied klarzumachen, den auch rein methodologisch die heutige Lebensforschung von den Anschauungen und Forderungen Kants und seiner Zeit aufs allerschärfste trennt.

Schließlich darf vielleicht noch eine letzte Verschiedenheit zwischen Kants Denken und dem der modernen Biologie kurz erörtert werden.

Kant hat, wie schon oft hervorgehoben wurde (vgl. oben Kap. II, 1. d), den Begriff der naturwissenschaftlich verifizierbaren Teleologie bis innerhalb der Grenzen des individuellen Organismus zurückgenommen: nur im Zusammenspiel der Teile einer organischen Lebensform meinte er das Prinzip der Zweckmäßigkeit gewissermaßen unmittelbar vor sich zu haben. Die Bestätigung einer Teleologie, welche sich außerhalb eines bestimmten organischen Individuums, etwa durch ein Ineinandergreifen getrennter Lebenseinheiten offenbaren könnte, behielt er nicht der biologischen Empirie, sondern im wesentlichen seiner Metaphysik der Postulate vor. Wenigstens war dies seine Meinung seit Beginn seiner kritizistischen Epoche.

<sup>417</sup> Vgl. dazu S. Tschulok, Das System der Biologie in Forschung und Lehre. Eine historisch-kritische Studie. Jena 1910, p. 214 f.

<sup>418</sup> Bei der im Text angedeuteten Analyse spielt es dann, rein methodologisch gesprochen, nur mehr eine sekundäre Rolle, ob man sich des speziellen Grundsatzes der (darwinistischen) Selektionslehre bedient oder (mehr lamarckistisch) die zu erklärende beziehungsweise Funktion aus dem individuellen Gebrauche hervorgehen läßt: also durch Vererbung individuell erworbener Eigenschaften!



Es läßt sich aber kaum leugnen, daß diese Ansicht des Philosophen recht wenig dem in der modernen Biologie üblichen Denken entspricht. Hier nämlich hat gerade die Orientierung an dem evolutionistischen Grundgedanken eine weit anspruchsvollere Teleologie hervorgetrieben, die von der Maxime Kants ziemlich stark abweicht. Der heutige Biologe nimmt den Zweckbegriff im Organischen — auch wenn er ihn nur als einen vorläufigen Notbehelf ansieht — gewöhnlich dreigestaffelt. Er betrachtet ihn als wirksam erstens — wie Kant — innerhalb des einzelnen organischen Körpers. Zweitens aber im Sinne einer ‚Tendenz zur Erhaltung der Art‘. Drittens endlich als regulierendes Prinzip im Verhältnis der verschiedenen Organismen untereinander. — — Es mag fraglich erscheinen, ob diese Formulierung, in der häufig metaphänomenele und rein deskriptive Elemente naiv vermengt werden, uns heute Genüge leisten kann: denn es ist z. B. klar, daß eine Teleologie innerhalb des Einzeltiers noch nichts für die Zweckmäßigkeit im intraindividuellen Zusammenhang bewiese, während die Erhaltung der Art als teleologische Tatsache überhaupt eine äußerst prekäre Existenz führt. (Wie viele Arten sind nicht ausgestorben!) Aber auch, wenn diese heute sehr verbreitete Auffassung mit den angegebenen — und noch übleren — Konsequenzen<sup>419</sup> behaftet wäre, so bedeutet sie doch auf alle Fälle eine starke Abweichung von Kants Art, diese Dinge zu sehen. Man wird darum diesen Unterschied ausdrücklich feststellen dürfen.<sup>420</sup>

<sup>419</sup> So ließe sich noch darauf hinweisen, bis zu welchem Grade der Paradoxie sich diese polyteleologische Auffassung steigern kann, wenn hüben und drüben der ‚Zweck‘ wirksam sein soll, wenn z. B. die Ausrüstung eines Parasiten teleologische Funktion besitzen soll, während gleichzeitig die Schutzmaßregeln des befallenen Organismus unter denselben Gesichtswinkel zu rücken wären! — Über die verschiedenen ‚Modifikationen‘ des Zweckbegriffes im Organischen (wie man diesen Sachverhalt auch nennen könnte) vgl. auch den Artikel Ludwig Plates ‚Organische Zweckmäßigkeit‘ im ‚Handwörterbuch der Naturwissenschaften‘, Bd. 2, p. 942 ff. — Die Paradoxie des Zweckbegriffes in der Natur ist sehr klar gesehen in der Akademierede Fr. Jodls: ‚Zufall, Gesetzmäßigkeit, Zweckmäßigkeit‘. (Wien 1911.)

<sup>420</sup> Vielleicht sollte noch erwähnt werden, daß Kant auch noch eine letzte, rein formale Möglichkeit der Anwendung des Zweckbegriffes außer



. . . Zum Schlusse sollen noch wenige Schlagworte den Gang und die wichtigsten Resultate dieser Untersuchung kurz in die Erinnerung zurückrufen.

Kant legt den Grund für seinen endgültigen Begriff des Organischen in einer Reihe von Gedankengängen, die sich unter der Bezeichnung ‚transzendente Teleologie‘ zusammenfassen lassen.

Kants Auffassung vom Organischen strebt der Immanenz zu, d. h. er sieht die Zweckhaftigkeit der Natur prinzipiell nur innerhalb des Organismus und der an ihn geknüpften Erscheinungsreihen verwirklicht: insbesondere durch das eigentümliche Verhältnis des organischen ‚Ganzen‘ zu dessen ‚Teilen‘.

Diese Anschauung führt ihn einem — metaphysischen — Agnostizismus und einer — hauptsächlich methodologischen — Heuristik zu.

In weiterem Zusammenhang damit steht seine Ablehnung einer rein (mechanistisch-)physikalischen Erklärung des Lebens sowie sein Verzicht auf die Feststellung irgendeines ‚biologischen Urphänomens‘.

Im Zeichen der Biologie und biologischen Spekulation seiner Zeit hat Kant sich dem Evolutionsgedanken — namentlich im Sinne einer methodologisch gefaßten ‚scala naturae‘ — mehrfach stark genähert, wobei ihm allerdings

acht gelassen hat: nämlich einen Gebrauch teleologischer Formeln in rein didaktischer Absicht. Gerade davon wird heute noch ausgiebigster Gebrauch gemacht. So etwa, wenn der dozierende Biologe die ‚Frage‘ aufwirft: Was ‚bezweckt‘ wohl die Natur, wenn sie dem Protoplasma kolloidale Beschaffenheit gab? Wenn sie für alle Metazoen zelluläre Struktur ‚wählte‘? Was für einen biologischen ‚Zweck‘ kann es haben, wenn den Säugetieren eine kürzere Lebensdauer beschieden ist als gewissen Vögeln? usw. — Hier ist der Sinn der ganzen teleologischen Ausdrucksweise offenbar nur der, die Aufmerksamkeit des ‚Schülers‘ (oder ‚Lesers‘) recht intensiv den zu erörternden biologischen Erscheinungsgruppen zuzuwenden. Irgendwelche Aussagen oder Behauptungen über ein reales Gelten teleologischer Prinzipien in der Natur ist in solchen Redewendungen wohl nicht enthalten. Darum nimmt auch erfahrungsgemäß die Anzahl der verwendeten teleologischen Ausdrücke um so mehr zu, für ein je breiteres Publikum der dozierende Biologe spricht (oder schreibt).



die Deszendenzlehre niemals mehr als eine zwar mögliche, aber unbewiesene Hypothese war.

Auch seine Ablehnung der *Urzeugung* entsprach der Meinung gerade der besonnenen Biologen jener Zeit, der allerdings die (hylozoistisch gefärbte) Ansicht besonders einiger französischer Naturphilosophen entgegenstand.

Als einer der ersten trat Kant für die Berechtigung der epigenetischen Theorie gegen die alte *Präformationslehre* in die Schranken. Gelegentliche Rückfälle in diese blieben ihm nicht erspart. Hier wie in der Frage des *Rassenproblems* erweist sich seine Meinung weniger durch die Ergebnisse einer unbefangenen Empirie bestimmt als durch den Wunsch nach einer verlässlichen ‚*Maxime*‘ des Denkens. (Letzteres tritt namentlich in der Polemik gegen Forster hervor.)

Kant suchte den Menschen als Lebewesen durchaus im Rahmen der Natur zu begreifen und insofern ist er ein Vorkämpfer des modernen *Naturalismus*.

Gewisse *Residuen* des physiko-theologischen Denkens zeigen uns den innigen psychischen Zusammenhang des Philosophen mit der Kulturwelt des 17. und 18. Jahrhunderts.

Den Übergang des menschlichen Naturzustandes in den Zustand der kulturellen Artung hat Kant wenigstens grobschematisch zu begreifen sich bemüht.

In einer spiritualistischen Metaphysik, etwa im Sinne von Leibniz und Wolff, die aber nur als ‚*Postulat*‘ zu verstehen ist, meinte er seiner ‚*Philosophie des Organischen*‘ die krönende Kuppel geben zu dürfen.



## Inhaltsangabe.

<b>I. Kants Philosophie des Organischen im Rahmen des kritischen Systems . . . . .</b>	<b>5</b>
<b>II. Die transzendente Teleologie als Grundlage von Kants Philosophie des Organischen.</b>	
1. Die Formen des Zweckbegriffes.	
a) Der Zweckbegriff in der Mathematik . . . . .	12
b) Der Zweckbegriff in der Ästhetik . . . . .	15
c) Der Zweckbegriff in der ‚äußeren Natur‘ . . . . .	22
d) Die innere Zweckmäßigkeit bei den organischen Wesen .	26
2. Transzendente Dialektik.	
a) Die Widersprüche in den dogmatischen Systemen der Naturteleologie . . . . .	36
b) Die teleologische Antinomie und ihre Auflösung . . . . .	46
3. Der Zweckbegriff innerhalb der Grenzen seines transzendentalen Gebrauches.	
a) Sein agnostischer Charakter . . . . .	50
b) Sein heuristischer Wert . . . . .	65
<b>III. Das biologische Weltbild Kants.</b>	
a) Hauptzüge des biologischen Weltbildes zur Zeit Kants . .	75
b) Das biologische Urphänomen . . . . .	102
c) Das mechanisch Erklärbare in den organischen Prozessen .	107
d) Die empirische Entstehung der individuellen Organismen (Präformation oder Epigenesis) . . . . .	112
e) Das Evolutionsproblem und die Frage nach der Konstanz der Arten . . . . .	117
f) Kants Rassentheorie . . . . .	128
g) Die Frage nach der erstmaligen Entstehung des Organischen (Das Problem der Urzeugung) . . . . .	137
h) Der Organismus und seine Umwelt . . . . .	140
i) Die Stellung des Menschen im Naturganzen . . . . .	143
k) Residuen physikotheologischer Weltanschauung . . . . .	147
<b>IV. Natur und Kultur . . . . .</b>	<b>151</b>
<b>V. Die organische Natur und die metaphysischen Postulate</b>	<b>157</b>
<b>VI. Kritisches zu Kants Philosophie des Organischen . . . . .</b>	<b>159</b>



25./11. 22.



Um Reklamationen zu vermeiden, wird mitgeteilt, daß nachstehend verzeichnete Hefte der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien noch im Druck sind, daher bisher nicht ausgegeben werden konnten.

Sitzungsberichte, Band 176, 7. Abhandl. (Geiger)			
„	„	181, 3.	„ (Tuneld-Pollak)
„	„	183, 1.	„ (Wilhelm)
„	„	183, 3.	„ (Wilhelm)
„	„	186, 5.	„ (Bittner)
„	„	188, 1.	„ (Schürr)
„	„	190, 3.	„ (Gamillscheg)
„	„	191, 3.	„ (Höfler)
„	„	191, 4.	„ (Ettmayer)
„	„	191, 5.	„ (Stein)
„	„	192, 3.	„ (Geyer)
„	„	193, 1.	„ (Jagić)







Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 193. Band, 4. Abhandlung

---

THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
NOV 14 1923

# Zur Analyse von Kants Philosophie des Organischen

Von

**Dr. Karl Roretz**

Vorgelegt in der Sitzung am 7. Mai 1919

Gedruckt aus den Mitteln des Jérôme und Margaret Stonborough-Fonds

---

**Wien, 1922**

In Kommission bei Alfred Hölder

Universitätsbuchhändler

Buchhändler der Akademie der Wissenschaften in Wien

**Sph 193/4**  
**Roretz**



<b>Arnim, H. v.:</b> Zum Kallimachos. 8°. 1910.	0.70
— Sprachliche Untersuchungen zur Chronologie der Platonischen Dialoge. 8°. 1911.	6.—
<b>Bartsch, R.:</b> Das eheliche Güterrecht in der Summa Raymunds von Wiener-Neustadt. 8°. 1911.	1.70
<b>Bauer, A.:</b> Beiträge zu Eusebios und den byzantinischen Chronographen. 8°. 1909.	1.40
— Die Herkunft der Bastarnen. 8°. 1917.	0.80
<b>Buberl, P.:</b> Die Miniaturhandschriften der Nationalbibliothek in Athen. 4°. 1917.	10.—
<b>Feder, A. L.:</b> Studien zu Hilarius von Poitiers. I. Die sogenannten „Fragmenta historica“ und der sogenannte „Liber I ad Constantium imperatorem“ etc. 8°. 1909.	4.90
— — II. Bischofsnamen und Bischofssitze bei Hilarius von Poitiers. 8°. 1910.	3.55
— — III. Überlieferungsgeschichte und Echtheitskritik des sogenannten Liber II ad Constantium etc. 8°. 1912.	3.75
<b>Gollob, E.:</b> Die griechischen Handschriften der öffentlichen Bibliothek in Besançon. 8°. 1908.	0.60
— Medizinische griechische Handschriften des Jesuitenkollegiums in Wien XIII (Lainz). 8°. 1908.	0.40
— Die Bibliothek des Jesuitenkollegiums in Wien XIII (Lainz) und ihre Handschriften. 8°. 1910.	0.80
— Die griechische Literatur in den Handschriften der Rossiana in Wien. I. Teil. 8°. 1910.	2.70
<b>Goldbacher, A.:</b> Kritische Beiträge zum 41., 42. und 43. Buch des Livius. 8°. 1919.	2.80
— Zur Kritik von Ciceros Schrift de officiis. I. 8°. 1921.	0.90
— — II. 8°. 1922.	2.10
<b>Gomperz, Th.:</b> Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller. IX. 8°. 1907.	0.40
— Platonische Aufsätze. III. Die Composition der „Gesetze“. 8°. 1902.	0.80
<b>Höfler, A.:</b> Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Abhängigkeitsbeziehungen. 8°. 1917.	1.50
— Naturwissenschaft und Philosophie. I. 8°. 1920.	3.20
— II. 8°. 1921.	4.—
<b>Hofmann, K. B.:</b> Kenntnisse der klassischen Völker von den physikalischen Eigenschaften des Wassers. I. und II. 8°. 1909.	1.90
— — III. 8°. 1910.	1.70
— — IV. 8°. 1911.	1.10
<b>Holzinger, K. von:</b> Die Aristophaneshandschriften der Wiener Hofbibliothek. I. 8°. 1910.	3.20
— — II. 8°. 1912.	2.80
<b>Hopfner, Th.:</b> Thomas Magister, Demetrios Triklinios, Manuel Moschopoulos. Eine Studie über ihren Sprachgebrauch. 8°. 1919.	2.—
— Der Tierkult der alten Ägypter. 4°. 1916.	14.—
<b>Jagić, V.:</b> Ein unedierter griechischer Psalmenkommentar. 4°. 1906.	5.70



<b>Kalinka, E.:</b> Aus der Werkstatt des Hörsaals. 8°. 1922.	1.70
<b>Karabacek, J. v.:</b> Abendländische Künstler zu Konstantinopel im 15. und 16. Jahrhundert. I. Italienische Künstler am Hofe Muhammeds II. des Eroberers, 1451—1481. Mit 9 Tafeln und 55 Textbildern. 4°. 1918.	17.10
<b>Kreibitz, J. K.:</b> Über Wahrnehmung. 8°. 1912.	0.95
— Über die Quantität des Urteils. 8°. 1919.	1.30
<b>Kubitschek, W.:</b> Die Kalenderbücher von Florenz und Leyden. 4°. 1916.	10.—
— Zur Geschichte von Städten des römischen Kaiserreiches. Epigraphisch-numismatische Studien. 1. Heft. 8°. 1916.	3.40
— Itinerarstudien. 4°. 1919.	5.70
<b>Maliniak, W.:</b> A. F. Modrevius. Ein Beitrag zur Geschichte der Staats- und Völkerrechtstheorien. 8°. 1912.	5.50
<b>Martin, J.:</b> Comodianea. 8°. 1917.	3.10
<b>Meinong, A.</b> Über emotionale Präsentation. 8°. 1917.	5.—
— Zum Erweise des allgemeinen Kausalgesetzes. 8°. 1919.	3.10
<b>Meringer, R.:</b> Mittelländischer Palast, Apsidenhaus und Megaron. 8°. 1916.	2.90
<b>Müller, J.:</b> Kritische und exegetische Studien zu Tacitus. 8°. 1912.	0.50
<b>Nagl, A.:</b> Die Rechentafel der Alten. 8°. 1915.	3.—
<b>Nowotny, E.:</b> Römerspuren nördlich der Donau. 8°. 1919.	2.30
<b>Pfaff, I.:</b> Bernhard Walther von Walthersweil als Romanist des 16. Jahrh. 8°. 1918.	1.10
<b>Radermacher, L.:</b> Das Epigramm des Didius. 8°. 1912.	0.95
— Die Erzählungen der Odyssee. 8°. 1915.	1.60
— Hippolytus und Thekla. Studien zur Geschichte von Legende und Kultus. 8°. 1916.	4.—
— Beiträge zur Volkskunde auf dem Gebiete der Antike. 8°. 1919.	3.80
— Aristophanes' „Frösche“. Einleitung, Text und Kommentar. 8°. 1922.	9.20
<b>Rzach, A.:</b> Analekta zur Kritik und Exegese der Sibyllinischen Orakel. 8°. 1907.	1.40
<b>Schenkl, H.:</b> Beiträge zur Textgeschichte der Reden des Themistios. 8°. 1919.	2.40
<b>Schlosser, J. v.:</b> Materialien zur Quellenkunde der Kunstgeschichte. I. Mittelalter. 8°. 1915.	vgr.
— — II. Frührenaissance. 8°. 1915.	vgr.
— — III. Cinquecento. 8°. 1916.	2.—
— — IV. Die Kunsttheorie der ersten Hälfte des Cinquecento. 8°. 1917.	2.—
— — V. Vasari. 8°. 1918.	2.10
— — VI. Die Kunstliteratur des Manierismus. 8°. 1919.	3.60
— — VII. Die Geschichtschreibung des Barock und des Klassizismus. 8°. 1920.	2.10
— — VIII. Die italienische Ortsliteratur. 8°. 1920.	2.90
— — IX. Die Kunstlehre des 17. und 18. Jahrhunderts. 8°. 1920.	3.—
— — X. Register. 8°. 1921.	1.50



<b>Singer, H.:</b> Neue Beiträge zu den Dekretalensammlungen vor und nach Bernhard von Pavia. 8°. 1913.	10.20
— Die Dekretalensammlung des Bernardus Compostellanus antiquus. 8°. 1914.	3.—
<b>Steffenhagen, E.:</b> Die Entwicklung der Landrechtsglosse des Sachsenspiegels. X. Zur Stredeler Glosse und zu den Bocksdorfschen Additionen. 8°. 1911. 1.—	
<b>Wahrmund, L.:</b> Die kaiserliche Exklusive im Konklave Innocenz' XIII. 8°. 1913.	1.70
<b>Wehofer, Th. M.:</b> Untersuchungen zum Lied des Romanos auf die Wiederkunft des Herrn. Mit zwei Anhängen: I. Der literarische Charakter des Hexaemeronhymnus Gen. 1—2, 3. II. Das D. H. Müllersche Gesetz in den Paulusbriefen. 8°. 1907.	5.35
<b>Weinberger, W.:</b> Beiträge zur Handschriftenkunde. I. 8°. 1908.	2.—
— — II. 8°. 1909.	3.50
<b>Wilhelm, A.:</b> Attische Urkunden. I. 8°. 1911.	2.20
— — II. 8°. 1915.	1.50
— Neue Beiträge zur griechischen Inschriftenkunde. I. 8°. 1911.	1.90
— — II. 8°. 1912.	1.20
— — III. 8°. 1914.	2.40
— — IV. 8°. 1915.	2.40
— — VI. 8°. 1921.	2.10
<b>Wilmart, A.:</b> La tradition des opuscles dogmatiques de Foebadius, Gregorius Illiberitanus, Faustinus. 8°. 1908.	1.65
<b>Wlassak, M.:</b> Anklage und Streitbefestigung im Kriminalrecht der Römer. 8°. 1917.	6.40
— Zum römischen Provinzialprozeß. 8°. 1919.	2.50
— Anklage und Streitbefestigung Abwehr gegen Philipp Lotmar. 8°. 1920.	1.70
— Der Judikationsbefehl der römischen Prozesse. 8°. 1921.	7.30
<b>Zingerle, A.:</b> Zum 45. Buche des Livius. 8°. 1908.	0.35

Durch die Auslieferungstabelle der Akademie der Wissenschaften in Wien (Wien, I., Rotenturmstraße 25, Halbstock), zu beziehen. Die beigefügten Zahlen stellen die Grundpreise dar, welche, mit der zeitweise festzusetzenden Schlüsselzahl multipliziert, den Ladenpreis in österr. Kronen ergeben. Gegenwärtig (November 1922) beträgt die Schlüsselzahl 5000.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.























UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 111416266